This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

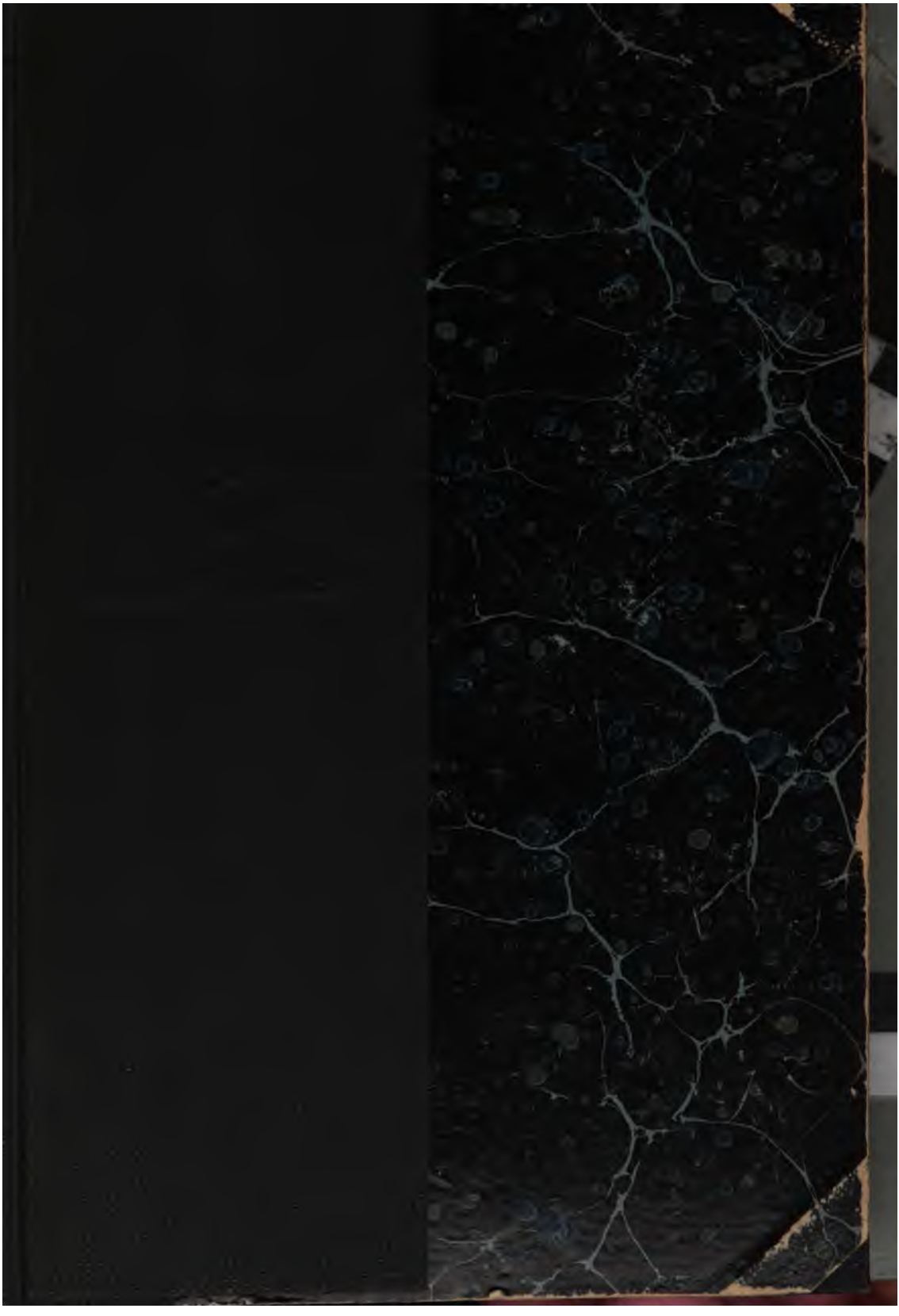
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

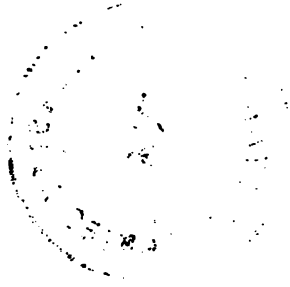
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



E30613



Hans Hofmann.

Sächsische Kirchengeschichte.

Von

Franz Blanckmeister,
Pfarrer an der Trinitatiskirche in Dresden.

Dresden, 98
Verlag von Franz Sturm & Co.
1899.

BR857
B5

Vorwort.

Der Verfasser übergiebt hiermit als Ergebnis mehr denn zehnjähriger Lieblingsstudien eine „Sächsische Kirchengeschichte“ der Öffentlichkeit. Er unternimmt damit den Versuch, die gesamte kirchengeschichtliche Entwicklung seines engern Vaterlandes, des Königreichs Sachsen, in zusammenhängender Darstellung zu schildern. Es kam ihm darauf an, die geschichtlichen Ereignisse so vorzuführen, wie sie sich selbst im Lichte unbefangener und gewissenhafter Forschung darbieten, niemand zu lieb, niemand zu leid. Aus dem fast unübersehbaren Stoffe, wie er in Archiven, Quellenwerken und Einzelschriften aufgehäuft liegt, glaubt er das Wesentliche und Charakteristische herausgehoben und in eine Form gebracht zu haben, die es jedem Gebildeten ermöglicht, das Buch zu verstehen. Denn nicht ein weitschichtig gelehrtes, nur dem Fachmanne willkommenes Werk hatte er im Auge, sondern ein Buch, das in knapper, anschaulicher Darstellung und scharfer Gliederung des Stoffes lediglich einen Überblick über die sächsische Kirchengeschichte bieten und der Einführung in ein Gebiet des Wissens dienen sollte, das, hier zum ersten Male bearbeitet, das Interesse vieler voraussetzen darf. Ergänzungen und Berichtigungen werden ihm um so erwünschter sein, als es ihm lediglich um die geschichtliche Wahrheit zu thun ist, mag sie nun erbaulich oder unerbaulich sein. Zum Belege der Thatsachen, also zur Selbstrechtfertigung, wie als Handhabe für weitere Studien hat er im Anhang einen Nachweis über die hauptsächlichsten ungedruckten Quellen und gedruckten Hilfsmittel zur sächsischen Kirchengeschichte folgen lassen. Möge das anspruchslose Buch in einer Zeit, wo Kirchengeschichte zur allgemeinen Bildung gehört, allenthalben eine freundliche Aufnahme finden! —

Dresden, Michaelis 1898.

F. M.

Inhalt.

Seite

Einleitung. Sächsische Kirchengeschichte. Schwierigkeit. Stoff. Behandlung. 1

I. Die Christianisierung.

1. Die Ureinwohner. Hermunduren. Sorben. Religion. Kultus. 4
2. Bekehrung zum Christentum. Vorarbeit. Arno. Germanisierung. Heinrich I. Otto der Große. Christianisierung. Sendboten des Heils. Grausamkeiten. Mängel des Missionsverfahrens. 7
3. Die Markgrafen. Günther. Riddag. Eckardinger. Grafen von Weimar. Brunonen. Wratislaw. 11
4. Die Bistümer Merseburg und Zeitz. Boso. Gisiler. Aufhebung und Wiederherstellung Merseburgs. Thietmar. Hugo. Zeitz-Naumburg. 13
5. Das Bistum Meißen. Burchard. Volkold. Eido und seine Nachfolger. 15
6. Bischof Benno. Geschichte. Persönliche Bedeutungslosigkeit. Kaiser und Papst. Felix. Benno-Sagen. 17
7. Klostergründungen. Pegau. Chemnitz. Pforta. Stift Wurzen. Petersberg. 20
8. Kirchliches Leben. Reste des Heidentums. Bischöfe. Investitur. Pfarrer. Gottesdienst. Klöster. Anfänge deutsch-christlicher Kultur. 23
9. Kultur und Sitte. Markgrafen. Städte. Luxus. Geistiges Leben. Thietmar. Aberglaube. Roheit der Sitten. 27

II. Das Zeitalter gesicherten Kirchentumes.

10. Die Wettiner. Allgemeines. Dedi. Heinrich von Eilenburg. Konrad der Große. Otto der Reiche. Albrecht der Stolze. Dietrich der Bedrängte. Heinrich der Erlauchte. Albrecht II. Friedrich der Freidige. Friedrich der Ernsthafte. Friedrich der Strenge. Friedrich der Streitbare. 29
11. Die Bistümer. Stellung der Bischöfe. Meißen. Die beiden Witigo. Naumburg. Merseburg. 33
12. Mönche, Nonnen und Ritter. Bedeutung der Klöster. Mönchsklöster. Ritterorden. Nonnenklöster. Segen der Klöster. Verfall. 35
13. Die Geißlerzüge. Nachklang der Kreuzzüge. Flagellanten. Schwarzer Tod. Unterdrückung. 39
14. Der Bestand der Kirche. Kirchliche Einteilung des Landes. Meißner Jurisdiktionsmatrikel. 41

15. Die christliche Liebe. Armen- und Krankenpflege. Klöster. Antoniter. Bruderschaften. Städtische Veranstaltungen. Beghinen. Judenhaß. 43

16. Kirchliches Leben. Heidentum. Geistlicher Stand. Pfarrverwesungen. Klöster. Bruderschaften. Fasten. Legenden. Reliquien. Abläße. Bann. Interdikt. Kultus. Kirchenlehre. Kirchenverfassung. 47

17. Kultur und Sitte. Fürsten. Ritter. Städte. Bauern. Juden. Wissenschaft. Schulen. Kunst. Dichtung. Baukunst. Sittliches Leben. Sinnlichkeit. Aberglaube. 53

III. Kirchliche Gärungen.

18. Die Universität Leipzig. Prag. Gründung. Theologisches Studium im ersten Jahrhundert des Bestehens 60

19. Hus und seine Freunde. Peter von Dresden. Friedrich. Dründorf. 62

20. Die Hussitenkriege. Anlaß. Verheerung Böhmens und Sachsens. Friede. 65

21. Vorboten der Reformation. Proles. Capistrano. Heimburg. Pfennig. Melzer. Cuno. Kalbe. 67

22. Reformversuche. Bischöfe. Landesherren. Unzulänglichkeit. . 70

23. Das Fürstenhaus. Friedrich der Streitbare Kurwürde. Friedrich der Sanftmütige. Ernst. Albrecht. Landesteilung. Ernestiner und Albertiner. 72

24. Kirchliches Leben. Verfall. Staat und Kirche. Landesherrliche Kirchenhoheit. Mißwirtschaft im Haushalt der Kirche. Kirchlichkeit. Bischöfe. Jammer des Kirchentumes. Mykonius. Georg. . . 74

25. Kultur und Sitte. Staatswesen. Schulwesen. Geistiges Leben. Sittlichkeit. 81

IV. Die Reformation.

26. Martin Luther. Reisen nach Dresden. Ablaßhandel. Tetzel. Anschlag der Streitsätze. Kajetan. Miltitz. Leipziger Disputation. Bannbulle. 84

27. Die Kurfürsten und das Evangelium. Friedrich der Weise. Bildersturm. Zwickauer Propheten. Bauernkrieg. Das Evangelium in den ernestinischen Landen. Johann der Beständige. Schmalkaldischer Bund. Johann Friedrich. 93

28. Herzog Georg. Persönlichkeit. Feind der Reformation. Tod. Luther über ihn. 101

29. Herzog Heinrich. Persönliches. Erbe von Georgs Land. Einführung der Reformation. Freiberg. Leipzig. Dresden. Visitationen. 106

30. Moritz. Lebensgang. Person. Schmalkaldischer Krieg. Erwerb der Kurwürde. Schwenkung. Sieg über den Kaiser. Passauer Vertrag. Stellung zum Evangelium. Sievershausen. 111

31. Evangelische Theologen. Luther. Spalatin. Melanchthon. Lindenau. Cellarius. Greser. Cruciger. Pfeffinger. Weller. Hausmann. Lauterbach. Linck. Sarcerius. Mylonius. Musculus. Matheſius. 120

32. Das Ende des römiſchen Kirchentums. Heiligſprechung Bennos. Spott der Evangeliſchen. Aufhebung der Bistümer und Klöſter. Oberlauſitz. Domſtift Bautzen. Marienſtern. Marienthal. 124

33. Die evangeliſche Landeskirche. Kirchenviſitationen. Konſiſtorien. Wittenberg. Leipzig. Meißen. Superintendenten. Pfarrämter. 130

34. Kirchliches Leben. Viſitationen. Unwiſſenheit und Unſittlichkeit der Geiſtlichen. Neugeſtaltung der Univerſität. Geiſtlicher Stand. Predigt. Gottesdienſt. 138

35. Kultur und Sitte. Sachſens hohe Kulturſtellung. Staat. Wiſſenſchaften. Univerſitäten. Schulen. Künſte. Aberglaube. Sitte. 147

V. Die Zeit der lutheriſchen Rechtgläubigkeit.

36. Kurfürſt Auguſt. Rechtgläubigkeit. Auguſt. Kirchenpolitik. Augsburger Religionsfriede. Kirchenordnung. Generalartikel. Perſönliches. 152

37. Die Lehrſtreitigkeiten. Lutheraner. Philippiſten. Antinomiſtiſcher, Oſiandriſcher, adiaphoriſtiſcher, Majoriſtiſcher, ſynergiſtiſcher Streit. Philippiſtiſche Wirren. Peucer. Andreae. Konkordienformel. Konkordienbuch. 156

38. Der Kanzler Krell. Philippismus unter Chriſtian I. Rückſchlag. Verfahren gegen Krell. Hinrichtung. 162

39. Der große Krieg. Anlaß. Schlacht am weißen Berge. Verpfändung der Lauſitzen. Reſtitutionsedikt. Guſtav Adolf. Breitenfeld. Lützen. Prager Friede. Die Lauſitzen. Waffenſtillſtand zu Kötzſchenbroda. Weſtfäliſcher Friede. Ergebnis. Johann Georg I. 166

40. Proteſtantiſche Flüchtlinge. Böhmiſche Exulanten in Pirna, Dresden, Zittau. Johanngeorgenſtadt. Evangeliſche Ungarn in Dresden. Hugenotten in Dresden und Leipzig. 170

41. Die Univerſitäten. Wittenberg. Geiſt der dortigen Theologen. Calov, Quenſtedt, Deutſchmann. Leipzig. Hülſemann, die Carpzove, Scherzer. 177

42. Lutheriſche Charakterköpfe. Leyſer. Höe v. Hohenegg. Weller. Die Carpzove. Geier. Mayer. 181

43. Verfaſſung der Landeskirche. Kirche und Staat. Corpus Evangelicorum. Synodus. Konſiſtorialverfaſſung. Kirchenrat. Oberkonſiſtorium. Leipzig. Meißen. Glauchau. Wurzen. Oberlauſitz. Zwickau. Superintendenten. 185

44. Kirchliches Leben. Lutheriſche Kirchlichkeit. Pfarrerſtand. Weigel. Böhme. Predigt. Kirchenlied. Bußtage. Reformationsfeſt. Bibel. 194

45. Kultur und Sitte. Chriſtian I. Chriſtian II. Die vier Johann George. Kulturzuſtände. Trunkſucht. Sittlichkeit. Luxus. Sonntagsfeier. Weihnachten. 202

VI. Der Pietismus.

46. Philipp Jakob Spener. Pietismus. Speners Leben. Berufung nach Dresden. Wirken in Sachsen. Zerwürfnis mit Johann Georg III. Abgang nach Berlin. 209

47. Die Leipziger Bewegung. Carpzov. Paul Anton und August Hermann Francke. Kollegium philobiblikum. Kollegia biblika. Untersuchung. Theologische Fakultät. 217

48. Orthodoxie und Pietismus. Spener und seine Gegner: Carpzov, Alberti, Deutschmann. Waffenstillstand. Löscher und Lange. Unschuldige Nachrichten. Timotheus Verinus. Gespräch zu Merseburg. 222

49. Zinzendorf und die Brüdergemeinde. Lebensgang. Wirken in Dresden. Herrnhut. Die drei Kommissionen. Spangenberg. Charakteristik Zinzendorfs. 229

50. Gegner des herrschenden Kirchentums. Arnold. Töllner. Cober. Bernd. 235

51. Anfänge der Mission. Missionsgegner. Erwachen des Missionslebens. Weltz. Spener. Ziegenbalg. Gerber. 244

52. Durch die Zeitphilosophie zur Aufklärung. Leibnitz. Thomasius. Wolff. Löscher. Die philosophische Sintflut in Leipzig. 250

53. Kirchliches Leben. Pietisten in vornehmen Kreisen. Theologen. Kirchenlied. Predigt. Gottesdienst. Gemeindeleben. Ethischer Rigorismus. 256

VII. Die römische Propaganda.

54. Vorgeschichte. Gegenreformation. Oberlausitz. Sachsen. Canisius. Klesel. Spinola. Gesandtschaftsgottesdienste. Bekehrung der Nebenlinien. 260

55. Der Kardinal von Sachsen. Testamente von Johann Georg I. und Moritz. Christian August. Lebensgang. Übertritt. Kardinal. Charakter. Fanatismus. Ehrsucht. Habgier. 265

55. August der Starke und Christiane Eberhardine. Charakter Augusts. Der Hof. Christiane Eberhardine. Polens Königskrone. Augusts Übertritt. Standhaftigkeit Eberhardines. Stimmung in Sachsen. 271

57. Der Kurprinz. Jugend. Protestantische Erziehung. Bekehrungsversuche des Papstes. Konfirmation. Entführung nach Italien. Standhaftigkeit des Prinzen. Zwangsbekehrung. Reisen. Die „weinende Rahel“. Rückkehr. 279

58. Moritz Wilhelm und Moritz Adolf von Sachsen-Zeitz. Moritz Wilhelm. Einfluß des Kardinals. Übertritt. Das Fluchformular. Untersuchung des Glaubensbekenntnisses. Rücktritt. Moritz Adolf. 290

59. Römische Fortschritte und Übergriffe. Plan der Propaganda. Katholische Kirchen in Dresden, Moritzburg, Leipzig, Wermsdorf. Hofkirche. Ränke der Jesuiten. Hahns Ermordung. Schließung der Schloßkapelle. 298

60. Protestantische Gegenwehr. Anna Sophie. Christiane Eberhardine. Religionsversicherungen. Auftrag in Evangelicis. Warschauer Reskript. Protest der Minister und des Oberkonsistoriums. Universitäten. Löscher. Das Volk. 308

61. Kirchliches Leben. Evangelisches Bewußtsein. Religionsjubiläen. Selbständigkeit der Kirche. Duldung. Reformierte. Juden. Die Salzburger. Schicksal der Kollekte. 317

62. Kultur und Sitte. August der Starke. Sittenlosigkeit. Unzucht. Verschwendung. August III. Prachtliebe. Brühl. Aufschwung der Künste. Zerrüttung des Landes. 324

63. Der Zusammenbruch. Die Polenpolitik. Brühl. Sachsen und Preußen. Innere Fäulnis. Siebenjähriger Krieg. Die Katastrophe. Der Prophet von Kursachsen. 326

VIII. Die Aufklärung.

64. Führende Geister. Wesen der Aufklärung. Lessing. Fichte. Teller. Platner. Krug. Tittmann. Dinter. Bahrdt. Freimaurerlogen. v. Hund. Schrepfer 332

65. Die Wissenschaft. Theologie. Wittenberg. Schröckh. Reinhard. Leipzig. Ernesti. Crusius. Burscher. Kühnöl. 337

66. Christian Fürchtegott Gellert. Lebensgang. Geistliche Lieder. Moralische Vorlesungen. Fabeln und Erzählungen. Vertrauensmann für alle. Religiöse und theologische Grundsätze. . . 342

67. Kirchliches Leben. Gepräge. Gesunder Menschenverstand. Lehre. Abschwächung des Religionseides. Agende. Perikopen. Gesangbuch. Gottesdienst. Geistlicher Stand. Predigt. Zollikofer. Rosenmüller. Kindervater. Röller. Absage einzelner an die Aufklärung. . . 345

68. Die römische Kirche. Ermäßigung des Fanatismus. Maria Josefa, Prinz Xaver. Friedrich August. Ränke des Paters Hertz. Aufhebung des Jesuitenordens. Neue Kultusstätten. Verflachung 355

69. Kultur und Sitte. Friedrich August. Charakter. Aufschwung des Landes. Geistesleben. Schulwesen. Sächsische Volksart. Spießbürgertum. 359

IX. Kirchlicher Umschwung.

70. Neues Leben. Reformationspredigt Reinhards 1800. Text. Thema. Veröffentlichung. Das Für und Wider. Bedeutung Reinhards und seiner Predigt 363

71. Rationalismus und Supranaturalismus. Kampf um Reinhards Geständnisse. Tzschirner und Roller. Harms' Thesen. Ammon und Schleiermacher. Leipziger Disputation. Hahn und Hase. Die Leipziger Fakultät. 368

72. Verfassungsreformen der Kirche. Politische Umwälzungen. Konsistorien. Leipzig. Fachministerien. Kultusministerium. Landeskonsistorium. Konstitutionalismus in der Kirche. Reformierte. . 375

73. Das Luthertum und seine Auswüchse. Einsiedel. Roller. Rudelbach. Harleß. Stephan. Stephanisten. Amtsentsetzung. Auswanderung. Bischofswürde. Der graue Sünder. Luthertum in Amerika 379

74. Kirchliches Leben. Zeugen der Wahrheit. Ahlfeld. Vereine. Bibelgesellschaft. Heiden- und Judenmission. Gustav-Adolf-Verein. Diakonissenhaus. Innere Mission. Geistlichkeit 384

75. Die römische Kirche. Fortschritte. Posener Friede. Gleichberechtigung. Übergriffe. Litterarischer Krieg. Tzschirner. Krug. Die Verfassung. Anton. Friedrich August. Johann. Freie katholische Kirche. Deutschkatholiken 392

76. Kultur und Sitte. Politisches. 1830. 1848. 1866. 1870/71. Wissenschaft. Kunst. Dichtung. Schulwesen. Hof. Volkscharakter. 398

X. Die Neuzeit.

77. Die Wissenschaft. Allgemeines. Theologische Fakultät Leipzig. Liebner. Brückner. Kahnis. Luthardt. Delitzsch. Tischendorf. Lechler. Fricke. Wissenschaftliches Streben. Pastoralkonferenzen. 401

78. Kirchliches Leben. Innere Mission. Heiden- und Judenmission. Gustav-Adolf-Verein. Gotteskasten. Evangelischer Bund. Andre Vereine. Laienhilfe. Geistliche. Prediger. Agende. Gesangbuch. Perikopenbuch. Presse 404

79. Die Verfassung der Kirche. Landeskonsistorium. Kirchenvorstand. Synode. Ablösung der Stolgebühren. Statistisches . 407

80. Separationen und Sekten. Lutherische Freikirche. Apostolische Gemeinde. Methodisten. Baptisten. Andre Gemeinschaften. Ursachen der Sektenbildung 410

81. Die römische Kirche. Unfehlbarkeitsdogma. Gesetz von 1876. Minister v Gerber. Fortschritte des Katholizismus. Bischof Wahl. Versuch der Aufhebung des Gesetzes. Der Priester Max . . . 412

82. Die Gegenwart. Zustände in Kirche und Kultur. Der Protestantismus. Errungenschaften und Aufgaben 419

Quellen zur sächsischen Kirchengeschichte 422

Alphabetisches Register 440

Karl Hofmann.

Sächsische

Kirchengeschichte.

Einleitung.

Die sächsische Kirchengeschichte, wie sie hier gemeint ist, bildet nur einen kleinen Ausschnitt aus der allgemeinen Geschichte der Kirche und erzählt die Begründung und Entwickelung des Christentums im heutigen Königreich Sachsen. Die Darstellung von dem Werden und Wachsen des kirchlichen Wesens innerhalb solch eines beschränkten Gebietes hat ihre Berechtigung. Wie Volk und Staat im Sachsenlande ihre politische Geschichte haben, deren Mittelpunkt seit acht Jahrhunderten das Herrschergeschlecht der Wettiner ist, so hat auch die Kirche auf Sachsens Boden von der Sorbenzeit bis auf unsre Tage eine eigentümliche Geschichte durchgemacht, die sich durch den Schauplatz, auf dem sie sich abspielt, wie durch die Personen, die in ihr wirken, als sächsische Sonderkirchengeschichte kennzeichnet.

Es erhellt, daß solch eine Darstellung, ganz abgesehen von dem Mangel genügender Vorarbeiten, mit Schwierigkeiten verknüpft ist. Das sächsische Volk ist kein scharf ausgeprägter Stamm von geschlossener Einheitlichkeit, sondern aus mehreren Elementen zusammengesetzt, die keineswegs immer die gleiche politische wie kirchliche Entwickelung hatten; dies darf die sächsische Kirchengeschichte niemals vergessen. Das sächsische Staatswesen hat sich nicht immer in denselben Größenverhältnissen gehalten, seine Grenzen sind in fast tausendjähriger Geschichte bald weiter, bald enger geworden, große Gebiete hat es gewonnen und verloren, die Machtkreise der kirchlichen Gewalten haben sich nicht immer mit den Landesgrenzen gedeckt; diesem Umstand muß die sächsische Kirchengeschichte Rechnung tragen, sie darf und muß nicht selten über den Umfang des heutigen Landes hinausgreifen und Personen und Ereignisse in ihre Kreise ziehen, die ebensowohl der preußischen, thüringischen und österreichischen Kirchengeschichte angehören wie der sächsischen, deren Ausschluß aber ein schiefes oder lückenhaftes Bild der kirchlichen Entwickelung Sachsens geben würde. Insonderheit aber sind die Gesichtspunkte, unter denen der sächsische Kirchenhistoriker das kirchliche Geschehen ansehen muß, vielfach andere, als die, nach denen der Geschichtsschreiber bei der Darstellung der allgemeinen Kirchengeschichte sonst zu verfahren hat. Die sächsische Kirchengeschichte

fällt ja gewiß mit der allgemeinen deutschen Kirchengeschichte oft genug zusammen, wie denn die Geschichte der Reformation zum guten Teil auf sächsischem Boden sich abspielt; doch aber hat die sächsische Kirchengeschichte in allen Teilen die ihr eigene Sonderfarbe zu tragen und nie zu vergessen, daß der Generalnenner, unter den sie alles Kirchliche einzurechnen hat, Sachsen heißt. Es gilt die Ereignisse wohl im Zusammenhange mit der allgemeinen kirchengeschichtlichen Entwickelung, aber doch zunächst vorwiegend als sächsische anzusehen und in ihrer Bedeutung für die kirchliche Landesgeschichte zu würdigen. So ist denn manches Geschehnis für die sächsische Kirchengeschichte von einschneidender Bedeutung, das in der allgemeinen Kirchengeschichte weniger von Belang ist; und viele Erscheinungen, die dort von hoher Wichtigkeit sind, brauchen hier gar nicht erwähnt zu werden, weil die sächsische Kirchengeschichte von ihnen schlechterdings nicht berührt wird.

Hat die sächsische Kirchengeschichte die Aufgabe, den äußern und innern Entwickelungsgang des Reiches Gottes in Sachsen zu schildern, so darf sie naturgemäß die *Einteilung ihres Stoffes* nicht nach dem Muster der politischen Landesgeschichte vollziehen, sondern muß die Einteilungsgründe unter steter Berücksichtigung der eigenartigen Gesamtentwickelung des Volks der Kirchengeschichte selbst entnehmen. Sie hat zu schildern: wie das Christentum im heidnischen Lande sich eingeführt und allmählich durchgesetzt und welche festen Formen es hernach im Mittelalter angenommen hat; durch welche Erscheinungen sich dann jene große Wandlung ankündete und anbahnte, die der Neuzeit das Gepräge gegeben, die Reformation; wie aus der Reformation das festgefugte Luthertum des 16. und 17. Jahrhunderts erstand und wie demselben im Pietismus und in der römischen Propaganda mächtige Gegner erwuchsen; wie der Pietismus im Verein mit der fortschreitenden Bildung die Aufklärung herbeiführte, aus der allmählich im Ringen der Geister die kirchlichen Verhältnisse sich herausbildeten, unter denen wir heute leben.

Soll eine solche Kirchengeschichte ihren Zweck, ein Bild von der Wirklichkeit der kirchlichen Entwickelung im Lande zu geben, erfüllen, so hat sie gewissenhaft auf die *Quellen* zurückzugehen, sie unbefangen und ehrlich zu prüfen, bei der Wiedergabe des Stoffes sich unbeirrt um Gunst und Haß der *Objektivität* und *Wahrhaftigkeit* zu befleißigen und die Gesetze der *Pragmatik* zu beachten. Da sie *Geschichte* ist, so hat sie die Ereignisse sachgemäß gruppiert in anschaulichen, *konkreten* Zügen vorzuführen und sich vor bloßen Raisonnements über die Dinge zu hüten; da sie *Kirchengeschichte* ist, darf sie bei der Kritik von Personen und Thatsachen keinen andern Prüfstein zulassen, als den Geist des göttlichen Wortes, der geoffenbarten Wahrheit des *Evangeliums*, auf welche Christus seine Kirche gegründet hat. Da sie *sächsische* Kirchengeschichte ist, darf sie Liebe

zum Vaterlande nicht verleugnen. Weit entfernt also von engem Parteigeist wie von kalter Gleichgültigkeit, hat sie sich mit lebendigem kirchlich-religiösem Interesse ihrem Stoffe hinzugeben und der Entwickelung des religiösen Geistes im Vaterlande liebevoll nachzugehen. So darf sie die Teilnahme aller derer voraussetzen, denen es von Wert ist, den Grund und Boden kennen zu lernen, in dem sie wurzeln; sie will dem Freunde vaterländischer Geschichte zeigen, welch hohe Bedeutung das Religiöse für Sachsens innere Geschichte gehabt hat; sie hofft dem Freunde der Kirchengeschichte im Zusammenhang von neuem den Beweis zu erbringen, welchen Wert für die religiöse Kultur Deutschlands, ja der ganzen christlichen Welt, das Land beanspruchen darf, von dem man mit Recht gesagt hat: es ist klein, aber seine Geschichte ist groß.

I. Die Christianisierung.

1. Die Ureinwohner.

Die ältesten Einwohner des heutigen Königreichs Sachsen, von denen die Geschichte sichere Kunde giebt, waren germanischen Stammes. Aber nicht die Sachsen hausten in dem tannengrünen Lande nordwärts vom Erzgebirge, sondern die Hermunduren. Ein Zweig der Sueven, bereits im ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung genannt, wohnten diese, wie alle Germanen hochgewachsen, blauäugig und blondgelockt, in den Gegenden zwischen Saale und Elbe, im Westen durch die Werra von den Chatten, im Norden durch den Harz von den Cheruskern, im Osten durch die Elbe von den Semnonen, im Süden durch das Erzgebirge von den Variskern und den Markomannen geschieden. Ackerbau und Viehzucht, Jagd und Krieg war ihre Beschäftigung. Im Markomannenkriege 167 n. Chr. bewährten sie noch einmal ihre alte Tapferkeit; darnach verschwindet ihr Name aus der Geschichte. Aber ob auch der Name unterging, das kernhafte Volk lebte fort in ungebrochener Kraft, nur daß es fortan das Volk der Thüringer heißt. Im Herzen Deutschlands gelegen war das mächtige Königreich Thüringen eine Zeit lang stark genug, nach Osten zu eine Mauer gegen die Slaven zu bilden, bis es vom Westen her im Jahre 531 in der Schlacht bei Burgscheidungen durch die anstürmenden Franken unter Chlodwigs Sohn Theodorich vernichtet ward.

Zur selben Zeit, wo das Reich der Thüringer in Trümmer sank, bereiteten sich für unsern Landstrich Ereignisse folgenschwerster Art vor. Das Ende der Herrschaft der Thüringer war der Anfang der Herrschaft eines nicht germanischen Volkes, welches allmählich den ganzen Osten Deutschlands, der durch die Völkerwanderung frei geworden war, besetzen sollte, der Slaven. Von den Ufern der Weichsel und Oder waren sie sieghaft westwärts gedrungen bis an die Saale und nordwärts bis an die Ostsee. Wohl nannte sie Winfried-Bonifatius eine barbarische Nation, ein ganz rohes und schmutziges Menschengeschlecht, aber sie waren arbeitsam und kunstreich, trieben Obst- und

Ackerbau, waren in Weberei und Töpferei wohl bewandert, kauften und verkauften Erzeugnisse der Landwirtschaft und Industrie und führten in ihren Dörfern ein geselliges, sangesfreudiges Leben. Kleiner und gedrungener als die Germanen, unterschieden sie sich scharf von ihnen durch ihr schwarzes Haar und Auge. Sie waren mehr zum Dienen und Gehorchen geschaffen als zur Freiheit und zum Herrschen. Den Werken des Friedens geneigt, wußten sie doch den blanken Stahl zu schwingen, und wenn sich ihnen auf ihren Wanderzügen der Franke, Sachse oder Thüringer entgegenstellte, dann erfuhr er bald, daß Slavenfaust ebenso wacker dreinschlagen konnte wie Germanenhand.

Der Stamm der Slaven, der vom sechsten Jahrhundert an das heutige Sachsen in Besitz nahm, das waren die Sorben. Sie besetzten vom Elbsandsteingebirge her die ganze Gegend von der schwarzen bis zur weißen Elster, überall Dörfer und Festungen bauend. Am liebsten wählten sie sich, zur Bequemlichkeit geneigt, die Thäler und Ebenen zu Wohnsitzen und Weideplätzen aus, während sie das unwirtliche Gebirge mieden. Sie gliederten sich in mehrere Stämme: Zwischen Saale und Chemnitz saßen die eigentlichen Sorben, zwischen Chemnitz und Elbe die Daleminzier, zwischen Elbe und Oder die Milzener, während nördlich von letzteren die Lausitzer saßen. Das ganze Land hatten sie in zwei Gaue, Sudpanien genannt, eingeteilt, die Sudpanie Nisan, die von der böhmischen Grenze bis Scharfenberg reichte, und die Sudpanie Glomaci von Scharfenberg bis Grimma. Noch heute bezeugen viele Ortschaften Sachsens durch ihren slavischen Klang, daß sie den Sorben ihren Ursprung verdanken: Dresden, Loschwitz, Briesnitz, Pesterwitz, Kötzschenbroda, Cossebaude, Lommatzsch, Oschatz, Leipzig, Groitzsch und hundert andere. Auch bekunden zahlreiche altsächsische Familien durch ihre Namen, daß sie sorbischen Blutes sind: v. d. Planitz, v. Heynitz, v. Metzsch, v. Kospoth, Jentzsch, Kretzschmar, Pötzschke und andre. In einzelnen Strichen haben sich die Sorben, auch Wenden genannt, mehr oder minder rein erhalten, am meisten in der Ober- und Niederlausitz, auch in Altenburg. Die Zahl derer, die in der sächsischen Oberlausitz noch jetzt in wendischer Zunge sprechen, mag sich auf über 40 000 belaufen.

Wie die Germanen, so waren auch die Sorben, obwohl weniger tief und sinnig als jene, ein religiöses Volk. Sie verehrten im Freien und zu Haus eine Menge Götzen, deren Bilder sie kunstvoll in Metall, Thon oder Holz zu bilden wußten. Wie alle heidnischen Religionen macht auch die ihre einen scharfen Unterschied zwischen guten und bösen Göttern. Das höchste Wesen, Bog, war ihnen als Bielbog ein Gott des Lichtes, ein weißer, guter Gott, als Czernebog ein Gott der Finsternis, ein dunkler, böser Gott. An beide schlossen sich eine Reihe guter und feindseliger Götter an; Swantewit, der Sonnengott, Pripegala, der Gott der schaffenden Naturkraft; Jutrebog, der Gott der Morgenröte; Radegast, der Kriegsgott; Ciza,

die Lebenspenderin; Siva, die Göttin der Feldfrüchte; andrerseits aber der rächende Gott Wit mit sieben Köpfen und sieben Schwertern, der dreiköpfige Triglaf, der Donnergott Perun oder Morana, die Göttin des Todes. Noch eine Menge Hausgötzen, Nixen, Kobolde und Drachen lebten in der Phantasie der Sorben, jeder Landstrich hatte seine besondere Schutzgottheit; und noch heute wirkt im sächsischen Volksaberglauben nach, was das religiöse Gemüt der slavischen Vorfahren vor tausend Jahren gedichtet hat.

Der Kultus all dieser Götter ward von Priestern geleitet, die in höchstem Ansehen standen. Sie brachten den Gottheiten in heiligen Hainen des Volkes Opfer dar, Rinder, Schafe, Geldgaben, auch Kriegsgefangene. Gerne wählten sie hochgelegene, freie Punkte als Opferstätten. Die Bosel bei Meißen, zu deutsch die Gottesstatt, und der Götterfelsen am Triebischthal, die Höhe von Zschorna und der Ort Wantewitz bei Großenhain, der Czorneboh und Bieleboh bei Bautzen — das alles sind sorbenwendische Opferplätze gewesen. Bei Radegast hatten sie ein Orakel, da man sich Rats erholte und Blicke in die Zukunft that. Bei Lommatzsch lag ein See, der jetzt verschwundene Pöltzscher See, den sie als heilig verehrten. Thietmar von Merseburg sagt von ihm: „Glomaci ist ein Brunnen, der, wie die Eingeborenen erzählen, viele Wunderdinge wirkt.“ Dieser See war mit Götzenbildern umgeben, bei denen Priester wohnten. Bei einer Not des Volks ward er um Rat gefragt. Nach Gebet und Opfer der Priester gab er den Willen der Götter kund. Zürnten sie oder wollten sie Krieg und Blutvergießen künden, so zeigte sich Blut auf der Oberfläche des Sees; wollten sie eine gute Zukunft anzeigen, so bedeckte sich seine Fläche mit Weizenkörnern. Dem Swantewit zu Ehren feierte man alljährlich im August ein großes Fest, das Erntefest, denn der Sonnengott war der Spender der Ernte. Ihm brachte man als bedeutsamstes Opfer wenigstens einmal im Jahre einen geschlachteten Christen dar. Dem furchtbaren Triglaf, dem Gott der Nacht, opferte man im grausigen Dunkel des Urwaldes und bot ihm kohlschwarze Rosse zur Opfergabe.

Dieser phantasievolle Götterglaube und Kultus war nicht ohne heilsame Wirkung auf das sittliche Leben. Beständig von guten und bösen Gottheiten umgeben, hütete sich der Sorbe vor Lastern und Unthaten. Fleiß und Ausdauer in der Arbeit zierte ihn, eine starke Hingabe an das gemeine Wesen, Gastfreundschaft und Familiensinn war ihm eigen. Die Ehe galt für unauflöslich, so daß selbst Witwen durch freiwilligen Feuertod dem Gatten folgten. Die Toten pflegte man, wenn sie zu den Reichen und Vornehmen gehörten, unter großen Feierlichkeiten zu verbrennen und ihre Asche in irdenen oder metallenen Krügen beizusetzen, wie sie bis heute im Sachsenlande zahlreich gefunden werden. Ärmere wurden unter Beschwörungen begraben. Das Fortleben der Seele scheint in der Religion der Sorben kaum

eine Stätte gehabt zu haben. Und so war ihr Glaube, wie aller Heidenglaube, doch nur ein dunkles, unvollkommenes Ahnen des Göttlichen und Ewigen und sie selber „Knechte ihr Leben lang durch die Furcht des Todes", bis der sich ihnen offenbarte, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben.

2. Bekehrung zum Christentum.

Der Arbeit eines vollen Jahrtausends hat es bedurft, bis die deutsche Erde dem Heiland zu Füßen gelegt war. Waren in den ersten Jahrhunderten in Konstanz, Speier, Worms und Mainz Sitze von Bischöfen erstanden, so hat doch erst die Predigt irischer und angelsächsischer Glaubensboten im Verein mit dem Schwerte der Franken das Heidentum der deutschen Stämme gebrochen. In Alemannien verkündete Kolumba, in der Schweiz Gallus, in Franken und Thüringen Kilian und in Bayern Ruprecht das Wort vom Kreuze; und ein Jahrhundert später brachte nach Willibrords Vorarbeit Winfried-Bonifatius den Friesen das Christentum. Aber der kühne Angelsachse ist nicht nur der Apostel der Friesen, sondern der Apostel der Deutschen geworden. Er hat bei Geismar in Hessen die Donnereiche gefällt und aus ihrem Holze ein Kirchlein gezimmert, er hat, zum Erzbischof von Mainz erhoben, die kirchlichen Verhältnisse in Bayern geordnet und die Bistümer Regensburg, Salzburg, Freising, Passau, Eichstädt und Würzburg eingerichtet, er hat in Hessen das Kloster Fulda gebaut und ist in Thüringen bis Erfurt vorgedrungen, wo er gleichfalls ein Bistum errichtete. Was der Gottesmann mit dem Krummstab gethan, das setzte der Kriegsmann mit dem Schwerte fort. In blutigen Kämpfen beugte Kaiser Karl der Große die trotzigen Sachsen, bis sie mit ihrer Freiheit zugleich auch ihr Heidentum aufgaben und ihr Herzog Widukind vor dem Christengotte in die Kniee sank. Das Land der Sachsen schlug Karl zum fränkischen Reiche und, um die kirchliche Einverleibung zu vollziehen, gründete er eine Reihe Bistümer in Bremen, Münster, Paderborn, Halberstadt, welche die saure Arbeit besorgen sollten, das eingewurzelte Heidentum auszurotten und allüberall das Kreuz in die Herzen zu pflanzen.

Um die Grenze an der Saale gegen die ununterbrochenen Einfälle der Sorben zu sichern, sah sich Karl gezwungen, nach Unterjochung der Sachsen, auch gegen den gefährlichen slavischen Nachbar vorzugehen. Es gelang ihm, den Slavenstamm an der Saale und Unterelbe zu besiegen und an diesen Wasserläufen feste Plätze zu gründen. Aus jener Zeit stammen die Burgen zu Saalfeld, Rudolstadt, Orlamünde, Kahla, Dornburg, Großjena, Gosek. Als jedoch 843 das Frankenreich zerfiel, entzogen sich die Slaven, und die Sorben voran, dem fränkischen Joche und wurden für Deutschtum und Christentum eine beständige Gefahr. Spuren von deutscher Kulturarbeit unter den

Sorben zwischen Saale und Mulde finden sich bereits in diesem Jahrhundert. Wie weit die Deutschen nach Osten vordrangen, bezeugen die damals auf dem rechten Saalufer entstandenen Burganlagen Ziegenrück, Leuchtenburg, Lobdaburg, Tautenburg, Kamburg, Rudelsburg, Saaleck, Altenburg, Naumburg, Weißenfels, Merseburg; soll doch der Sage nach Ludwig der Deutsche auf einem Zuge gegen die Wenden gar die Kirche zu Brießnitz gegründet haben. Aber noch waren die Bemühungen der Priester umsonst. Als 892 die Slaven aus Böhmen wieder einmal in Thüringen eingebrochen waren, rief der Herzog Poppo im Sorbengau den Würzburger Bischof Arno, dessen Gebiet sich auch über einen Teil Thüringens erstreckte, zu Hilfe. Der kühne Bischof Arno aber hatte sich zu weit nach Sorabien hineingewagt. Als er aus Böhmen zurückkehrte und bei Klaffenbach im Gaue Chutici in einem Zelte Messe las, ward er von den Sorben umringt und mit den Seinen niedergehauen. Ebenso hartnäckig wie die Sachsen beharrten die Sorben bei ihrem Heidenglauben, umso mehr als sie wußten, mit der Bekehrung zum Christentum den Deutschen zehntpflichtig werden zu müssen. Wie indes die böhmischen Slaven durch Cyrill und Methodius sich doch dem Christentum zuwandten, so sollte die Zeit nicht ferne sein, wo auch die Slaven im Sorbenlande dem Christengotte gewonnen wurden.

Die Christianisierung des Sorbenlandes war bedingt durch die Germanisierung, die Eroberung durch die Deutschen. Diese Aufgabe fiel dem sächsischen Herrschergeschlecht der Ludolfinger zu. Hatte Otto der Erlauchte noch gegen die Slaven sich verteidigen müssen, so ging sein tapferer Sohn Heinrich I., seit 919 König der Deutschen, zum Angriff über. Mit seinem Reiterheer eröffnete er 928 den Unterwerfungskrieg, der mit Erfolg gekrönt war. Er besiegte die Heveller an der Havel, die Milzener in der Lausitz und die Daleminzier zwischen Elbe und Mulde und zerstörte deren Hauptburg Jahna bei Lommatzsch, ja er drang siegreich über das Erzgebirge bis nach Prag vor. Im Daleminzierlande ließ er einen an der Elbe gelegenen Berg, der damals mit dichtem Gehölze bewachsen war, abholzen, baute da eine Stadt unterhalb eines Flüßchens, das dort in die Elbe fließt, und gab dieser Gründung den Namen Misni, Meißen. Die Stadt befestigte er durch Besatzungen und sonstige Einleger, setzte von hier aus die Unterwerfung der Milzener fort und machte sie zinspflichtig. Mit der Erbauung der Burg Meißen aber hat Heinrich den Grund zum späteren Staate Sachsen gelegt, und wenn er zugleich dort eine gottesdienstliche Stätte erbaute, so ist er damit der Gründer des sächsischen Kirchenwesens geworden. Nur der Tod hinderte den König, die Christianierung der eroberten Lande, die zugleich dem politischen Interesse entsprach, im Sinne Karls des Großen weiter zu betreiben. Was ihm nicht vergönnt war, das führte sein gewaltiger Sohn Otto der Große durch; er ist der eigentliche Begründer

deutsch-christlicher Kultur in den Slavenlanden. Zur Sicherung des Deutschtums und des Christentums begründete er die Nordmark in Brandenburg, die Ostmark in der Lausitz und die drei Sorbenmarken Merseburg, Zeitz und Meißen, die er zugleich mit Bischöfen versorgte. Die Marken waren zunächst von militärischer Bedeutung, der Markgraf führte sein Amt als Landpfleger unmittelbar im Namen des Königs. Feste Plätze, Burgwarten genannt, mit deutschen Lehnsleuten besiedelt, dienten zur Sicherung gegen die unruhige slavische Bevölkerung. Solche Burgwarten waren Wurzen, Leisnig, Rochlitz, Brießnitz, Pesterwitz, Weißtropp, Göda, Seitschen, Kamenz, Zadel, Boritz, Cossebaude, Jahna, Mochau u. a. Wer von den sächsischen oder thüringischen Rittern bei der Eroberung des Landes mitgewirkt hatte und sich in Sorabien ansässig machen wollte, erhielt ein Stück Land vom Markgrafen zu Lehen. So entstanden in dieser Zeit schon vereinzelte Ritterburgen. Eins der ältesten Adelsgeschlechter, die so aus Thüringen nach Meißen kamen, ist das v. Schönberg, das an der Triebisch sein Stammschloß baute. Zu gleicher Zeit ward Alban v. Schönenburg aus Oberfranken, der Ahnherr des Geschlechts der Schönburge, der bei Merseburg unter Heinrich gefochten, Statthalter unter den Sorben bei Zwickau. Späterhin kamen deutsche Bauern aus Thüringen, Franken, Sachsen und Flandern, die gegen niederen Erbzins von den Grundherrn ihre Hufen erwarben. Schon 1017 bestand neben dem slavischen Fischerdorfe Lipzi eine deutsche Siedelung. Im Pleißnerlande ward 1080 mitten zwischen slavischen Dörfern die erste deutsche Pfarre Altenkirchen gegründet. Um dieselbe Zeit entstand Weida als Pfarrort für einen weiten Sprengel; auch Reichenbach erscheint 1080 als Ort einer Kirche. Schon 997 soll Bautzen, 1010 Göda eine Kapelle erhalten haben. Wenig später ward in Dresden der Grund zum ersten Gotteshaus gelegt. Während die deutschen Ansiedler zunächst im Niederland sich festsetzten, so daß hier eine gemischte deutsch-slavische Bevölkerung entstand, erreichte der Fuß der Kolonisten erst im zwölften Jahrhundert die unbewohnten Wälder des Erzgebirges, wo infolgedessen das reine Deutschtum seßhaft ward. Verhältnismäßig spät gelang es dem deutschen Orden, das waldreiche Vogtland zu besiedeln, wo 1122 die Herren von Eberstein die Kirche zu Plauen erbaut hatten, und nur zum Teil war es den deutschen Bauern und Handwerkern möglich, im Milzenerland, der Oberlausitz, festen Fuß zu fassen; so zäh behauptete der Slave die Scholle, darauf er seit der Väter Tagen saß. Aus dem Verbot des Wendischen als Gerichtssprache in Leipzig 1327 und im Meißnischen 1424 ersieht man, wie spät die deutsche Kultur zwischen Saale und Elbe durchgedrungen war.

Was die Bekehrung zum Christentum betrifft, die mit der Germanisierung der Slavenlande Hand in Hand ging, so stellten sich ihr nicht geringe Hindernisse in den Weg. Das Haupthindernis war

die Unsicherheit in damaliger Zeit, die Unfertigkeit der politischen Zustände, wo ein Aufstand und Überfall der Heiden den andern ablöste. Dazu kam die Schwierigkeit der Sprache, die kaum einer der Missionare gründlich zu beherrschen sich Mühe gab. Auch lähmte der Streit zwischen Kaiser und Papst das Gedeihen der Mission. Vor allem fehlte es an geistesmächtigen Persönlichkeiten, welche, wie die großen Sendboten des Heils im westlichen Deutschland, das heidnische Volk als Ganzes im Sturm für Christus hätten zu erobern gewußt. Männer wie Bischof Boso von Merseburg, der bedeutendste unter allen, der in der Gegend von Merseburg das Heil verkündete, Bischof Wigbert, der Missionare aussandte und ihre Predigten durch Dolmetscher ins Slavische übersetzen ließ, Bischof Eido von Meißen, der an der Elbe mit wendischer Predigt sich an die Heiden wandte, die Bosauer Benediktiner, welche fleißig Mission trieben, der Priester Thomas, der die Pfarren zu Plauen und Reichenbach gründete, um von da aus die harten Vogtländer zu bekehren, die Benediktiner zu St. Peter in Saalfeld, deren Kloster 1071 gegründet war, „um das rohe und in der christlichen Religion noch ganz unerfahrene Volk den heidnischen Irrlehren zu entreißen“ und alle die Unbekannten und Ungenannten, die sich um die Bekehrung der Slaven bemühten, sie mochten voll des redlichsten Willens sein, aber Männer wie Kilian, Emmeram, Willibrord und Winfried waren sie nicht. Noch 1114 waren nach der Versicherung des Mönchs von Pegau jenseits der Elbe nur einzelne Christen zu finden, und so mochte es vielfach auch diesseits des Stromes aussehen. Nur spärlich entstanden Kirchen und Kapellen, im Schutze der Burgwarten, schlichte Bauten aus Holz oder Feldsteinen. Als Boso von Merseburg mit vieler Mühe seinen Slaven das Kyrie eleison glaubte beigebracht zu haben, da verdrehten die Herzlosen den heiligen Anruf in die Worte Kyrki jolsa, d. h. „die Erle steht am Acker“ und fügten grinsend hinzu: „Das hat Boso gesagt.“ Das verschlagene Volk fühlte eine tiefe Abneigung gegen eine Religion, mit der sie nicht nur ihren Glauben, sondern auch ihr Volkstum verlieren sollten, und das umso mehr, als ihnen diese Religion mit Feuer und Schwert gepredigt worden war. Denn an Grausamkeiten, wie sie Karl der Große bei der Sachsenbekehrung verübt hatte, fehlte es auch bei der Slavenbekehrung nicht. Schon Heinrich hatte in Merseburg eine Truppe von Verbrechern gesammelt, denen er gestattete, die Wenden zu plündern, so viel sie wollten. Als er Jahna erobert hatte, ließ er alle erwachsenen Bewohner, Männer wie Frauen, ermorden und die Kinder in die Sklaverei führen. Auch Otto handelte nicht anders, er kannte kein Mitleid gegen ein Volk, das sich zertreten lassen mußte, wenn es sich nicht sklavisch fügen wollte. Als der Markgraf der Ostmark, Gero, einst von einem Anschlag der Wenden gegen sich erfuhr, lud er dreißig der Verschworenen, Fürsten und Edle, zu sich ein: an seinem eigenen Tisch hat er sie alle morden

lassen. Ähnlich handelte auch Kaiser Konrad II., der die heidnischen Tempel und Götzen, wo er sie fand, vernichtete und alle, die nicht Christen werden wollten, von öffentlichen Ehrenstellen ausschloß; als einmal brandenburgische Wenden ein hölzernes Kruzifix beschimpft hatten, gab er Befehl, ihnen die Augen auszustechen und Hände und Füße abzuhauen. Solche Dinge erregten die Wut des heißblütigen, zur Sklaverei verurteilten Volks, und es ist erklärlich, daß sie dies durch Einfälle in deutschen Besitz, durch Feindseligkeiten gegen Bischöfe, Klöster und Kirchen, durch Mord und Brand und Raub und nicht zuletzt durch hartnäckiges Festhalten am Heidentum vergalten.

Überdies war die Heidenbekehrung keineswegs der nächste Zweck der Priester, die Otto und seine Nachfolger in die Wendenlande schickten. Die deutschen Geistlichen sollten vor allem zur Seelsorge der deutschen Besatzungen dienen, die in den festen Plätzen des eroberten Gebietes lagen. Als Feldprediger kamen die ersten Priester in die Lande an der Saale und Elbe, Burgkapellen waren die ersten Kirchen in der Mark und Militärgemeinden die ersten Gemeinden. Aber die Seelsorge an den deutschen Rittern und Reisigen führte naturgemäß zur Mission an dem unterjochten Slavenvolke, von dem überdies die Edlen und Großen wie fürs Deutschtum, so auch fürs Christentum noch am ehesten empfänglich waren. Das Missionsverfahren war freilich äußerst mangelhaft. Die Predigt des reinen Evangeliums, mit der ein Paulus die Herzen der Heiden gewonnen hatte, fehlte. Man ließ die Sorben vor oder nach der Taufe mechanisch einige kirchliche Formeln auswendig lernen, das Vaterunser und das apostolische Glaubensbekenntnis, und verwies sie im übrigen auf die Teilnahme am Kultus, den sie nicht verstanden. Was ihnen als Christentum entgegentrat, das war eine Fülle augenfälliger, sinnberückender Formen, Marien-, Heiligen- und Reliquiendienst, Messen und Prozessionen, Pomp und Kleiderpracht, Weihrauch und Kerzendampf; was sie in den Kirchen hörten, waren Laute einer fremden Sprache, die nur ans Ohr, aber nicht ins Herz hinein tönten. Nur in verkrüppelter Gestalt lernten sie die Religion Jesu Christi kennen, ein neues Heidentum trat dem alten Heidentum gegenüber, ein verfeinerter Aberglaube mit christlicher Tünche löste den groben Aberglauben der Naturreligion ab. Wenn der neue Glaube trotzdem an dem Sorbenvolke sich segensreich erwies, so ist das ein Beweis von der Wunderkraft einer Religion, die auch entstellt von Menschenhänden ihren göttlichen Ursprung und ihre erneuernde und seligmachende Wirkung nicht verleugnen kann.

3. Die Markgrafen.

Über die drei Grenzmarken Merseburg, Zeitz und Meißen hatte Otto der Große christliche Grenzgrafen eingesetzt, welche als seine

Statthalter das eroberte Land mit eiserner Faust fürs deutsche Reich zu sichern und für die Germanisierung der Sorbenlande zu sorgen hatten. Von größter Bedeutung war hiervon die am weitesten nach Osten vorgeschobene Grenzmark Meißen, die zu beiden Seiten der Elbe lag und sich über die Gaue Daleminzi und Nisani erstreckte. Ein Jahrhundert hindurch sandten die deutschen Herrscher bald den bald jenen kriegserprobten Mann nach Meißen, daß er die Mark in ihrem Namen verwalte, und diese Statthalter hatten allezeit einen sauern Stand. Ununterbrochen erhoben sich die Slaven in der Mark selbst und in den angrenzenden Länderstrichen, um das drückende deutsche Joch abzuschütteln oder von sich fernzuhalten, und des Ringens und Blutvergießens war kein Ende.

Erblich war die Würde der Markgrafen in der Zeit der Ottonen und ihrer Nachfolger vorläufig noch nicht, und so sind es mehrere edle Familien gewesen, die von den Königen zu Markgrafen bestellt wurden. Zuerst begegnen wir um 981 einem Markgrafen Günther, der alle drei Marken in seiner Hand vereinigte, dann treffen wir den tapferen Markgrafen Ridday, der die empörten Sorben zum Gehorsam zurückbrachte und 985 im Kampfe gegen die Böhmen fiel. Sein Nachfolger war nicht sein Sohn Karl, sondern der Sohn Günthers Eckard I., der mit seinen Söhnen Hermann und Eckard II., den Eckardingern, einem aus Großjena stammenden Geschlecht, von 985 bis 1047 die Mark verwaltete. Eckard I. erwarb sich große Verdienste um Mark und Reich. Er unterwarf zuerst die Milzener in der heutigen Oberlausitz und sicherte dadurch die Grenze im Osten, so daß ihm Otto III. den größten Teil seiner Lehengüter in Eigengüter verwandelte und ihm sogar das Münzrecht verlieh. Nachdem er aber im Kampfe gegen den Herzog Boleslaw Chrabry von Polen, der die Mark Meißen und die Ostmark d. h. die Niederlausitz an sich gerissen hatte, 1002 gefallen war, rang König Heinrich II. in langen Kämpfen um den Besitz dieser Lande und mußte 1018 den Polenfürsten mit der Niederlausitz und dem Milzenerland belehnen. Die Mark Meißen, die schon 1009 Eckards I. ältestem Sohne Hermann verliehen worden war, hatte sich 1015 tapfer gegen den polnischen Ansturm behauptet und war in deutschem Besitze geblieben. Damals hatten die räuberischen Polen die Unterstadt Meißen in Brand gesteckt und drohten schon, auch die Burg zu verbrennen. Da warf sich Markgraf Hermann auf die Kniee, flehte Christus und den heiligen Donatus um Hilfe an und beschwor die Weiber, den streitenden Männern beizustehen. Die wackern Frauen schleppten Felsstücke herbei und ließen sie auf die Häupter der Angreifer herabrollen, andre kamen, da es an Wasser gebrach, mit Eimern voll Meth, um die Feuerbrände zu löschen. Im Jahre 1029 erschienen die Barbaren unter Miesco, dem Nachfolger Boleslaws, wieder und verheerten die Marken bis an die Saale, aber Konrad II. schlug sie mit der Schärfe des Schwertes und zwang den Polenherzog, jene

beiden geraubten Marken wieder auszuliefern. Die Niederlausitz erhielt Dietrich von Wettin, nach dessen Tod vereinte Hermanns Bruder Eckard II. 1034 die Marken Meißen, das Milzenerland und die Niederlausitz in seiner Hand und behielt sie, bis 1047 mit seinem Tode das Geschlecht der Eckardinger erlosch. Die nächsten zwanzig Jahre saßen die Grafen von Weimar-Orlamünde in der Mark, Wilhelm bis 1062 und sein Bruder Otto bis 1067. Ihre Erbschaft traten die Brunonen an, ein niedersächsisches Geschlecht. Eckbert I. verwaltete die Mark Meißen bis 1068, worauf sie Heinrich IV. seinem siebenjährigen Sohne Eckbert II. verlieh. Dieser aber erwies sich gegen seinen Lehnsherrn treulos. In dem Kriege, den Heinrich IV., zugleich vom Papst Gregor VII. hart bedrängt, mit den Sachsen führte, stand Eckbert, der Niedersachse, auf Seite der Gegner des Königs und ward, nachdem Heinrich zuletzt Sieger geblieben war, von diesem 1089 geächtet; die Mark Meißen aber samt der Niederlausitz erhielt der Böhme Wratislaw, aus dessen Händen sie an die Wettiner kam, die sie nie mehr verlieren sollten.

4. Die Bistümer Merseburg und Zeitz.

Nicht nur mit dem Schwerte, sondern auch mit den Mitteln christlicher Erziehung wurde das Flußgebiet der Elbe dem deutschen Reiche und dem Reiche Gottes gewonnen. Hatte Heinrich I. als Schutzwälle gegen die Sorben die Marken gegründet, so hatte sein Sohn Otto I., wie er schon die Bistümer Havelberg und Brandenburg errichtet hatte, 968 für jede dieser Marken die Gründung eines Bistums hinzugefügt, um von da aus das Heidentum in den besiegten Landen zu brechen und das Volk nicht nur durch äußere, sondern mehr noch durch innere Bande an Deutschland zu ketten. Die Mark Nordthüringen hatte das Bistum Merseburg, Südthüringen Zeitz, die Mark Meißen das Bistum gleichen Namens erhalten; sie alle sollten unter dem Erzbistum Magdeburg stehen, dem Hauptstützpunkte der Wendenmission, dessen Gründung Otto seit 962 betrieben und 968 erreicht hatte.

Über die Gründung des Bistums Merseburg weiß Bischof Thietmar Folgendes zu berichten. Als die Ungarn zum zweiten Male in Deutschland einfielen und Otto ihnen mit bewaffneter Macht entgegenzog, da that er vor der Schlacht knieend und unter Thränen das Gelübde: wenn Christus ihm den Sieg verleihen würde, so wolle er in Merseburg ihm zu Ehren ein Bistum gründen und seinen eben angefangenen Palast zu einer Kirche umbauen lassen. Darauf hörte er die Messe, nahm das heilige Abendmahl, ergriff Lanze und Schild und stürmte als Erster hinein in die Reihen des Feindes. Der Herr schenkte den Sieg, und Otto löste sein Gelübde ein. Der erste Bischof wurde Boso; er hatte im Kloster Emmeram bei Regensburg als

Mönch ein beschauliches Leben geführt, stand dann in kaiserlichem Dienst und hatte die Leitung der Gemeinde zu Zeitz erhalten. Weil er dem Herrn im Osten durch Predigen und Taufen eine bedeutende Menge Volks gewonnen hatte, fand der Kaiser solches Gefallen an ihm, daß er ihn zum Bischof auserſäh und ihm die Wahl zwischen den drei zu errichtenden Bistümern Meißen, Zeitz und Merseburg ließ. Da erbat sich Boso als die friedlichste unter allen die Merseburger Kirche. Also weihte ihn der Erzbischof Adalbert von Magdeburg zum ersten Bischof des Sprengels, der die Gegend von Leipzig, Grimma, Rochlitz, Borna, Penig, Pegau, anfänglich auch Wurzen und andere Orte jenseits der Mulde, außerdem Eilenburg, Düben, Schkeuditz, Lützen und einen Teil von Weißenfels umfaßte. Der Kaiser schenkte diesem Bistum einige Güter, die Stadt Merseburg, mehrere Dörfer und die Burg Magdeborn im Gau Chutici, die Abtei Pöhlde, die Stadt Zwenkau, die Orte Kohren, Nerchau, Pötzscha, Gautzsch, Brandis und Gundorf. Um die ihm anvertrauten Seelen desto leichter im Christentum unterrichten zu können, schrieb Boso, der Volkssprache kundig, eine Anweisung christlicher Lehre in slavischer Sprache und lehrte die Slaven das Kyrie eleison singen. Doch hatte er nicht immer Erfolg damit, und spöttisch verdrehten ihm die Heiden die Worte, die er sie lehrte. Bosos Nachfolger, der gewandte, rührige, ränkevolle Gisiler, der seit 971 auf dem Bischofsstuhle von Merseburg saß, bemühte sich, das arme Bistum reich zu machen und ließ sich 974 vom Kaiser eins der größten Waldgebiete Deutschlands schenken, den von der Saale bis zur Mulde reichenden Forst, an dessen Südrande Boso seine Niederlassungen gegründet hatte. Er wußte sich 981 die Stelle des verstorbenen Erzbischofs Adalbert von Magdeburg zu verschaffen und hatte den eigentümlichen Ehrgeiz, das Merseburger Bistum aufzulösen, um seine erzbischöfliche Macht zu stärken. Als er sich in Rom das Pallium holte, erwirkte er sich eine päpstliche Bulle, die das Bistum aufhob. Was westlich der Saale lag, kam an das Bistum Halberstadt, was zwischen der oberen Saale und der mittlern Mulde, an Zeitz, was zwischen Mulde und Elbe, an Meißen und der Rest mit den Orten Schkeuditz, Gautzsch, Wurzen, Püchen, Eilenburg, Düben u. a. an Magdeburg. So ward dem lebensfähigsten Bistum im Sorbenlande, dem hochbedeutsamen Stützpunkte der Wendenmission ein Ende gemacht und der Fortschritt der Missionsarbeit gehemmt, und das alles nicht aus kirchenpolitischen Gründen, sondern aus Nachgiebigkeit von Kaiser und Papst gegen die persönlichen Wünsche eines ehrgeizigen Priesters. Das Volk empfand die Auflösung des Bistums als ein Unrecht, und wiederholt suchte der Kaiser den Fehler wieder gut zu machen. Erst nach Gisilers Tode 1004 ward das Bistum Merseburg als solches wiederhergestellt, doch hatte es bedeutend an Umfang verloren, denn die Bischöfe von Meißen und Halberstadt handelten nach dem Satz der mittelalterlichen Kirche: Nehmen ist seliger denn Geben und behielten

so gut wie alles, nur Zeitz gab beinahe seinen ganzen Anteil wieder heraus. Der erste Bischof der wiederhergestellten Diöcese war Wigbert, der gelehrt, beredt und beliebt mit Erfolg die Heidenbekehrung betrieben haben soll. Ihm folgte 1009 der berühmte Thietmar, Sohn des Grafen Siegfried von Walbeck, gebildet zu Quedlinburg und Magdeburg. Seine Bemühungen, alle an Meißen verlorenen Teile seines Sprengels jenseits der Mulde wieder zu erhalten, waren erfolglos; nachdrücklich aber wußte er seine Bischofsrechte über die Rochlitzer Gegend zu wahren. Sein Chronikon ist eine bedeutsame Geschichtsquelle für die Zeit Heinrich I., der Ottonen und Heinrichs II.

Das Bistum Zeitz, über das nicht einmal eine besondre Stiftungsurkunde vorhanden ist, umfaßte außer dem Zeitzer und Naumburger Gebiete einen Teil von Weißenfels, den Altenburger und Neustädter Kreis, vom heutigen Königreich Sachsen das Vogtland, die Zwickauer Gegend und einen Teil des Obererzgebirges, sowie die jetzigen reußischen Landesteile. Hier hatte Boso wacker vorgearbeitet. Als erster Priester der Kirche zu Zeitz hat er mit der Rodung des Zeitzer Waldes begonnen und östlich der Stadt im Schutze eines Höhenzuges Kolonisten angesiedelt, für die er eine steinerne Kirche baute, die erste in der Gegend. Diese Niederlassung, „Bosau" genannt, lehrt durch ihren Namen, daß ihr Gründer Deutsche dorthin geführt hatte. Auch andre Orte ähnlichen Namens zeugen von der kolonisatorischen Arbeit Bosos. Der erste Bischof Hugo soll gleichfalls ein Benediktiner gewesen sein; er hat sich um Glauben und Sitten seiner Pflegebefohlenen verdient gemacht und starb 979. Bereits wenige Jahre nach seiner Gründung mußte das Bistum verlegt werden. Der Trotz der heidnischen Sorben und wilde Einfälle der Böhmen und Polen nötigten den vierten Bischof Hildeward mit seinen Domherren, das Stift in der wenig befestigten Stadt preiszugeben und es 1029 durch den Erzbischof Hunfried von Magdeburg nach dem besser befestigten Naumburg zu verlegen, weshalb es in der Folge Zeitz-Naumburg genannt wird.

5. Das Bistum Meißen.

Zugleich mit den Bistümern Merseburg und Zeitz hatte Otto I. das Bistum Meißen gegründet, das für Jahrhunderte der Mittelpunkt des kirchlichen Lebens in der Mark werden sollte. Hier, wo Heinrich I. bereits eine Burg und ein Gotteshaus erbaut hatte, waltete Burchard, ein Benediktiner aus Regensburg und einst Ottos Hofkaplan, des geistlichen Amtes. Anfangs Provisor der dem Apostel Johannes und dem Märtyrer Donatus geweihten, 931 begonnenen und 938 vollendeten Kirche, ward er von Otto 968 zum ersten Bischof von Meißen erkoren, zu Weihnachten geweiht und von Papst Johann XIII. bestätigt. Der Sprengel des Meißner Bischofs umfaßte das ganze

neueroberte Land östlich der Mulde mit der Ober- und Niederlausitz bis zur Oder. Das Bistum ward von seinem Gründer mit Merseburg und Zeitz dem Magdeburger Erzbischof unterstellt. Burchard richtete das Domkapitel ein, bestehend aus „Kanonikern und Priestern Christi", die durch gemeinsame Wohnung und geistliche Übungen verbunden waren, und mag mit ihnen für die Christianisierung der noch ganz heidnischen Umgegend einigermaßen mit Sorge getragen haben. Bereits um 970 ist er auf einer seiner Amtsreisen durch Sturz vom Pferde gestorben. Sein Nachfolger Volkold, der etwa von 970 bis 992 auf dem Meißner Bischofsstuhle saß, war Ottos II. ehemaliger Lehrer und erweiterte 981 seinen Sprengel durch beträchtliche Teile des Merseburger Bistums, das damals aufgelöst ward, soll auch seinen Kononikern nach dem Beispiele des Bischofs Chrodegang von Metz eine geregeltere Lebensordnung vorgeschrieben haben. Eine Zeit lang in Folge böhmischer Einfälle seines Bistums verlustig und bei dem Erzbischof Willegis von Mainz lebend, kehrte er nach Vertreibung der Ruhestörer nach Meißen zurück und ward für die ausgestandenen Ängste von Otto II. durch reiche Schenkungen entschädigt. Bei einem Besuche in Prag ward er vom Schlage getroffen, von dem er nicht wieder genas. Etwas bedeutender als seine beiden Vorgänger war der dritte Bischof Eido oder Aico, der von 992 bis 1015 den Krummstab führte. Von edler Geburt, aus der Familie der Grafen von Rochlitz, mit Thietmar von Merseburg einst dem Kloster der Benediktiner zu Magdeburg angehörig, nach Thietmars Zeugnis ein „gerechter aber sehr einfacher Mann", hat er im Predigen und Verwalten der Sakramente großen Eifer bezeugt und den Wenden fleißig Gottes Wort verkündet. Sein Merseburger Zeitgenosse sagt offenherzig von ihm: „Die harte Lebensweise dieses Bischofs mißfiel uns, und unser Leben mißfiel ihm". Er willigte in die Wiederherstellung des zerstückelten Bistums Merseburg, ohne jedoch Wurzen und alle östlich der Mulde gelegenen Länder, die früher zu Merseburg gehört hatten, wieder herauszugeben. Als der Polenherzog Boleslaw den Markgrafen Gero besiegt hatte, da sandte der Kaiser den Bischof Eido ins feindliche Lager, und dem geistlichen Herrn gelang es, wenigstens die Leichen der gefallenen Deutschen zu christlichem Begräbnis zu erhalten. Zuletzt erlebte er noch, wie Meißner Männer und Frauen die Angriffe der Polen unter Miseco heldenmütig abwehrten. Im Jahre 1015 ist er gestorben und wünschte wegen der Drangsale, die er im Geiste über Meißen hereinbrechen sah, nicht im Dom, sondern in der Kirche zu St. Magni in Kolditz beigesetzt zu werden, ein Wunsch, den ihm Markgraf Wilhelm IV. von Weimar erst 1046 erfüllte. Von den nachfolgenden Bischöfen Eilward, 1016 bis 1023, Hugbert, 1023 bis 1024, Dietrich I., 1024 bis 1040, Eido II., 1040 bis 1046, Bruno I., 1046 bis 1065, Reiner, 1065 bis 1066, Krafto 1066, weiß die Kirchengeschichte wenig mehr zu berichten, als daß sie Ring und Stab ge-

nommen und im Tode wieder ihren Nachfolgern hinterlassen haben. Dietrich I. hat 1027 der Synode von Frankfurt beigewohnt und mußte 1030 sehen, wie der Pole Miesco mehr als 9000 Christen seines Sprengels in die Sklaverei führte, nachdem er mehr als hundert Ortschaften zwischen Elbe und Saale mit Feuer und Schwert verwüstet hatte. Krafto hat wahrscheinlich die Bischofsweihe gar nicht erhalten, sondern ward im Begriff, sein Amt anzutreten, beim Zählen seiner Schätze vom Schlage getroffen.

Trotzdem, daß es nicht eben große Männer waren, die zu Meißen den Krummstab führten, hat das Bistum in jenem „bleiernen" Jahrhundert seine Sendung erfüllt; denn in jenen Zeiten wirkte die Institution ebensoviel wie die Person, und die Bistümer waren gerade diejenigen Institutionen, deren das Jahrhundert bedurfte, geistliche Bollwerke gegen das Heidentum.

6. Bischof Benno.

Die Männer, die auf dem Meißner Bischofsstuhle saßen, sind fast alle ohne Bedeutung. Keiner ist ein Charakterkopf. Der einzige, der sich in ihrer Reihe einigermaßen hervorhebt, ist Benno; aber nicht die Geschichte, sondern die fromme Sage hat seinen Namen bis auf spätere Zeiten gebracht.

Über seine Herkunft ist nichts bekannt. Vielleicht ist Niedersachsen seine Heimat gewesen, da er zuerst als Kanonikus von Goslar genannt wird. Durch den Einfluß seines früheren Propstes, des mächtigen Erzbischofs Anno von Köln, erhielt er nach dem Tode des kaum ernannten Bischofs Krafto 1066 das Bistum Meißen. Aus der Geschichte seines Episkopates sind mehrere Schenkungen erwähnenswert, die das Domstift von König Heinrich IV. erhielt. So schenkte ihm Heinrich 1068 zwei Hufen Landes im Dorfe Löbtau zur Erbauung eines Altars zu Ehren Gottes und des h. Donatus, 1069 drei Dörfer im Burgwart Leuben zum Seelenheil des Markgrafensohnes Dedo, 1071 acht Hufen in Görlitz zum Gedächtnisse des Markgrafen Eckbert, 1074 den Ort Rothiboresdorf im Burgwart Zadel zu seinem und seiner Eltern Seelenheil, 1090 das Lehen eines Ministerialen im Burgwart Mochau bei Döbeln und das Dorf Dürrweitzschen, 1091 sechs weitere Dörfer und 1095 das Dorf Weitzschenhain bei Staucha. Gegen denselben König aber, der ihn so oft und reich beschenkt, eröffnete der charakterlose Bischof ein ränkevolles Spiel, indem er sich in den langen Kämpfen, die Heinrich im Innern des Reichs und im Investiturstreit gegen den Papst zu führen hatte, auf die Seite der Gegner des Königs schlug. Doch fehlte es ihm an Macht, Geld und Einfluß, auch an Geisteskraft, so daß der Chronist Lambert sagen konnte, er habe vielleicht Flüche, aber keine Waffen gegen den Staat gehabt, als Freund oder Feind sei er für jede der Parteien gleich wenig wert gewesen.

Die Politik des geistlichen Herrn war unredlich und zweideutig. Als nämlich 1073 die Sachsen sich gegen den König erhoben, Otto von Nordheim, die Markgrafen Udo und Dedi und andre, da schlossen sich der Verschwörung auch die Bischöfe Burchard von Halberstadt und Benno von Meißen an, während Eppo von Naumburg zum König hielt. Ganz Sachsen stand gegen den König in Waffen und da der mächtige Widersacher Heinrichs, Gregor VII., die Verschwörer unterstützte, so sah sich der König gezwungen, ihnen Zugeständnisse zu machen. Bald jedoch schlug die Stimmung zu Gunsten Heinrichs um. Er besiegte die Aufständischen 1075 bei Hohenburg an der Unstrut, eilte im September mit einem starken Heer an die Elbe, verwüstete die Umgegend Meißens und brachte den Bischof Benno in seine Gewalt, da Benno während des Sachsenkrieges weder durch Boten noch durch Briefe seine Königstreue bekundet, sondern durch Schweigen seine Absichten und Pläne verhüllt hatte. Bis Mitte 1076 blieb Benno mit den andern sächsischen Bischöfen gefangen; nachdem er dem König Treue geschworen, ward er entlassen. Gehalten hat er seinen Eidschwur nicht. Er gehörte zu denen, die 1077 auf dem Fürstentage zu Forchheim die Absetzung des vom Papste gebannten Königs aussprachen und Rudolf von Schwaben als Gegenkönige wählten. Im Jahre darauf ward Benno zum zweiten Male in seinem Sprengel gefangen genommen und drei Jahre in Haft behalten. Während der langen Abwesenheit Heinrichs in Italien hatten die sächsischen Bischöfe 1085 an einer Synode zu Quedlinburg teilgenommen, die den Kirchenbann über Heinrich verhängte. Auch Benno war dabei gewesen und ward zur Strafe von dem Konvent zu Mainz seines Amtes entsetzt, das einem gewissen Felix, einem Verwandten des Königs Wratislaw von Böhmen, übertragen ward. Zugleich rückte Heinrich von neuem in Meißen mit einem Heere ein. Das endlich machte Eindruck auf den Hochverräter. Als dazu Gregor VII. gestorben war, fand es Benno für gut, sich zu unterwerfen. Er ging nach Rom, demütigte sich vor dem von Heinrich erwählten Gegenpapst Clemens III., indem er Absolution für seine Sünden erbat. Mit einem Empfehlungsschreiben an Heinrich reiste er ab, und dieser setzte ihn nach Felix' Entfernung 1088 wieder in sein Bistum ein. Sein Versprechen, sich nun nicht mehr an den politischen Intriguen zu beteiligen, sondern für den Frieden zwischen Heinrich und den Sachsen besorgt zu sein, hielt er wieder nicht, sondern trat 1097 zur Partei der Gegner des Königs zurück, indem er Urban als Papst anerkannte; doch hat sein Verhalten wie seither immer weder dem Freunde genützt, noch dem Feinde geschadet. Nunmehr verschwindet er aus der Geschichte, 1106 oder 1107 ist er gestorben.

Ist dies alles, was wir von Benno wissen und zeigt sonach die Geschichte den Meißner Bischof als einen höchst zweideutigen Charakter, welcher handelte, wie es einem geistlichen Herrn nicht ziemt, bald zum

Kaiser, bald zum Papst hielt und vor Treubruch und Meineid nicht zurückschreckte, so hat die Sage einer beträchtlich spätern Zeit sein Bild zu verklären gesucht. Was die dichtende Phantasie der Mönche ersann, das ward vom Volke weitergetragen und ausgeschmückt, und ein heiterer Legendenkreis hat sich um die Person des Mannes gesponnen, der ein außerordentlich unbedeutender Mensch gewesen ist. — Als er einst betend einen Umgang durch die Felder machte und in der Nähe eines Sumpfes von dem Quaken der Frösche gestört ward, da streckte er die Hand aus, und siehe, die gehorsamen Bewohner der Sümpfe schwiegen. Als er später wieder an dem Orte vorüberging und gerade in seinem Brevier die Stelle aus den Psalmen betete: „Ihr Walfische und alles, was in den Wassern sich bewegt, preiset den Herrn", da dünkte es ihn, daß Gott das Geschrei jener schuldlosen Tiere angenehmer sei als sein Gebet. Daher befahl er ihnen, Gott wieder mit gewohnter Stimme zu loben, und jubelnd ließen die Frösche zur Stund' im Takt ihren Ruf ertönen. — Eines Abends, als Benno nach einem Gang durch die Fluren nach Meißen zurückkehren wollte und die Stadt vor Thorschloß nicht mehr glaubte erreichen zu können, schlug er das Kreuz über den Elbstrom und ging trocknen Fußes über die Wellen. Den zerbrochenen Weinpfahl, den er dabei als Wanderstab benutzte und der den Pfählen des Meißner Rebengeländes so ähnlich sah wie ein Ei dem andern, bewahrte der fromme Glaube noch lange im Dome zu Meißen auf. — Wenn er die Schnitter zur Erntezeit brennenden Durst leiden sah, da verwandelte er wie der Heiland auf der Hochzeit zu Kana bloß durch das Schlagen des Kreuzeszeichens Wasser in Wein. — Um seine Zuhörer einst für die Trockenheit seiner Predigt einigermaßen zu entschädigen, stieß er geschwind seinen Hirtenstab in die Erde, und siehe, es sprang sofort ein erquickender Born empor, der zur Erinnerung an seinen wunderbarlichen Ursprung der Bennobrunnen genannt ward. — Wenn er über die Felder schritt — denn solch ein heiliger Mann geht nicht die Raine und Feldwege entlang, sondern quer durch die Fluren — da jubelten die Landleute, denn was der Fuß Bennos berührte, das verwandelte sich, als ob es mit Fudern des fettesten Düngers versehen wäre, in üppiges Land, darauf Korn und Gerste hundertfältig gedieh und Gras und Klee mannshoch emporsproß. — Als er nach Rom zog, um sich notgedrungen Absolution seiner politischen Sünden zu holen, da übergab er zwei Kanonikern die Domschlüssel mit dem Auftrag, sie lieber in die Elbe zu werfen, als sie Heinrich und seinen Anhängern freiwillig auszuliefern. So geschah es auch. Nachdem er nun in Rom die Angelegenheiten seiner Kirche geordnet hatte und unerkannt in Pilgergestalt in einer Herberge Meißens wieder eintraf, da hatte der Wirt eben einen großen Fisch gefangen und konnte dem Ankömmling sofort die erfreuliche Mitteilung machen: „Die Schlüssel, die du einst getragen, ich fand sie in des Fisches Magen, o, ohne Grenzen ist dein Glück". Und im Jubel ge-

leitete man den wiedergefundenen Bischof mit den wiedergefundenen Schlüsseln hinauf zum Dom. — Als ihm Markgraf Heinrich von Eilenburg einst einen Backenstreich gab, da sagte der Bischof mit Würde: „Übers Jahr am heutigen Tage wird diese Unthat gerochen werden". Und so ward es auch. Benno starb bald darauf und als der Jahrestag kam, erschien dem bösen Markgrafen ein schrecklich Gespenst, es war Bennos Geist. Das überlebte Heinrich nicht, schlotternd sank er zusammen und war tot.

Solchen und ähnlichen Märlein und Sagen lieh das Volk im Elbgelände gerne das Ohr. Mit Befriedigung hörten die Geistlichen, wie die Phantasie des Volks sich mit Bischof Benno beschäftigte, ließ sich doch dieses jetzt und später zum Ruhme der Kirche verwerten. Und wirklich ward Benno nach Jahrhunderten noch dazu benutzt, in der Mythologie der römischen Kirche eine Rolle zu spielen.

7. Klostergründungen.

Zur Christianisierung der heidnischen Lande zwischen Saale und Elbe dienten wesentlich die Klöster. Sie waren Missionsherde und ersetzten die Pfarrsysteme, die erst später sich herausbildeten. Das erste Kloster im spätern Sachsen ist neben Aldenberg bei Merseburg, das bereits 1004 entstand, das Benediktinerkloster St. Jacob in Pegau im Sprengel Merseburg. Die Gegend von Groitzsch, Leisnig und Pegau besaß am Ende des elften Jahrhunderts der Graf Wiprecht aus sorbischen Geschlecht, der ununterbrochen dem Kriegshandwerk oblag, der klassische Vertreter des mittelalterlichen Raubrittertums. Endlich, als ihm alles zu Willen gegangen, erzählt der Pegauer Mönch, der sein Leben beschrieben hat, trug er sich, um die ihm von Gott bescherte Ruhe nicht unbenutzt zu lassen, mit dem Gedanken, Gottes sündenvergebende Gnade zu gewinnen. Er gedachte daran, wie viel Missethaten er begangen, wie oft er geraubt, wie viele Menschen er mit Mord, Brand und Plünderung heimgesucht und wie schwer er sich namentlich an der Kirche versündigt habe. Er begab sich darum zum Erzbischof Wernher von Magdeburg, bekannte ihm seine Vergehungen und erklärte sich bereit, sie zu sühnen. Der aber überredete ihn, nach Rom zu gehen und dem Papst einen Fußfall zu thun. Ohne Verzug trat Wiprecht mit einigen Begleitern die Reise an und netzte zu Rom die Stätte, die er einst in seinen kriegerischen Tagen mit Blut befleckt hatte, mit seinen Thränen. Fußfällig klagte er dem Stellvertreter Gottes seine Sündengreuel und ward von ihm zum Primas von Spanien nach Kompostella weiter gesandt. Weil er einst in Zeitz eine Kirche des h. Jacobus verbrannt habe, so gab ihm der Patriarch auf, er möge als Sühne dem h. Jacobus auf seine Kosten ein Kloster bauen und darin so viele Diener Gottes versammeln, als er zu unterhalten vermöge. Wiprecht versprach es und zog mit dreifacher Beute,

mit Ablaß seiner Sünden, mit dem Segen des geistlichen Herrn und mit einem Daumen des Apostels Jacobus heim. In der Nähe von Pegau erlas er sich hierauf einen geeigneten Platz, den er von dem Erzbischof Hartwig von Magdeburg weihen ließ. Zugleich waren die Bischöfe Waltram von Naumburg und Albuin von Merseburg gekommen und rieten ihm, auf seinen Schultern an die zwölf Ecken der Grundmauern ebensoviele Körbe voll Steine zu tragen. Wiprecht that es und spornte dadurch den Eifer der Seinen so sehr an, daß binnen drei Jahren, von 1092 bis 1095, der Bau zur Vollendung gedieh. Der erste Abt war Bero aus dem Kloster Schwarzbach im Würzburgischen. Mit fränkischen Kolonisten ward der Boden urbar gemacht. Abt Windolf, der von 1100 bis 1150 seines Amtes waltete, trocknete mit seinen vierzig Mönchen Moräste aus, ließ öde Landstriche in Ackerland verwandeln und legte ein Kirchdorf an, das nach ihm Abtsdorf genannt ward. In seiner letzten Krankheit berief Wiprecht den Erzbischof Roger von Magdeburg und die Bischöfe Arnold von Merseburg, Richwin von Naumburg und Godebold von Meißen nach seinem Stammschlosse Groitzsch, um sich mit ihnen wegen seines Seelenheils zu beraten. Sie rieten ihm, selbst in sein Kloster Pegau als Mönch einzutreten. Der ehemalige Raubritter nahm 1124 die Kutte und gewann im geistlichen Stand kurz darauf den Eingang zum Himmel, ward auch in seinem Kloster begraben.

Diese erste bedeutsame Klostergründung zog bald andere nach sich. Im Bistum Meißen ist das älteste Kloster Riesa, das bereits vor 1119 bestand. Im Merseburger Sprengel entstand nach Aldenberg und Pegau seit 1097 das Kloster zu St. Peter und Paul in Merseburg selbst. Naumburg weist schon 1030 das Kloster zu St. Georg und zwei Jahre später das zu St. Moritz auf; 1066 begegnen wir Schmölln, 1114 Bosau, 1118 Zwickau und sicher vor 1119 St. Stephan in Zeitz. Auch Bürgel, St. Johannis in Chemnitz u. a. sind in dieser Zeit entstanden. Von diesen hat sich Bosau von der Regel des h. Benedikt um die Heidenbekehrung verdient gemacht, so daß der Bosauer Mönch Paul Lange ausrufen konnte: „Wer hat fast ganz Europa bekehrt, wenn nicht unsere Mönche, Gelehrten und Bischöfe!“ Bürgel verdankt seine Gründung dem Sohne Wiprechts von Groitzsch, dem Markgrafen Heinrich, Schmölln aber ward wegen der Beunruhigung durch heidnische Sorben 1134 nach Pforta verlegt, wo seiner eine glänzende Zukunft wartete. Gleichzeitig erstanden in Thüringen zahlreiche andre bedeutsame Klöster. Auch ward 1114 eine Filiale des Meißner Bistums, das Kollegiatstift Wurzen, gegründet. Bischof Herwich von Meißen war es, der in seiner Geburtsstadt Wurzen, die bereits der weltlichen Gerichtsbarkeit des Meißner Bistums unterstand, einen Dom erbaute, ein geordnetes Domkapitel mit Propst, Dekan, Kantor, Scholasticus, Kustos u. a. m. einsetzte und das Stift mit einer Anzahl Meißnischer

Dörfer begabte. Der innige Zusammenhang zwischen dem Hochstift und seiner Filiale ward dadurch befestigt, daß die Bischöfe nicht selten Wurzen zu ihrer zeitweiligen Residenz erkoren.

Über die meisten Klöster der Zeit erhob sich das auf dem Lauterberg oder Petersberg bei Halle, das von dem erlauchten Geschlechte der Wettiner gegründet ward. Dort, wo gegen Ende des zehnten Jahrhunderts bereits eine Kapelle zu St. Peter stand, die als Wallfahrtskapelle genannt wird, erbaute Graf Dedo von Wettin gegen 1124 zur Sühne für die Verstoßung seiner Gemahlin ein Augustiner-Chorherrnstift, dessen erster Abt Herminold, vorher Propst zu Gerbstädt, war. Von Dedo, der 1125 starb, hatte sein Bruder Konrad von Wettin die Pflicht übernommen, den Bau des Klosters zu vollenden und die neue Stätte der Gottesliebe reichlich auszustatten. So begabte denn der Wettiner die Stiftung mit den Einkünften von Löbejün und Ostrau sowie mit reichem Grundbesitz. Herminold ward nach Rom gesandt und brachte vom Papst Honorius II. die Bestätigung dieser zum Erbbegräbnis für Konrads Familie bestimmten Stiftung mit. Das Kloster stand unmittelbar unter dem Papst, konnte sich seine Pröpste selbst wählen und war nur in rein kirchlichen Angelegenheiten dem Magdeburger Erzbistum untergeben. Die Schirmvogtei behielt sich Konrad für sich und den jedesmaligen Ältesten seines Geschlechtes vor. Ein Splitter vom Kreuze Christi, den der Stifter Dedo aus dem heiligen Lande gesandt hatte, brachte das Kloster bald in Aufschwung. Nach bewegtem Leben bei herannahendem Alter zog sich, wie einst Wiprecht, so auch Konrad in das von ihm gestiftete Kloster, das er inzwischen noch reicher ausgestattet hatte, zurück, um darin zu sterben. Aus Furcht, in den nahe geglaubten Untergang der Welt leichtlich mit hineingezogen zu werden, entsagte er dem Markgrafentume, verteilte seine Länder an seine Söhne, legte am 30. November 1156 am Altare des heiligen Petrus in Meißen die Waffen und die Kleider des alten Menschen nieder und weihte sich, durch die Hand des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg mit dem geistlichen Gewande bekleidet, aus Liebe zu Christo der mönchischen Armut. Darauf rief er seine Söhne herbei, um die Kirche zu St. Peter ihrer Gunst und ihrem Schutze zu empfehlen. Groß war die Versammlung, die dem feierlichen Akte beiwohnte, und jedes Auge füllte sich mit Thränen, als der streitbare Fürst zum Bruder Konrad ward. Schon nach zwei Monaten und fünf Tagen segnete er, 1157, im 59. Jahre seines Alters, das Zeitliche und ward von Erzbischof Wichmann mitten in der Kirche begraben, wo zu seiner Rechten seine Gemahlin Luitgard und hinter ihr seine Schwester Mathilde, die Mutter des Erzbischofs, ihre Ruhestätten fanden. Das Kloster auf dem Petersberg hat der Wissenschaft viele Dienste geleistet. Namhafte Priester, wie Meinher, der 1146 an Stelle der Kapelle die Kirche weihte, und Eckart, der die Kirche erweiterte und das Haupt-

gebäude vollendete, mehrten den Ruhm des Mons serenus, wie das Kloster genannt ward, und eine wertvolle Chronik, die einer der Mönche verfaßte, unterrichtet über die Blütezeit der bedeutsamen Stiftung.

8. Kirchliches Leben.

Nur erst oberflächlich und unvollkommen war das Christentum in die Sorbenlande eingeführt worden. Unter der christlichen Hülle wucherte das alte Heidentum noch vielfach fort und war noch im zwölften Jahrhundert nicht einmal dem Scheine nach gebrochen. Um die Neigung zum altväterlichen Glauben in den Herzen zu bekämpfen, erklärten die Priester die Heidengötter für dämonische Wesen, die darauf ausgingen, frommen Christen zu schaden, oder sie lenkten die Religiosität unmerklich von den Götzen zu den Heiligen. Bald gewöhnten sich dieselben Leute, die bisher den Bielbog und den Swantewit angebetet hatten, an die Heiligen Laurentius, Donatus, Vitus, Nicolaus oder an Maria und Afra. Rückfälle ins Heidentum waren um so weniger ausgeschlossen, als es die neubekehrten Sorben schmerzlich empfanden, von dem Ertrag ihrer sauern Arbeit den zehnten Teil in Gestalt von Vieh, Pelzwerk, Honig, Wachs und Getreide an die Bistümer, Klöster oder Kirchen abgeben zu müssen. Wieviel verborgenes Heidentum geblieben war, nachdem längst im Lande das Wort vom Kreuze den Sieg errungen hatte, bezeugen uns offenherzig zeitgenössische Quellen. In der Oberlausitz fand man oft längst getaufte Leute, die noch vor den Bäumen knieten, welche ihnen einst als heilig gegolten hatten; von einer Stadt im Lande Meißen erzählt man, daß ihre Einwohner, obwohl Christen, in zweifelhaften Fällen lieber noch ihre Hausgötzen befragten als ihre Priester.

Die Aufgabe der Geistlichen war wesentlich die geworden, Missionare und Kolonisatoren zu sein. Die Bischöfe waren mehr weltliche als geistliche Herren, von den Fürsten mit großer Macht und reichem Besitztum ausgestattet und den Händeln dieser Welt, wohl auch dem eisernen Würfelspiel und dem Reiten und Jagen mehr ergeben, als dem Studium der Wissenschaften. Wenn ein Bischof wie Thietmar sich mit gelehrten Arbeiten beschäftigte oder wie Eido von Meißen ein asketisches Leben führte, so waren das Ausnahmen von der Regel. Wie das Papsttum, so war auch das Bistum eine politische Macht, die den Fürsten bald in die Hände arbeitete, bald ihnen Steine des Anstoßes in den Weg legte. In der ersten Zeit ernannte der König die Bischöfe nach seiner Wahl. Accipe ecclesiam, empfange die Kirche! mit diesen Worten übergab in den Zeiten der Ottonen der König dem Erwählten Ring und Bischofsstab, und der geistliche Herr leistete dem Könige den Treu- und Lehnseid. Die Verfügung über

die Bistümer bildet die Grundlage der Ottonischen Königsmacht. Ein Heinrich II. stellte das Bistum Merseburg, das Papst Benedikt VII. aufgehoben hatte, aus königlicher Machtvollkommenheit wieder her und ernannte nicht bloß Bischöfe, sondern setzte sie auch als ihr Richter wieder ab, ohne daß der Papst dagegen Einspruch erhob. Der deutsche König betrachtete sich nicht nur als obersten Schutzherrn, sondern auch als obersten Regenten der deutschen Kirche. Bald sollte das anders werden, als Papst Gregor der Große auftrat und mit aller Energie das Eine betrieb: Völlige Freiheit der Kirche von der weltlichen Macht, Herrschaft der Kirche über die Welt. Der harte Kampf, den er darum mit König Heinrich IV. führte und in dem Bischof Benno eine so klägliche Rolle spielte, endete mit einem Vergleich. Im Wormser Konkordat von 1122 ward bestimmt: der König hat hinfort auf die bis dahin geübte Investitur mit Ring und Stab zu verzichten, er verleiht das Bistum lediglich durch die Investitur mit dem Szepter, das Amt aber überträgt die Kirche durch die Weihe; doch mußte der Bischof noch immer dem Könige den Treueid schwören, da das Kirchengut nicht aufhörte, Reichsgut zu sein. Die Wahl der Bischöfe vollzogen nun die Domkapitel, die Ordination der Erzbischof; jede Wahl bedurfte der Bestätigung des Oberhaupts der Kirche und des Reichs. Trotz der Domkapitel regierten die Bischöfe keineswegs kollegialisch, sondern ziemlich selbstherrlich über ihre Sprengel und handhabten nicht nur die geistliche, sondern auch die patrimoniale Gerichtsbarkeit, beriefen Synoden, stellten Kirchenvisitationen an und geberdeten sich wie Fürsten.

Der Pfarrer stand zu seiner Gemeinde in patriarchalischem Verhältnis. Er las täglich die Messe, hielt die kanonischen Gebetsstunden und lud das Volk durch das Läuten der Glocke dazu ein. Die Liturgie ward nach dem System Gregors des Großen gehandhabt, von Gemeindegesang in der Muttersprache war noch keine Spur, aber von lateinischem Priester- und Chorgesang hallte das Gotteshaus wieder, Bekreuzung, Weihrauch, Weihwasser, Lichter und andere Äußerlichkeiten, denen man magische Wirkungen zuschrieb, waren Hauptstücke des gottesdienstlichen Lebens. Die Predigten bestanden aus Verlesung der Evangelien, an die sich eine kurze Deutung des Wortsinns knüpfte. Wie selten gepredigt wurde, beweist der Umstand, daß Thietmar selbst bei seiner Einweisung zum Bischof wohl eine Messe, aber keine Predigt hielt. Die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit trat hinter dem Heiligenkult stark zurück. Viel ward auf Fasten, Beichten und h. Abendmahl gehalten, auch treten Bußwallfahrten schon hervor. Mit guten Werken wie Stiftungen für Bischof, Kloster oder Kirche baute man sich Stufen in den Himmel. Die Festtage der Kirche wurden streng geheiligt. Der Glaube war ein naives Fürwahrhalten dessen, was die Priester sagten, und ein unbedingtes Vertrauen auf die Autorität der Kirche.

Das Verhältnis der Seele zu Gott war in jeder Beziehung durch den Priester vermittelt, der über das rohe Volk wie ein Vormund über Unmündige verfügte. Er sorgte, daß alle Kinder gleich nach der Geburt zur Taufe gebracht wurden; starb ein Kind ungetauft, so ward dem Pfarrer der Vorwurf gemacht. Er unterwies die heranwachsende Jugend in den notdürftigsten Kenntnissen kirchlicher Bräuche und Lehren und prägte ihr vor allem das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser ein. Ward ein Gemeindeglied krank, so brachte er ihm den Leib des Herrn. War eins seiner Schäflein auf unrechte Wege gekommen, so suchte er es auf den rechten Pfad zurückzuführen; war es nicht zu bewegen, seine Sünden zu lassen, so drohte er mit dem ganzen Register von Kirchenstrafen bis zur Exkommunikation. Das Haus des Priesters verödete bereits durch den Cölibatszwang; seine gelehrte Bildung war gering, eine Vulgata, ein Breviarium und ein Homiliarium mochte die ganze Bücherei eines Pfarrers damaliger Zeit bilden. Aber ob die Geistlichen des 10. und 11. Jahrhunderts nicht entfernt dem Ideal entsprachen, sie waren immerhin die rechten Führer, Erzieher und Lehrer eines rohen, aber lenksamen Naturvolks und haben redlich dem Lichte Bahn gebrochen in einem dunklen Land.

Dem Weltpriester trat in der christlichen Kulturarbeit der Mönch zur Seite. Die Klöster haben sich im Gebiete des heutigen Sachsenlandes sehr erfolgreich in den Dienst der deutschen Mission gestellt. Freilich es währte noch eine geraume Zeit, ehe die Mönche diese ihre Aufgabe in kräftiger Weise erfaßten. Erst hundert Jahre nach dem Erscheinen der ersten Glaubensboten im Lande Sorabia beginnt hier die Blütezeit der Klöster. Aber was die Klöster zu Saalfeld, Pegau, auf dem Petersberg u. a. im ersten Zeitraum der sächsischen Kirchengeschichte geleistet haben, ist eine Weissagung auf die Zukunft, die sich herrlich erfüllte.

So ist in der kurzen Zeit von den ersten Anfängen deutscher Missionsarbeit bis zu Konrad dem Großen vorerst nur ein roher Grund deutsch-christlicher Kultur in unserm Lande gelegt worden, auf dem die Folgezeit weiter zu bauen hatte. Es muß aber als eine segensreiche Fügung Gottes bezeichnet werden, daß Germanisierung und Christianisierung Hand in Hand gingen. Wäre der deutsche Kriegsmann allein in die Sorbenlande gedrungen und ihm der deutsche Priester nicht zur Seite geschritten, so wäre die Unterjochung gewiß noch blutiger verlaufen, und die Bekehrung der eroberten Lande hätte vielleicht noch lange Jahre anstehen müssen; hätte der Priester allein seine Arbeit begonnen, so wäre vielleicht wie in Böhmen keine deutsche, sondern eine slavische Nationalkirche entstanden, und das deutsche Schwert hätte späterhin doch noch seine Blutarbeit thun müssen und zwar an einem christlichen Volke. So aber hat die Vorsehung durch Schwert und Krummstab dem Lande Sorabien die Segnungen des Deutschtums und des Christentums zugleich gebracht.

9. Kultur und Sitte.

Die Gründung der Mark Meißen durch Heinrich und Otto und ihre gesamte Verfassung trug militärischen Charakter. Die Mark war erobertes Reichsgebiet und stand unter dem straffen militärischen Befehle des Markgrafen, der als Statthalter des Königs regierte und von ihm mit Eigen- oder Lehngut ausgestattet war. Auf den Burgwarten, die zur Verteidigung angelegt waren, saßen Burggrafen und Vögte. Sie kamen mit den Markgrafen, Bischöfen und andern Beamten regelmäßig zu Landdingen zusammen, die für Meißen in Colmnitz bei Oschatz, für die westlicher gelegenen Lande in Schkölen bei Weißenfels gehalten wurden. Das ganze Volk der Sorben war ein Bauernvolk. Es gliederte sich in fünf Klassen, von den Supanen bis zu den Smurden und Heyen. Die deutschen Ansiedler, die aus Thüringen und Franken, Sachsen und Flandern immer zahlreicher in das nur schwach bevölkerte Sorbenland kamen, besetzten zuerst die Gegend um Leipzig und drangen von da ins Erzgebirge und Vogtland, zuletzt in die Lausitz vor. In geschlossenen Gruppen traten sie unter Anführung von Unternehmern auf und gründeten, wo es ihnen gut schien, auf urbar gemachtem Boden neue Niederlassungen, oder sie setzten sich in Slavendörfern fest. Diese deutschen Bauern zahlten zwar an den Grundherrn ihren Erbzins, waren aber freie Leute. Mit jedem Jahre ward dem ungeheuern Wald mehr Ackerland abgerungen, auf dem man Körnerbau und Viehzucht trieb.

Städte im Sinne des späteren Bürgertums gab es bis 1100 in Meißen nicht, aber sie entstanden allmählich um die Burgen, Klöster und Kirchen her. Als befestigte Orte ragen neben Meißen, Merseburg und Naumburg Orte wie Wurzen, Eilenburg, auch Zwickau, Lommatzsch, Rochlitz u. a. hervor. Den Bischofssitzen war schon frühe Marktrecht, selbst Münzrecht verliehen worden, wie denn auch Abt Windolf von Pegau, der von 1100 an die ganze Gegend seines Klosters urbar machte, Münzen mit seinem Brustbild prägen ließ. War die Lebensweise des damaligen Geschlechts sehr schlicht und einfach, so fehlte es doch auch an Beispielen von Luxus nicht. Bei der Einweihung des Klosters Pegau trug Judith, die Gemahlin Wiprechts, eine mit Edelsteinen besetzte Krone, einen reich mit Gold gestickten Mantel und an den fünf Tagen der Festlichkeit fünf verschiedene kostbare Gewänder. Für ihren Kopfputz allein konnte Abt Windolf einige Güter in Thüringen kaufen.

Die geistige Kultur stand noch auf sehr niedriger Stufe. Lesen und Schreiben war eine seltene Kunst, statt des Griffels galt es ja damals das Schwert zu führen. Die Pflegerin der geistigen Bildung war die Kirche. Die Priester und Mönche verstanden Bücher zu lesen und übten die „geistliche Kunst" des Schreibens. Sie waren

nicht nur die Gottesgelehrten, sondern die Gelehrten schlechthin, die Ärzte des Zeitalters, welche die Heilkraft der Kräuter kannten, die Beamten, die bei den Großen und Edlen Kanzler- und Schreiberdienste verrichteten, die Lehrer, die ihr bescheidenes Wissen denen mitteilten, die noch weniger wußten als sie, die Geschichtsschreiber der Zeit, die alle Kriegsbegebenheiten und Wunderzeichen für kommende Geschlechter dem Pergamente vertrauten. Wie man damals die Heilkunde betrieb, bezeugt die Operation, die ein Klosterarzt an Dedo, dem Sohne Konrads des Großen, ausübte. Er suchte den Fürsten von dem Übel der Fettleibigkeit dadurch zu befreien, daß er ihm das Fett aus dem Leibe schnitt, was natürlich den Tod herbeiführte. Probst Meinher auf dem Petersberg ließ Luitgard, Konrads Frau, nur zur Ader, aber so kräftig, daß sie kurz darauf den Geist aufgab. Unter den Geschichtsschreibern jener Tage ragt neben dem Naumburger Bischof Waltram, der durch seine Verteidigungsschriften für Heinrich IV. bedeutsam ward, und neben dem ungenannten Pegauischen Mönch, der eine Lebensbeschreibung Wiprechts von Groitzsch lieferte, vor allem der Merseburger Bischof Thietmar hervor. Er hat in acht Büchern eine Chronik seines Bistums geschrieben, die ihm unter der Hand zu einer Geschichte des deutschen Reiches ward. Ein Sachse aus edlem Geschlecht, mit dem Königshause verwandt, war er ganz der Mann, die Thaten des glorreichen Hauses Sachsen zu behandeln, und besonders für die Zeiten, die er selbst mit erlebt hat, die Regierungszeiten Ottos III. und Heinrichs II., ist das Werk unschätzbar. So mangelhaft sein Buch in Stil und Methode auch sein mag, so wenig es dem Ideal eines Geschichtsbuchs entspricht, es zeugt dennoch für das reiche Wissen und die nationale Gesinnung seines Verfassers und reiht sich den bedeutsamen Geschichtswerken deutscher Priester wie Widukind von Corvey, Adam von Bremen, Lambert von Aschaffenburg nicht ganz unwürdig ein.

Es darf nicht wunder nehmen, daß in jener naiven, kritiklosen Zeit der Aberglaube mächtig wucherte. Die mangelnde Volksbildung und der Fortbestand heidnischer Vorstellungen ließ diese Schlingpflanze kräftig gedeihen, und gerade Thietmar ist ein klassischer Zeuge dafür, welch toller Wahn damals in den Köpfen der Gebildetsten spukte. Er redet überaus gerne von Anzeichen, Träumen, Wundererscheinungen und Mißgeburten. Er berichtet von einem Kirchenräuber, dem es traurig ergangen sei; Gott habe Mäusen befohlen, ihn aufzufressen, und die Mäuse führten den Befehl aus, obwohl sich der Missethäter in ein von der Decke herabschwebendes Netz geflüchtet habe. Allen Ernstes erzählt er, wie die Leiche des frommen Meißner Bischofs Eido einen wohlriechenden Duft ausgeströmt habe und spricht mehrfach von einem köstlichen Geruch, der den Leichen frommer Bischöfe eigen sei und den man drei Meilen weit spüren könne. Ja er glaubt fest daran und berichtet es als Thatsache, daß die Toten während der Nacht auf Gottes-

äckern und in Kirchen Messe halten; als er einst in Ratmersleva war, habe er selbst beim ersten Hahnenschrei ein großes Licht in der Kirche gesehen, und sein Bruder wie sein Kaplan hörten Töne wie das Grunzen eines Schweines, darauf sei in demselben Jahre seine teure Verwandte Frau Luitgardis gestorben; oft habe er aber selbst in der Nacht Holz spalten und einmal zugleich mit seinem Gefährten, während alles schlief, deutlich die Toten mit einander reden hören.

Der Umstand, daß das Heidentum erst im Begriffe war, von dem Christentum überwunden zu werden, macht es erklärlich, daß mit dem Aberglauben vielfach Roheit der Sitten Hand in Hand ging. In jener bewegten Zeit galt das Schwert des Ritters mehr als jedes Gesetz, und wir sahen, mit welcher Rücksichtslosigkeit Männer wie Heinrich, Otto und Gero ihre Feinde behandelten. Die beständigen Kriege mit rohen Völkern waren der Sittlichkeit nicht günstig. Faustrecht und Raubrittertum blühten im Lande, Entführungen und Mordthaten waren nichts Seltenes, an Stelle des Rechts trat oft genug die Gewalt. Dazu fehlte es an Ausschweifungen nicht, wie denn bereits Thietmar über feile Dirnen im Lande zu klagen hat. Die Sünden aber, die man verübt hatte, glaubte man durch um so kräftigere Frömmelei sühnen zu können. So ist mancher, dessen Hände mit Blut befleckt waren und auf dessen Seele eine Centnerlast von Unthaten lag, wenn er genug gesündigt hatte, ins nächste Kloster gegangen, hat sein Hab und Gut der Kirche vermacht und glaubte so trotz allem den Himmel sich gesichert zu haben; und nur zu sehr beförderte die Kirche solchen Glauben, der die wahre Sittlichkeit vernichtete.

So brannte das Licht des Evangeliums nur trübe im Sorbenlande, aber es brannte doch, und immer neues, wenn auch nicht allzu klares Öl nährte die Flamme.

II. Das Zeitalter gesicherten Kirchentumes.

10. Die Wettiner.

Nach langen und harten äußern und innern Kämpfen hatte sich das Christentum in der Mark Meißen und ihren Nachbarlanden eingelebt und feste kirchliche Formen angenommen. Die Kirche war zu einer Macht geworden, die alles durchdrang und alles beherrschte. Die Bischöfe, Priester und Mönche vertraten die geistige Kultur, fühlten sich als Herren über Herzen und Gewissen und sahen es als selbstverständlich an, daß vor der Kirche alles sich beugte, selbst die weltliche Gewalt, mochte sie Kaiser, König oder Markgraf heißen.

Was die Markgrafen von Meißen, die Wettiner, betrifft, um die sich nun des Landes Geschichte gruppiert, so zeigen sie alle die seltsame Verbindung von strenger Kirchlichkeit und kräftiger Sinnlichkeit, die das ganze Mittelalter kennzeichnet. Tiefen Gemüts sorgen sie redlich für ihr Seelenheil, treue Söhne der Kirche wetteifern sie mit den Frömmsten ihrer Zeit in Stiftungen und Bußübungen aller Art, aber ihr Blick bleibt hell genug, um zu sehen, wo im Priester der Heilige aufhört und der Schelm beginnt, und wie sie im Kriege wacker dreinzuschlagen gewohnt sind, so wissen sie den Pfaffen oft recht unsanft an die Bäuche zu greifen — ein rauhes, waffenfreudiges, urkräftiges und kerngesundes deutsches Herrschergeschlecht.

Nach dem uralten Felsenschloß an der Saale genannt, aber schwäbischen Blutes, treten die Wettiner im zehnten Jahrhundert in die Geschichte ein. Als die ersten des Geschlechts werden Dedi und Dietrich genannt, der 982 in Kalabrien gegen die Araber fiel. Ein anderer Dietrich und sein Sohn Dedo verwalteten zeitweilig die Niederlausitz, Heinrich I. von Eilenburg aber erhielt 1089 die Mark Meißen zu Lehen und stand getreu zum König. Nach dem Tode Heinrichs II. bemächtigte sich sein Vetter Konrad der Große 1123 der Mark, und seitdem behaupteten die Markgrafen nicht nur die Erblichkeit ihrer Würde,

sondern auch eine weit größere Selbständigkeit denn vordem. Konrad, ein ritterlicher Herr, erhielt zur Mark Meißen, die längst in der Hauptsache mit Zeitz und Merseburg verschmolzen war, noch die Niederlausitz und das Milzenerland, erwarb auch die Güter der ausgestorbenen Herren von Groitzsch und andere Striche und lieferte glänzende Beweise seiner Königstreue und seiner Frömmigkeit. Er begleitete Lothar auf seinem Römerzug, Konrad III. im Polenkriege. Er beteiligte sich nicht nur an dem Kreuzzuge der sächsischen Fürsten gegen die von dem Christentume abgefallenen Slaven an der Ostsee, sondern hatte bereits früher gleich seinem Bruder Dedo an einem Kreuzzug nach dem gelobten Lande teilgenommen. War jener 1125 nach Palästina gezogen, von wo er nicht mehr zurückkehrte, so ging Konrad 1145 mit hinaus, that sich bei Damaskus gegen die Sarazenen durch Waffenthaten hervor und kehrte, nachdem er am h. Grabe gebetet, glücklich in die Heimat zurück. Seiner Frömmigkeit aber setzte er schließlich die Krone auf durch Schenkungen an Bistümer und Klöster und durch Stiftung des bedeutsammen Klosters auf dem Petersberg, in dem er in der Kutte begraben ward. Ein Beweis, wie selbständig er in seinen Landen waltete, ist seine Länderteilung, wobei Otto der Reiche die Mark Meißen erhielt, während die vier andern Söhne mit kleineren Gebieten abgefunden wurden, die Oberlausitz aber durch Kaiser Friedrich Barbarossa 1158 an Böhmen verliehen ward, wo sie bis 1256 verblieb. Auch Otto der Reiche, 1156 bis 1190, war kaisertreu und kirchlich. Wie sein Vater, so gründete auch er ein Kloster. Als einst seine Gemahlin Hedwig von Brandenburg bei einem Besuche im Kloster auf dem Petersberg erfuhr, daß die Schirmvogtei über dasselbe lediglich dem Ältesten der Nachkommen des Stifters zukomme, bestimmte sie ihren Gatten, ein anderes Kloster zu gründen und dessen Vogtei- und Schutzrecht sich und allen seinen Nachkommen zu sichern. So stiftete Otto 1162 das Cistercienserkloster Altzelle bei Nossen und bestimmte es zur Begräbnisstätte des markgräflichen Hauses. Er schenkte der neubegründeten Abtei westlich von der Freiberger Mulde im Burgwart Mochau 800 Hufen Landes, rief Mönche aus Pforta herbei, ließ 1170 den Bau beginnen und das Stift 1175 eröffnen. Bei dem Ausroden des Klosterwaldes sollen die ersten Silbererze im Gebirge fündig geworden sein, deren Abbau Otto eifrig betrieb und zum Teil andern Kirchen- und Klosterstiftungen, aber auch der Hebung des Städtewesens zuwandte. Nach langer glücklicher Regierung, die jedoch zuletzt durch einen Sohn getrübt ward, segnete Otto das Zeitliche und ward im hohen Chore der Klosterkirche von Zelle begraben. Jener Sohn war sein Nachfolger Albrecht, den die Geschichte den Stolzen genannt hat. Von seiner Mutter übervorteilt, hatte er sich nicht gescheut, gegen den eigenen Vater Krieg zu führen und ihn in Döben bei Grimma gefangen zu halten. Kurz nachdem er die Regierung angetreten, zog er sich den Haß der Mönche von Zelle zu. Otto der Reiche hatte dem Kloster 3000 Mark Silber anvertraut. Diesen Schatz forderte Albrecht zurück.

Die Schelme in der Kutte hatten plötzlich das siebente Gebot vergessen, sie verweigerten das Geld mit der Angabe, es sei seiner Zeit zu Seelenmessen bestimmt gewesen. Diese Ausflucht ließ der Fürst nicht gelten und drang entschieden auf Herausgabe. Um den ungerechten Mammon zu retten, legten die Mönche das klingende Silber auf den Altar der heiligen Jungfrau in der Meinung, daß Albrecht nicht wagen werde, sich eines Sakrilegiums schuldig zu machen. Aber Albrecht nahm was ihm gehörte zum Entsetzen der Mönche vom Altar hinweg, und die frommen Brüder gelobten, in der Chronik ihres Klosters den Kirchenschänder gebührend zu brandmarken. Nach seinem jähen, frühzeitigen Tode fiel die Mark an seinen Bruder Dietrich den Bedrängten, 1195 bis 1221. Als Albrecht starb, war Dietrich gerade auf einem Kreuzzug im heiligen Land und mußte sich in langen Kämpfen die Mark, die der Kaiser als erledigtes Reichslehen eingezogen hatte, erst erobern; doch war es ihm vergönnt, seinen Besitz durch den Rückfall von Eilenburg und der Lausitz ansehnlich zu vergrößern. Wie eng damals das Fürstenhaus mit der Kirche verknüpft war, bezeugt der Umstand, daß Dietrichs Schwester Adela als Nonne im Kloster zu Meißen lebte, sein ältester Sohn Dietrich Bischof von Naumburg war und der mittlere das Amt des Dompropstes von Meißen bekleidete. Der jüngste der Söhne, Heinrich der Erlauchte, folgte dem Vater 1221 bis 1288 im Markgrafentum. Ihm war es vergönnt, seinen Besitz nicht nur um das Pleißnerland und Teile von Böhmen, sondern um die ganze große Landgrafschaft Thüringen zu vergrößern. Die Landgrafenlinie war 1247 mit dem Tode Heinrich Raspes ausgestorben. In der Schlacht von Wettin errang Heinrich, der als Enkel des Landgrafen Hermann I. auf Thüringen vollberechtigte Ansprüche hatte, den Sieg und erhielt die Landgrafschaft, so daß sich nun die wettinischen Lande von der Fulda bis an die untere Oder erstreckten. Von seinem thüringer Großvater hatte Heinrich die Liebe zum Minnesang geerbt; noch sind zarte Lieder von ihm erhalten, in denen er sinnig das Liebesglück zu preisen weiß: „O reicher Gott, wie sanft das thut, wenn freundlich grüßt ein lieblich Weib! Dem wird so freudenreich der Mut, so froh das Herz, so froh sein Leib; hoch in den Lüften fähret er, sein Mut der fleuget hoch empor gleich einem edlen Adeler.“ Seine romantische Frömmigkeit führte ihn in jüngeren Jahren mit fünfhundert Rittern zum Kreuzzuge gegen die heidnischen Preußen, den der Deutschritterorden unternahm, seinen kirchlichen Sinn bethätigte er durch kirchliche Kompositionen und Klosterstiftungen, sowie durch die Umwandlung einer kleinen Kapelle zu Dresden in eine Kirche, die von einem Splitter vom Kreuze Christi, den seine erste Gemahlin Konstantia von Österreich mitgebracht hatte, Kirche zum h. Kreuz genannt ward. In dem letzten Entscheidungskampfe zwischen Kaiser und Papst stand er treu zum Kaiser. Eben dies aber war dem Papst und Klerus ein Dorn im Auge. Heinrichs Sohn und Nachfolger Albrecht II. hatte die Kaisertochter Margarete von Hohenstaufen geheiratet. Hatte

die Kirche die verhaßten Hohenstaufen vernichtet, so galt es nun auch ihre Verwandtschaft unglücklich zu machen. In einem Schreiben an Heinrich klagt Innocenz IV. bitter, daß er „sein Haus und seine Nachkommenschaft mit dem verruchten Blute des ehemaligen Kaisers Friedrich vermischen und beflecken wolle", und sein Nachfolger Alexander IV. sprach 1256 in einer Bulle aus, daß „nicht zu helfen sei, so lange noch ein Überbleibsel von diesem verruchten Geschlecht der Hohenstaufen vorhanden" wäre. Dieser Haß der Kurie gegen die Kaisertochter wurde von der hohen und niederen Geistlichkeit in Thüringen und Meißen geschürt und wußte Albrechts Herz seiner Gemahlin zu entfremden, so daß sie 1270 von der Wartburg flüchtete und 1271 an gebrochenem Herzen starb. Die päpstliche Partei jubelte, ihren Zweck erreicht, das Familienglück der Wettiner untergraben und die Entwickelung des mächtigsten deutschen Fürstenhauses gelähmt zu haben, denn an die Verstoßung Margaretes, die ihrem Gatten drei Söhne Heinrich, Friedrich und Diezmann geboren hatte, schloß sich eine Kette von Familienzerwürfnissen und Verwirrungen an, die zur Zerstückelung des Landes und zur Auflösung der wettinischen Macht führte, welche Heinrich auf so stolze Höhe gebracht hatte.

Der Wiederhersteller der alten Macht ward Albrechts Sohn Friedrich der Freidige. Kaiser Adolf von Nassau hatte 1291 Meißen und die Lausitz als erledigte Reichslehen eingezogen, und sein Nachfolger Albrecht I. hielt die eingezogenen Lande fest. Als er aber die Brüder Friedrich und Diezmann in die Acht erklärt hatte, schlug ihn Friedrich 1307 bei Lucka glänzend aufs Haupt und ward nach dem jähen Tode Diezmanns wieder alleiniger Herr von Meißen und Thüringen. Von der Kühnheit dieses Fürsten berichtet die Geschichte manch rührenden Zug, wie jenen Ritt von der Wartburg nach Reinhardsbrunn zur Taufe seiner Tochter. Zwei Jahre vor seinem Tode verfiel er in tiefes seelisches Leiden. Zu Ostern 1322 hatten die Eisenacher ein geistlich Spiel von den zehn Jungfrauen aufgeführt. Auch Markgraf Friedrich war gekommen. Wie nun am Schlusse die thörichten Jungfrauen Einlaß begehrten in den Hochzeitssaal und unter Thränen die Hände rangen und sogar die Heiligen und die Mutter Gottes vergebens ihre Fürbitte einlegten, da sprach der Fürst, aufs Tiefste erschüttert: „Was ist denn der Christenglaube? Hilft das nicht, daß Gottes Mutter und alle Heiligen für uns bitten, wozu dienen wir ihnen denn, oder wozu sollen wir sie ehren, wenn wir nicht Gnade durch ihre Fürbitte erwerben?" Von Stund' an war sein Geist umnachtet, der Katholik, der den Weg des Heils nicht kannte, verzweifelte an seiner Seligkeit. Erst 1324 ging er heim, von seiner frommen Gattin Elisabeth von Arnshaugk bis zum Tode mit rührender Treue gepflegt. Sein tapferer Sohn Friedrich der Ernsthafte, 1324 bis 1349, ließ sich von den Geistlichen ebensowenig bieten wie von den Raubrittern. Einst wollte er in der Hauptkirche von Erfurt zu Ehren seines Schwiegervaters, des Kaisers Ludwig des Baiern, ein

Tedeum anstimmen lassen. Die Mönche aber trotzten und sagten: „Dem singen wir nicht", denn sie waren dem Kaiser feind. Da ließ der ernsthafte Mann das Kloster absperren und die Mönche so lange fasten und hungern, bis sie sangen. Die frommen Brüder, die nichts so schwer ertrugen wie Hunger, krochen bald zu Kreuze und stimmten ihr Tedeum an. Wie sein Vater, so verzehrte auch der Sohn, Friedrich der Strenge, 1349 bis 1381, sein Leben in unaufhörlichen Kämpfen. Doch machte er wertvolle Ländererwerbungen, wie er denn 1357 den größten Teil des Vogtlandes gewann, das bisher von kaiserlichen Vögten verwaltet worden war. Er ist der letzte des charaktervollen Geschlechtes der Wettiner, der in der Klosterkirche zu Altzelle seine Ruhestätte fand. Und er ist auch der letzte der Wettiner Markgrafen gewesen, da sein Sohn Friedrich der Streitbare den Kurhut erlangte und sein Land zum Kurfürstentum Sachsen erhob, welches berufen war in der Kirchengeschichte noch ruhmvoller zu glänzen als das Markgrafentum Meißen.

11. Die Bistümer.

Mehr als die Landesherren sind naturgemäß die Bischöfe die Vertreter, Hüter und Pfleger des mittelalterlichen Kirchentumes gewesen. Nach hierarchischer Ansicht der Zeit verhielt sich die geistliche Macht zur weltlichen wie die Sonne zum Mond; doch stand sie ihrer staatsrechtlichen Stellung nach unter ihr, wenn auch der geistige Einfluß der Kirche alles beherrschte. Die Bischöfe und Äbte der vornehmsten Klöster, ohnehin mehr weltliche als geistliche Herren, waren die ersten Würdenträger nach dem Markgrafen und erschienen an der Spitze der Edlen und Großen auf den Landesversammlungen. Dabei war es wesentlich das Amt, nicht die Person, was ihnen Geltung verschaffte; denn aus der Reihe der Bischöfe hebt sich kaum einer von individuellem Gepräge hervor, sie gleichen einander wie eine Mitra der andern, und niemals hat in Meißen, Merseburg und Naumburg die Bischofsmütze auf einem genialen Haupte gesessen.

Der Nachfolger Bennos auf dem Meißner Bischofsstuhle, Herwich, 1107 bis 1119, der sich an einem Kreuzzuge gegen die Sorben im Nordosten beteiligte, war ebenso unbedeutend wie sein Vorgänger. Godebold, 1119 bis 1140, sah sich bereits genötigt, 1130 in einer Generalsynode zu Meißen gegen das weltliche Leben der Geistlichkeit aufzutreten, wobei er freilich den heftigsten Widerstand der Kleriker erfuhr, die sich in ihren Sünden nicht gerne stören lassen wollten. Von Rembert, 1140 bis 1150, ist nur der Name erhalten, Albrecht I., 1150 bis 1152, ward vom Kaiser Konrad zu einer diplomatischen Sendung an den griechischen Kaiser Emanuel verwendet, von der er nicht wieder zurückkehrte, Gerung wurde vom Kloster Bosau auf den Meißner Bischofsstuhl berufen, den er 1152 bis 1170 inne hatte;

er weihte den Grundstein zur Altzeller Kirche, siedelte in Kühren in der Wurzener Stiftspflege flandrische Kolonisten an, auch soll er die Dombücherei begründet und die Knochen des heiligen Donatus, welche Meißen zu haben glaubte, in eine prachtvolle Tumba übertragen haben. Ein unternehmender Herr, der seinem Namen Ehre machte, war sein Nachfolger Martin, 1170 bis 1190, der nicht nur 1179 mit dem Bischof von Naumburg an der dritten Lateransynode zu Rom teilnahm, sondern auch 1187 nochmals nach Italien reiste und 1188 mit Friedrich Barbarossa ins heilige Land zog, wo er in demselben Jahre wie der Kaiser den Tod fand. Sein Nachfolger Dietrich II., 1191 bis 1207, weihte die Kirche zu Altzelle 1198 ein und gründete das Augustinerchorherrenstift und eine neue Klosterschule zu St. Afra. Unter Bruno II., 1209 bis 1228, ward 1221 das Kollegiatstift Bautzen errichtet und die Veste Stolpen für das Bistum erworben; auch hatte Bruno das Mißgeschick, in einer Fehde mit den Brüdern von Mildenstein von diesen mehrmals gefangen zu werden, zugleich aber die Genugthuung, daß das Brüderpaar mit dreißig andern Adeligen im Büßerkleide mit Ruten in den Händen vor dem Naumburger und Merseburger Bischof öffentlich Abbitte leisten mußte. Der nun folgende Heinrich, 1228 bis 1240, ist vielleicht ein Verwandter Heinrichs des Erlauchten gewesen, da er mit dem Titel „Fürst" bezeichnet und ihm vom Kaiser Friedrich II. das Münzrecht verliehen ward; jedenfalls ist er ein treuer Freund des Kaisers gewesen trotz des Kirchenbannes, den Gregor IX. gegen Friedrich II. schleuderte. Auch sein Nachfolger, Konrad I., 1240 bis 1258 hatte das Münzrecht. Auf ihn folgten Albrecht II., 1258 bis 1266, und Witigo I., 1266 bis 1293. Witigo war es, der den Dom zu Meißen erneuerte und mit den Mitteln, die der Zeit geläufig waren, das Geld dazu zu beschaffen wußte. Als geschickter Geschäftsmann verhieß er wie ein Vorläufer Tetzels allen denen einen vierzigtägigen Ablaß, die zum Baue der Kirche etwas beitragen würden und wußte 1287 auf der Synode zu Würzburg 28 deutsche Bischöfe zu bestimmen, in derselben Weise für den Meißner Dombau Geld zu machen. Um diesem Schacher für seine eigene Diöcese noch einen besonderen Nimbus zu verleihen, empfahl er seinen Schäflein, die Geldspende mit dem Besuche des Grabes Bischof Bennos zu verbinden, dessen kultische Verehrung er somit ziemlich zwei Jahrhunderte nach dem Tode des Bischofs zuerst in die Wege geleitet hat. Auf ihn folgte Bernhard, 1293 bis 1296. Dessen Nachfolger waren vornehme aber unbedeutende Herren: Albrecht III. aus dem Geschlechte der Burggrafen von Leisnig, 1296 bis 1312, Witigo II., Graf von Koldiz, 1312 bis 1342, Johann I., Herr von Eisenberg, 1342 bis 1370, Konrad II., Herr von Wallhausen, 1371 bis 1375. Mit Johann II. von Genzenstein, 1376 bis 1379, einem geborenen Böhmen und Neffen des Prager Erzbischofs, kam das Bistum Meißen auf Jahre hinaus in eine gewisse Abhängigkeit

von Prag. Genzenstein, der sich als theologischer Schriftsteller hervorthat und ein neues Fest, die „Heimsuchung Marias", einführte, ward später selbst Erzbischof von Prag und scheint auch auf die Wahl seiner beiden Nachfolger Nicolaus I., 1379 bis 1392 und Johanns III., 1393 bis 1398, eingewirkt zu haben. Letzterer entsagte übrigens 1398 zu Gunsten seines Verwandten Thimo dem bischöflichen Stuhle, den dieser dann von 1399 bis 1410 inne hatte.

Ebensowenig wie Meißen vermag Naumburg und Merseburg wahrhaft bedeutende Bischöfe aufzuweisen. Von den Naumburger Bischöfen zur Zeit Heinrichs IV. sind Eppo, 1045 bis 1079, und Waltram, 1090 bis 1110, deshalb erwähnenswert, weil sie es wagten, in Wort und That treulich dem Kaiser zu dienen, während Günther, 1079 bis 1089, wie Benno auf Seite Gregors VII. standen. Bischof Dietrich I., 1111 bis 1123, hat sich durch die Stiftung des Klosters Bosau um die Heidenbekehrung verdient gemacht und starb den Tod durch die Hand eines rachedurstigen sorbischen Mönches. Auf ihn folgte Richwin 1123 bis 1126, dessen Nachfolger Udo I., ein geborener Landgraf von Thüringen, sich an einem Kreuzzuge nach Palästina beteiligte. Bischof Engelhardt nahm gleichfalls an einem Kreuzzug teil und starb 1242; auf ihn folgte Dietrich II., der um deswillen bemerkenswert ist, als er es vorzog, statt Markgraf von Meißen Bischof von Naumburg zu werden. Unter den späteren Bischöfen war bis zur Reformationszeit gleichfalls keiner von Bedeutung. Auch das kleine Merseburger Bistum ist ziemlich bedeutungslos gewesen und hat nach Thietmar kaum einen nennenswerten Mann sein eigen genannt, bis die Bischöfe seit 1409 als Kanzler der Universität Leipzig wenigstens in bedeutsamem Zusammenhange genannt zu werden begannen.

12. Mönche, Nonnen und Ritter.

Eine Welt für sich bildeten im Mittelalter die Klöster. Hier fand sich zusammen, was der bösen Welt entrückt nur Gott und den lieben Heiligen leben wollte, um einst mit Sicherheit den Himmel zu erwerben. Hierher flüchtete sich der Jüngling, wenn er mit seinen Idealen in der Welt der Wirklichkeit üble Erfahrungen gemacht hatte, wie der Mann und Greis, der nach den Enttäuschungen des Lebens sich nach Stille sehnte; hierher zog sich der Freund der Gelehrsamkeit zurück, um ungestört über seinem Pergament zu sitzen; hier brachte der Adel seine überzähligen Söhne und Töchter unter, hier begehrten bequeme Naturen Aufnahme, die die Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams willig auf sich nahmen und denen es lieber war, im Schutze des Klosters bei leckerer Kost einem süßen Nichtsthun zu huldigen, als draußen in der Welt bei harter Arbeit ein armseliges Brot zu essen. Wie Deutschland überhaupt, so war auch Sachsen am Ausgange des

Mittelalters mit Klöstern übersät. Man brauchte nur wenige Meilen zu wandern, und es grüßte am Wege Kloster an Kloster, bald auf lustiger Bergeshöhe zwischen Tannen und Fichten, bald im flachen Gefilde zwischen Halmen und Ähren, bald in den Städten zwischen den niederen Dächern der Bürgerhäuser. Eine Mauer umschloß die Gebäude und Ländereien. Die Kirche oder Kapelle bildete den Mittelpunkt, um den sich die Refektorien und Säle, die Zellen und Wirtschaftsräume gruppierten. Saubere Höfe und wohlgepflegte Gärten gaben dem Ganzen ein trauliches Ansehen. Die meisten Klöster waren von den fürstlichen oder sonstigen Stiftern reich mit liegenden Gründen bedacht, ganze Dörfer und Länderstrecken mit Wiese, Wald und Feld gehörten den Klöstern, Bäche und Teiche lieferten köstliche Fische zur Fastenspeise. Im Kloster walteten die Brüder oder Klosterfrauen, der Abt, der Prior, der Kantor, der Infirmarius, der Koch und der Kellermeister ihres Amtes und führten ein zwischen Gottesdienst, Arbeit und Erholung geteiltes Leben nach strenger Tagesordnung. Das Regiment im Hause hatte der Oberste des Konvents, der oft wie ein Fürst sich fühlte, der Abt oder Prior, wenn nicht der Provinzial- oder gar der Generalvikar kam, um zu sehen, wie man die Ordensregel beobachtete. Gegen weltliche Anfeindungen rief man die Hilfe des Klostervogts an, ein Amt, das meistens sehr begehrt war und oft selbst vom Landesherrn verwaltet wurde.

Weit über hundert Mönchs- und Nonnenklöster mochten in den Ländern sein, welche die ersten Kurfürsten unter ihrem Szepter vereinigten. Fast alle Orden, die damals bestanden, sind dabei vertreten, die Benediktiner mit ihren weißen Kutten und schwarzem Skapulier, die Augustiner mit schwarzem Talar, über dem die Alba hing, die Dominikaner mit weißem Rock und schwarzem Oberkleid, die Franziskaner mit ihren grauen oder braunen Kutten und unbekleideten Füßen. Benediktinerklöster gab es siebzehn, wie in Pegau seit 1092, in Lausigk seit 1105, in Riesa seit 1111, in Chemnitz seit 1125. Das berühmteste von ihnen war die Abtei St. Jakob zu Pegau. Von ähnlicher Bedeutung war das Kloster zu Chemnitz, dessen Abt zugleich Archidiakonus des Hochstifts Meißen war. Cistercienserklöster hatte man folgende gegründet: Pforta 1134, Altzelle 1162, Dobrilugk 1164, Kloster Buch 1192, Grünhain 1236, Neuzelle 1268 und ein Alumneum der Mönche von Altzelle in Leipzig 1409. Alle diese Klöster haben einen Namen in der sächsischen Geschichte, Pforta, das wie St. Afra in Meißen und St. Augustin in Grimma später zur Landesschule gemacht ward, Altzelle, das eins der reichsten und größten Klöster in Deutschland überhaupt war, Kloster Buch, das ihm an Reichtum kaum nachstand, Grünhain, das in der Geschichte des Prinzenraubes eine Rolle spielte. Die regulierten Augustiner-Chorherren und die Augustiner-Eremiten hatten zusammen zwanzig Niederlassungen und saßen z. B. auf dem Lauterberg bei Halle seit 1124, in Klösterlein-Zelle seit 1173,

in Zschillen seit 1174, in St. Afra zu Meißen seit 1205, in St. Thomas zu Leipzig seit 1213, in Crimmitschau seit 1222, in Grimma seit 1290, in Waldheim seit 1404, in Alt-Dresden, der heutigen Neustadt, seit 1404. Auch von diesen Namen hatten einst viele, ganz abgesehen vom Lauterberg und von Zschillen, einen guten Klang, wie Dresden, wo einst der große Augustiner von Wittenberg Herberge nahm. Von den beiden Bettelorden waren die Dominikaner mit sieben Klöstern vertreten, von denen das Paulinerkloster in Leipzig seit 1229, das zu Freiberg seit 1233, das zu Plauen seit 1285 und das zu Pirna seit 1300 bestand. Beliebter scheinen die Barfüßer oder Minoriten, die Franziskaner, gewesen zu sein, sie hatten im Sprengel des Meißner Bischofs nicht weniger als einundzwanzig Klöster gegründet, 1217 in Bautzen, um 1224 in Oschatz, 1230 in Freiberg, 1231 in Zwickau, 1244 in Zittau, 1263 in Löbau, 1254 in Meißen, 1261 in Leipzig, 1272 in Altstadt-Dresden, 1485 in Chemnitz, 1493 in Kamenz, 1502 in Annaberg. Cölestiner fanden sich seit 1369 auf dem Oybin und seit 1516 auf dem Königstein, Serviten oder Marienknechte in Großenhain, Mutzschen und Radeburg, Karthäuser in Crimmitschau, Antoniter in Eicha.

Auch die Ritterorden fehlten nicht völlig, obwohl sie gegen die Mönche zurücktreten. Die Deutschherren mit weißem Mantel und schwarzem Kreuz, hatten dreizehn Komthureien, unter denen Adorf, Ölsnitz, Plauen, Reichenbach und Zschillen genannt seien. Die Malteser oder Johanniter mit rotem Mantel und weißem Kreuz bestanden in Zittau und in einigen Orten der Lausitz und Thüringens. Die Tempelherren, mit weißem Mantel und rotem Kreuz, besaßen vier Stifte, die aber außerhalb des Gebietes liegen, das hier in Frage steht.

Nicht selten geschah es, daß man Klöster verlegte oder aus Männerklöstern Frauenklöster machte und umgekehrt. Denn auch an Frauenklöstern war kein Mangel. Es gab sechzehn Benediktinerinnenklöster wie Gnandstein, Remse, Geringswalde, Riesa, Dörschnitz, Stauchau-Döbeln, vierundzwanzig Niederlassungen der Cistercienserinnen, wie Sitzerode, Meißen, Sornzig, Marienthal, Torgau-Grimma-Nimbschen, Kamenz, Marienstern, Leipzig, Grünberg-Frankenhausen. Die Franziskanerinnen oder Klarissinnen hatten fünf Klöster wie Seußlitz, Zwickau, Strehla und Zittau, die Magdalenerinnen sechs Klöster wie Großenhain und Freiberg. Diese Niederlassungen stellten in ihrer Gesamtheit einen ungeheuern Grundbesitz in sich dar. Altzelle besaß außer den Grundstücken, die ihm eigentümlich gehörten, noch die Städte Nossen, Roßwein und Siebenlehn, sowie 75 Dörfer und viele Güter, Mühlen und Fluren. Grünhain war von dem Meißnischen Burggrafen Reinhardt mit zwanzig Dörfern dotiert worden, in Böhmen besaß es zwölf Orte und mehrte seinen Reichtum unablässig, der Abt hielt Schöppen in Zwickau, Schlettau und Grünhain. Mächtige liegende Gründe hatten die Deutschherren,

deren Ballei Plauen allein dreizehn Kirchlehne untergeben waren. Außer ihren Sitzen am Ort hatten die Klöster an anderen Orten noch ihre Absteigequartiere, Termineien, von wo aus sie milde Gaben für sich sammelten.

Ohne Frage haben die Klöster in jenen Zeiten eine hohe erziehliche Bedeutung; sie halfen ein rauhes Land kolonisieren und ein heidnisches Volk zivilisieren und kultivieren. Mit eigner Hand rodeten mitunter die Klosterbrüder die Baumriesen im Miriquidiwalde, leiteten die wilden Wässer ab, trockneten Sümpfe aus, rissen den harten Boden mit der Pflugschar auf und führten in der Wildnis Ackerbau und Viehzucht ein. Durch Mönche mag die Kirsche, die Pflaume, die Birne, der Apfel, die Rebe und die Biene nach Sachsen gekommen sein. In den Klöstern ward die Weberei und Färberei, die Brauerei und Heilkunst geübt und drang von da ins Volk. Konnte der Mönch lesen, schreiben und malen, so saß er an dem kleinen Fenster seiner Zelle, schrieb eifrig Virgil oder Cicero ab, eine Legende oder ein Brevier, und freute sich, Band um Band aus festem Pergament mit zierlichen Initialen der Klosterbücherei einzuverleiben; war er ein Mann von tieferer Bildung wie der Mönch vom Lauterberg oder von Altzelle, so ward er zum Geschichtsschreiber seines Klosters nnd seiner Zeit, wenn er nicht vorzog, in der Klosterschule die liebe Jugend in die Elemente des Wissens einzuführen; denn auf ihre Schulen, wo solche bestanden, waren die Klöster eitel, wie sie denn oft Privilegien gegen die Begründung anderweiter Schulen vom Landesherrn sich erwirkten. Namentlich zeichnete sich Altzelle durch wissenschaftlichen Eifer aus. Seit dem 13. Jahrhundert besorgten die Franziskaner und Dominikaner ein gut Teil der Seelsorge in den Städten.

Trotz allem wurden die Klöster mit der Zeit eine Last und Gefahr. Mit ihrem guten Magen drohte die Kirche durch ihre Klöster ganze Länder aufzufressen. Da das Volksvermögen immer mehr der toten Hand anheimfiel, so erwuchs die Gefahr der Verarmung des Volks durch das wachsende Schmarotzertum der Mönche, denen es nicht mehr ums Heil ihrer Seelen, sondern um ihres Leibes Wohl zu thun war. Von der ursprünglichen Ordensregel war oft nur der Name übrig geblieben. Die nötigsten geistlichen Übungen wurden ohne innere Teilnahme nur zum Schein abgemacht, in Wahrheit herrschte oft nur das Fleisch. Das Refektorium war vielen der liebste Raum im Kloster, und manchem war es ein Druck im Herzen, daß er das Weib, von der er viele Kinder hatte, nicht seine Gattin nennen durfte. Dazu herrschte Roheit und Unbildung selbst in besseren Klöstern; in Zschillen vergriffen sich einmal Klosterbrüder, edel von Abkunft, aber nicht an Sitten, an ihrem Propst und warfen den Prior, nachdem sie ihn mit einem Hammer erschlagen, in die Mulde. Infolgedessen übergab der Bischof von Meißen das Kloster den Deutschherren. Im Kloster Pegau sah zur Zeit Kaiser Heinrichs VI. Abt Siegfried auf strenge Zucht. Gerade

das aber zog ihm den unversöhnlichen Groll seiner Mönche zu. Nachdem sie mit ihrer Beschwerde beim Merseburger Bischof nichts ausgerichtet, bildeten sie eine Verschwörung, verschanzten sich in einem beim Kloster gelegenen Hause und dingten bewaffnete Männer gegen den Abt, der die Aufrührer nur durch den Klostervogt Friedrich v. Groitzsch vertreiben konnte. Außer diesen Rebellen mußte Siegfried sechsundzwanzig Mönche als unwürdig aus dem Kloster stoßen. Sie vergalten ihm das durch mehrere Vergiftungsversuche, und es fehlte wenig, daß der Abt dem Gifte zum Opfer gefallen wäre. Sein Bruder aber und sechs andere, die von der gleichen Speise wie er genossen hatten, starben. Die Bildung, welche die Klöster boten, war oft mehr Dressur und allem Fortschritt entgegen. Nicht nur bei Nonnen aber, sondern auch bei Mönchen war der Übelstand eingerissen, daß man die Novizen in einem Alter aufnahm, wo der Mensch für solch einen Schritt noch nicht das geringste Verständnis hat. Viele empfanden bei reiferen Jahren, daß sie zum Leben und Wirken in der Welt und nicht zu geistigem Tode hinter Klostermauern bestimmt seien und ahnten, daß das Klosterleben nicht Gottes Wille, sondern ein kräftiger Irrtum sei, den eine falsche Frömmigkeit erfunden habe.

13. Die Geißlerzüge.

Der lodernde Glaubenseifer der Zeit, der ungestüme Drang der Herzen, für die Ehre der Kirche etwas zu thun und sich selbst dadurch den Himmel zu verdienen, hatte viele Fürsten und Edle des Abendlands in den Kreuzzügen nach dem Morgenlande geführt, und auch mancher Held aus dem Meißnerlande hat den weiten Ritt gethan und sein Leben geopfert, um das Grab des Herrn den Ungläubigen zu entreißen. Griffen die Kreuzzüge weniger tief in die Entwickelung der Kirche auf meißnischem Boden ein, so erregte hier ein bizarrer Nachklang der Kreuzzüge um so tiefer die Geister.

Es war im Jahre 1261, daß eine wundersame Bewegung durch die Kirche Europas ging. Von Italien her zogen durch Kärnten, Krain, Steiermark, Bayern bis nach Sachsen herein mächtige Scharen aufgeregter Menschen, die behaupteten, das Gericht Gottes und die Wiederkunft Christi stehe nahe bevor und damit großen Anhang gewannen in Stadt und Land. Sie trugen weiße mit roten Kreuzen gezeichnete Hüte und zogen betend und Bußlieder singend in Prozessionen von Ort zu Ort, fielen schluchzend zu Boden, schlugen sich mit Riemen auf die entblößten Glieder und forderten alle Welt zum Anschluß auf, indem sie vorgaben: St. Peter hätte in Rom allen denen, die sich vierzig Tage lang öffentlich geißelten, volle Vergebung ihrer Sünden verheißen. Die Geißler oder Flagellanten waren es, die sich den Grenzen des Meißnerlandes genähert hatten und bereits bis Leipzig vorgedrungen waren.

Diese Geißler waren die Reaktion des frommen Gemüts gegen die lockere, veräußerlichte Bußpraxis der mittelalterlichen Kirche, ein Aufschrei des Gewissens unter der Wucht der Sünde und Schuld, ein Protest der Laienfrömmigkeit gegen den toten Mechanismus des römischen Kirchentumes. Je leichter in jenen Zeiten durch äußerliche Werke, Geld oder geistliche Übungen, die Vergebung der Sünden zu erlangen war, je mehr sich die Geistlichen als unwürdige Verwalter der Gnadenschätze der Kirche erwiesen, je mehr dadurch das Vertrauen des Volks zu den kirchlichen Einrichtungen und ihren Trägern erschüttert ward, um so heißer verlangte das wunde Gewissen, die schuldbeladene Seele nach wirklicher Sündenvergebung und suchte sie mit der Naivetät mittelalterlicher Frömmigkeit auf dem Wege strengster Askese. Wie der Heiland um der Sünde der Welt willen gegeißelt worden war, so geißelte der zerknirschte Sünder sich selbst, um durch sein Blut die Sünde zu tilgen.

Wie eine ansteckende Krankheit verbreitete sich dieser Trieb, sich selber zu geißeln, bei allen religiös empfänglichen Gemütern, und waren die Geißelungen des dreizehnten Jahrhunderts schon eine beängstigende Erscheinung gewesen, so sollte erst das vierzehnte die eigentliche Zeit der Geißlerfahrten sein. Eine große Pest, der schwarze Tod genannt, die mit ihren Schrecken Europa erfüllte, regte Tausende und Abertausende von Menschen zuerst in Italien, dann auch in Deutschland zur Selbstgeißelung an. Auch Sachsen ward mächtig davon berührt. In der Osterwoche 1349 bewegte sich ein Zug Flagellanten von Pirna her gen Magdeburg, voran Kerzen, Fahnen und Kreuze, dann die Büßer selbst, paarweise, mit verhülltem Angesicht, auf den Kleidern rote Kreuze tragend, ein Kreuzzug nicht gegen den äußeren Feind, sondern gegen den inneren, die Sünde. Ein „Meister" sang einen Vers: „Nu tret' herzu, wer büßen wölle, Luzifer ist der Bösen Geselle", und die übrigen fielen antwortend ein. Wenn sie in einen Orte kamen, da läuteten die Glocken. Mit kreuzweis ausgebreiteten Armen fielen sie alle auf der „Geißelstatt" nieder, dann begann die Geißelung selbst. Mit Lederriemen, die in Knoten oder Stacheln ausliefen, schlugen sie sich den entblößten Rücken blutig. Nachdem sie ein Lied gesungen, begann das Schauspiel aufs neue, und wenn sie weiter zogen, da schlossen sich viele an, durch diese Vorgänge mächtig ergriffen. Noch 1413 ließen sich Geißlerzüge in Meißen und Thüringen sehen, nunmehr Kreuzbrüder genannt, weil sie, eine Kreuzfahne tragend, Städte und Dörfer durchschritten. Sie sagten, ein Engel Gottes habe einen Brief Christi vom Himmel überbracht, darin der Zorn des Allmächtigen angekündet sei und ihnen die Geißlerfahrten angeraten, um so den zürnenden Gott durch außergewöhnliche Mittel zu versöhnen.

Mit Recht sah die Kirche in den Geißlern für sich eine große Gefahr. Sie untergruben die geordnete geistliche Autorität, schrieben ihren blutigen Übungen eine größere Wirksamkeit als den Sakramenten

der Kirche zu, drangen ruhestörend nicht selten in die Gotteshäuser ein, absolvierten sich selbst von Sünden, schätzten die Kirche gering und schienen sie bald völlig verwerfen zu wollen. So war es ein Akt der Selbsterhaltung, wenn die Kirche gegen diese schwärmerische Sekte auftrat. Zuerst unterdrückte sie 1261 Bischof Dietrich II. von Naumburg, Bruder Heinrichs des Erlauchten, in seinem Sprengel. Dann exkommunizierte sie Bischof Albrecht II. von Meißen und ließ sie aus der Mark Meißen vertreiben. Als das Übel 1349 zur Landplage geworden war, erließ Papst Clemens VI. eine geharnischte Bulle an den deutschen und außerdeutschen Episkopat zur Bekämpfung der Sekte. Der Satan habe die thörichte Religionsübung aufkommen lassen; die gewissenlosen Verführer sagten sich von der Kirche los und stürzten einfältige Menschen, selbst Mönche, haufenweise mit ins Verderben. Dem gefährlichen Beginnen, das den Staat erschüttere und die Gläubigen ärgere, müsse sich die Kirche entgegensetzen. Alle kirchlichen Behörden werden aufgefordert, die Geißler für gottlos zu erklären und die ihnen anhangen mit geistlichen und weltlichen Strafen belegen zu lassen. So wurden die Störer des Kirchenfriedens auch im Meißnischen unterdrückt. Als aber Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Haltung der Geißler immer drohender ward, als sie dazu fortschritten, die Einrichtungen der Kirche zu verwerfen, besonders diejenigen, die als Erfindungen des Katholizismus nicht in der Schrift begründet sind, wie Priestertum, Weihwasser, Ablässe, Seelenmessen, Fegefeuer u. a. m., da wurden die Ruhestörer auf des Markgrafen Friedrich des Streibaren Befehl mit Schwertes Gewalt aus dem Lande getrieben. So endete eine Bewegung, die, aus dem Bedürfnis wahrhafter, ernster Buße erwachsen, für die verweltlichte Kirche selbst eine Bußpredigt war, aber den Keim des Untergangs in sich trug, weil sie nicht durchweht war von dem reinen Geiste des Evangeliums.

14. Der Bestand der Kirche.

In das Land der Wettiner, wie es seit 1423 bestand, teilten sich in kirchlicher Beziehung viele Bistümer. Kleine Teile desselben gehörten unter den Bischof von Brandenburg, Thüringen unter den Erzischof von Mainz, andere Gebiete zu den Bistümern Magdeburg, Würzburg, Halberstadt, Havelberg und Lebus. Der ganze westliche Strich Sachsens stand unter den Bischöfen von Merseburg und Zeitz-Naumburg, der östliche, die Lausitz, teilweise unter dem Erzbischof von Prag, das südliche Vogtland unter Regensburg und Bamberg. Die Hauptmasse des Landes war dem Bistum Meißen unterthan, das anfangs selbst dem Magdeburger erzbischöflichen Stuhle zugethan war, bis es seit 1402 durch Papst Bonifaz IX. allein der Kurie untergeordnet ward. Den Bischof vertrat seit 1352 in seinen Amtsverrichtungen der Weihbischof oder Suffragan. Sonst waren die Würdenträger des

Domkapitels der Dompropst und etwa seit 1152 der Domdechant, dem unter der Leitung des Bischofs die Kirchenzucht und die Verwaltung der Stiftsgüter anheimgestellt war, der Domkantor, der den Chorgesang leitete, der Domkustos, meist zugleich Schatzmeister, der die Kirchengeräte verwahrte und das Archiv, das in der Sakristei lag, verwaltete, der Domkanzler, dem das Stiftssiegel anvertraut war, der Domscholastiker, dem die Aufsicht über die Schulen oblag. Wie groß die Zahl der Domherren war, die das Domkapitel bildeten, das durch Stimmenmehrheit den Bischof wählte, läßt sich nicht genau bestimmen. Es sind ihrer bald zehn, bald dreizehn, auch siebzehn. Nach einer Verordnung von 1307 sollten es stets vierzehn sein, kurz vor der Reformation waren es fünfzehn Kanoniker.

Die Bistümer oder Diözesen waren in Provinzen oder Präposituren, auch Propsteien, Archidiakonate oder Dekanate genannt, eingeteilt, und diese wieder zerfielen in kleinere Kreise, Sedes, worin Erzpriester eine Anzahl Pfarrkirchen beaufsichtigten. Noch ist uns die Meißner Jurisdiktionsmatrikel vom Jahre 1346 erhalten, die uns ein Bild von dem Stand und der Gliederung des Bistums in seiner Blütezeit giebt. Hiernach standen unter dem Bischof die Propsteien, Archidiakonate und Dekanate sowie die Kollegiatstifter. Die sechs Propsteien waren Meißen, Wurzen, Riesa, Bautzen, Großenhain, Klöden. Meißen hatte unter sich die fünf Sedes: Döbeln, Freiberg, Lommatzsch, Oschatz, Roßwein; Wurzen die Sedes: Düben, Leisnig, Wurzen; Riesa die Sedes: Sayda und Wilsdruff, während Großenhain und Bautzen die Einteilung in Sedes nicht hatte, so daß die Pröpste direkt mit den Pfarrern in Verbindung traten. Klöden gebot über die Sedes Schmiedeberg und Torgau. Neben den sechs Propsteien gab es drei Archidiakonate: Meißen mit den Sedes Dippoldiswalde, Dresden, Pirna, Radeberg; Chemnitz mit den Sedes Chemnitz, Stollberg, Waldenburg, Wolkenstein; Zschillen ohne Sedes. Dazu treten noch Dekanate, Meißen mit den Sedes: Herzberg, Mühlberg, Prettin; Bautzen mit den Sedes: Kamenz, Sorau, Löbau, Görlitz, Hohenstein-Sebnitz, Stolpen, Lauban, Reichenbach, Seidenberg. Vereinzelt steht da die Sedes Bischofswerda. In der Niederlausitz gehörten zum Meißner Sprengel dreizehn Sedes. Alles in allem waren es im Meißnischen 733, in der Ober- und Niederlausitz 416, zusammen 1149 Pfarreien, über die der Bischof von Meißen wie ein Monarch gebot. Außer dem Hochstift Meißen zählte das Land noch zahlreiche Kollegiatstifter, Filialen der Domkirche und ihr untergeordnet, wie Ebersdorf, Freiberg, Zscheila-Großenhain, Oschatz, Stolpen, Wurzen und Bautzen. Wie das Meißner Domkapitel, so besaßen auch diese Kollegiatstifter Stiftsherren, an deren Spitze der Dompropst die Geschäfte führte. Nimmt man hierzu noch die zahlreichen Klöster, die dem Bischof unterstanden, so erhellt, daß seine Macht eine gewaltige war. Trotz dieses Einflusses aber, trotz seiner reichsfürstlichen Würde und wichtiger Rechte und Freiheiten, die ihm

die Markgrafen eingeräumt hatten, war der Bischof von Meißen gegen die Bischöfe von Merseburg und Naumburg im Nachteil, da die Stadt Meißen nicht wie bei jenen bischöflich war, sondern dem Markgrafen gehörte, wodurch der Bischof doch immer in Abhängigkeit vom Landesherrn blieb.

15. Die christliche Liebe.

Wie dem Christentum überhaupt, so ist dem mittelalterlichen Kirchentum die Übung der Barmherzigkeit eigentümlich, und neben dem christlichen Kultus ist es die christliche Liebe, was die Herzen des Volks für die Kirche gewann. Die Kirche des Mittelalters hat auch in Sachsen durch einzelne Personen wie durch Ordnungen und Anstalten reichlich Liebe geübt, konnte man sich doch durch Werke der Barmherzigkeit den Himmel verdienen, ja sogar mehr thun, als zur Erlangung der Seligkeit nötig war, und war doch damals, wo der Staatsgedanke noch nicht vorhanden war, die Kirche die einzige Macht, von welcher Liebesübung zu erwarten stand.

Diese Liebesthätigkeit des Mittelalters beschränkte sich wesentlich auf Armen- und Krankenpflege; Landgräfin Elisabeth von Thüringen, welche die hungernden Krüppel speist, das ist die Verkörperung mittelalterlicher Barmherzigkeit. Den natürlichen Ausgangspunkt der christlichen Liebe bildeten die Klöster. Jedes Kloster besaß ein Krankenhaus für die Mönche und Nonnen und die sonst zum Kloster Gehörigen, eine Infirmarie. Hier ging der Siechmeister, die Siechmeisterin aus und ein, überwachte die Kranken und reichte aus dem Arzneischränkchen heilsame Kräuter dar. Wohl zu unterscheiden sind von den Infirmarien die Hospize der Klöster, in denen Fremdlinge, nicht bloß Geistliche, sondern Reisende aller Art, gastliche Aufnahme fanden. Wie groß ihre Bedeutung in einer Zeit war, wo es noch keine Gasthöfe gab, geht daraus hervor, daß das Kloster Altzelle binnen drei Jahren einstmals 20 000 Reisenden zu Fuß und 14 000 zu Roß Obdach, Nachtquartier und Verpflegung gewährte. Manche Klöster hielten wohl auch noch ein Armenhospital, wo die Reisenden geringen Standes verpflegt wurden, andere spendeten den Armen und Kranken der Umgegend eine Armen- oder Krankensuppe. — Die Kirche hatte auch besondere, zur Krankenpflege gestiftete Orden, und auch von ihnen finden wir Spuren im Meißnischen und Thüringischen. Der beim Volke beliebteste und am weitesten verbreitete Spitalorden ist der des h. Antonius. Mit dem blauen Antoniuskreuz gingen die Glieder des Ordens, ein Glöckchen um den Hals, Gaben sammelnd umher, oft gefolgt von einem jungen Schwein, dem „Tönnisschwein", das ihnen das Volk als jährliche Opfergabe zu verehren pflegte; und wo die „Tönnisherren" sich zeigten, da thaten sich die milden Hände auf. Im Meißnischen besaß der Orden seit 1260 ein Haus in Prettin, und zwei Jahrhunderte

später hören wir von einem Antoniterhause in Lichtenburg. Auch sonst wird dieser Genossenschaft von Krankenpflegern Erwähnung gethan: 1497 hatten sie ein Kloster zu Eicha bei Naunhof; im Jahre 1501 befahl Bischof Johann VI. dem Klerus des Bautzner Domstiftsgebiets, die Hospitalbrüder oder die Brüder des h. Geistes zu Kottbus, wenn sie mit Sanktuarium und Glöckchen zum Terminieren kämen, auf diesen ihren Gängen in den Gemeinden nicht zu belästigen; diese Hospitalbrüder aber sind die Hospitaliter des h. Antonius. — Von den klösterlichen Bestrebungen zur Krankenpflege war nur ein Schritt zu genossenschaftlichen Bestrebungen auf dem Gebiete der Liebe, den Bruderschaften, und zu städtischen Veranstaltungen, die mitunter aus den Klöstern herauswuchsen. So ward 1212 in Leipzig von Markgraf Dietrich dem Bedrängten zugleich mit dem Thomaskloster das Siechenhaus zu St. Georg gestiftet, das zwei Jahrhunderte später von dem Kloster an die Stadt abgetreten wurde. Daneben besaß Leipzig das große Johannishospital für Aussätzige. Großartige, wie es scheint fürstliche Stiftungen sind das Bartholomäi- und das Maternihospital in Dresden; in ersterem wurden die „Sunderfiechen", mit Aussatz behafteten Personen, verpflegt, während im Maternihospital alte, unvermögende, aber rechtschaffene Bürgerinnen ihren Lebensabend verbrachten. Ähnlich war in jeder größeren Stadt wie Freiberg, Meißen, Plauen, Döbeln, Pirna für Kranke und Schwache gesorgt, denn je mehr sich die Städte entwickelten, um so mehr ward die Fürsorge für die soziale Not zur kommunalen Sache. — Noch gilt es hier jener religiösen Frauenvereine, der Beghinen zu gedenken, denen die Liebesthätigkeit mit anheimgegeben war, ohne daß sie ein dazu gestifteter Orden gewesen wären. Wie die Schuhknechte in Torgau und Mittweida, so dienten auch die Beghinen den Armen und Kranken. Es waren Frauen, die unter Leitung von Oberinnen oder Pfarrern die weibliche Jugend unterrichteten und zum Nähen, Waschen und Krankenpflegen in die Häuser gingen; später verweltlicht, wurden sie aufgehoben und haben sich außerhalb Deutschlands nur noch in kümmerlichen Resten erhalten. Im Jahre 1295 richtete Bischof Bernhard von Meißen ein Rundschreiben an seine Geistlichkeit, das die strenge Überwachung der Beghinen in der Diözese zum Inhalt hatte. Schon vor 1300 stehen in Leipzig südlich vom Paulinerkloster zwei Beghinenhäuser, und 1403 stiftete Dorothea Kuttillerin in der Kreuzgasse zu Dresden ein Seelhaus, worin Beghinen Gebet, Arbeit und Krankendienst verrichteten. Derartige Stiftungen und Schenkungen zum Besten der Armen und Notleidenden waren äußerst zahlreich, fast jede Kirche, jedes Kloster hatte ihrer aufzuweisen. Solche Vermächtnisse zu Nutz und Frommen andrer, mit denen man doch der eigenen Seele Stufen in den Himmel baute, nannte man Seelgeräte. Dazu gehörten aber nicht nur Seelmessen, sondern auch Seelbäder. Wie man die Armen speiste und kleidete, so stiftete man für sie in den städtischen Badestuben Freibäder und glaubte der

Seligkeit um so gewisser sein zu können, je mehr man Armen zu unentgeltlichem Baden verholfen hatte, denn Baden war im Mittelalter ein ebenso notwendiges Bedürfnis wie Essen und Trinken. Noch erinnert unser Wort salbadern an den seltsamen Brauch der Seelbäder in längst vergangener Zeit.

Mit dieser Fülle von Liebe kontrastierten auf das Seltsamste Ausbrüche wilden Hasses im Christenvolke des Mittelalters, und jene Zeit ist ja die Zeit schroffster Gegensätze gewesen. Ein Zeitalter, das vom Christentum ganz durchtränkt war, warf seinen Haß auf die Nichtchristen in seiner Mitte, die Christum ans Kreuz geschlagen hatten, auf die Juden. Trotzdem daß die Päpste verhältnismäßig mild über die Juden urteilten, waren sie doch oft ein Gegenstand der Volkswut. Man glaubte auch in Sachsen, wo bereits ums Jahr 1000 vereinzelte Juden nachweisbar sind, daß das verhaßte Volk bei jedem Passahfeste Christenblut fließen lasse, um den Osterkuchen damit zu würzen; man gab ihm Schuld, durch Brunnenvergiftung den schwarzen Tod herbeigeführt zu haben. Sicher ist, daß die Juden schon damals im Meißnischen überall da zahlreich vorhanden waren, wo es Geschäfte zu machen galt, daß sie, ohne Grundbesitz erwerben zu dürfen, über reiche Geldmittel verfügten und um dessentwillen den Fürsten oft unentbehrlich waren. Ihr Einfluß ward durch die Judenordnung Heinrichs des Erlauchten nur wenig beschränkt. Den Schutz aber, den ihnen der Landesherr angedeihen ließ, mußten sie sich durch beträchtliche Jahrgelder erkaufen. Trotz dieses Schutzes brach nicht selten der Haß des Volks gegen das verschlagene, wucherische Volk mit elementarer Wucht hervor und wütete entsetzlich. Man ersäufte, erwürgte oder verbrannte die Opfer oder trieb sie in Schuppen, die man anzündete. Manche Juden sollen sich mit den Ihrigen selbst verbrannt haben, um nicht Christen werden zu müssen. Solch eine Judenverfolgung fand 1348 in Dresden statt. Vom 14. Februar 1349 konnte der Altzeller Mönch kaltblütig in seine Chronik schreiben: „Am Morgen des Valentinstags sind alle Juden in Meißen und Thüringen getötet worden", und das kleine Dresdner Chronikon schließt mit der trocknen Bemerkung: „In dem 49. Jahre wurden die Juden gebrannt zu Fastnacht.". Aber ob sie alle getötet und verbrannt wurden, mit der ihnen eigenen Zähigkeit sind sie immer wieder gekommen, um auch in Sachsen von der Abneigung der Christen gegen sie mehr oder minder trübe Erfahrung zu machen.

16. Kirchliches Leben.

Etwa seit Anfang des 13. Jahrhunderts mochte die Zeit der Missionierung des Sorbenvolkes vorüber sein. Der Grund war gelegt, auf dem die Kirche ihre stolze Wohnung erbaute, in der sie sich sehr bald häuslich einzurichten verstand. Diesem Kirchentum, das in der Blütezeit des Mittelalters das ganze Volkstum durchdrang und be-

herrschte, bot neben der Autorität des Papsttums und aller kirchlichen Anstalten mächtig wachsender Reichtum sichern Halt.

Daß das Heidentum auch in seinen Resten gebrochen gewesen wäre, kann man vom 13. Jahrhundert noch nicht sagen. Bischof Bruno II. von Meißen gründete 1221 den Dom in Bautzen zu dem ausdrücklichen Zweck, die Sorben der Umgegend zu Christen zu machen, denn diese „steckten noch in großer geistlicher Finsternis, führten wohl den christlichen Namen, hatten aber keine oder wenige Erkenntnis vom Christentum; hingegen waren sie mit heidnischen Irrtümern behaftet, lebten heidnisch, und einige mochten auch wohl hin und wieder im Verborgenen, in Wäldern und Hainen ihre heidnischen Greuel treiben." So war auch in manchen andern Strichen, im Erzgebirge und Vogtland, der heidnische Sauerteig erst noch auszutreiben.

Die Zahl der Geistlichen hatte sich stetig gemehrt; an Stelle der zugezogenen Priester des ersten Zeitraums erwuchs ein einheimischer Klerus. Die Bischöfe rekrutierten sich nach wie vor aus den edelsten Familien des Landes, selbst aus dem Herrscherhause, und umgaben sich mit fürstlicher Pracht. Das erhöhte wohl den äußeren Glanz der Kirche, sofern diesen geistlichen Herren ihre hohe Geburt einen stolzen Hintergrund verlieh, aber ertötete zusehends das geistige und wissenschaftliche Streben. Die größte Sorge widmete man der Mehrung des Kirchenvermögens und der Privilegien. Der aristokratische Zug wirkte auch auf die Zusammensetzung der Domkapitel, deren Mitglieder, mehr und mehr aus Adelskreisen erwählt, gleichfalls an Theologie und Gelehrsamkeit kein Interesse hatten, ja ihre Pfründen oft genug gar nicht einmal an Ort und Stelle verzehrten. Den niedrigen Grad der Bildung dieser Herren belegt die Thatsache, daß 1358 von vierzehn Meißner Kapitularen ihrer neun nicht einmal des Schreibens kundig waren; wie üppig sie lebten, bezeugt das Testament eines Propstes Dietrich aus der Blütezeit des Domkapitels. Im späteren Mittelalter mußten die Domherrenstellen dazu dienen, hervorragenden Geistlichen des Landes als Belohnung verliehen zu werden. Seit 1352 treten die Weihbischöfe, Suffragane, Titularbischöfe oder Bischöfe in partibus infidelium auf, deren erster, Franco, unter Johann I. genannt wird. Sie vertraten den Bischof in liturgischen Amtshandlungen, zumal bei der Weihe von Personen und Sachen, führten ihr eignes Siegel und konnten Ablässe und Fastengebote anordnen. Der erste Würdenträger des Domkapitels war der Dompropst. Ihm zur Seite trat seit dem 12. Jahrhundert der Dekan, dann folgte der Kustos, der Scholastikus, der Kellermeister und der Stiftsvogt. Auch die Archidiakonen, die seit dem 13. Jahrhundert als Unterbeamte der Bischöfe vorkommen, und die Erzpriester, die wiederum unter diesen standen, gehörten dem Kapitel an, deren Mitglieder Domherren oder Kapitularen hießen. So günstig es für die Entwicklung der Kirche war, daß immer neue Parochien gegründet wurden, so verderblich war das überhandnehmende Pfarrverwesungs-

system. Man verlieh Pfarrstellen mitunter an Leute, die gar nicht die Absicht, noch weniger die Fähigkeit hatten, sie selbst zu verwalten, aber die reichen Einkünfte für sich verwendeten und zur Arbeit des Amtes einen Vikar hielten, der mit wenig Gehalt ein kümmerliches Leben fristete und dem Amt oft genug als Mietling vorstand. So bat 1354 der Archidiakonus von Meißen Heinrich von Schleinitz den Bischof Johann I., ihm zur Aufbesserung seiner ohnehin gut dotierten Pfründe auch noch die Einkünfte des Pfarramtes Kötzschenbroda zu geben, das er durch einen Vikar verwalten lassen wolle. Der schwache Bischof gestattete das, wie andere vor ihm und nach ihm Gleiches gestatteten. Aber nach wenig Jahren reichte der Vikar Heinrich Buling von Kötzschenbroda beim Bischof eine Klagschrift ein, man möge ihn doch nicht Hungers sterben lassen. Entrüstet gebot der Bischof dem üppigen Archidiakonus bei Suspension, dem armen Vikar acht Schock Prager Groschen auszusetzen.

Kamen die Klöster, die noch bis zum Ausgang des Mittelalters durch Neugründungen vermehrt wurden, dem Bedürfnis derer entgegen, die fern von der Welt ein stilles, sorgenloses Leben führen nnd sich zugleich des Himmels versichern wollten, so machte sich gegen Ausgang des Mittelalters des Bestreben geltend, die Seligkeit zu schaffen, ohne der Welt den Rücken zu kehren. Wer Bedürfnis nach engerer kirchlicher Gemeinschaft empfand und sich doch der strengen Regel eines Ordens nicht unterwerfen wollte oder nicht vermögend genug war, sich eigene Seelenmessen zu stiften, trat einer Bruderschaft bei. Diese Bruderschaften waren kirchliche Vereine, die gemeinsame Messen für die Seelen ihrer Mitglieder lesen ließen, denen sie nebenbei ein feierliches Begräbnis gewährten. Wer ihnen beitrat, garantierte sich und den andern, daß nach dem Tode Leib und Seele wohl versorgt wurde, der Leib in einem würdigen Grab, die Seele im Himmel. Es ist verständlich, daß diese Versicherungsanstalten für Zeit und Ewigkeit den Beifall des Volkes fanden. Wie man sich gewerblich zu Zünften und Innungen zusammenschloß, so trat man gern auch diesen geistlichen Gilden bei, die für wenig Geld so große Vorteile boten. Im reichen Kranze dieser Bruderschaften ragen die Kalandbrüder hervor, so genannt, weil sie an den Kalenden jeden Monats zusammentraten. Sie besorgten den Chorgesang in der Kirche, pflegten Arme, Kranke und Sieche, trugen die Leichen ihrer verstorbenen Mitglieder zu Grabe und ließen für sie Seelenmessen lesen. Sie hatten ihre Altäre in den Kirchen und verpflichteten ihre Mitglieder zu fleißigem Gebrauch der Sakramente und zu erbaulichem Leben. Kaum eine bedeutende Stadt des Meißnerlandes entbehrte solch einer Bruderschaft; man findet sie in Frankenberg, Mittweida, Leisnig, Kolditz, Pegau, Zwickau, Lößnitz, Chemnitz, Oschatz, Plauen, Döbeln, Roßwein, Glauchau und anderen Orten. Ähnliche Vereinigungen reihten sich bald den Kalandgilden an, so die St. Annenbruderschaften, wie sie in Geithain, Schneeberg und

anderwärts bestanden, und alle die Bruderschaften, die der Verehrung einzelner Heiliger dienten. So hatte man Bruderschaften des heiligen Leichnams, Unsrer lieben Frauen, der heiligen Dreifaltigkeit, des heiligen Kreuzes, des heiligen Jacobus, der vierzehn Nothelfer, des heiligen Wolfgang. Mochten die Teilnehmer der Bruderschaften anfangs meist nur Geistliche gewesen sein, so bestanden sie später fast nur aus Laien, wie denn häufig gewisse Berufsstände, die Bergleute, die Schneider, die Böttcher, die Fleischer, die Schützen, solche Gilden stifteten.

Außer diesen Bruderschaften gab es noch viele andere Veranstaltungen, durch welche die Kirche ihre Glieder straff an sich zu ketten wußte. Legte sie ihnen durch ihre Fastengebote ein hartes Joch auf den Nacken, so wußte sie durch kluge Einrichtungen, die dem natürlichen Menschen entgegenkamen und ihr selbst Ströme von Geld lieferten, die Gläubigen reich zu entschädigen. War es aufs Strengste verboten, an Fasttagen Butter zu essen, so stand es denen, die den Genuß nicht missen mochten, frei, sich beim Geistlichen einen Butterbrief zu kaufen. Wünschte Einer das liebe Fleisch an Fasttagen nicht zu entbehren, so gewährte ihm die allzeit gütige Mutter Kirche gegen klingende Münze Dispens. Der Phantasie des Volks bot die Kirche durch Legenden reiche Nahrung. Wie der Grieche und Römer sich an seinem Götterhimmel erfreute, so sah der Christ im Mittelalter ehrfurchtsvoll zu den Heiligen auf, mit denen die Kirche den christlichen Himmel bevölkerte; und je weniger der Gläubige damaliger Zeit von Gott und seinem Worte wußte, um so mehr war er mit dem heiligen Nicolaus und Alexius, der Mutter Gottes wie der heiligen Anna und Barbara und tausend andern Gestalten frommer Sage vertraut, die er nicht für Dichtung, sondern für Wahrheit nahm. Begierig lauschte er den erbaulichen Märlein, die ihm der Priester von den guten Heiligen erzählte, die sich der Christ zu Freunden machen müsse. Mit frommem Schauder betete er die Reliquien an, die man ihm zur Verehrung darbot, den Daumen des Apostels Jacobus in Pegau, den Finger des Apostels Paulus in Meißen, den Splitter vom Kreuze Christi und die Abbildung der Fußsohle der Maria in Dresden, die Rippe der heiligen Katharina in Altzelle, die Überbleibsel der heiligen Agnes und Hedwig im Dom zu Meißen und all den Wust von Moder und Knochen, mit dem in den Kirchen und Kapellen des Landes der einträglichste fromme Trug getrieben ward. Wie die altheidnischen Bewohner des Landes in heiligen Hainen, um heilige Stätten sich sammelten, um dort dem Bielbog und der Ciza zu huldigen, so zogen die Bekenner des neuen Aberglaubens in Wallfahrten und Prozessionen nach geweihten Höhen und sonstigen Orten, um dort vor Gnadenbildern besonders wirksame Andacht zu verrichten. Als Wallfahrtsorte beliebt war die Kreuzkirche zu Dresden mit dem Kreuzsplitter und dem schwarzen Herrgott, einem Holzbild Christi mit einer Menschenhaut überzogen, die von dem Rauchwerk schwarz geworden war, wie die Frauen-

kirche mit Marias Sohle. Im Lande zogen die Kirchen zu Ebersdorf, Freiberg, Penig, Portitz, Eicha, Marienei, Wolkenstein, Grünberg, Neustadt bei Stolpen, Beierfeld und andrer Orte fromme Waller an, die von der Fürsprache der Heiligen Abwendung von Pest und Krieg und alles Glück und Heil erflehten und, wenn Hilfe eintrat, die Wunder der frommen Fürsprecher nicht hoch genug zu rühmen wußten.

Ein vorzügliches Mittel, Macht und Reichtum der Kirche zu erhöhen, waren die Ablässe. Erfindungsreich, wie sie war, brachte die Kirche die Lehre auf, daß der reuige Sünder, auch wenn ihm durch die Absolution seine Schuld vergeben ist, doch noch die zeitlichen Strafen im Fegefeuer oder auf Erden zu büßen habe. Diese zeitlichen Strafen aber können erlassen werden, indem die Kirche aus dem Schatze überschüssiger guter Werke, über den sie verfügt, gegen bestimmte Bußleistungen oder Geld jedem, der es bedarf, etwas abläßt. Dies Ablaßgeschäft, das den Päpsten Unsummen von Geld eingetragen hatte, wurde auch von den Bischöfen fleißig betrieben. Galt es zu einem frommen Zwecke Mittel zu schaffen, oder eine Gnadenstätte in Aufnahme zu bringen, so ward ein Ablaß ausgeschrieben, und das gläubige Volk ergriff mit Eifer die Gelegenheit, etwas für die arme Seele zu thun und warf gern sein Gold und Silber in den Opferstock; je größer die Nachfrage nach Indulgenzen und Gnaden, umso größer und häufiger das Angebot. Wie geschäftsmäßig dieser Ablaßwucher betrieben ward, zeigt ein Indulgenzbrief „Konrads, von Gottes und des päpstlichen Stuhles Gnaden Bischofs von Meißen" vom Jahre 1373, der zugleich einen Blick in das Heiligenwesen jener Zeit eröffnet: „Da wir wünschen, daß die Kapelle der Mönche von Dobrilugk, gegründet in Luckau, zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria, des Leibes Christi und der heiligen Jungfrau und Märtyrerin Barbara, nicht minder auch Siegismunds, als der Patrone der genannten und einzuweihenden Kapelle, mit gebührender Ehrfurcht fleißig besucht werde und daß zu ihr durch Gottes gnädige Vorsehung das christliche Volk desto häufiger ströme, der Andacht zu pflegen, so bewilligen wir allen an Christum Gläubigen, die mit wahrhafter Reue und Zerknirschung ihre Sünde bekennen, und nurgedachte Kapelle an nachbenannten Festen besuchen, um daselbst zu beten, ihre Andacht zu verrichten oder sie als Wallfahrer aufsuchen oder den Messen, Predigten oder sonstigen kirchlichen Feierlichkeiten darin beiwohnen oder zum Bau, zur Instandhaltung, zum Gottesdienst derselben Gold, Silber, Bücher, Kelche, Leuchter oder andere kirchliche Zierrate oder fromme Almosen aller Art schenken oder hilfreiche Hand leisten oder irgend etwas testamentarisch vermachen, wenn und so oft sie ihr Versprechen oder einen Teil von ihm lösen und ausführen, vierzig Tage Ablaß der ihnen auferlegten Buße. Jene Feste aber sind die der Geburt, Beschneidung, Erscheinung, Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn, Karfreitag, Gründonnerstag, Empfängnis, Verkündung, Himmelfahrt, Geburt und Reinigung Mariä, der Geburt und Ent-

hauptung Johannes des Täufers; ferner die der heiligen Apostel Petrus und Paulus, Johannes, Jakobus, Thomas, Bartholomäus, Philippus, Simon, Thaddäus, Matthias, Matthäus, Andreas, Lukas, Markus und der anderen Apostel und Evangelisten; ferner der Heiligen: Georg, Lorenz, Vincenz, Stephan, Dionys, Donatus, Clemens, Moritz und seiner Gefährten, der zehntausend Märtyrer in Waffen; ferner der heiligen Bekenner: Martin, Nikolaus, Egidius, Alexius, Basilius, Gregor, Hieronymus, Augustin, Ambrosius; nicht minder der heiligen Jungfrauen: Agnes, Agathe, Cäcilie, Katharine, Margarete, Barbara, Dorothea, Lucia, der elftausend Jungfrauen, Maria, Magdalena, Elisabeth, Anna; desgleichen die Feste der Auffindung und der Erhöhung des heiligen Kreuzes, Pfingsten, Allerheiligen, Allerseelen; endlich die Feste der Einweihung oder der genannten Patrone dieser Kapelle und die Oktaven der vorgenannten Feste, welche Oktaven haben."

Wer den Anordnungen der Kirche nicht gehorchte, ihr nicht die ausbedungenen Gefälle zahlte oder sonst sich widerspenstig zeigte, der hatte allerlei Kirchenstrafen zu gewärtigen, die der Kirche eine ungeheure Macht verliehen, den Bann oder die Exkommunikation, die von der kirchlichen Gemeinschaft ausschloß und alle durch die Taufe erlangten Rechte entzog, und das Interdikt, das über ganze Ortschaften verhängt ward, die kirchlichen Handlungen verbot, aber die kirchliche Gemeinschaft selbst nicht aufhob. Als Bischof Thimo einmal eine Provinzialsynode nach Meißen berief und eine Menge Geistliche ohne Entschuldigung ausblieben, da sprach er über die Fehlenden den Bann aus. Als Görlitz einmal eine Schuld von siebzig Schock bischöflicher Zinsen nicht bezahlte, da war gleichfalls der Bann der Lohn der Missethat. Welch einen Druck selbst auf Fürsten und Große die Kirche mit ihrem Bannfluch übte, bezeugt eine Episode aus der Geschichte einer Nebenlinie des Hauses Wettin. Weil so viele Ritter in Turnieren gefallen waren, hatte der Erzbischof Wichmann von Magdeburg alle mit dem Banne belegt, die noch an diesem verderblichen Spiele teilnehmen würden. Da ward 1175 Graf Konrad von Wettin, Sohn eines Markgrafen Dietrich, durch einen Lanzenstich im Turniere getötet. Wichmann versagte dem Gebannten ein ehrlich Begräbnis, selbst als der Vater des Getöteten und sein Bruder Markgraf Otto von Meißen, Graf Dedo von Groitzsch, Graf Heinrich von Wettin und Graf Friedrich von Brehna nebst vielen Edelleuten und Dienstmannen sich dem Erzbischof und der Geistlichkeit mit lautem Wehklagen und Weinen zu Füßen warfen. Erst als ein Klostergeistlicher beeidete, der Gefallene habe vor seinem Ende seine Sünde bitter bereut, gebeichtet, die Absolution und das heilige Mahl empfangen, genehmigte der harte Prälat die kirchliche Beerdigung, und die Fürsten und Ritter mußten auf die Reliquien des Erzbischofs schwören, sich für immer des Turniers zu enthalten. Sie thaten es, aber sie turnierten freilich wacker weiter. Auch die Strafe des Interdikts ward oft verhängt, wenn man sich irgendwie an Kirche

und Geistlichkeit vergriffen hatte. Im Jahre 1286 erließen die Bischöfe von Meißen, Merseburg und Naumburg gemeinsam ein Anathema gegen Bedränger der Geistlichen: Wer einen Bischof oder Geistlichen gefangen nehme oder halte, dessen Söhne sollten nicht zu geistlichen Weihen oder Pfründen, dessen Töchter nicht zur Aufnahme in ein Kloster zugelassen, die Äbte, Pröpste und Äbtissinnen aber, die dagegen handelten, so lange entsetzt werden, bis dieselben entlassen seien; Tempelschänder sollen so lange vom Beichtstuhl ausgeschlossen sein, bis der Schaden ersetzt sei; die Namen der Gebannten seien Sonntags im Gottesdienste zu verlesen, bessern sie sich nicht, so sei ihnen ein ehrlich Begräbnis zu versagen; Geistliche, die solche Leute beerdigen, verfallen der Suspension mit Verlust ihrer Einkünfte. Als der Rat zu Lauban 1415 einen Geistlichen wegen Kirchendiebstahls gefangen und hingerichtet hatte, ohne vorher dem geistlichen Gerichte davon Anzeige zu machen, belegte Bischof Rudolf von Planitz die Stadt mit dem Interdikt; drei Jahre lang durfte so in Lauban kein Gottesdienst gehalten werden, bis es den Bürgern gelang, mit großen Mühen und Kosten von den Vätern des Konstanzer Konzils die Aufhebung der drückenden Kirchenstrafe zu erlangen. Das Konzil selbst hatte 1415 das Interdikt über den Ort Göda verhängt. Als in diesem Jahre ein polnischer Propst zum Konzil reiste, ward seine Dienerschaft bei Göda von Wegelagerern überfallen und sämtlicher Gelder beraubt. Der Propst zeigte dies dem Konzil an, und das Interdikt war die Folge. Als sich herausgestellt hatte, daß die Unthat gar nicht auf Gödaer Flur geschehen sei, und als der Räuber das unrechte Gut wieder herausgegeben, da gelang es dem Pfarrer des Orts nach Jahresfrist, das Interdikt zu endigen. Als das Basler Konzil zusammentrat, war bei den frommen Vätern die Gödaer Greuelthat noch nicht vergessen. Ein späterer Pfarrer von Göda bat daher das Konzil schriftlich, man möge ihm Brief und Siegel geben, daß man seine Gemeinde nicht mehr so übereilt und ungerecht mit dem Interdikt behellige wie 1415; und wirklich stellten ihm die Väter des Konzils 1437 in einer Bulle mit Bleisiegel ein Privileg aus, Göda dürfe in Zukunft nicht mehr mit dem Interdikt belegt werden, wenn nur ein Einzelner sich gegen die Kirche verfehlt habe. Auch über Dresden ward 1475 einmal das Interdikt verhängt, so lange eine aus der Kreuzkirche gestohlene Monstranz nicht wieder erlangt war. Wie wenig Respekt man am Ausgang des Mittelalters vor dem Bannstrahl des Bischofs von Meißen hatte, ersieht man aus dem Verhalten des Dresdner Rats. Wegen Geldforderungen seiner Domherren belegte der Bischof den Rat zu Dresden mit dem Bann. Dieser aber ließ diese Kirchenstrafe einmal zwei Jahre lang, 1450 und 1451, ein andresmal drei Jahre hintereinander, 1465 bis 1467, über sich ergehen, ohne nachzugeben und bezeugte dadurch, wie hoch er den Zorn des eifernden geistlichen Machthabers wertete.

Die Kirchlichkeit des Zeitalters zeigte sich nicht sowohl in der Fülle von guten Werken, die der Gläubige leistete, den frommen Stif-

tungen, der Übung der Barmherzigkeit, als in der Teilnahme am Kultus. Dieser war wesentlich liturgisch und sakramental. Die Predigt war Nebensache, und wenn der Priester oder der Dominikaner predigte, so war es nicht Gottes Wort. Die Messe, das war der Gottesdienst des Mittelalters. Lateinische Gesänge durchhallten die Gotteshäuser, und gerade das Unverstandene hatte für den Gläubigen damaliger Zeit den höchsten Reiz. Die liturgischen Formeln waren im lateinischen Missale zusammengefaßt, doch enthielt ein Rituale für den Meißner Bischofssprengel aus dem 13. Jahrhundert Gebete, Fragen und andere bei der Taufe übliche Formeln in lateinischer, deutscher und wendischer Sprache. Die regelmäßige Teilnahme am Gottesdienst verstand sich von selbst, und wer nicht wenigstens einmal im Jahre beichtete und kommunicierte, ward dafür angesehen, daß er von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen sein wollte. Der Glanz der Gottesdienste an den Sonntagen und den überzahlreichen Festen machte den Besuch der Kirche zur angenehmen Pflicht. Im Dome zu Meißen lud zu Zeiten der Ruf von 21 Glocken zum Gottesdienste ein, an 56 Altären ertönten die Meßgebete, die Pracht der Priestergewänder, der Schimmer der Kerzen, das gedämpfte Sonnenlicht, die schmetternde Musik, die dampfenden Weihrauchwolken übten eine sinnberückende Wirkung.

Dieser Kultus entsprach der Kirchenlehre der Zeit, der Scholastik, welche, ohne sich mehr auf die Bibel zu besinnen, ihre Kraft darein setzte, die Dogmen und Bräuche der Kirche mit einem sich selbst überbietenden Scharfsinn bis ins Kleinste und Tiefste dem Verstande deutlich zu machen und das Undenkbare in Formeln und Systeme zu fassen. An der Weiterbildung dieser Theologie haben sich die Geister des Meißnerlandes aus Abneigung und Mangel an Fähigkeit niemals mit beteiligt, kein Theolog originellen Gepräges fand sich im Lande, niemand stand auf, der eigene Gedanken zu Markte getragen hätte, man hat lediglich das Empfangene bewahrt, praktisch verwendet und in kleine Münze umgesetzt. Jede neue Erfindung des Papsttums und seiner Theologie, wie Brotverwandlung, Ohrenbeichte, Kelchentziehung, Siebenzahl der Sakramente, unbefleckte Empfängnis fand bei dem bequemen, denkfaulen und unwissenschaftlichen Klerus des Landes, der keine Lehrsatzung nachzuprüfen vermochte, gläubige Annahme.

Was die Kirchenverfassung betrifft, so waren die Bistümer Merseburg und Naumburg noch immer vom Erzbistum Magdeburg abhängig, während Meißen seit 1402 die Exemption von dem erzbischöflichen Stuhle, die es schon früher zu haben behauptete und längst sehnlichst begehrte, von Bonifaz IX. verbrieft und es unmittelbar unter die Kurie gestellt ward. Von den Äbten im Meißner Sprengel errang sich keiner, selbst der von Pegau und Altzelle nicht, die Freiheit von der Oberaufsicht des Bischofs. Dagegen verloren die Bischöfe durch die wachsende Selbständigkeit der Domkapitel an monarchischer Macht. Die Einmischung der geistlichen Gerichte in weltliche Händel empfanden

Fürsten und Städte oft genug als drückende Last. Das Patronat der Kirchen befand sich in verschiedenen Händen, und jeder wachte eifrig über seine Rechte. Mitunter vollzog sich der Wechsel des Patronats nicht ohne ernste Kämpfe. Das Patronat der ältesten Kirche von Dresden, der Frauenkirche, stand ursprünglich beim Landesherrn. Heinrich der Erlauchte schenkte es dem Nonnenkloster zu Seußlitz. Dies aber hatte Mühe, es zu halten. Als es 1289 einmal einen neuen Pfarrer vorschlug, weigerte sich der Archidiakonus von Nisan, ihn einzusetzen, und ein auf den Meißner Bischof sich stützender Bewerber machte auf die Stelle Anspruch. Der Bischof bestritt auch in der Folge den Nonnen ihre Rechte und wußte das Patronat schließlich an sich zu bringen. Erst 1404 kam es im Tausch wieder zurück an den Landesherrn.

17. Kultur und Sitte.

Ein reiches Kulturleben ist es, das vom 12. bis 15. Jahrhundert in Deutschland und auch im Lande Meißen blühte, insonderheit nachdem das hochentwickelte Thüringen an die Wettiner gefallen war. Aus der Verbindung von christlich-kirchlichem Geist und deutscher Kraft erwuchs dem Vaterlande in steigendem Maße eine Fülle äußeren und inneren Segens. Freilich tritt dem hellen Lichte nicht selten tiefer Schatten zur Seite.

Kraftvoll und ernst walteten die Landesherren ihres Amtes. Das Staatsleben aber erhielt teilweise ein anderes Gepräge. Residierten die Fürsten anfangs noch ohne feste Sitze, bald da, bald dort, in Meißen, auf der Wartburg, in Eisenach, so treten bald als Residenzen Leipzig oder Altenburg, später Torgau und Dresden hervor, Städte, die eben dadurch zu Brennpunkten des geistigen Lebens wurden. Hierdurch gewann die Regierung wesentlich an Festigkeit. Das persönliche Regiment der Fürsten ward immer mehr durch geordnete Beamte ergänzt. An Stelle der alten Landdinge traten allmählich die Landtage. Dem Thron am nächsten standen noch immer die Ritter, in welchen sich die Kraft der Nation verkörperte. Mit der Freudigkeit geborener Krieger zogen sie mit ihren Herren ins Feld, bald gegen die Feinde, die an den Grenzen des Landes drohten, bald nach Italien oder ins heilige Land. Im Frieden war Turnier und Jagd ihr Leben. Hatte der Ritter bis zum vierzehnten Jahre beim Geistlichen eine notdürftige Bildung genossen, so ward er mit einundzwanzig Jahren Knappe. Hatte er sich als solcher bei einem Dienstherrn als Kriegsmann ausgebildet, so erfolgte die Umgürtung mit dem Schwerte, die Schwertleite. Immer ging ihr ein Gottesdienst voran. Der Knappe beichtete, empfing das heilige Abendmahl, hörte knieend die Ermahnungen des Priesters und des Dienstherrn, gelobte, sich ritterlich zu führen und erhielt den Ritterschag. Es ist klar, daß durch solche Erziehung in der Ritterschaft ein hohes Standesbewußtsein sich erzeugte. Doch kündeten bereits gewisse

Vorzeichen das Sinken der Herrlichkeit des Rittertums an. In der Erfindung des Schießpulvers erwuchs den Schwertern und Lanzen ein gefährlicher Nebenbuhler, und während im frühen Mittelalter die Ritter der ausschlaggebende Stand im Lande waren, traten ihnen in späteren Zeiten die Städte als gleich bedeutende Kulturmacht an die Seite. Mit dem Fündigwerden des Silbers im Erzgebirge erblühten die Bergstädte, namentlich Freiberg; im Niederlande gelangte Leipzig als Handelsstadt zu immer größerer Bedeutung; an der Elbe wurde das Fischerdorf Dresden, das vom Ertrag der Butterbriefe, von der Geistlichkeit ausgestellter Erlaubnisscheine zum Buttergenuß an Fasttagen, eine Elbbrücke baute, durch Heinrich den Erlauchten zur Stadt erhoben; im Osten traten Kamenz, Löbau, Görlitz, Lauban als deutsche Stadtgemeinden hervor. Die Bauern dagegen seufzten unter dem Drucke der Hand-, Spann- und Gesindedienste, die sie den Grundherren zu leisten hatten. Schon damals hatten in Sachsen vielfach die Juden die Handelsgeschäfte in den Händen. Heinrich der Erlauchte hatte sich durch seine Judenordnung von 1265 für sie verwandt. In Leipzig, wohin sie der reiche Handel lockte, hatten sie einen eigenen Richter, auch legte hier ihnen zu Liebe Heinrich der Erlauchte einen Markttag vom Sonnabend auf den Freitag. In Freiberg, wo sie auf dem Judenberge ihre Synagoge hatten, stand ihnen gleichfalls ein eigner Richter vor. Auch in Meißen, Dresden, Erfurt und sonst finden wir sie. Klagte ein Jude gegen einen Christen, so mußte er zwei Christen und einen Juden als Zeugen bringen, klagte der Christ gegen den Juden, so hatte er zwei Juden und einen Christen zu stellen.

Die geistige Kultur lag noch immer in den Händen der Geistlichen und hob sich langsam. Namentlich waren und blieben die Klöster die Pflegestätten dessen, was das Zeitalter Wissenschaft und Gelehrsamkeit nannte. In Merseburg entstand seit 1136 eine Bistumschronik und eine Lebensbeschreibung des Bischofs Wernher. Der Presbyter Sifried von Meißen setzte um 1300 aus andern Chroniken eine Weltchronik zusammen mit Angabe der Jahreszahlen, Sonnenfinsternisse und Kometen. In Pegau wurde die Geschichte des Klosters und Landes fleißig in Annalen aufgezeichnet. Auch vom Kloster Bosau bei Zeitz und von Altzelle giebt es bedeutsame Chroniken. Nicht minder wertvoll sind die Annalen vom Lauterberge und vom Kloster Goseck bei Naumburg, sowie die hochbedeutsamen geschichtlichen Werke thüringer Mönche. Neben selbständiger Arbeit beschäftigten sich die Klosterbrüder fleißig mit Abschreiben klassischer und patristischer Litteratur. So schenkte 1206 Ludger, Mönch von Altzelle, dem Meißner Domkapitel eine Abschrift von Augustins Werk über den Gottesstaat, freilich nicht daß es gelesen, sondern daß der Geburtstag des Heiligen hinfüro festlich begangen werde. Wie in Merseburg im 11., so wurde im 12. Jahrhundert in Meißen der Grund zu einer Bücherssammlung gelegt; und als die ersten Pförtner Mönche nach dem neugegründeten

Altzelle wanderten, da brachten sie die notwendigsten Bücher zu Messe und Gottesdienst gleich mit. Als Pflegestätten der schönen Künste des Lesens, des Schreibens und des Lateinischen tauchen in diesem Zeitalter Schulen auf. Sie waren mit Bistümern, Klöstern und Kirchen verbunden und dienten zunächst zur Heranbildung von Knaben zu Klerikern. Naturgemäß handelte es sich dabei nur um die Anfangsgründe der Wissenschaften, die den Schülern mechanisch vermittelt wurden. Schon im 12. Jahrhundert mochten in Meißen, Wurzen und Bautzen Domschulen bestehen, deren Leiter, der Domscholastikus, die Aufsicht über die Schulen des Sprengels zu führen berufen war. Im Jahre 1205 entstand mit dem Kloster St. Afra die Schule gleichen Namens, 1213 mit dem Thomaskloster in Leipzig die Thomasschule, die 1254 auch Bürgerkinder aufnahm. Das Nonnenkloster Geringswalde unterhielt seit 1247 eine Schule für Mädchen. Neben den Dom- und Klosterschulen finden wir Pfarrschulen in Zwickau, Freiberg, vor allem in Dresden, wo die Schule zum heiligen Kreuz zuerst 1300 urkundlich erwähnt wird. Auch sie war zunächst nur zur Ausbildung von Meßknaben, Kirchensängern und Geistlichen bestimmt und stand unter dem Bischof von Meißen. Die Beschränkung dieser Schulen auf die Bedürfnisse der Kirche und der Bildungsdrang eines aufstrebenden Bürgertums führte zur Gründung von Stadtschulen, zu der man vom Bischof oder Papst oft nur unter Schwierigkeiten Erlaubnis erhielt. Stifter, Klöster und Kirchen sahen es nicht gern, wenn ihren Schulen am selben Orte in weltlichen Schulen unter dem Patronat des Rates Nebenbuhler erwuchsen und suchten ihre Gründung zu hintertreiben. Im Jahre 1382 wußte sich die Geistlichkeit zu Freiberg durch ein landesherrliches Privileg vor der Errichtung einer Stadtschule zu schützen; das aufblühende Chemnitz konnte sich 1399 nur durch einen Vergleich mit dem Pfarrer eine Schule erringen. In Leipzig scheiterten alle Versuche, eine Stadtschule zu erhalten, an dem Widerstande der Mönche zu St. Thomas, bis sich der Rat 1395 unmittelbar nach Rom wandte und vom Papst Bonifaz VIII. die Erlaubnis zur Gründung der Nikolaischule erhielt, die den Klosterbrüdern noch lange ein Dorn im Auge blieb. Die Stadtschulen gelangten allenthalben zu hoher Blüte. Wollten strebende Geister nach dem Besuche der Schulen noch auf Universitäten gehen, so wählten sie Paris, Padua, Bologna, Prag, Erfurt und andere Orte.

Mehr als die Wissenschaft blühte die Kunst. War Thüringen mit seiner Wartburg das Eldorado des Minnesangs, so war die edle Kunst der Dichtung und Musik auch dem Meißnerlande nicht fremd. Mit dem thüringer Landgrafenblut hatte Heinrich der Erlauchte die Gabe der Poesie überkommen. Eine gesund sinnliche, romantische Natur, pries der fürstliche Herr, der dreimal zum Traualtare trat, in süßen Liedern das Glück der Minne. Sein religiöses Gemüt ließ ihn die Sangesgabe auch in den Dienst der Gottesmutter stellen. Er hat zu Ehren

der Jungfrau Maria das Kyrie eleison und das Gloria in excelsis für das Hochamt der Marientage zum Besten seiner Hofkapelle neu gesetzt und dies sein Werk dem Papste vorgelegt. Innocenz IV. ließ diese Kirchengesänge bei sich aufführen, fand sie wohlklingend und zur Andacht geeignet und gestattete in einer Bulle von 1254 den Bischöfen, Äbten, Prälaten und Pfarrern des ganzen Markgrafentums, die Gesänge nach der neuen Weise zu singen und zu spielen. Etwas später hat Heinrich von Freiberg im Auftrage des böhmischen Herrn Raimund von Leuchtenberg eine romantische Fortsetzung von Gottfried von Straßburgs Tristan und Isolde geliefert. Heinrich von Meißen aber, um 1260 in der Bischofstadt geboren und auf der Domschule gebildet, zuletzt in Mainz, hat sich durch seine Lieder zum Lobe der keuschen Liebe den Ehrennamen Frauenlob erworben. Ein echter Minnesänger in der Weise Walthers von der Vogelweide sang er: „Ich sag' es wohl auf meinen Eid, daß in der ganzen Welt nichts ist, was alle Sorg' und alles Leid könnt' besser bannen mit süßer List als ein reines, trautes, seliges Weib." Als er 1318 das Zeitliche segnete, trugen ihn Frauen laut weinend zu Grabe. Großen Beifall bei Fürst und Volk fand das geistliche Drama. Der geistliche Gesang und das Malen zierlicher Initialen ward in den Klöstern betrieben.

Herrlich entwickelte sich die Baukunst, die dem Zuge der Zeit gemäß vorwiegend eine kirchliche war. Aus der Zeit des romanischen Stils ragen die Trümmer des Petersklosters, der Kirchen zu Altzelle, Paulinzelle und Weida in die Gegenwart hinein, während andere Bauwerke, wie die Klosterkirche zu Zschillen und die Goldne Pforte am Dome zu Freiberg bis heute den Jahrhunderten getrotzt haben. Die Kirche zu Zschillen, heute Wechselburg genannt, ist 1174 erbaut und weist in dem Grabmal Dedos des Feisten und in Altar und Kanzel wundervolle Werke mittelalterlicher Baukunst auf. In der Goldnen Pforte, dem Reste der um 1200 erstandenen und 1484 abgebrannten Frauenkirche, haben wir eins der herrlichsten Portale des romanischen Stils und ein beredtes Denkmal des Kunstgefühls und des religiösen Sinnes der aufblühenden Bergstadt. Den Übergang vom romanischen zum gotischen Stil bildet der Dom zu Naumburg, um 1050 begonnen, 1249 vollendet, während die Dome zu Merseburg, Magdeburg und Meißen die reine Gotik zeigen. Der letztere, an Stelle des alten von Heinrich I. begonnenen und von Otto I. vollendeten Bauwerks, ward seit dem Ende des 13. Jahrhunderts durch Witigo I. in Angriff genommen, von Witigo II. fortgesetzt und von Thimo mit zwei Haupttürmen versehen, die jedoch bereits zwei Jahre nach ihrer Vollendung durch Sturm herabgestürzt wurden.

Die Sitte des Zeitalters war ein seltsames Gemisch von Frömmigkeit und Sinnlichkeit, von Weltentsagung und Weltseligkeit, von Poesie und Roheit. Man will die schöne Welt genießen, aber dabei die noch schönere Seligkeit im Himmel, die durch die Kirche gewährt und verbürgt wird,

nicht verlieren. Ein sündenbeladener Weltmensch, so erzählt Cäsarius von Heisterbach, will eben ins Kloster gehn, um seine Seele zu retten. Da hört er den Kuckuck 22 mal rufen und spricht vergnügt: „Ach, wenn ich noch 22 Jahre zu leben habe, was soll ich mich im Kloster quälen? Da will ich doch noch 20 Jahre lustig leben und nur die letzten zwei dem traurigen Kloster weihen.“ Das ist der Volksgeist des Mittelalters mit seinem weltlich-geistlichen Januskopf. Diese Gegensätze lassen sich überall beobachten bei Fürsten und Rittern, bei Welt- und Klostergeistlichen. Überspannte Frömmigkeit geht mit sittlichem Leichtsinn, ja mit roher Brutalität Hand in Hand.

Die Fürsten und Großen, die dem König und der Königin des Himmels Stiftungen über Stiftungen machten, waren doch keineswegs immer der Ansicht, daß dem frommen Sinn ein strenges Leben entsprechen müsse. Ein Albrecht II. lebte, während er mit Margarete von Österreich vermählt war, mit Kunigunde von Eisenberg, der „schönen Kunne“, im Konkubinat. Friedrichs des Streitbaren Sohn Siegismund, zum Bischof von Würzburg erwählt, mußte dies sein Amt niederlegen, da er in leidenschaftlicher Neigung zu einer liebreizenden Witwe, der schönen Adelheid von Lohma, entbrannte, welche als Nonne im Kloster Mildenfurt bei Weida lebte und mit der er in unehrbarer Gemeinschaft stand; der ausschweifende Herr endete sein Leben in den Rochlitzer Jupen. Ein Sohn Friedrichs des Ernsthaften, Ludwig, der bis zum Erzbischof von Magdeburg stieg, huldigte einst zur Karnevalszeit 1382 im Kreise holder Damen bei einem Balle auf dem Rathause zu Kalbe wacker dem Tanz; da geriet der Saal in Brand, alles eilte zur Treppe, und der lebenslustige geistliche Herr brach mit vielen anderen beim Sturze den Hals. Auch der Naumburger Bischof Johannes v. Miltitz hat 1352 „an seinem Namenstage, da er vielen Damen einen Ball gab, mitten unterm Tanzen seinen Geist aufgegeben.“ Das Leben der Geistlichen war keineswegs mustergiltig. Manches Kloster wie Zschillen und Pegau war der Schauplatz recht roher Szenen. Als Heinrich der Erlauchte seinem letzten Willen gemäß in der Gruft von Altzelle beigesetzt ward, da zeigten die Franziskanermönche von Seußlitz eine Urkunde vor, nach welcher der Fürst bei ihnen hätte begraben sein wollen; es ergab sich, daß Brief und Siegel gefälscht war. Habsucht, Trägheit, Üppigkeit, geschlechtliche Sünden nahmen bei den Geistlichen immer mehr überhand. „Wo man etwas Böses hörte, und man fragte, wer thut das, so hieß es: der Bischof, der Propst, der herrliche Dekan, der Pfaff.“ Kein Wunder, daß es manchmal zu ernsten Zusammenstößen zwischen der Kirche und der weltlichen Macht kam und die letztere ihrem Groll gegen die Geistlichkeit freien Lauf ließ. Als Dietrich der Bedrängte nach dem Tode des Klostervogts von Pegau infolge heftigen Widerstands des Propstes die Vogtei nicht erhielt, legte er in dem benachbarten Groitzsch einen Markt an und untersagte seinen Unterthanen, die Märkte

Pegaus zu besuchen. Er hat in dem Kampfe nicht gesiegt, aber sein Vorgehen zeigt, daß die weltliche Gewalt nicht alles von der geistlichen sich bieten ließ. Als derselbe Dietrich am Abend seines Lebens das Leipziger Thomaskloster gründete, verbaten sich die Leipziger Bürger solch eine geistliche Zwingburg in ihren Mauern, da sie voraussahen, daß ihnen dadurch betrübender Verlust an Grundstücken und schwere Lasten und Abgaben drohten, auch die Nähe eines Männerklosters den benachbarten Nonnen gefährlich werden könne; sie zerstreuten und verbrannten das zum Klosterbau angefahrene Material und jagten den ersten Propst Konrad zur Stadt hinaus. Erst nach Jahren gelang es dem Markgrafen, den Bau zu erzwingen.

Der sinnliche Zug des Zeitalters äußerte sich mannigfaltig. Kampf- und Mordlust sind dem Mittelalter auch auf seiner Höhe eigen. Man hatte es in jener romantischen Zeit noch nicht gelernt, die Gefühle mit dem Verstand und Willen zu bemeistern, sondern ließ den Leidenschaften freien Lauf. Heinrich der Erlauchte führte schon als sechzehnjähriger Jüngling Konstantia von Österreich heim. Am Hochzeitsabend drang der Bruder der jungen Gattin, Herzog Friedrich der Streitbare, ins Brautgemach und erzwang sich den Verzicht auf die Aussteuer, die er der Schwester hätte zahlen sollen. Unverhüllte Sinnlichkeit und Luxus durchwucherten die ganze Gesellschaft. In den Städten kamen die Frauenhäuser auf, auch die Badestuben wurden Brutstätten der Unsittlichkeit; der übermäßigen Putzsucht von Männern und Frauen mußte bereits durch Kleiderordnungen gesteuert werden, die der Pracht der Fürsten gegenüber wenig fruchteten, denn die Höfe der Landgrafen von Thüringen und Heinrichs des Erlauchten entfalteten einen wahrhaft kaiserlichen Prunk.

Nebenher geht ein bigotter Aberglaube von wunderbarer Naivetät, ein Stück unüberwundenen Heidentums, das die auf demselben Standpunkt stehende Geistlichkeit geflissentlich pflegte. Im Gewöhnlichsten und Alltäglichsten erblickte man Seltsames, das Albernste und Dümmste fand den meisten Glauben und ward im Weitererzählen gesteigert. Die Chroniken und Annalen jener Zeit sind klassische Sammlungen der wundersamsten Erzeugnisse einer dichtenden Phantasie, die sich bald zu hoher poetischer Schönheit erheben, bald ins Gebiet der Wahnideen herabsinken. Dasselbe Mittelalter, das eine Fülle reizender Märchen, sinnvoller Sagen, keuscher Legenden hervorbrachte, fabelte von Mißgeburten, Himmelszeichen, Blut- und Fleischregen in der absurdesten Weise. Im Jahre 1249, so erzählt eine Chronik, hatten zwei Diebe in Erfurt ein Ciborium mit neun konsekrierten Hostien aus der Martinskirche gestohlen, die Hostien in eine Pfütze geschüttet und das heilige Gefäß bei einem Juden versetzt. Durch geheimnisvolle Lichtlein, die fortan über der Pfütze schwebten, wurden die Priester an den Ort gewiesen, wo die Diebsgesellen das Hochwürdigste weggeworfen hatten, und im Triumph trug man die völlig unverletzten Hostien wieder ins

Sakramentshaus. Im Jahre 1299 setzte die Dresdner ein großes Mirakel in freudiges Staunen und frommen Schauder: in stehender Richtung kam ein Kreuz von Böhmen her die Elbe herabgeschwommen. Man fing es auf und brachte es in feierlicher Prozession in die Kreuzkapelle als würdiges Seitenstück zu dem Splitter von Christi Kreuz, der im Gotteshaus viele und große Wunder zu thun pflegte. Im Jahre 1172 erbot sich ein Kleriker von Reinhardsbrunn vor den Söhnen des eben verstorbenen Landgrafen Ludwig des Eisernen, einmal nach der Hölle zu reisen, um zu sehen, ob ihr Vater da wäre und was er mache. Die jungen Fürsten statteten den wunderlichen Reisenden allen Ernstes mit den nötigen Mitteln aus, und der Kleriker berichtete treulich, was er gesehen; freilich hüteten sich die Söhne wohl, durch Rückgabe der der Kirche entzogenen Güter dem Vater in der Hölle das Leben leichter zu machen. Sophie und Gertrud, die Töchter Heinrichs des Erlauchten, von denen die letztere am festlichen Verlobungstage mit dem plötzlichen Entschluß vor den Bräutigam getreten war, der Welt zu entsagen, beide Klosterfrauen, waren so fromm, daß ihnen die Heiligen erschienen; besonders erreichte Sophie einen hohen Grad der Frömmigkeit: wenn die Nonnen die Stube fegten, lag sie auf der Diele, ließ sich den Staub gerad' ins Antlitz kehren und nahm den Unrat mit den Händen auf. Katharina, die Gattin Friedrichs des Strengen, sehnte sich nach neunzehnjähriger Ehe vergebens nach einem Leibeserben. Da gelobte sie Gott, fortan nie mehr Schmuck anzulegen und lauter schwarze Kleider zu tragen wie eine Nonne. Und siehe, „da erhörte sie Gott, daß sie in kurzen Jahren nach einander gewann drei weibliche Söhne." —

Das alles liefert den Beweis, daß das Mittelalter auch in seiner schönsten Zeit eine Nacht war, aber eine sternenhelle. Die Stunde sollte kommen, wo das Dunkel sich lichtete, wo die Morgendämmerung ihre ersten Strahlen hinter den Bergen hervorsandte und das Licht die Finsternis bezwang. Zunächst freilich fällt der Blick auf wallende Nebel, hinter denen der Tag mit der Nacht in hartem Kampfe lag.

III. Kirchliche Gärungen.

18. Die Universität Leipzig.

Es war in der Sommerzeit des Jahres 1409, daß sich der Bewohner von Leipzig eine freudige Aufregung bemächtigte. Vom Böhmerlande her war die Kunde gekommen, daß auf der Hochschule zu Prag zwischen den Czechen und den Deutschen eine heftige Fehde ausgebrochen sei, daß der letzte Rektor deutscher Nation Henning Boldenhagen die Abzeichen der Universität und mit ihnen sein Amt niedergelegt und König Wenzel mit höhnischem Witze seinen Küchenmeister zum Rektor ernannt habe und eine völlige Auflösung der einst so berühmten hohen Schule zu erwarten sei. Und so geschah's. Die durch böhmischen Druck gekränkten Deutschen wandten der Stadt des h. Nepomuk den Rücken, um sich anderweit eine gastliche Herberge zu suchen. Alles, was deutsch war an der Universität, Lehrer und Studenten, alles schüttelte den Staub von den Füßen und wanderte aus.

Nicht weniger als 46 Professoren und Magister sowie 2000 Baccalaureen und Studierende sollen es gewesen sein, die damals das Böhmerland verließen. Ihr Ziel war Leipzig. Und dies war gerade der geeignete Platz zur Gründung einer Heimstätte der Wissenschaft. Damals zwar noch klein war Lipzk, wie es sich nannte, doch schon seit Ausgang des 13. Jahrhunderts ein nicht unbedeutender Handelsplatz. Durch Fleiß und Einfachheit hatten es die Bürger der Lindenstadt zu einem gewissen Wohlstand gebracht, wie denn die Leipziger Messen schon damals berühmt waren. Hier war gut sein, hier ließ sich Hütten bauen.

Freudig hießen die Landesfürsten, Markgraf Friedrich der Streitbare und sein Bruder Wilhelm, die Fremdlinge willkommen. Obgleich mehr dem Schwerte als der Feder geneigt, waren sie doch von dem Werte der Wissenschaft und Bildung durchdrungen und „vergunnten den ausgetriebenen Künsten Herbrige" in ihren Landen. So zogen sie denn in Leipzig ein, die wackern Lehrer Henning Boldenhagen, Johann Hofmann, Otto von Münsterberg und wie sie alle heißen,

die ganze große Studentenschar in ihrem Gefolge, und begaben sich in den Schutz der fürstlichen Brüder, die den Auswanderern um so lieber ihre Huld bewiesen, als sie mit König Wenzel keineswegs im besten Einvernehmen standen. Die Stiftung einer Universität in Leipzig war gesichert.

Da es im Mittelalter nötig war, zu einer derartigen Gründung vorher das Placet des Papstes einzuholen, so wandte sich Friedrich zunächst nach Rom, und Alexander V. erteilte in den verbindlichsten Worten seine Zustimmung. Er fand, „daß Leipzig, ein großer und volkreicher Ort in einer fruchtbaren Gegend unter einem ziemlich milden Himmel, mit allen Mitteln zum Lebensgenuß, reizenden Umgebungen und gebildeten Einwohnern ausgestattet sei, vorzüglich aber Ruhe und Sicherheit unter der weisen Regierung zweier edler Brüder genieße, mithin von der Natur schon zu einem Sitze der Musen geeignet sei". In der Bestätigungsbulle Pisa, den 9. September 1409, die am 13. November in Boldenhagens Wohnung feierlich eröffnet wurde, ernannte der Papst den Bischof von Merseburg zum Kanzler der Universität, und nun konnte deren Einweihung vollzogen werden. Montag nach dem ersten Adventssonntage 1409, am 2. Dezember, versammelten sich im Speisesaale des Thomasklosters die fürstlichen Stifter, viele Bischöfe und Prälaten und die Lehrer der neuen Universität, die Stiftungsurkunde ward verlesen und Otto von Münsterberg zum Rektor erwählt. Noch am 18. Dezember desselben Jahres erließ der Papst an den Bischof zu Merseburg einen Auftrag, die neue Stiftung wider ihre Feinde mit allen Kräften zu schützen, und der Bischof fügte seinem Titel noch den eines Konservators der Universität bei.

Die junge Hochschule lebte sich sehr bald in dem gastlichen Leipzig ein. Sie erhielt sofort zwei stattliche Häuser, die beiden sogenannten Fürstenkollegien, das große auf der Ritterstraße, späterhin „schwarzes Brett" genannt, und das kleine auf der Petersstraße. Daneben ward ihr Freiheit von allen Lasten und Abgaben zugesichert, und die fürstliche Rentkammer spendete den zwanzig Lehrern am großen und den acht am kleinen Kollegium einen Jahresgehalt von zusammen fünfhundert Gulden, scheinbar eine kleine Summe, damals aber zum Unterhalte groß genug. Vor allem aber ward die Universität mit ziemlich bedeutendem Grundbesitze ausgerüstet, der ihr geblieben ist bis auf diesen Tag. Nach jeder Seite hin war die neugegründete Universität ein mittelalterliches Institut. Während die 1392 gegründete Universität Erfurt auf der Grundlage der vier Fakultäten aufgebaut war, hatte Leipzig von Prag die Nationalverfassung mit übernommen. Wer die Universität besuchte, mußte sich nicht in eine der vier Fakultäten einschreiben lassen, sondern in eine der vier Nationen, die sächsische, meißnische, bairische und polnische. Nicht das Studium, sondern die Herkunft, das Vaterland einigte die Studenten mit ihren Lehrern zu gewissen Verbänden. Daß daneben von Anfang an eine Sonderung nach Fachwissenschaften

bestand und sich immermehr durchsetzte, ist natürlich. Die Lehrer einer bestimmten Wissenschaft traten unter einem Dekan zum Verein einer Fakultät zusammen. Schon in seiner Bestätigungsurkunde von 1409 hatte Papst Alexander V. das Dasein sämtlicher Fakultäten angenommen.

Alles weist darauf hin, daß, wie in der gesamten Geisteswelt damaliger Zeit, so auch an der neuen Universität Leipzig die Theologie eine bevorzugte Stellung einnahm. Für die theologischen Lehrer ward verhältnismäßig am besten gesorgt. Ein Lehrer der Theologie bezog in den ersten Jahren der Stiftung sechzig Gulden Gehalt. Bereits 1413 wurden kraft päpstlicher Bulle neben den Juristen die Theologen mit Kanonikaten von Meißen, Merseburg und Naumburg ausgestattet. Die erste theologische Doktorpromotion fand schon im Jahre nach der Gründung der Universität 1410 statt, die ältesten Statuten der theologischen Fakultät datieren von 1415.

Mit der neuen Universität ward ein Senfkorn neuen Lebens nach Sachsen verpflanzt, das der drohenden Erstarrung und Verflachung der Geister einigermaßen wehrte. Doch bietet das Leben und Treiben der Universität im 15. Jahrhundert nicht mehr Interesse als das an andern Hochschulen des ausgehenden Mittelalters. Das äußere Leben verfloß nicht ohne mancherlei Streitigkeiten und Zerwürfnisse der akademischen Bürger unter sich und mit den verschiedensten Behörden, wie ein Blick in das Urkundenbuch der Universität zur Genüge beweist. Das wissenschaftliche Leben stand unter dem beherrschenden Einfluß der Kirche und der scholastischen Theologie. Da die Universität dem schroffen Gegensatze zum Hussitismus ihre Entstehung verdankte, waltete in ihr von Anfang an der Geist des strengsten Konservatismus und des ausgeprägtesten römischen Kirchentums. Das aufblühende Studium des Altertums, der Humanismus, der in Erfurt festen Fuß gefaßt und auch auf die dortige Theologie so fördernd eingewirkt hatte, fand in dem hochkirchlichen Leipzig keine Stätte, so daß bei den Humanisten der Leipziger Boden als „Barbarenland“ verschrieen war. Zwar sollte die philosophische Fakultät nach der Verfassung der Hochschule den Vorrang behaupten, allein die Lehrstühle der Philosophie nahmen allmählich die Mönche in Besitz, besonders die Dominikaner des Paulinerklosters. Die Theologie war die Herrin der Philosophie — hatten die Kleriker die Herrin in ihrer Gewalt, so fiel ihnen die Dienerin von selber zu. Wie sehr die Theologie mit ihrem Einfluß auf die andern Fakultäten, namentlich auf die philosophische drückte, erhellt aus dem Umstand, daß zu dem untersten Grade in der Theologie niemand gelangen konnte, der nicht in der philosophischen Fakultät zum Magister promoviert war oder einem geistlichen Orden angehörte. War dies schon die notwendige Vorbedingung zum Baccalaureat der Theologie, so konnte keiner Licentiat der Theologie werden, der nicht die höchste priesterliche Weihe empfangen und in dem von ihm zu schwörenden Eide dem Papste Gehorsam gelobt hatte.

Nur ein Jahrhundert war es der Universität bestimmt, in Hinsicht ihres wissenschaftlichen Lebens in mittelalterlichen Bahnen zu wandeln. Am Ausgange dieses Zeitraums beginnt auch ihr das Licht zu leuchten, das 1517 von jener andern Hochschule ausging, von der ein Leipziger Professor sagte, sie sei „zu Leipzigs Verderben" gegründet worden. Zwar die amtliche Theologie war in Leipzig bis 1539 ausschließlich die alte Scholastik, die aus Aristoteles, Petrus Lombardus, Thomas von Aquino und andern ihre magere Nahrung sog und die Bibel geflissentlich im Schranke liegen ließ. Hier studierte seit 1479 jener Konrad Wimpina, seit 1491 Professor, seit 1503 Doktor der Theologie in Leipzig, der den Mut besaß, einen Tetzel zu verteidigen und anno 1530 die römische „Konfutation" des Augsburger Bekenntnisses zu schreiben. Hier lehrte Dungersheim von Ochsenfart, der „Leipziger Ochse", der einem Luther mit ebensoviel Schärfe als Zähigkeit, wenn auch mit wenig Geist opponierte. Hier hielt „Bock Emser" theologische Vorlesungen, der Mann, der die mittelalterliche Kirche durch die Heiligsprechung Bischof Bennos und das Plagiat seiner deutschen Bibel zu retten wähnte. Hier hatte Herzog Georg als Student seine beschränkte religiöse Bildung erhalten. Vertreten diese alle die Weltanschauung des Mittelalters, so weist Leipzig doch zu gleicher Zeit eine Wolke von Männern auf, welche ahnen lassen, daß ein Neues sich vorbereitet. Wie unterm Schnee die Frühlingsblumen, so treten jetzt auch in Leipzig edle Geister auf, die nach den Tagen der Oede den Geisteslenz des reformatorischen Zeitalters ankündigen. Hier studieren die aufstrebenden Jünglinge Andreas Proles, Lazarus Spengler, Kaspar Cruciger, Johannes Camerarius, Christoph v. Carlowitz, Erasmus Sarcerius, Andreas Muskulus, hier lehren Konrad Celtes und Hermann von dem Busche. Bedeutete das Dasein der Universität Leipzig in dem ersten Jahrhundert ihres Bestehens nur ein Vegetieren, so begann nun erst das wahre Leben. Freilich bedurfte es einer geraumen Zeit, ehe in harten Geisteskämpfen der Geist der Reformation über den Geist des Mittelalters den Sieg errang.

19. Hus und seine Freunde.

Daß die Lehre des englischen Theologen Johann Wiclif auch nach Sachsen gedrungen wäre, dafür sind keine Zeugnisse vorhanden. Aber sie drang nach Böhmens Hauptstadt, wo der edle Johannes Hus gegen die Mißbräuche der Kirche auftrat. Er hat seine Kühnheit auf dem Scheiterhaufen zu Kostnitz gebüßt, den ihm der Fanatismus seiner Feinde errichtete. Unter denen, die den mutigen Kämpen für Wahrheit und Recht dem Flammentode überlieferten, waren auch einige Sachsen. Am großen Konzil von 1414 nahmen mit Markgraf Friedrich dem Streitbaren außer dem Merseburger Bischof Nicolaus v. Lübeck als Kanzler des Markgrafen und der Universität auch die stimmfähigen

Äbte von Pegau, Chemnitz und Altzelle teil und halfen so die Gewalt mißbrauchen, die das Konzil unmittelbar von Christo zu haben glaubte. Die Bischöfe von Naumburg und Meißen waren in der Heimat zurückgeblieben, aber sie standen dem Böhmen nicht minder feindlich gegenüber wie seine Richter. Der Markgraf selbst ist an dem Tode Hussens unschuldig.

Doch fehlte es auch in Sachsen nicht ganz an Anhängern des Märtyrers von Kostnitz. Durch den Besuch der Universität Prag von seiten meißnischer Landeskinder und den Verkehr, der zwischen Meißen und Böhmen sich entspann, mögen hussitische Gedanken auch nach Sachsen getragen worden sein. Zeugen hierfür sind die wackern Männer, die das Schicksal ihres Meisters teilten. Der erste von ihnen ist Peter Faulfisch, gewöhnlich Peter von Dresden genannt. Er arbeitete mit Hus in Prag zusammen und war gleich diesem Professor an der Universität. Im Jahre 1409 wanderte er mit einem Teile der Lehrer und Studenten aus und ließ sich späterhin, etwa 1412, in seiner Vaterstadt Dresden nieder, wo er an der Kreuzschule ein Lehramt bekleidete. Seine Hauptthätigkeit entwickelte er jedenfalls in Zwickau, wohl auch an anderen Orten des Sachsenlandes. Sicher ist, daß er nach zweijähriger Thätigkeit in Dresden wegen Verbreitung von „ketzerischen" Lehren durch seine geistliche Oberbehörde abgesetzt und aus den meißner Landen ausgewiesen wurde und nach Prag sich wandte, wo er als „Hussens fürnehmer Gesell und Gehülfe die Ketzerei fördern half." Welches waren aber die Ketzereien dieses Mannes? Er hat das Abendmahl in beiderlei Gestalt verteidigt und seine Verteidigung auf die Schrift und die Kirchenväter gestützt. Er hat gegen die Lehre vom Fegefeuer als eine unbiblische nachdrücklichen Protest erhoben. Er hat wie Hus und mit Hus die hussitische Bewegung zu einer praktisch-reformatorischen gemacht. Er hat zuerst geistliche Lieder in der Muttersprache in die Gottesdienste eingeführt und sich dabei jener eigentümlichen deutsch-lateinischen Kirchenlieder, der sogenannten Mischlieder, bedient, die sich lange in der Kirche fort-erhielten und als Vorläufer unserer evangelischen Kirchenlieder zu betrachten sind, z. B. In dulci jubilo, nun singet und seid froh, Quem pastores laudavere, den die Hirten lobten sehre; ja möglicherweise hat er auch selbst solche gottesdienstliche Lieder neu gedichtet. Wahrscheinlich waren es diese und ähnliche „Ketzereien", die den edlen Mann im Jahre 1421 auf dem Scheiterhaufen enden ließen. Zugleich mit ihm erlitt sein Dresdner Freund und Amtsgenosse Magister Friedrich den Feuertod. Welch tiefen Eindruck aber das Geschick dieser Männer auf ihre Schüler ausgeübt hat, das beweist das Schicksal eines derselben, des jungen Edelmannes Johannes Dränsdorf aus Schlieben bei Merseburg. Geboren 1391, Schüler in Aken und Dresden, Student in Prag und Leipzig, 1416 oder 1417 zum Priester geweiht, ward er als Anhänger des ketzerischen Petrus im

Rheinlande gefangen genommen. Am 13. Februar 1425 von dem Bischof von Worms verhört, sagte er aus: „Ich habe studiert zu Dresden im meißner Land unter Magister Friedrich, dem Genossen des Magister Petrus; dieser Friedrich war ein demütiger und frommer Mann, und beide starben zu Prag; meine Lehre habe ich vom heiligen Geist empfangen, mittelbar habe ich sie von meinen Lehrern Friedrich und Petrus von Dresden, und ich versichere, daß ihre Lehre die wahre und heilige Lehre ist, und daß jene im Glauben Christi gestorben sind; o könnte ich auch einst so sterben!“ Wohl noch in demselben Jahre hat sich sein Ahnen erfüllt, er starb zu Worms den Feuertod, und so ward auch an ihm wie an Tausenden, die nach Wahrheit rangen, die Kirche des Mittelalters zur Mörderin.

20. Die Hussitenkriege.

Für die Hinrichtung ihres Führers, für die Wortbrüchigkeit des Kaisers, der dem Prager Magister freies Geleit zugesichert und ihn dennoch dem Flammentode überliefert hatte, und für die Beschränkung ihrer Freiheiten nahmen die Anhänger des Konstanzer Märtyrers, die Hussiten, furchtbare Rache und griffen 1419 zu den Waffen. Es begannen jene gewaltigen Kämpfe, in denen ein erzürntes Volk wie ein rasender Mann sich erhob gegen den Fürsten, der sein Vertrauen so schmählich getäuscht hatte, und alles vor sich niederwarf, was sich ihnen entgegenstellte. Über Böhmen und Meißen brachten die siebzehnjährigen Hussitenkriege die entsetzlichsten Drangsale.

Auf das dringende Bitten Kaiser Siegismunds zog Markgraf Friedrich der Streitbare im Jahre 1420 mit 30 000 Mann zum Kreuzzuge nach Böhmen. Auch 1421 kam er mit einem stattlichen Heere dem bedrängten Kaiser zu Hilfe und schlug die Feinde in mehreren Schlachten, wenn er zuletzt auch ihrer Übermacht weichen mußte. Zum Danke für die geleisteten Dienste belehnte ihn der Kaiser 1423 mit dem Kurfürstentum Sachsen, dessen Herrscherhaus ausgestorben war. Immer gewaltiger aber grollte in Böhmen das hussitische Gewitter. Unter der Führung der beiden Prokope, die nach dem Tode Ziskas sich an die Spitze der böhmischen Horden setzten, verheerten diese weite Strecken des schönen Landes und wendeten sich besonders gegen die Städte Brüx und Aussig, in welchen sächsische Besatzung lag. Als die Hussiten 1425 Brüx belagerten, erlitt das Reichsheer, das zum Entsatze herangerückt war, eine so furchtbare Niederlage, daß allein 4000 Sachsen, darunter acht Grafen, auf dem Kampfplatze blieben. Noch trauriger erging es den sächsischen Streitern bei Aussig. Sie erlitten dort eine entsetzliche Niederlage. Nach dem Gemetzel bedeckten 3000 Hussiten, aber von den Kaiserlichen 12000 Mann erschlagen die Wahlstatt. Darunter hatten von den Sachsen 9000 Mann ihr Leben opfern müssen. Das sächsische Heer war aufgerieben. Die Blüte der sächsischen

Ritterschaft lag auf dem Kampfplatz, vier Herren von Pflug, sechs Herren von Schönberg, zwölf Herren von Köckeritz fanden den Tod auf dem Felde der Ehre. Als Friedrich im nächsten Jahre wiederkam, da floh sein Heer vor dem furchtbaren Feinde. Entmutigt und gebrochen kehrte der streitbare Fürst in sein Land zurück, um sich bald darauf im Dome zu Meißen schlafen zu legen.

Noch aber sollten die größten Drangsale bevorstehen. War bisher Böhmen der Schauplatz der hussitischen Verheerungen gewesen, so sollte es nunmehr Meißen und Sachsen werden. Im ersten Jahre der Regierung Friedrichs des Sanftmütigen brachen die beiden Prokope mit ihren wutschnaubenden Scharen im Lande ein, um an dem Sohne des Helden Rache zu nehmen, der es gewagt hatte, sich so oft ihnen entgegenzustellen. Sie verwüsteten die Gegenden von Dippoldiswalde und Pirna, ließen Dresden in Flammen aufgehen, verschütteten die Bergwerke in Scharfenberg, weil sich Menschen dort hinein geflüchtet hatten, brannten Kötzschenbroda nieder, nachdem sie die Keltern zerschlagen und die Weinvorräte getrunken hatten; fast alle Städte und Dörfer bis in die Nähe von Magdeburg gingen zu Grunde. Niemand schonten sie, am wenigsten Mönche und Nonnen, die sie in Gruben stürzten und lebendig verscharrten. Mit 220 vollbeladenen Beutewagen zogen sie durch die Lausitz nach Böhmen zurück. Andre Horden hausten im Erzgebirge, wo sie Schlettau und Elterlein anzündeten und zur Rache für Hussens Feuertod im Kloster Grünhain alle Mönche mordeten. Schon im Frühjahr 1430 kamen sie wieder. Eine Heeressäule von 25000 Fußsoldaten, 20000 Reitern und 3000 Wagen bewegte sich damals nach Sachsen herein. Die Greuel, die sie verübten, spotten aller Beschreibung. Die Kirchen wurden verbrannt, die Schlösser geschleift, die Felder verwüstet, die Bauern erschlagen, die Priester verstümmelt. Sie nahmen ihren Weg nach Leipzig und verheerten Kolditz, Döbeln, Dahlen, Oschatz und Grimma. Bei letztgenanntem Orte ward Friedrich der Sanftmütige nach tapferer Gegenwehr völlig geschlagen. Dann verwüsteten sie die Gegend von Altenburg, Glauchau und Waldenburg. Durchs Vogtland sich nach Böhmen zurückziehend, äscherten sie Crimmitschau, Werdau, Reichenbach, Auerbach, Ölsnitz und Plauen ein. In Plauen plünderten sie furchtbar, mordeten 900 Menschen und zündeten dann die Stadt an; hierauf erstürmten sie das Schloß, metzelten die Besatzung nieder, wobei das rote Blut wie ein Bach den Schloßberg hinabgeronnen sein soll und begruben einige Ritter und Mönche bei lebendigem Leib in einem Grabe des Klosterkirchhofs. Durch Bayern zogen sie in ihr Land zurück. Es sollen damals im Meißnischen gegen 400 Städte und 1400 Dörfer von ihnen heimgesucht, 3000 Wagen voll Beute fortgeschleppt worden sein. Noch einmal plünderten sie die Lausitz. Ein Heer von 100000 Mann zog sodann auf des Kaisers und Papstes dringende Mahnungen, die Ketzer zu bekämpfen, nach Böhmen hinein, unterwegs nach hussitischer Weise

200 Dörfer niederbrennend. Als aber bei Thauß Prokop dies Heer mit eisernen Dreschflegeln angreifen ließ, da stob es rasch auseinander, und 12 000 Mann wurden von den wütenden Böhmen niedergemacht. Der Kardinal Julian, der als päpstlicher Gesandter das kaiserliche Heer begleitete, verlor auf der Flucht Meßgewand, Mütze und Bannbulle und vermochte nur mit Mühe das nackte Leben zu retten. Nun überschwemmten wieder plündernde Schwärme das ganze nördliche Deutschland bis ans Gestade der Ostsee. Es wird erzählt, als Prokop 1432 vor Naumburg rückte, um die Stadt in Asche zu legen, da sandten die Bürger in langem Zug ihre Kinder hinaus, um den harten Krieger um Gnade zu flehen. Prokop ließ sich erweichen, gab den Kleinen Semmeln und Kirschen, ließ ihnen zum Tanz aufspielen und den Bürgern entbieten, er werde ihnen kein Haar krümmen — ein Ereignis, das der Sage nach dem Kinderfest zu Grunde liegen soll, das noch heut alljährlich in Naumburg gefeiert wird.

Inzwischen war die Kraft der Hussiten gebrochen. Die Gemäßigteren, die Calixtiner oder Utraquisten, schlossen Frieden, als ihnen 1433 die Basler Kirchenversammlung Kelch und Predigt in der Landessprache zugestanden hatte. Die strengere Partei, die Taboriten, kamen erst dann zur Ruhe, als sie nach dem Tode der beiden Prokope wiederholt aufs Haupt geschlagen worden waren. So endete dieser furchtbare Religionskrieg, die Blutrache eines ganzen Volks an den verblendeten Vollstreckern des Urteils von 1415, zugleich die Reaktion des slavischen Volksgeistes gegen das Germanentum und des Dranges nach Wahrheit und Freiheit gegen Gewissenszwang, ein Kampf, der im Geiste begonnen hatte, aber im Fleische geführt ward und im Fleische endete, eine Bewegung, die der großen Sache der Reformation nur hinderlich war. Doch ist ein besserer Rest des Hussitentums in Böhmen verblieben, an den dann die Reformation anknüpfen konnte, und später noch wurden die böhmischen und mährischen Brüder ein Sauerteig für die Kirche des Sachsenlandes.

21. Vorboten der Reformation.

Es währte lange, ehe das Eis zu schmelzen begann, das der harte Winter des Mittelalters auf das Leben der Kirche gelegt hatte, aber — es sollte doch Frühling werden in Sachsen und in aller Welt. Bereits ein Jahrhundert vor der Kirchenerneuerung finden wir Männer in oder aus Sachsen, welche, über ihrem Zeitalter stehend, das Werk Luthers bewußt oder unbewußt mit vorbereiten halfen — Reformatoren vor der Reformation. Sind sie auch nicht entfernt den großen Wegebereitern und Herolden der Reformatoren gleichzustellen, einem Petrus Waldus, einem Johannes Wiclif, einem Johann Hus, einem Hieronymus Savonarola, so sind sie doch ähnlichen Geistes, zum Teil auch ähnlichen Geschickes wie jene gewesen.

Ein würdiger Kleriker aus dem Sachsenlande, Andreas Proles, eröffne den Reigen. Er wandelte noch ganz in den Wegen mittelalterlich werkheiliger Frömmigkeit. Geboren im Jahre 1429 in Dresden-Neustadt, studierte er seit 1446 auf der Universität Leipzig und war dort Baccalaureus und Magister der freien Künste. Im Jahre 1451 ward er Mönch und ging als Augustinereremit in das Kloster Himmelspforte bei Wernigerode. Zwei Jahre darauf zum Priester geweiht, machte er große Reisen und ward 1456 Professor der Theologie in Magdeburg. Die letzten dreißig Jahre seines Lebens bis zu seinem 1503 im Augustinerkloster zu Kulmbach erfolgten Tode wirkte er als Generalvikar des Augustinerordens in Deutschland, ein Amt, das er kurz vor seinem Scheiden in die Hände des bekannten Johann von Staupitz legte. War Proles auch bis an sein Lebensende ein streng römischer Katholik, so hat er doch auch die Bedeutung einer reformatorischen Persönlichkeit. Er hat auch eine Reformation angestrebt und durchgeführt, wenn auch nur eine Reformation des Mönchsstandes. Während bisher nur einige Augustinerklöster die sogenannte strenge Observanz innehielten, wollte er sogar gegen den Willen des Ordensgenerals in allen Klöstern diese strengeren Regeln einführen. Der General verhängte den Bann über den mönchischen Eiferer; aber Proles wandte sich an den Papst Sixtus IV. und ging schließlich mit seiner Klosterreformation doch als Sieger aus dem Kampfe hervor. Ohne Zweifel ist Proles ein bedeutender Kirchenmann jener Zeit gewesen. Er fühlte, daß in dem damaligen kirchlichen Wesen etwas faul sei. „Ihr Brüder," so pflegte er seinen Mönchen zu sagen, „das Christentum bedarf einer großen und starken Reformation, und ich sehe, daß sie nahe bevorsteht; ich bin alt, schwach und nicht mit den Gaben ausgerüstet, aber der Herr wird einen durch Alter, Kraft, Ausdauer, Gelehrsamkeit, Geist und Beredsamkeit ausgezeichneten Mann senden, der wird's anfangen und allen Irrtümern entgegentreten; ihm wird Gott das Herz geben, daß er den hohen Herren zu widersprechen vermag."

Für seine Person irrte Proles darin, daß er mit einer teilweisen und äußerlichen Reformation Wandel zu schaffen hoffte, während doch die Axt viel weiter unten angelegt und viel wuchtiger geschwungen werden mußte. Übrigens war Proles auch ein weitberühmter Prediger, kam oftmals in seine Vaterstadt und wurde von Herzog Georg nicht ungern gehört. Luther, der ihn vielleicht noch von Person kennen lernte und dasjenige durchführte, was jener dunkel geahnt haben mochte, nennt ihn einen Mann großen Namens und Glaubens, der von vielen für heilig gehalten wurde.

Nicht auf Reformation der Mönche, sondern auf Bekehrung der Laien hatte es ein andrer abgesehen, der aus weiter Ferne nach Sachsen kam und auch hier in seiner Weise einer besseren Zeit die Wege bereitete. Um 1450 war es, daß ein italienischer Franziskaner-

mönch, Johannes von Capistrano, einem Städtchen in den Abruzzen, in Begleitung seines Dolmetschers, des Augsburger Franziskaners D. Christian und mit zwölf Ordensbrüdern die deutschen Gaue durchzog, überall lateinische Predigten haltend. Er war von Papst Nikolaus V. nach dem Norden geschickt worden, um mit seiner mächtigen Beredsamkeit gegen die Hussiten und für den Türkenkreuzzug zu wirken. Das Volk empfing ihn in allen Orten wie einen Heiligen, und wenn er auch nur mit Hilfe des Dolmetschers predigen konnte, so wußte er doch durch die Gewalt seiner Rede und den Ernst seiner Geberdensprache tiefe Wirkungen zu erzielen. Er durchzog auch das Sachsenland und kam nach Leipzig, Grimma, Oschatz, Chemnitz, Freiberg und im Dezember 1452 auch nach Dresden. In feierlichem Zuge holte der Rat der Stadt den „kleinen, dürren italienischen Barfüßer" mit den dunklen Augen ein und führte ihn nach seiner Wohnung im Franziskanerkloster am Taschenberge. Und nun hielt der Mönch vor großen Volkshaufen seine hinreißenden Predigten, infolge deren an vielen Orten die Zuhörer ihre Würfel und Karten, Schnabelschuhe und Goldsachen vor seinen Augen verbrannt haben sollen. In Dresden fand er reichen Beifall. Auch hier predigte er wie allenthalben nur das Eine: Führt ein heiliges Leben, haltet fest an der römischen Kirche, büßet eure Sünden, indem ihr gegen die Türken das Schwert ergreift! Welchen Erfolg der eifrige Bußprediger in Sachsen gehabt, das wissen wir im einzelnen nicht mehr. In Leipzig soll er sechzig Studenten zum Eintritt in den Barfüßerorden bewogen haben. Nicht selten warfen auch die sächsischen Hörer seiner Predigten ihre Schmuck- und Luxussachen in die Flammen eines Scheiterhaufens. Daß ihm die Menge zuströmte und begierig an seinen Lippen hing, das ist ein Zeugnis, wie lebendig damals auch hier das Verlangen nach erwecklicher, von Herzen kommender und zu Herzen gehender Predigt war — eine Weissagung auf die nahende Reformation.

Weiter sei noch eines Mannes Erwähnung gethan, den man vielfach überschätzt hat, den man aber auch nicht unterschätzen darf. Er hat seine letzte Lebenszeit unter dem Schutze Herzog Albrechts in Dresden verlebt und starb daselbst am 1. August 1472. In der Franziskanerkirche, der heutigen Hof- und Sophienkirche, liegt er begraben. Sein Name ist Gregor von Heimburg. Er stammte aus einem fränkischen Adelsgeschlecht und widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit. Als berühmter Rechtsgelehrter und Anwalt deutscher Fürsten und Städte, als ehrlicher deutscher Mann stritt er mit Wort und Feder scharf gegen die Herrschergelüste des Papstes, in einer Zeit, wo selten einer der römischen Kurie zu widersprechen wagte. Auch ihn traf wie Luther der päpstliche Bannstrahl. Hat er dann auch die Lösung vom Banne gesucht und gefunden und ist er auch im Frieden mit der römischen Kirche gestorben, so hat sie doch von ihm manche harte Wahrheit hören müssen und den rücksichtslos derben deutschen

Mann, der in manchem Charakterzug an Luther erinnert, ihren Haß und Zorn gründlich fühlen lassen. Seine Schriften gegen Rom zeugen von flammender Beredsamkeit, glühender deutscher Vaterlandsliebe und ungeheuchelter Frömmigkeit.

Schließlich sei noch an einen Mann erinnert, der kurz vor der Reformation als Opfer bischöflichen Fanatismus zu Grunde ging, des Afranermönches und Pfarrers von Annaberg Johann Pfennig. Wegen ketzerischer Ideen von seinen Ordensbrüdern verfolgt, war er schließlich zu den schismatischen Böhmen entwichen, mit denen ihn geheime Sympathie verbinden mochte. Bischof Johann VI. von Meißen ließ ihn zurückholen und ihn 1501 erst zu Wurzen, dann zu Stolpen hinter Schloß und Riegel setzen. Dort schmachtete der begabte Mann sechs Jahre lang. Eines Morgens ward er erstickt im Bette gefunden. Von dem unbewachten Lichte hatte sich das Stroh seines Lagers entzündet und seinen Tod herbeigeführt.

Das sind die Männer, die in ihrer Art als Vorboten einer neuen besseren Zeit zu bezeichnen sind. Ihr Reigen ist mit diesen Namen noch nicht geschlossen, wie denn unter den Dresdner Gelehrten des 15. Jahrhunderts der Predigermönch D. Johann Melzer als ein Mann genannt wird, der in Schlesien und Polen für stramme Kirchenzucht wirkte, während in Leipzig der Dominikaner Johann Cuno im Vereine mit dem Meißner Franziskaner Sebastian Kalbe das Wunder der blutenden Hostie von Wilsnack auch gegen die Leipziger Theologen zu Schanden machte. Alle diese Geister sind ja ungleich unter einander, aber alle geleitet von dem dunklen, unbewußten Gefühle, daß es anders werden müsse in der Kirche deutscher Nation. Wir nehmen sie als Zeugen dafür in Anspruch, daß der Boden Sachsens mindestens für die Reformation reif und für ihre Saat empfänglich war.

22. Reformversuche.

Wie die großen Reformkonzilien von Pisa, Konstanz und Basel die Mißstände der Kirche im allgemeinen abzustellen suchten, so regten sich auch in den einzelnen Territorien am Ausgange des Mittelalters Bestrebungen zur Beseitigung von allerhand Übelständen, die immermehr überhand genommen hatten. Diese Versuche gingen im Meißnischen nicht sowohl von den Bischöfen als vielmehr von den Landesherren aus. An mehr als einer Stelle war der Körper der Kirche faul geworden. Die Einmischung geistlicher Gerichte in weltliche Gerichtsbarkeit machte den Landesherren viel zu schaffen; die Kirchenzucht verfiel; die Geldgier der Kleriker war in beständigem Wachstum. Vor allem war das sittliche Leben des Klerus immer mehr in Verfall geraten. Es gab Bischöfe, die, der Welt ergeben, mehr Zeit auf Spiele, Tänze und Gelage wandten als auf ihr geistliches Amt. Das Leben der Welt- und Klostergeistlichen spottete oft den Regeln des Anstandes und

der Sitte. Über das Treiben der Dresdner Mönche mußte Andreas Proles ein herbes Urteil fällen, und von den Leipziger Ordensbrüdern konnte Herzog Albrecht scherzend sagen, daß sie zwar viele Kinder, aber keine Weiber hätten. Die Klöster waren nicht nur zu Asylen für Verbrecher, sondern nicht selten zu Sammelplätzen der Liederlichkeit geworden. Visitationen und Reformen der Klöster waren dringend nötig.

Durch den Meißner Bischof Kaspar von Schönberg ward 1452 eine Visitation und Reformation des Afrastiftes vorgenommen, wie dort schon 1448 durch Johann IV. eine solche gehalten worden war. Der Bischof berief dazu den Prior des Chorherrenstiftes St. Petri auf dem Lauterberge, Friedrich Hacke. Es fand sich, daß die Chorherren gegen das Gebot ihres Ordens Eigengut erworben und unverantwortliche Ausgaben gemacht hatten; der Propst hielt Jagdhunde und Falken. Im Jahre 1463 forderten die Herzöge Ernst nnd Albrecht, die der Klerisei scharf auf die Finger sahen, den Bischof Dietrich von Meißen auf, alsbald eine Visitation der Klöster, namentlich der Benediktiner zu Chemnitz vorzunehmen, „damit alte, untugendliche Gewohnheiten und Mißbräuche der Regel abgethan werden, daß auch dieselbigen Klöster einmütiglich leben, sich der Regel hinfürder halten und dawider nicht thun". Auch in den Klöstern Sornzig, Heiligenkreuz bei Meißen, Döbeln, Riesa, Mühlberg, Sitzeroda und Geringswalde hielt Dietrich Visitationen, wobei er auf bessere Ordnung und Beobachtung der Disziplin drang. Im Jungfrauenkloster der Magdalenerinnen zu Freiberg setzte er einen neuen Propst ein und verbot die Besuche „guter Freundinnen" im Kloster. Die Nonnen führten dort ein sehr üppiges Leben, trugen weltlichen Schmuck, hielten Hunde, machten Ausfahrten, zeigten sich in weltlicher Kleidung und verließen das Kloster ohne Urlaub. Auch 1484 drangen Ernst und Albrecht wiederum auf Reformierung der Klöster, die durch schlechte Wirtschaft und üblen Wandel ihrer Vorstände und Mitglieder stark an Ansehen und Einfluß gesunken waren, und die Klosterreformationen nahmen bis zum Anbruche der großen Reformation in Sachsen kein Ende. Wie in Meißen, so bestrebte man sich auch in Merseburg, eingerissene Mißstände zu beseitigen. Bischof Johann Bose ordnete dort die zerrütteten Finanzen des Bistums, arbeitete dreizehn Jahre lang an der Reformation des Petersklosters und eines Nonnenklosters und sorgte für Hebung von Predigt und Gottesdienst in seinem Sprengel.

Wie wenig aber diese Bestrebungen nütze waren, weil sie nicht in die Tiefe gingen und durch neue Mißbräuche wieder aufgehoben wurden, zeigt das Beispiel des Bischofs Johann IV. von Meißen. Wohl handhabte er die bischöfliche Gerichtsbarkeit streng und gewissenhaft, beseitigte Auswüchse kirchlichen Lebens und gab durch seine Schriften das Beispiel wissenschaftlichen Strebens, aber er schuf neue Ablässe, weihte neue Marien- und Heiligenaltäre, führte ein neues Marienfest, die Findung des Jesuskindes, ein und verstattete um 1450 dem Mißbrauche

des Fronleichnamsfestes, bei welchem die geweihte Hostie in reichverzierter Monstranz durch Kirchen und Straßen getragen ward, auch im Meißnischen Eingang. Mit der einen Hand hat er sich bemüht, das Unkraut aus dem Garten Gottes zu jäten, während er mit der andern neuen Unkrautsamen reichlich ausgestreut hat; und so verfuhr die Kirche seiner Zeit auf allen Gebieten, bis die starke Hand kam, die alles Unkraut bei der Wurzel faßte und ein völlig Neues zu pflügen begann.

23. Das Fürstenhaus.

Auch in politischen Dingen, im Schoße des Fürstenhauses und des Volkes, rang sich in diesen Zeiten allgemeiner Gärung viel Neues durch und half den Ereignissen der Reformation die Wege bereiten. Nachdem unter den Söhnen Friedrichs des Strengen das Land zersplittert worden war, vereinigte es Friedrich der Streitbare wieder in einer Hand, der tapfere, aber auch für Wissenschaft und Bildung nicht unempfängliche Mann, der zu großen Dingen berufen war. Er hat nicht nur die Universität Leipzig gegründet und dem Anprall der Hussiten den ersten erfolgreichen Widerstand geleistet, sondern war dazu bestimmt, das Ansehen seines Hauses mächtig zu heben. Im Jahre 1422 war mit Albrecht III. von Askanien das Kurhaus Sachsen-Wittenberg ausgestorben, der kümmerliche Rest des alten Sachsenherzogtums, das 1356 durch Karls IV. Goldne Bulle zum Kurfürstentume geworden war. Zum Lohne für seine dem Kaiser gegen die Hussiten geleisteten Dienste ward 1423 der Markgraf Friedrich zum Kurfürsten von Sachsen ernannt und 1425 zu Ofen mit der neuen Würde belehnt. Das war eine hochbedeutsame Wendung der Dinge. Durch die Vereinigung des meißnischen schwarzen Löwen mit der Rautenkrone trat das Haus Wettin in die höchste Fürstenaristokratie ein, die durch das Recht der Kaiserwahl die Geschicke des Reiches lenkte. Der Kurfürst verfügte nun über ein Gebiet, das niemals geteilt werden durfte und in dem somit der moderne Staatsgedanke zuerst Fuß gefaßt hatte, auch verwaltete er in Zeiten der Erledigung des deutschen Kaiserthrons in allen Landen sächsischen Rechts das Reichsvikariat. Seitdem aber das kleine Land Sachsen-Wittenberg, das in der Folge der Schauplatz weltgeschichtlicher Begebenheiten werden sollte, mit Meißen vereinigt ward, ging der sächsische Name an die überwiegend thüringisch-fränkische Bevölkerung über, die in den wettinischen Landen wohnte, so daß man diese nunmehr mit Sachsen bezeichnete.

Der Erbe Friedrichs des Streitbaren, Friedrich der Sanftmütige, beging wiederum die Thorheit der Wettiner, nach gemeinschaftlicher Regierung mit seinem Bruder Wilhelm die wettinischen Lande zu teilen. Im Bruderkriege, der darob sich entspann, siegte in Friedrich trotz allen Grolls gegen Wilhelm doch schließlich die Liebe, so daß er dem Schützen, der sich zum Meuchelmörder anbot, den Bescheid gab:

„Schieß, wen du willst, nur meinen Bruder nicht.“ Als ein Nachspiel dieses Bruderkriegs und einen Nachklang des Raub- und Strauchrittertums setzte Kunz von Kauffungen an Friedrichs Söhnen den Prinzenraub in Szene, der mit der Hinrichtung des Missethäters endete. Kirchlich ist Friedrich hervorgetreten durch seinen Anteil an dem Basler Konzil, das eine Reform herbeiführen sollte, die jedoch der unfähige Kaiser Friedrich III. durch das Konkordat von Wien 1448 kläglich wieder zu nichte machte.

Die Nachfolger Friedrichs, seine Söhne Ernst und Albrecht, erhielten und vermehrten den Einfluß des Hauses Wettin. Sie wandelten ganz in den Bahnen korrekten Kirchentums. So hat Ernst zwei seiner Söhne in den geistlichen Stand treten lassen: Ernst, der es bis zum Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt brachte, und Albrecht, der als Erzbischof und Kurfürst von Mainz starb; auch hat er 1480 bei einem Besuche in Rom vom Papst Sixtus IV. die Goldne Rose empfangen. Albrecht, sein Bruder, auch der Beherzte genannt, baute den Dom zu Freiberg und unternahm 1476 mit 119 Personen meist adeligen Standes eine Pilgerreise nach dem gelobten Lande, ward dabei in Rom von Papst und Kardinälen mit höchsten Ehren empfangen und kehrte mit einem Wust von Reliquien beladen in die Heimat zurück. Beide haben 1480 aus besonderer Frömmigkeit im Dome zu Meißen einen „ewigen Chor“ gestiftet, von welchem Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein von 14 Kanonikern, 60 Vikaren, 12 Chorsängern und 15 Grabaten ununterbrochen Litaneien gesungen wurden. Gleichwohl waren die fürstlichen Brüder nicht gewillt, sich vom Papste in ihre Politik reden zu lassen; hier hatte ihre Unterwürfigkeit gegen die Kirche eine Grenze. Als die beiden Wettiner durch den gebannten König Georg von Böhmen die Herrschaft Plauen mit Ölsnitz und Adorf erhalten hatten, da drohte der Papst, den der Vogt Heinrich um Hilfe angerufen hatte, dem Brüderpaare mit Bann und Interdikt, wenn sie die Gemeinschaft mit dem ketzerischen Böhmenfürsten nicht lösten. Ernst und Albrecht aber verwiesen dem heiligen Vater, der ihnen Schamlosigkeit vorgeworfen hatte, die Einmischung in ihre politischen Maßnahmen auf das Nachdrücklichste. Im Jahre 1485 entschlossen sich die beiden Fürsten, ihre Lande zu teilen, und diese Teilung ist deshalb für alle Zeiten so bedeutungsvoll geworden, weil die ernestinischen und albertinischen Lande niemals wieder ganz und vollständig vereinigt worden sind und in der Folge zwischen den Ernestinern und Albertinern ein unheilvoller Gegensatz sich herausbildete. Wie es scheint, hat der heißblütige Albrecht den Anstoß zur Teilung gegeben, in welche Ernst nur schweren Herzens willigte. Ernst, der ältere, behielt die Kur, das südliche Thüringen, die vogtländischen und fränkischen Besitzungen, ein Stück des Oster- und Pleißnerlandes mit Altenburg und Zwickau, auch die Vogtei über das Bistum Naumburg. An Albrecht fiel das Markgrafentum Meißen,

das nördliche Thüringen, der andre Teil des Oster- und Pleißnerlandes und die Vogtei über die Stifter Merseburg und Quedlinburg. Beiden gemeinsam blieben Sagan, die Vogtei über das Bistum Meißen, die Bergwerke und die Schutzherrschaft über Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen. Bereits ein Jahr nach diesem Akte, der die Größe und Macht der Wettiner wiederum erheblich schwächte, starb Kurfürst Ernst und hinterließ sein Land seinem Sohne Friedrich dem Weisen, in dem die Reformation ihren ersten Schirmherrn finden sollte. Die albertinischen Lande erhielt nach dem Tode Albrechts 1500 Herzog Georg der Bärtige, der noch einen Bruder Heinrich hatte, welcher mit den Ämtern Freiberg und Wolkenstein abgefunden ward. Beide Linien sind in die große Bewegung der Geister, die längst sich angekündet hatte und 1517 in Sturm und Wetter anbrach, aufs engste verflochten und haben sich eine Stelle gesichert nicht nur in der sächsischen, sondern in der allgemeinen Kirchengeschichte, ja in der Geschichte der Welt.

24. Kirchliches Leben.

So sehr die Kirche über alle Lebenskreise herrschte wie eine Königin, so gewaltig mehrten sich die Zeichen kirchlichen Verfalls. Die innere Zerrüttung des Papsttums, die Sorge um irdisches Glück und Behagen, welcher die Kirche mehr und mehr als alleinigem Zwecke sich hingegeben, die verhängnisvollen Folgen, welche die Hinrichtung des böhmischen Wahrheitszeugen in den Hussitenkriegen hervorgerufen hatte, der Verzicht auf jegliche Mitarbeit an den wissenschaftlichen, religiösen und sozialen Fragen der Zeit und vieles andre hatten der Kirche hippokratische Züge aufgeprägt.

In dem Verhältnisse von Staat und Kirche bahnten sich neue Wege an. Hatte Innocenz III. von Sonne und Mond geredet und Bonifaz VIII. die Unterordnung des Staates unter die Kirche gefordert, so dämmerte dem erwachenden Staatsbewußtsein in Deutschland die Überzeugung, daß beide Gewalten durchaus gleichberechtigt seien und Hand in Hand gehen müßten. Daraus entwickelte sich der Anspruch des Staates auf Oberhoheit über die Kirche als sichtbarer Macht. Diese Anschauung hatte sich im Lande Meißen stillschweigend durchgesetzt. Wohl waren die Wettiner allzeit treue Söhne det Kirche gewesen, aber sie sorgten dafür, daß der Krummstab nicht zum Szepter ward und daß der Markgraf und Kurfürst Herr im Hause blieb. Die Bischöfe waren Reichsfürsten, aber die Markgrafen übten die Schutzpflicht über sie. Die Bischöfe verpflichteten sich den Landesherren gegenüber zu Abgaben, Kriegsdiensten, auch zu persönlichen Leistungen als Berater der Fürsten in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten. Dazu hatten die Fürsten auch die Schutz- und Reformationspflicht gegenüber den Klöstern, und sie haben von Pflicht und Recht der Re-

form nicht selten Gebrauch gemacht. Auch der Kurie gegenüber behaupteten die Wettiner allzeit eine feste Stellung. In dankbarer Erkenntnis der Verdienste, die sich Friedrich der Streitbare durch die Bekämpfung der Hussiten um die Kirche erworben hatte, hatte Felix V. den sächsischen Herzögen das Präsentationsrecht zu vier Kanonikaten in Naumburg und Merseburg und zu dreien in Wurzen, Bautzen und Zeitz, dazu das Vorschlagsrecht für die drei sächsischen Bischofsstühle auf hundert Jahre verliehen. Auf dieser Bahn schritten die Herren der meißner Lande weiter und fanden Anklang in ihrem Volke. Als Friedrich der Sanftmütige Ende 1444 eine Versammlung der Bischöfe und Prälaten von Sachsen, Thüringen und Meißen nach Leipzig berief, um ihre Meinung über den Kirchenstreit zu hören, da stimmten sie alle mit Ausnahme eines einzigen feierlich für das Basler Konzil, also dafür, daß der Papst unter dem Konzile stehe. Der Bruder Friedrichs, Herzog Wilhelm III., erließ 1446 eine Landesordnung, die in Wirklichkeit eine Kirchenordung ist. Besonders energisch vertraten die Oberhoheit des Staates über die Kirche die der Kirche sonst so treu ergebenen Brüder Ernst und Albrecht. Sie heischten 1476 von Sixtus IV. das Recht der Präsentation über die Meißner Propstei, Dechanei, Kantorei, Scholastrik und Kustodie sowie die Kollegiatpropsteien zu Bautzen und Zscheila, die Archidiakonate von Meißen und der Niederlausitz und fünf andre namhafte Pfründen im Meißner Sprengel. Sie stellten diese kluge Forderung, um die Hand auf die hohe Geistlichkeit des Landes zu legen und geistliche Übergriffe zu hindern. Die geistlichen Herren waren es zufrieden, und der Papst bestätigte eine Maßregel, die den Einfluß des Landesherrn auf die Kirche mächtig stärkte und späterhin die Selbständigkeit der Landeskirche mit herbeiführen half. In derselben Linie liegen die Bestrebungen der Landesherren, durch wichtige Zugeständnisse auf dem Gebiete der Gerichtsbarkeit ihre Hoheit über die Kirche zu stärken. Schon Kurfürst Friedrich der Sanftmütige hatte es als Mißstand empfunden, in schwierigen Fragen bei auswärtigen Gerichten unter schweren Opfern an Zeit und Geld Recht holen zu müssen und von Papst Martin V. ausgedehnte Privilegien erlangt, die 1481 dem Brüderpaare Ernst und Albrecht bestätigt wurden. Dieselben kämpften erfolgreich gegen Übergriffe an, wie sie sich die Kirche mit dem Asylrechte der Klöster erlaubt hatte; auch forderten sie bei päpstlichen Erlassen landesherrliche Genehmigung vor der Veröffentlichung, sowie strengere Beaufsichtigung des Ablaßwesens, das immer ungenierter auftrat und den Wohlstand des Landes bedrohte. So zeigten die Wettiner ein starkes Bewußtsein staatlicher Selbständigkeit und wahrten mit fester Hand die Hoheit ihrer landesherrlichen Gewalt in Kirchensachen. Selbst Georg mochte keinen Titel seiner Fürstengewalt an die Kirche preisgeben. Er hatte 1505 die minderwertigen Görlitzer Münzen in seinem Lande verboten. Da nun die Meißner Bischöfe einen großen Teil ihrer Einkünfte aus der Ober-

lausitz bezogen und das Görlitzer Geld in den bischöflichen Städten Stolpen und Bischofswerda sehr in Gebrauch war, schrieb Bischof Johann VI. an dieselben, sie sollten sich nicht an das herzogliche Verbot kehren, keinen andern denn ihn als ihren Fürsten anerkennen und nur solche Gesetze befolgen, die er erlassen hätte, da nach dem Papst und dem Kaiser kein Fürst auf Erden über die Meißner Bischöfe irgendwelche Hoheit besitze. Das war ein letztes Aufflackern des alten Reichsfürstenstolzes der Meißner Bischöfe. Aber die veralteten Privilegien konnten bei den Landesherren kein Verständnis mehr finden; und daß es ein Mann wie Georg war, der gegen die Ansprüche der Kirche Front machte, mußte dieser doppelt schmerzlich sein, aber sie auch doppelt gründlich überzeugen, daß die Zeit vorüber war, wo die Kirche als ein Staat im Staate auftreten durfte. So war schon am Ausgange des Mittelalters das Kirchenregiment in seiner Hauptsache in die Hände der Fürsten übergegangen.

Daß der Staat sich gründlicher um die Mißwirtschaft der Kirche kümmerte, war dringend nötig. Die ökonomische Verwahrlosung der Stifter war grenzenlos. In Thüringen ging die einst blühende Deutschordensballei wegen finanzieller Schwierigkeiten fast völlig zu Grunde. In Meißen war das Bistum durch den prachtliebenden Thimo so verschuldet worden, daß es den vereinten Bemühungen seines Nachfolgers und der Markgrafen kaum gelang, das Kapitel zu retten. Dazu that der Papst getreulich das Seine, die Verarmung der Stifter zu fördern. Unerhörte Summen wanderten in den Rachen des gefräßigen Molochs in Rom. Als sich 1371 der päpstliche Nuntius in diplomatischer Sendung gegen sieben Wochen in Meißen aufhielt, mußte der Bischof ihn unterhalten und ihm außerdem täglich fünfzehn Goldgulden zahlen. Der Erzbischof von Magdeburg, der mit den Bischöfen von Merseburg und Brandenburg zu diesen Leistungen mit herangezogen ward, protestierte dagegen, aber mit dem Erfolge, daß weitere 6000 Goldgulden gezahlt werden mußten. Im Jahre 1382 mußteu sich die für reich geltenden Klöster in Meißen, Altzelle, Buch und Chemnitz sieben Monate die Exkommunikation und Suspension ihrer Äbte gefallen lassen, weil sie die unerschwinglichen Abgaben nicht bezahlen konnten. Die Ämter waren unter Umständen nur gegen hohe Provision an den Papst zu erlangen. Dem Bischof Konrad war es 1371 nur dadurch möglich, die Kosten der päpstlichen Bestätigung aufzubringen, daß er für 200 Schock Getreidezinsen verkaufte. Längst hatte die Lust der Laien zu frommen Stiftungen abgenommen. Um nun dem Mangel abzuhelfen, wurde auf anderm Wege das nötige Geld zusammengebracht. Das Ablaßwesen ward zum Ausbeutemittel, neue Kirchenfeste, wie das Fest der heiligen Lanze, wurden eingerichtet, neue Gnadenstätten eröffnet, neue Heilige, wie Benno, in Aufnahme gebracht, und das alles, um den Säckel der Kirche zu füllen. Daneben entfernte sich die Kirche immer mehr von dem Lebensgrunde des gött-

lichen Wortes. Wie die Kirche selbst das Bibellesen verlernt hatte, so verbot sie es den Laien. Die Synodalstatuten des Meißner Bistums von 1504 begründen dies Verbot damit, „daß aus solcher Lektüre und ihrer Erklärung nicht geringe Seelengefahren und viele Sekten entstehen". Hiernach ist es erklärlich, daß die Predigt des Evangeliums so gut wie nicht vorhanden war.

Entfremdung von der Kirche ist dabei im Volksleben der Zeit noch nirgends zu spüren. Es herrscht tadellose Kirchlichkeit in allen Kreisen; aber es ist ein äußeres Kirchentum, dem die Zeit verfallen war, und es sind falsche Bahnen, auf die sich der religiöse Sinn jener Tage verloren hatte. Eine lange Reihe glänzender Kirchen zumal in den Bergstädten legt Zeugnis ab von dem Sehnen nach Gott und Ewigkeit und von dem Kunstgefühl des Zeitalters, wie beides in der himmelanstrebenden Gotik zum Ausdruck kam. In Erfurt entstand seit Mitte des 14. Jahrhunderts der gewaltige Dom. In Freiberg erhob sich an Stelle der alten romanischen Frauenkirche ein herrliches Denkmal der Spätgotik. Zwickau errichtete seine Marienkirche, Annaberg ehrte seine Schutzheilige durch ein prachtvolles Bauwerk, Schneeberg widmete dem heiligen Wolfgang seine mächtige Stadtkirche, Rochlitz trat ihnen mit seiner Kunigundenkirche würdig zur Seite, am Dome zu Meißen ward emsig weitergebaut. Aber was diese Kirchen bargen, waren fast heidnische Greuel. An Stelle des Gottesdienstes im Geist und in der Wahrheit ging die Anbetung der Kreatur im Schwange. Die Predigt des Gotteswortes war der Messe gewichen, und die Massenhaftigkeit der Kultushandlungen, die jene Zeit kennzeichnet, war kein Ersatz für ihre innere Hohlheit und Unnatur. Neben das Vaterunser war längst gleichwertig das Ave Maria getreten, die Gebete wurden nicht mehr gewogen, sondern gezählt. Christus galt nichts, die Heiligen alles. Anstatt des einen Helfers für alle Nöte trat für jede Not ein andrer Götze; man rief die heilige Katharina an als Helferin bei den Studien, bei Halsleiden den heiligen Blasius, bei Zahnschmerzen die heilige Apollonia, bei Feuersnot St. Florian; Bischof Benno half gegen die gallische Krankheit und hundert andre Gebresten; ja die Andacht zu seinem Gebeine brachte Toten das Leben wieder. Ein besonders krankhafter Zug der Zeit war das Sammeln von Reliquien. Die Schloßkirche zu Wittenberg war eine Reliquienkammer ohnegleichen. Friedrich der Weise hatte dort in seinen jungen Tagen 5005 Stück aufgestellt, darunter „vier ganze Gebeine und vier ganze Haupt aus der Gesellschaft St. Ursulae, ein ganz Haupt und ein Schwert von der Gesellschaft St. Mauritii, einen ganzen Leichnam von einem der unschuldigen Kinder", sogar etwas vom feurigen Busch, in dem Gott dem Moses erschien, etwas von dem Ruß des feurigen Ofens, in dem Daniel schmachtete, etwas von dem Heu und Stroh aus der Krippe des Jesuskindes. Im Jahre 1509 ward das Verzeichnis dieses Gerümpels gedruckt unter dem Titel: Die Zeigung des hochlobwürdigen Heilig-

tums der Stiftkirchen Allerheiligen zu Wittenberg. Die Beschreibung teilt mit, daß zu jeder Partikel hundert Tage Ablaß gehören, ladet zum „Verdienen solcher Gnaden“ ein und schließt mit dem Rufe: „Selig sind, die sich des teilhaftig machen“. Halle hatte 42 ganze heilige Körper und 8933 Partikeln von solchen zusammengebracht, an die für ihre Verehrer 39245120 Jahre und 220 Tage Ablaß geknüpft waren. Glänzende Kirchenfeste, Wallfahrten und Prozessionen jagten einander, man zählte fast mehr Festtage als Arbeitstage im Jahre. Geistliche Schauspiele zogen Tausende an. Alljährlich am Johannistage fand seit 1480 die Enthauptung Johannis des Täufers auf dem Marktplatze in Dresden statt. Die geistlichen Spiele zu Freiberg beschreibt Moller in seinen Annalen wie folgt: „An dem Pfingstsonntage 1516 sind die geistlichen Spiele, die man zu Freiberg alle sieben Jahre spielt, auf öffentlichem Markt mit großer Pracht und Kosten agiert worden, wobei Herzog Georg zu Sachsen mit seinem Gemahl und seiner ganzen Hofhaltung zugegen gewesen und zugesehen. Den ersten Tag ist die Geschichte von dem Falle der Engel, von Erschaffung und Fall der Menschen, von Ausjagung derselben aus dem Paradiese und von den ungleichen Kindern Adams und Evas, wo sie Gott der Herr anredet und examinieret, gespielt worden. Die Personen sind gewesen: Gott, der himmlische Vater; Raphael, Michael, Gabriel, drei Engel; Cherub, auch ein Engel; Lucifer, Belial, Satan, drei Teufel; Adam, Eva, die Schlange; Abel, Seth, Japhet, Henoch, Methusalem, Lameth, sechs gehorsame Adamssöhne; Kain, Dathan, Achan, Nabal, Esau, Nimrod, sechs ungeratene Kinder samt dem Ehrenholde. Den andern Tag ist ein Spiel fürgebildet worden: die Historie von der Empfängnis, Geburt, Leiden, Sterben, Auferstehung und Himmelfahrt Christi, dabei man die Weissagungen aus dem alten Testamente, auch die Empfängnis und Geburt Johannis des Täufers, die Auferweckung Lazari und andre Geschichten aus dem neuen Testamente mit eingeführt. Die Personen, die dieses Tages aufgetreten, sind siebenundsechzig gewesen. Den dritten Tag hat man gespielt die Geschichte vom jüngsten Tage, wie der Herr Christus zu Gerichte komme und die Gerechten durch die Engel in den Himmel geführt, die Gottlosen durch die Teufel in die ewige Verdammnis gestoßen werden. Im Dome und auf dem Niedermönchen-Kirchhofe haben sich die Personen gesammelt und ist die ganze Priesterschaft mit ihrem Meßgeräte zum schönsten geschmücket den ersten Tag mit auf den Markt gezogen.“ Durch solche Spiele hat die Kirche dem armen Volke dennoch Gottes Wort nahe gebracht.

Unter den Bischöfen der Zeit findet sich kaum eine Gestalt, die sich über die herrschenden Anschauungen erhob. Auf dem Meißner Bischofsstuhle saß nach Thimo der gute Finanzmann Rudolf v. Planitz, 1411 bis 1417. Ihm folgte der ehemalige Leipziger Universitätsprofessor Johann IV. Hofmann, 1427 bis 1451,

einer der wenigen bürgerlichen Bischöfe und vielleicht einer der redlichsten und besten, die je den Krummstab zu Meißen führten. Er hat am Basler Konzil teilgenommen, war ein Freund des Breslauer Klosterreformators D. Johann Melzer, pflegte die gelehrten Studien und war von der Reformationsbedürftigkeit der Kirche überzeugt, wenn ihm auch die Fähigkeit fehlte, selber die Hand ans Werk zu legen. Seine Nachfolger waren die beiden Schönberge, Kaspar, 1451 bis 1463, und Dietrich IV., 1464 bis 1476, von welchem letzteren die Geschichte als Merkwürdigkeit berichtet, daß er die Üppigkeit früherer Zeit beschränkte, die Priester mehr durch Beispiel und Überredung als durch Zwang zur Pflichttreue anhielt, sein Amt sehr ernst und anspruchslos verwaltete und den bischöflichen Troß, der wahrhaft fürstlich gewesen war, bis auf einige Diener verminderte. Ganz das Gegenteil von ihm war Johann V. von Weißenbach, 1476 bis 1487; er führte eine kostspielige Hofhaltung, lag mit seinen Klöstern um des Mammons willen im Streit und hinterließ seinem Nachfolger Johann VI. von Salhausen, 1487 bis 1518, eine sehr große Schuldenlast. Dieser ragt mit seinem Leben noch in die Reformationszeit hinein und hat uns in seinem Missale und andern Büchern die liturgischen Bräuche des untergehenden mittelalterlichen Kirchentums in Sachsen überliefert. Was für Leute damals auf Bischofsstühlen saßen, bezeugt das Beispiel Johanns III. von Naumburg, 1492 bis 1507, aus dem Geschlechte v. Schönberg. Dieser Mann, der es einst mit dem Gebote der Keuschheit nicht sonderlich ernst genommen hatte, war der Üppigkeit und Weichlichkeit so ergeben, daß er ein Schreckbild der Fettleibigkeit ward. Das Volk liebte den feisten Bischof sehr und war über seinen Tod untröstlich, denn er stellte geringe Anforderungen an seine Schäflein, glücklich und zufrieden, wenn er am vollen Tische schmausen konnte.

Während so die Hirten vom Bischof bis herab zum Priester und Kaplan mit völliger Unkenntnis über den Ernst der Zeit in Sorglosigkeit und Geistesträgheit dahinlebten und alles in bester Ordnung wähnten, wenn die Opferstöcke und Kassen wohl gefüllt, die Kirchen und Altäre wohl geschmückt und die Küchen und Keller reichlich versorgt waren, fühlten edlere Geister wohl, wie tief die arme Kirche in heidnische Greuel und Sündenfinsternis geraten war. Friedrich Mykonius, der ehemalige Annaberger Franziskanermönch, der den ganzen Jammer des mittelalterlichen Kirchentums noch miterlebt hat, schildert vom Standpunkte des spätern Reformators das kirchliche Leben vor 1517 wie folgt: „Das Papsttum ist ein solch abscheulich und scheußlich Tier gewesen, daß es von Paulo und Johanne kaum genug hätte beschrieben werden können. Mit dem Leiden und Verdienst Jesu Christi ging man wie mit leeren Geschichten oder Homeri Fabeln um. Vom Glauben, womit Christi Gerechtigkeit und Heiligkeit samt der Erbschaft des ewigen Lebens ergriffen wird, war alles stille. Christus wurde be-

schrieben als ein strenger Richter, der alle, die sich nicht mit Fürbitten der Heiligen und päpstlichem Ablaß versehen, verdammen werde. Deshalb setzten sie an Christi Stelle Fürbitter und Heilige, als die Jungfrau Maria und andre Heilige, deren die Päpste immer neue machten. Lehrten doch dabei auch, dieselben bitten für uns nicht, wo man sich nicht um sie oder die von ihnen gestifteten Orden verdient gemacht. Dabei ward gezeigt, mit was für Werken solches zu erhalten sei. Doch ward nichts von den gerechten, guten Werken, welche Gott in seinen heiligen zehn Geboten und von allen Menschen fordert, vorgetragen, — die hielt man für zu schlecht, erdachte dafür täglich neue Werke, welche Pfaffen und Mönchen viel Geld eintrugen. Denn wer diese in Menge that oder von andern erkaufte, von dem hieß es, er habe recht gebüßet und das ewige Leben verdient. Wer sie aber nicht achtete und also stürbe, der mußte zur Hölle gefahren oder ja ins Fegefeuer gekommen sein und darinnen so lange brennen und braten, bis er selbst oder andre an seiner Stelle gebüßet. Darum hielt man diese Werke ungemein hoch und höher als das Leiden und die Unschuld Christi selbst. Nämlich das Fasten und die vielfache Wiederholung des Vaterunsers und Ave Maria, die Rosenkränze, den Mantel Mariae, die Gebete Ursulae, Brigittae, das Psalter- und Horaslesen. Tag und Nacht mußte man ohne Unterlaß singen, plärren, schreien, murmeln, ohne daran zu denken, daß Christus gesagt hat: wenn ihr betet, so sollt ihr nicht viel Worte machen wie die Heiden. Man verbot Fleisch, Butter und Käse zu essen, und es wurde für große Sünde ausgegeben, wo man solchem Verbot zuwider lebte, doch konnte man solche Sünden mit Geld abtragen. Daher entstand auch die Menge von Feiertagen und Wallfahrten nach Jerusalem, Rom, Kompostella, zur heiligen Katharina auf dem Berge Sinai, zum heiligen Michael, nach Aachen, Fulda, zum heiligen Wolfgang, daß der Wallfahrten fast so viele waren als Berge, Thäler, Wälder und Bäume sind; doch konnte man auch diese Beschwerden mit Geld abkaufen. Man trug den Klöstern zu: Geld und Geldeswert, Hühner, Gänse, Enten, Eier, Flachs, Hanf, Butter und Käse; darauf tönte und rauschte alles mit Gesang, Läuten, Räuchern, Opfern; die Küchen wurden wohl versehen, und am tapfern Trinken ließ man's nicht fehlen. Darauf waren die Messen, die alles wieder gut machen müssen. Sie hatten auch neue Sakramente. Die Bischöfe predigten nicht, sondern weiheten Pfaffen, Mönche, Glocken, Kirchen, Kapellen, Bilder, Bücher, Kirchhöfe und dergleichen, alle diese Dinge machten der Klerisei große Einkünfte. Die Heiligtümer hielt man in großem Wert, Knochen, Arme, Füße wurden in silbernen und goldenen Schachteln verwahrt, unter der Messe aber zum Küssen dargeboten und auch dieses nicht umsonst. Anbei glaubten die Leute, daß ihnen durch die Fürbitte der Heiligen, welcher Knochen, Glieder und Haare sie anrührten, merkliche Hilfe geschehe. In die Klöster nahm man Kinder auch wider ihrer

Eltern Wünsche auf, zuweilen auch Eheleute, die ihren Ehegatten verlassen. Die Klostergelübde hießen Gehorsam, freiwillige Armut, Keuschheit; diese zog man dem ganzen Leiden Christi vor und predigte, sie seien besser als die Taufe. Die ordentlichen Pfarrer hielten selten Messe und das heilige Abendmahl. Eine große Menge Messen wurden täglich in Städten, Flecken, Schlössern und Kapellen gehalten, dazu gewisse Priester bestellet und zu ihrem Unterhalte Häuser, Äcker und Einkünfte gestiftet. Die meisten Messen hielt man für die Toten, auch für solche, die schon vor etlichen hundert Jahren gestorben, indessen waren doch die Lebenden zugegen und legten brav Geld auf die Altäre, welches den Pfaffen zu Nutze kam."

Der aus eigenster Kenntnis heraus also schrieb, hat damit sagen wollen, daß damals die Kirche zu einer Reformation an Haupt und Gliedern reif gewesen und keine Stunde Zeit zu verlieren war, die Eiterbeule mit scharfem Schnitte zu öffnen. Das Urteil des einstigen Mönchs von Annaberg aber stimmt überein mit dem Urteile Herzog Georgs, der auf dem Reichstage zu Worms heftig gegen die Greuel der Zeit zu Felde zog. Der treue Sohn der mittelalterlichen Kirche beschwerte sich bitter über den Ablaßhandel, durch welchen böse Landplacker die Sündenvergebung um Geld betrieben und den Armen den letzten Heller vollends herausplackten, über die harten Gesetze der Priester, von denen sich der Reiche und Wohlhabende für Geld dispensieren könne, über den geistlichen Ämterverkauf an den Meistbietenden, über die schamlose Unzucht der Priester mit den ehrlichsten Weibern und andre Greuel. Wenn er seine Beschwerde mit den Worten schloß, „daß alle Gottlosigkeit von den Geistlichen komme, die durch ihr ärgerliches Leben die ganze Welt verderbt hätten", so heißt dies: die Sünden der Kirche haben eine Reformation gebieterisch gefordert.

25. Kultur und Sitte.

Wie auf kirchlich-religiösem Gebiete, so ist auch auf dem Gebiete der Kultur und Sitte das ausgehende Mittelalter eine Zeit der Gärung und Neubildung. Raschelnd sinkt das welke Laub von den Zweigen, aber der Frühlingshauch ist nahe, neue Keime aus dem Boden zu locken.

Als 1423 Friedrich der Streitbare das Kurfürstentum der Askanier erhalten hatte, mit dem der alte Name Sachsen auf das meißnische Land überging, da traten die Wettiner in die Zahl jener Reichsfürsten ein, denen die Kaiserwahlen oblagen. So sehr dadurch das Ansehen der Wettiner gestärkt ward, so sehr schädigten sie wiederum selbst die Macht ihres Hauses durch die Landesteilung von 1485. Der Fortschritt der Zeit arbeitete immer mehr auf ein wirkliches Staatswesen hin und begann den Feudal- und Militärstaat zu einem Rechts- und Kulturstaat umzuschaffen. Seit dem 15. Jahrhundert setzt

sich die landständische Verfassung durch. Hatte früher der Landesherr das Regiment ziemlich selbstherrlich geführt, so vertraten nun die Landtage, die sich aus Prälaten, Grafen, Herren, Rittern und Städten zusammensetzten und wesentlich das Recht der Steuerverwilligung hatten, gegenüber den Privatinteressen des Herrscherhauses die Rechte des Volks. Feste Residenzen, für die Albertiner Dresden, für die Ernestiner Weimar, tüchtige Staats- und Verwaltungsbeamte gaben dem Staatswesen sichere Grundlage. Das öffentliche Leben ward immer umfangreicher durch Gesetze geregelt. Mächtig rangen sich die Städte empor, Leipzig durch seinen Handel, Chemnitz durch seine Leinweberei, die Städte des Erzgebirges durch fröhlich aufblühenden Bergbau. In Leipzig ward 1480 die erste Presse errichtet, Freiberg besaß seit 1460 eine Glockengießerei. Je trauriger das Los des Bauernstandes war, um so behaglicher fühlte sich der zünftige städtische Handwerker.

Das Schulwesen entwickelte sich in aufsteigender Linie; aber die Dom- und Klosterschulen, die überall dem Verfalle entgegensiechten, wurden von den Stadtschulen weit überflügelt. Das Patronat über sie hatte der Rat, die Aufsicht die Kirche. In Dresden erhielt die Kreuzschule 1480 ihr Gebäude an der Kreuzkirche, die Zwickauer Schule hatte um dieselbe Zeit 900 Schüler, in Leipzig setzte sich die 1395 gestiftete Nikolaischule erst 1511 gegen den Widerstand der Augustiner zu St. Thomae durch; in Plauen, Altenburg, Chemnitz hatten die Deutschritter Trivialschulen errichtet. Für die Bildung des niedern Volkes geschah so gut wie nichts. Die Ziele aller Schulen waren noch sehr niedrig, und nur schüchtern erklingen deutsche Laute in dieser lateinischen Zeit. Dabei herrschte auf der Universität Leipzig ein hochkirchlicher Geist, der dem Humanismus, wie er in Erfurt gepflegt ward, völlig abhold war. Lipsia barbara tellus, spotteten die Humanisten wie Konrad Celtes und Paul Niavis, die sich vorübergehend in Leipzig aufhielten. Das Latein, das man im Meißnischen schrieb und sprach, war keineswegs klassisch, und die lateinischen Gesundheitsregeln, die ein Meißner Stiftsarzt für die Bischöfe zu Meißen aufsetzte, erinnern in ihrem Stil eher an die Dunkelmännerbriefe als an Cicero und Lactanz. Am geistigen Leben der Zeit nahm unser Sachsen nur erst bescheidenen Anteil. Unter den sächsischen Klöstern lag nur Altzelle, das in Leipzig eine akademische Filiale hatte, einigermaßen den Wissenschaften ob. Der Propst von St. Mauritius bei Naumburg, Johann Tylich, hat von 1375 bis 1422 die Altzellischen Jahrbücher fortgesetzt, Theodor Engelhaus aus Eimbeck, der 1434 im Wittenberger Kloster starb, verfaßte eine Erfurter Chronik, der Kanonikus Johannes Rothe in Eisenach, der 1434 starb, hat in seiner Thüringer Chronik ein wertvolles, zusammenfassendes Geschichtswerk geliefert. Unter den Dichtern ist nur der aus dem Meißnischen gebürtige Heinrich von Mügeln bemerkenswert, der jedoch am Kaiserhofe gelebt hat.

Daß die sittlichen Zustände in der Zeit allgemeiner Gärung nicht die besten waren, ist erklärlich. Die überschäumende Lebenskraft des damaligen Geschlechts, dem die Religion, die man ihm bot, wohl sinnliche Eindrücke, aber wenig sittliche Antriebe gewährte, brachte eine lockere Auffassung des Lebens und mancherlei Ausschweifungen mit sich. Das Beispiel der vornehmen Prälaten auf den Bischofsstühlen und in den Kanonikaten, der üppigen Pfarrherren, der faulen Klosterbrüder wirkte nicht günstig, sondern eher nachteilig auf die öffentliche Sittlichkeit. Schlemmen und Fressen, das waren nur zu oft die Laster der Kleriker, deren viele in unzüchtigem Verhältnisse lebten. In allen größeren Städten, in Leipzig, Meißen, Dresden, Oschatz, Pirna und andern Orten gab es Frauenhäuser, in denen die Dirnen unter Duldung der Stadträte lebten; erst als Luther gegen den Skandal donnerte, hob man sie auf. Wie tief gewurzelt das Übel war, geht daraus hervor, daß der Rat zu Freiberg 1540 sein aufgehobenes Frauenhaus wieder einrichten wollte, was Luther indessen hintertrieb. Der Luxus war so grenzenlos, daß die Fürsten wiederholt in Kleiderordnungen und ähnlichen Erlassen gegen die übertriebene Pracht und Schwelgerei zu Felde ziehen mußten. Als der Bischof von Merseburg, Thilo von Trotha, durch den Rektor Frieskner in Leipzig der akademischen Jugend ihre herausfordernde Tracht verbot, die Hüte mit wallenden Federbüschen, die gestickten Unterwämser, die bunten Hosen, die das, was sie bedecken sollten, nicht einmal völlig verhüllten, die großen gehörnten Schuhe und die unter den Mänteln versteckten kurzen Gewehre: da warfen ihm die Burschen die Fenster ein und hatten nicht übel Lust, des Rektors Haus zu stürmen, den bischöflichen Anschlag aber rissen sie ab. Freilich auch die akademischen Lehrer waren üble Gesellen und einer solchen Jugend wert; „wer einen Leipziger Professor der Theologie sieht, der sieht auf einmal sieben Todsünden,“ so sagte im Zorn einmal der Mann, mit dem eine neue, bessere Zeit heraufzog nicht nur für Sachsen, sondern für Deutschland und die Welt: Martin Luther.

IV. Die Reformation.

26. Martin Luther.

Es war an einem Frühlingstage Ende April 1516, daß in Dresden zum weißen Thor herein ein einfaches Gefährt der Stadt zu rollte. Am Auguſtinerkloſter hielt der Wagen, dem ein noch junger Mann in ſchlichter Kutte entſtieg. Er pochte an die Kloſterpforte, der Thorwart frug nach dem Begehr. Kaum hatte der Ankömmling ſeinen Namen genannt: Bruder Martinus von Wittenberg — da eilte der Pförtner zum Prior, und bald tauſchte der Gaſt mit dem Leiter des Kloſters, D. Melchior Myriſch, Gruß und Handſchlag. Mit dieſer erſten Ankunft Luthers in Dresden hat die Reformation ihren ſtill verborgenen Einzug in Kurſachſen gehalten.

Was war's, was Luther nach Dresden geführt hatte? Der Auguſtinerorden, zu dem Bruder Martin gehörte, hatte eine feſtgegliederte Verfaſſung. An der Spitze ſtanden in abſtufender Folge General, Generalvikar, Diſtriktsvikar und Prior. Da nun Luther durch Gelehrſamkeit, Frömmigkeit, ſtreng ſittlichen Lebenswandel und ſonſtige Tugenden die Augen ſeiner Oberen, namentlich des Generalvikars Johann von Staupitz längſt auf ſich gezogen, ſo hatte man ihn im Mai 1515 trotz ſeines jugendlichen Alters zum Diſtriktsvikar für elf Auguſtiner-Eremitenklöſter in Thüringen und Meißen erwählt, die er zu beaufſichtigen hatte. Dies waren Wittenberg, Dresden, Herzberg, Gotha, Salza, Nordhauſen, Sangerhauſen, Erfurt, Magdeburg, Neuſtadt und Eisleben. Es war eine kirchliche Viſitationsreiſe, die er in jenem Jahre nach Dresden unternahm.

Das mögen feierliche Tage geweſen ſein für die Kloſterbrüder in Dresden, als der junge Profeſſor von Wittenberg unter ihnen weilte, fragend, forſchend, ratend und lehrend. Ob er ſie geprüft hat in der Schriftkenntnis, in der Glaubenslehre, in Sachen ihres chriſtlichen Wandels? Gewiß. Ob er ihnen erzählt hat von ſeinem Mönchsleben in der Zelle von Erfurt, wo er manch ſchweren Gewiſſenskampf ausgefochten, von ſeinen Studien und Vorleſungen an der Hochſchule

zu Wittenberg, von den reformatorischen Gedanken, die damals schon in seiner Seele aufdämmerten? Wahrscheinlich. So viel wissen wir, daß er bei seiner Visitation den frommen Klosterbrüdern auf die Seele gebunden hat, weniger Aristoteles und Thomas von Aquino, als vielmehr die heilige Schrift zu treiben. Und das ist uns bekannt, daß Herzog Georg in der Folge sehr bald Gelegenheit hatte, über die evangelische Gesinnung vieler seiner Dresdner Augustinermönche sich zu beschweren — das war die Frucht der Visitation des Doktors der heiligen Schrift von Wittenberg.

Noch einmal sollte Luther die Mauern Dresdens wiedersehen. Dieser zweite Besuch in Dresden fällt in den Sommer 1517. Herzog Georg, der fromme, um sein Seelenheil wirklich besorgte Fürst, späterhin der ingrimmigste Gegner des Reformationswerks, hörte gerne gute Predigten. Längst hatte er den Plan gefaßt, an seiner Schloßkapelle einen wackern Prediger zu haben und deshalb an Johann von Staupitz nach Wittenberg geschrieben, er möge ihm einen frommen und gelehrten Mann verschaffen. Staupitz fiel diese Wahl nicht schwer. Der beste, frömmste und gelehrteste Prediger in ganz Wittenberg war ein junger Thüringer, derselbe, der das Jahr vorher schon in Dresden gewesen war, wahrscheinlich ohne damals von der Laienwelt und vom Herzog Georg sonderlich bemerkt zu werden: Martin Luther. So machte sich denn Bruder Martin zum zweitenmale nach Dresden auf, von Staupitz mit Empfehlungsschreiben versehen, in welchen er als ein überaus gelehrter und höflicher Mann bezeichnet war. Im Juli traf er ein und wohnte wahrscheinlich wieder „in seinem Konvent" bei den Augustinern in der heutigen Neustadt. Am 25. Juli, dem Tage Jakobi, betrat er die Kanzel der Schloßkapelle und hielt in Gegenwart des Herzogs und seines Hofes eine eindringliche und ernste Predigt über das Evangelium des Tages Matth. 20, 20—23. Diese Stunde feierlichen Gottesdienstes im Dresdner Schlosse ist von höchster kirchengeschichtlicher Bedeutung. Hier der kühne, schon fast ganz evangelisch gerichtete Mönch und ihm gegenüber der streng römisch gesinnte Fürst, späterhin der zäheste Feind des Evangeliums. Luther hielt sich an die Gedanken seines Textes. Wir wissen nicht mehr, was er im Einzelnen gepredigt hat, keine Hand hat darüber Aufzeichnungen gemacht. Nur so viel steht fest, daß er in seiner Predigt betonte, der Christenmensch müsse bestrebt sein, sich allezeit das Beste zu wünschen, das Heil seiner Seele, und könne durch Ergreifung des Verdienstes Christi seiner Seligkeit gewiß werden. Die evangelische Heilsgewißheit im Glauben an Jesum Christum — das war der Höhepunkt seiner Verkündigung. Finstern Blickes hatte Herzog Georg dagesessen, während der Mönch auf der Kanzel stand. Er fühlte: es ist alles richtig, es ist alles biblisch, was der Mann von Wittenberg sagt; aber es stimmt nicht mit der herrschenden römischen Lehre, das war's, was ihn die Brauen zusammenziehen ließ und ihm die Runzeln auf die Stirne legte. Auf

jeden Fall mußte ihn die Predigt aufs tiefste bewegt haben, denn selbst während des Mittagsmahls, an dem der Prediger nicht mit Anteil nehmen durfte, verließ ihn der Gedanke an das Gehörte nicht. „Wie hat Euch die Predigt Bruder Martins gefallen?“ frug er die Hofdame seiner Gattin, Frau Barbara von der Sala; und als sie frank und frei zur Antwort gab: „Wenn ich noch eine solche Predigt hören könnte, so wollte ich ruhigen Gemütes sterben“, geriet der Herzog in hellen Zorn und rief: „Ich wollte groß Geld darum schuldig sein, wenn ich dergleichen Predigt nicht gehört, denn sie macht die Leute nur sicher und ruchlos.“ Herzog Georg hielt es mit dem Satze: Der Mensch wird durch gute Werke, Fasten, Rosenkranzbeten, Almosengeben und dergleichen gerecht vor Gott; Luther aber predigte die Gerechtigkeit aus Gnaden durch den Glauben an Christi Verdienst, eine Lehre, deren Tiefe der Fürst nicht zu fassen vermochte. Auch sonst stieß Luther mit seinen Ansichten in Dresden mannigfach an. Er war bei seinem Aufenthalte von dem herzoglichen Sekretär und Hoftheologen Hieronymus Emser, seinem späteren heftigen Gegner, zum Abendessen eingeladen worden. Über Tische gerieten die Geister an einander, und es zeigte sich dabei unwiderleglich, daß Luther, wie er später bei einer andern Gelegenheit und zu andern Gegnern sagte, nicht bloß in einzelnen Lehrmeinungen abwich, sondern „einen andern Geist hatte“ als die römische Theologenwelt.

So zog er denn von Dresden wieder heim, der Herzog hatte ihn nicht zu seinem Hofprediger gewählt. Aber ob auch die Geister sich sperrten, auf die Dauer ließ sich das, was der Mann von Wittenberg verkündete, nicht unterdrücken; die Zeit war um, wo der Irrtum des Mittelalters die Geister bannte, eine neue Zeit stieg herauf, die Zeit, da das uralte und so lang unter dem Scheffel verborgene Licht des Evangeliums wieder hell und klar erstrahlen und die ganze Welt erleuchten und erwärmen sollte.

Jahrhunderte lang war im Mittelalter die geistige Kultur auf derselben Stufe stehen geblieben. Da entstand schon am Ausgange des vierzehnten und mehr noch im fünfzehnten Jahrhundert ein Ringen und Regen der Geister wie nie zuvor. Bedeutsame Erfindungen, wie Schießpulver und Buchdruckerkunst, erweiterten den Gesichtskreis, große Länderentdeckungen erschlossen neue Welten, das Studium der Alten erwachte wieder, Verkehr und Gewerbfleiß, Sinn für Kunst und Wissenschaft belebten sich, und die Geister rangen sich aus Beschränktheit zur Freiheit, aus Kindlichkeit zur Männlichkeit, aus Nacht zum Licht empor. Dieser Zug des Fortschritts und der Reform mußte auch auf dem Gebiete der religiösen Kultur zum Durchbruch kommen. Mit dem Verstand erwachten auch Vernunft und Gewissen. In allen Landen, wo die Mutter Kirche ihre Herrschaft entfaltet hatte, fühlte man die wachsende Verderbnis des römischen Kirchentums und die zwingende Notwendigkeit der Reform. Überall ballten sich gewitterschwül

die Wolken zusammen. Das Land aber, wo sie sich zuerst entladen sollten, war das Sachsenland.

Was den äußern Anstoß zur Reformation gab, war der schamlose Ablaßhandel, wie er von dem Dominikaner Johann Tetzel in Sachsen betrieben ward. Die frivole Lehre vom Ablaß war mit der Zeit dahin gesteigert worden, daß man vom Sünder Reue nicht mehr verlangte, sondern lediglich Geld, dem man die Kraft zuschrieb, die Seele nicht bloß von den zeitlichen, sondern auch von den ewigen Strafen zu befreien, so daß man predigen konnte: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt.“ Als die Päpste sahen, wie das Volk sich herzu drängte, auf diese billige Weise seiner Sünden ledig zu werden, beeilten sie sich, das Ablaßwesen für ihre Finanzen nutzbar zu machen; die Kirche ward zum großen Bankhause. Besonders lag es dem Papst am Herzen, die Sünden der Deutschen in klingender Münze nach Rom wandern zu lassen. Mit satanischer Genialität hatten die Judasseelen in Rom den Ablaßwucher zu einem weltumspannenden System ausgebaut, das ihnen zu politischen und kirchlichen Unternehmungen Riesensummen lieferte. Besonders eifrig gab sich Leo X. dem Mammonsdienste hin. Unter dem Vorwande, die Peterskirche zu Rom auszubauen und der Türkennot zu steuern, betrieb er den Ablaß in großem Stil. Er verpachtete ihn für das deutsche Gebiet an drei Unternehmer, von denen der Erzbischof Albrecht von Mainz die Provinzen Mainz und Magdeburg, später auch noch Ober- und Niederdeutschland übernahm. Dieser geistliche Herr suchte vom Ablaß auch für sich noch etwas herauszuschlagen, und so nahm er wie die andern Großpächter noch seine Unterkommissarien an. Deren einer war Tetzel, der die sächsischen Lande durchziehen sollte.

Johann Tetzel, auch Diez oder Diezel genannt, 1455 in Leipzig als Sohn eines Goldschmieds geboren, hatte dort seit 1482 studiert, war 1487 Baccalaureus der Philosophie geworden und 1489 als Dominikanermönch in das Paulinum getreten. Bald darauf vom Merseburger Bischof zum Priester geweiht, las er in Leipzig seine erste Messe. Im Jahre 1500 ward er nach Zwickau gesandt, wo er, ein Mann von gewinnendem Äußern und nicht ohne natürliche Beredsamkeit, mit vielem Zulauf predigte. Sein Leben ist nicht ohne Flecken. Er war Vater zweier Kinder und ward von der Strafe des Ersäuftwerdens, die er sich wegen Ehebruchs in Innsbruck zugezogen hatte, nur durch die Gnade Friedrichs des Weisen errettet. Seit 1502 begann seine Thätigkeit im Dienste des Ablaßwuchers. Hoch zu Roß wie ein vornehmer Prälat zog Tetzel im Lande umher, in den Städten von Glockengeläute empfangen. Auf einem Sammetkissen ward die päpstliche Ablaßbulle vor ihm hergetragen. Mit Kreuz und Fahne zogen ihm feierliche Prozessionen entgegen und geleiteten ihn in die Kirche. Dort wurde ein rotes Kreuz mit des Papstes Wappen auf-

gerichtet, und kühnlich behauptete der Mönch, das sei so kräftig wie Christi Kreuz. Vor das Kreuz ward eine große eiserne Truhe gesetzt, um das Geld aufzunehmen. Mit marktschreierischer Beredsamkeit lockte Tetzel Männlein und Weiblein herbei, in Massen ergriff das Volk das unvergleichliche Mittel zur Seligkeit, und wer sein Geld bezahlt hatte, erhielt vom Kommissar Brief und Siegel vollkommener Absolution, den Ablaßzettel. Wer es wagte, die Kraft solchen Ablasses zu bezweifeln, der war dem Kirchenbanne verfallen. Für alle Sünden und alle Stände gab es da bestimmte Taxen. Könige, Prinzen, Erzbischöfe zahlten fünfundzwanzig, Äbte, Grafen, Freiherren zehn, niedere Edelleute sechs, Handwerker einen bis drei Goldgulden. Sodomiterei ward um zwölf, Kirchenraub und Diebstahl um neun, Totschlag um sieben, Ehebruch um sechs Dukaten abgekauft. Wie wenig der Ablaßkrämer mit sich handeln ließ, zeigt das Beispiel des jungen Mykonius in Annaberg, der auch gerne seiner Sünden ledig werden wollte, aber von Tetzel nicht losgesprochen ward, weil er die Pfennige nicht hatte, die dazu nötig waren; der arme Mensch ging aus Verzweiflung ins Kloster, wo ihn alsbald ein Traum belehrte, wie und wo der Sünder Rechtfertigung und Seligkeit finden könne.

Groß waren die Erfolge, die Tetzel in und um Sachsen, in Pirna, Dresden, Meißen, Freiberg, Annaberg, Leipzig, Chemnitz, durch geschickten Geschäftsbetrieb errang. Aus Freiberg schleppte er allein 2000 Gulden mit fort. Als er nach Dresden kam, ließ er sich von Herzog Georg ein Fenster des Schlosses einräumen, um zu den großen Massen zu sprechen. Als er in Leipzig einzog, ging ihm derselbe Fürst an der Spitze eines langen Zugs entgegen, und auch hier mußte Tetzel vom Fenster aus predigen, weil keine Kirche reichte, die Hörer zu fassen. In Annaberg hielt er sich länger als ein Jahr auf; für die Peterskirche in Görlitz predigte er einmal in drei Wochen 45000 Gulden zusammen. Seine erfolgreichste Thätigkeit entfaltete er seit 1516. Der Kurfürst von Sachsen, der nicht wünschte, daß seine Lande von Schmarotzern ausgesogen würden, verbat sich den Ablaßkram in seinem Gebiete, und so kam Tetzel nur bis an des Landes Grenzen. Da sollte der Krug zerbrechen, und der ihn zerbrach, war Martin Luther. Die erste Kunde von Tetzels Unfug erhielt Luther 1516 zu Grimma. Als er da mit Johann von Staupitz und Wenceslaus Linck das Augustinerkloster visitierte, sagte Staupitz: „Jetzund wird mir ein Brief geschrieben, wie zu Wurzen ist einkommen ein gelehrter Mann vom Papst zu Rom, der heißt Tetzel, der spricht: Sobald der Gulden oder Groschen klingt, des Seele soll erlöset sein aus dem Fegfeuer.“ Da rief Luther mit Ingrimm aus: „Nun will ich der Pauken ein Loch machen, ob Gott will!“ Mit heiligem Zorneseifer predigte er zunächst von der Kanzel zu Wittenberg gegen die Ablaßprediger und den falschen Wert, den man dem Ablasse beilegte, indem er Reue und Buße als Bedingung zur Sündenvergebung

betonte. Üble Erfahrungen im Beichtstuhle trieben ihn weiter. Als Tetzel in Jüterbogk sein Wesen trieb, holten sich Beichtkinder Luthers von dorther Ablaßbriefe, die sie ihm triumphierend vorhielten. Luther verwies ihnen solchen Frevel. Sie liefen zu Tetzel, um sich über den Wittenberger zu beschweren. Tetzel aber tobte von der Kanzel gegen den Augustiner und ließ die Woche einigemal ein Feuer anzünden, um anzudeuten, was er als Ketzermeister und Ablaßkommissar kraft päpstlichen Befehles allen anthun werde, die sich dem Ablasse widersetzten. Da riß Luther die Geduld. Er schrieb an Albrecht von Mainz und an die Bischöfe von Brandenburg, Meißen, Merseburg und Naumburg und beschwor sie, dem Frevel Einhalt zu thun. Man gab der Bitte und Warnung des Wittenbergers Doktors kein Gehör, und so blieb ihm nichts übrig als der Weg der Disputation. Am Vorabend Allerheiligen 1517 schlug er seine geistesmächtigen 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg an, die er in Leipzig hatte drucken lassen: „Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: Thut Buße, will er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine stete und unaufhörliche Buße sein soll. Ohne Reue und Leid kann keinem Menschen die Sünde vergeben werden. Die, welche glauben, daß sie durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß sind, werden mitsamt ihren Lehrern zum Teufel fahren. Der wahre Schatz der Kirche ist das Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes."

Mächtig klang solche Sprache durch die Lande und fand den lautesten Widerhall in deutschen Herzen. In vierzehn Tagen durcheilten die Thesen ganz Deutschland; es war, als wenn die Engel Botenläufer gewesen wären. In der Nacht des 31. Oktober soll Friedrich der Weise auf seinem Schlosse Schweinitz geträumt haben: ein Mönch schriebe mit einer riesengroßen Feder an die Mauer der Schloßkirche, und die Feder wüchse, so daß sie bis nach Rom reichte und einem Löwen ins Ohr stieß, der darob brüllte, daß Kaiser und Reich darüber zusammenlief; die Feder aber stammte von einer hundertjährigen böhmischen Gans. Mit Tetzels Herrlichkeit war es aus. Er suchte sein Ansehen zu retten, indem er von Wimpina sich zwei Disputationen ausarbeiten ließ, die er in Frankfurt a. O. gegen Luther hielt und setzte dessen Schrift von Ablaß und Gnade eine Streitschrift gegenüber; aber seine Rolle war ausgespielt. Im Paulinum zu Leipzig geborgen wagte er nicht, von da nach Altenburg zu reisen aus Furcht, man möchte ihn, wo man ihn finde, erschlagen. Der päpstliche Nuntius, Karl v. Miltitz, ein feingebildeter sächsischer Adliger, kam selbst nach Leipzig und „las ihm einen harten Text", indem er ihm seine Betrügereien vorhielt und all das Unheil, das er über die Kirche gebracht. Doch hatte Tetzel in Leipzig auch seine Freunde. Der Propst des Paulinerklosters schrieb an Miltitz einen Brief, in dem er sehr bedauert, daß ein Mann, der dem römischen Stuhle so große Dienste geleistet habe, in Verachtung kommen sollte. Schon am 4. Juli

1519 starb der Ablaßkrämer im Kloster, von Luther brieflich getröstet, und ward in der Paulinerkirche beigesetzt.

Inzwischen war der Ablaßstreit, den die Frivolität Leo's X. als Mönchsgezänk bezeichnet hatte, zu einer Angelegenheit geworden, welche die Augen der Welt auf sich lenkte. Als ganze Universitäten, darunter auch Leipzig, gegen Luther auftraten, fanden einige Prälaten den Mut, den Augustiner in Schriften anzugreifen. Der Dominikaner Sylvester Prierias gab seinen Dialogus heraus, in dem er jede Abweichung von der Autorität des heiligen Stuhles, die größer sei denn die der Bibel, als Ketzerei erklärte. Luther fand diese Schrift so erbärmlich, daß er auf den Gedanken kam, eine Arbeit nach Art der Dunkelmännerbriefe vor sich zu haben. Auch ein andrer Dominikaner, der berüchtigte Ketzermeister Jakob von Hogstraaten, fand sich bemüßigt, gegen Luther zu schreiben und empfahl, man möge sich des gefährlichen Menschen mit Feuer und Schwert entledigen. Bedeutender als diese Gegner war Johann Eck, den Luther bisher für seinen Freund gehalten hatte. Dieser richtete seine „Obelisken", kritische Spieße, gegen Luther, den Karlstadt in 406 Thesen verteidigte, während Luther zu seiner Selbstverteidigung die „Asterisken", die kritischen Sterne, erscheinen ließ. Aber es galt, den Streit nicht nur in Schriften, sondern Aug' in Auge zu verhandeln. Zwischen Ostern und Pfingsten 1518 ward in Heidelberg ein Generalkonvent der Augustiner gehalten, auf dem auch Luther erscheinen sollte. Kurfürst Friedrich ließ ihn ziehen und bezeugte ihm bei dieser Gelegenheit sein väterliches Wohlwollen. In demselben Jahre unternahm Luther unter kurfürstlichem Schutze die Reise nach Augsburg, um sich dem Kardinal Kajetan zu stellen. In Begleitung seines Staupitz, der beiden sächsischen Räte Philipp von Feilitzsch und Dr. Rühel sowie vier kaiserlicher Räte erschien er vor dem Würdenträger. Der Versuch, ihn zum Widerrufe zu bewegen, mißlang, und verstimmt erklärte der italienische Diplomat, mit der deutschen Bestie nicht mehr disputieren zu wollen. Was aber der aufgeblähte Fremdling nicht vermocht hatte, das sollte der Sachse vollbringen, Karl v. Miltitz. Durch diesen seinen Kammerherrn, einen vielgewandten Weltmann, hatte der Papst 1518 dem Kurfürsten die Goldne Rose überbringen lassen mit dem Wunsche, in den schwebenden Religionshändeln ihm zu willen zu sein. Bei dieser Gelegenheit sollte Miltitz den Augustiner durch freundliches Zureden beschwichtigen. In den ersten Tagen des Januar 1519 war es, wo sich zu Altenburg Luther und Miltitz begegneten. Der Kammerherr gestand, seit hundert Jahren habe in Rom kein Handel so viel Not und Sorge gemacht als dieser und verhehlte nicht, daß er auf seiner Reise gefunden habe, wo einer auf des Papstes Seite stehe, seien allemal drei für Luther gewesen. Er hoffte, die Sache werde „sich zu Tode bluten". Luther zeigte sich entgegenkommend genug, daß er sagte, er werde schweigen, wo die Gegner schweigen würden, und daß er einen ehrerbietigen

Brief an den Papst schrieb, den er noch immer nur für übelunterrichtet hielt, nicht für übelwollend.

Die Gegner schwiegen nicht, und Eck war's, der den Wittenberger zu einem gelehrten Turniere herausforderte, zur Leipziger Disputation. Er erbat sich von Herzog Georg die Erlaubnis, mit Karlstadt in Leipzig über einige Thesen disputieren zu dürfen, und Georg, ein theologisch interessierter Mann, gewährte sie ihm, schon um selbst zu erfahren, wie man den Ablaß am besten verteidigen könne. Die Genehmigung des Herzogs verstimmte die Leipziger Theologen sehr. Die faulen Bäuche mochten fürchten, sich Blößen zu geben. Als Tetzel hörte, Georg habe in die Disputation gewilligt, rief er: „Das hole der Teufel!" Der Bischof Adolf von Merseburg, der Kanzler der Universität, schrieb an seine Professoren, sie möchten sich der Disputation widersetzen, und diese, Hennig, Apel, Dungersheim u. a. richteten an Luther selbst eine freundliche Epistel, er möge doch auf die Disputation verzichten und ihnen durch seine Erscheinung keine Beschwerung zuziehen. Als dies Georg erfuhr, ward er zornig, und als die Leipziger Doktores sich auf päpstlichen und bischöflichen Befehl beriefen, that er dem Merseburger Bischof und seinen Leipziger Professoren sein tiefstes Mißfallen kund. Er nannte die Herren „nichtswürdige, aufgeblasene Leute, die wie manche Soldaten von ihrer Tapferkeit viel Rühmens machten und hernach zuerst die Flucht ergriffen; schmausen und überall obenan sitzen könnten sie, aber vor's Disputieren fürchteten sie sich. Es wäre besser, daß man alte Weiber und Kinder ernährte, als solche widerspenstige und ungelehrte Theologen. Er bäte den Bischof, er solle doch solche faule Geistliche nicht verteidigen, die ebensoviel nütze wären wie ein Hund, der nicht bellen kann." Traurig fügte sich der Bischof ins Unvermeidliche, und die Disputation kam zu Stande.

Georg hatte auf der alten Pleißenburg ein großes Auditorium mit zwei Kathedern herrichten lassen. Das Katheder der Wittenberger war mit dem Bilde des heiligen Martin, das Ecks mit dem des heiligen Georg geschmückt. Eck erschien am 21. Juni mit einem ganzen Stab von Theologen. Es gefiel ihm sehr in Leipzig, wo er selbst an den lieblichen Frauenzimmern Gefallen fand und auf Banketten sich feiern ließ. Am 24. Juni langten die Wittenberger in drei Wagen mit vielen Studenten an. Im ersten Wagen saß Karlstadt, Ecks eigentlicher Gegner; als er zum Grimmaischen Thore hineinfuhr, brach ein Rad seines Wagens, was man als böses Vorzeichen deutete. Im zweiten Wagen saß der junge Fürst Barnim von Pommern, als damaliger Rektor von Wittenberg. Der dritte Wagen enthielt Luther und Melanchthon. Noch in letzter Stunde hatte der Bischof von Merseburg an Leipzigs Kirchthüren einen Erlaß angeschlagen, in dem er auf Befehl des Papstes verbot, der Disputation bei Strafe des Bannes beizuwohnen; der Rat aber ließ ihn auf Befehl des Herzogs

überall abreißen. Am 27. Juni begannen die Verhandlungen mit einer Messe in der Thomaskirche, dann begab man sich in feierlichem Zuge nach dem Schlosse. Der Humanist Petrus Mosellanus hielt eine schöne lateinische Rede, in der er die Streitenden mahnte, nur um die Wahrheit zu ringen. Dann stimmte die ganze Versammlung das Veni sancte spiritus an. Anfangs disputierte Eck mit Karlstadt; nach acht Tagen aber trat Luther ein. Mosellanus hat uns die Gegner geschildert: „Martin ist von mittlerer Leibesgröße. Sein magerer Körper ist von Sorgen und Studieren so erschöpft, daß man die Knochen zählen konnte. Noch ist er im vollkräftigen, männlichen Alter. Er hat eine helle und wohltönende Stimme, eine bewundernswürdige Gelehrsamkeit und Schriftkenntnis, so daß er beinahe alles an den Fingern herzählen kann. Ein ungeheurer Wald von Worten und Sachen steht ihm zu Gebote. Stets blüht Heiterkeit auf seinem Gesichte, also daß man schwerlich glauben kann, daß dieser Mensch so große Dinge ohne Gottes Beistand beginne. — Eck ist langgewachsen, hat einen fetten, vierschrötigen Körper, eine volle, echt deutsche Stimme, die, unterstützt von einem kräftigen Lendenpaare, nicht nur für einen Schauspieler, sondern auch für einen öffentlichen Ausrufer gut wäre. Sein ganzes Gesicht ist so, daß man ihn eher für einen Metzger oder einen karischen Krieger als für einen Theologen halten sollte. Er hat ein stupendes Gedächtnis, es fehlt ihm aber an schneller Auffassungskraft und an Scharfsinn. Dazu kommt noch eine unglaubliche Frechheit."

Zwanzig Tage lang dauerte das Disputieren, dem Herzog Georg mit der ihm eigenen Zähigkeit bis zum Ende beiwohnte. Man stritt über den freien Willen, über den Primat des Papstes, über die Bedeutung der Konzilien, über Fegefeuer, Buße und Ablaß. Als Luther betonte, daß einige von der Kirche verdammte Lehren von Hus christlich und evangelisch gewesen seien, da rief Georg entrüstet, daß man es im ganzen Saale hörte: „Das walt' die Sucht!", schüttelte den Kopf und stemmte beide Arme in die Seite. Ein Ergebnis hatte die Disputation nicht, beide Parteien schrieben sich den Sieg zu, Luther klagte über Zeitvergeudung, und Melanchthon bekannte, er habe erst hier gelernt, was die Alten unter Sophistik verstanden hätten. Mit einer Predigt, die er am 29. Juni im Disputationssaale über das Evangelium des Peter-Paul-Tags unter großem Zulauf hielt, hatte sich Luther in Leipzig Herzen gewonnen. Von denen, die ihn in Leipzig disputieren hörten, wurden die besten seine Freunde: Mosellanus, Fürst Georg von Anhalt, Johann Agricola, Ecks Famulus Johann Poliander, Nikolaus von Amsdorf, Cruciger, Valentin Trotzendorf; Cellerius und Georg Rauh folgten Luther nach Wittenberg, Lorenz Heidenreich ward durch die Disputation für die Sache der Wahrheit gewonnen. Und bald sollte das Häuflein der Freunde des Evangeliums in Leipzig und im ganzen Sachsenlande zum großen Volke werden. Für Luther

selbst hatten die Tage von Leipzig die Gewißheit gebracht, daß es in Glaubenssachen keine andere Autorität gebe als die heilige Schrift. Indessen tobte der Geisterkampf weiter. Neben Eck mischten sich noch andre, der Leipziger Franziskaner Alveld, insonderheit aber Hieronymus Emser, in den Streit, und der „Bock von Leipzig“ hat von dem „Stier von Wittenberg“ gar manchen Stoß erhalten. Eck reiste nach Rom und brachte die Bannbulle für den verhaßten Gegner mit. Er schlug sie in Meißen, Brandenburg und Merseburg an und zog triumphierend nach Leipzig. Doch hier fand er keineswegs mehr denselben Empfang wie 1519. Der Spott der Studenten zwang ihn, nächtlicherweile nach Freiberg zu entweichen, wo indes der Landesherr, Herzog Heinrich, die Bulle gleichfalls ablehnte. Luther aber eroberte inzwischen mit dem Schwerte des Geistes die Herzen seiner Deutschen, er schrieb in dem großen Jahre 1520 die drei geistesmächtigen Schriften: „An den christlichen Adel deutscher Nation. Von des christlichen Standes Besserung“, „Von der babylonischen Gefangenschaft“ und „Von der Freiheit eines Christenmenschen“, die wie ganz Deutschland so auch das Sachsenland, sei es offen, sei es geheim, mit Jauchzen begrüßte. Am 10. Dezember 1520 hat das Feuerzeichen vom Elsterthore zu Wittenberg den Bruch Luthers mit dem Papste verkündet.

27. Die Kurfürsten und das Evangelium.

Zwei Linien waren es, in die sich 1485 das Herrscherhaus der Wettiner gespalten hatte, die Ernestiner und die Albertiner. Der ernestinischen Linie gehörte die Kurwürde, der albertinischen die Mark Meißen. Der Erbe der Kur war seit 1486 Friedrich der Weise, in dessen Landen die Wiege der Reformation stand und von dessen Verhalten es wesentlich abhing, ob die Bewegung frei von Störungen verlaufen würde oder nicht. Es ist das Verdienst des friedlichen, klugen und wohlwollenden Herrn, daß er sich nicht in Sachen mischte, die seine Herrschergewalt nicht berührten, daß er der Reformation mit voller Ruhe und Gelassenheit gegenübertrat und bei der großen Geistesbewegung mit Entschiedenheit jede Anwendung roher Gewalt verhinderte.

Als ältester Sohn des Kurfürsten Ernst war Friedrich 1463 zu Torgau geboren worden und hatte auf der Klosterschule zu Grimma eine gelehrte Bildung erhalten. Mit dreiundzwanzig Jahren rief ihn der Tod seines Vaters zur Regierung, die er zum Teil mit seinem Bruder Johann gemeinschaftlich führte. Von seiner Frömmigkeit im Geiste seiner Zeit legt seine Wallfahrt nach dem heiligen Lande Zeugnis ab, die er 1493 in Begleitung seines Lehrers Martin Pollich und des Malers Lukas Kranach sowie vieler Grafen und Herren unternahm. Übergroßer pietätvoller Sinn machte ihn zu einem der eifrigsten Reliquiensammler seiner Zeit. Seine Achtung vor der Wissen-

schaft brachte in ihm den Gedanken zur Reife, in seinen Landen eine Universität zu gründen. In einem Ausschreiben vom 24. August 1501 wurde die Errichtung einer Hochschule zu Wittenberg bekannt gegeben, deren Weihe nach Einholung kaiserlicher und päpstlicher Privilegien am 18. Oktober 1502 vollzogen ward. Doktor Pollich ward erster Rektor. Die Einrichtungen wurden nicht wie in Leipzig nach dem Prager Muster, sondern nach Tübinger Vorbild getroffen; nicht nach Nationen, sondern nach Fakultäten mit Dekanen an der Spitze gliederten sich die Studierenden. Erst 1507 erhielt die bis dahin von den fürstlichen Stiftern selbst erhaltene Universität ihre feste Begründung, als ihr die reiche Stifts- oder Schloßkirche zu Allerheiligen mit den Propsteien Kemberg, Schlieben, Klöden und sieben Pfarreien dergestalt zufiel, daß die Doktoren und Magister die Kanonikate und Ämter erhielten. Für die bloße Erlaubnis dazu ließ sich der Papst freilich nicht weniger als 2000 Dukaten entrichten. Die meisten Lehrer waren Augustinermönche, der erste Dekan der theologischen Fakultät der würdige Johann von Staupitz. Auf seine Verwendung war 1508 der große Augustiner Martin Luther von Erfurt als Lehrer berufen worden, mit dessen Namen der Name Friedrichs des Weisen unlöslich verbunden ist, wiewohl sie beide sich nie persönlich näher getreten sind.

Hatte Friedrich in der Hand der Vorsehung durch die Gründung von Wittenberg der Reformation die Stätte bereitet und den zukünftigen Helden der Reformation an diese Stätte gezogen, so war ihm zunächst persönlich jede Neigung zur Kritik der kirchlichen Zustände fremd. Noch 1518 schrieb er an einen Kardinal: „Ew. Eminenz soll, so Gott will, nimmermehr erfahren, daß ich anders thun will, denn daß ich mich gegen die heilige katholische Kirche gehorsam und unterthänig zeigen will. So habe ich mich auch bisher noch niemals unterstanden, weder die Schriften noch Predigten D. Martin Luthers zu verteidigen, unterstehe michs auch diesen Tag noch nicht. Auch würde es mir von Herzen wehe thun, wenn in meinem Alter Irrtum im heiligen katholischen Glauben entstehen und Fortgang haben sollte. Noch viel widerwärtiger aber wäre es mir, wenn es heißen sollte, solche Irrtümer wären von mir beschützt und befördert worden.“ Innerlich je länger je mehr von der Sache Luthers überwunden, hat er dann über den Reformator die schirmende Hand gehalten; seiner Milde, seinem Rechts- und Wahrheitssinn, seinem keuschen, aber entschiedenen Eingreifen verdankt es die Kirche, daß Luther nicht in Rom, sondern in Augsburg und Worms verhört ward und ihm das Schicksal eines Hus erspart blieb. Ohne evangelisch gesinnt zu sein, war der Fürst der Ansicht, geistliche Sachen seien geistlich zu richten, und er ist damit seiner Zeit um Jahrhunderte vorausgeeilt. So schritt die Bewegung weiter, ohne daß ihr Friedrich einen Stein des Anstoßes in den Weg legte. Ja, je mehr die Gelüste des Kaisers und

der römischen Partei auf Vernichtung des Ketzers zielten, um so mehr deckte ihn Friedrich mit seiner Macht. Als Luther zu Worms, wohin er durch Vermittlung seines Fürsten geladen war, seine großen Worte vom 18. April geredet hatte, da hatte Friedrich ausgerufen: „O wie schön hat Doktor Martinus vor Kaiser und Reich gesprochen!“ Aber nicht nur mit Worten, sondern mit der That hat er ihm seine Huld bewiesen. Als Luther in Bann und Acht von Worms nach Wittenberg zurückreiste, ließ ihn sein Kurfürst in einem Scheinüberfall durch Johann v. Berlepsch und Burkhard Hund v. Altenstein im Amte Salzungen aufgreifen und heimlich auf die Wartburg in Sicherheit bringen. Hier fand der „Junker Jörg“ willkommene Muße zur Verdeutschung des neuen Testaments, und nun mußte sich's zeigen, ob die reformatorische Bewegung die Kraft habe, ohne ihren Führer fortzuschreiten. Sie besaß die Kraft, aber grobe Ausschreitungen überspannter Schwärmer riefen den Reformator wieder auf seinen Posten.

Während der Abwesenheit Luthers von Wittenberg hatte im Sachsenlande die Bewegung der Geister nicht stillgestanden. Etliche Geistliche, wie der Glashütter Pfarrer Jakob Seidler, hatten die Schranken des Cölibats durchbrochen und sich verehelicht; in Wittenberg hatten nicht weniger als dreizehn Mönche das Augustinerkloster verlassen, und da und dort folgte man ihrem Beispiele nach, die stillen Messen schwanden in Wittenberg, und seit 1522 vollzog Karlstadt das Abendmahl nach der Einsetzung des Herrn. Zu diesem gesunden Fortschritt gesellte sich bald auch ungesundes Treiben. Karlstadt, eine geistvolle aber schwärmerische Natur und nicht frei von Fanatismus, wandte sich mit leidenschaftlicher Glut gegen die römischen Mißbräuche, erklärte die „Bilder“ in den Kirchen für „Ölgötzen“ und setzte den Bildersturm in Szene, der die Kunstwerke als Reste des Heidentums mit roher Hand vernichtete. Wie in Wittenberg, so schoß auch in Zwickau die Schwarmgeisterei üppig empor. Ihre Seele war der Prediger Thomas Münzer. Seit 1520 vertrat er in Zwickau die evangelische Richtung, donnerte gegen das Klosterwesen und geriet mit der Obrigkeit oft in Streit, zumal nachdem sich der radikale Nikolaus Storch und der überspannte Tuchmacher Markus Stübner aus Elsterberg ihm angeschlossen hatten. Vom Zwickauer Rat verabschiedet, wandten sich die Zwickauer Propheten, Münzer mit seinen Genossen 1521 nach Wittenberg, setzten sich mit Karlstadt in Verbindung und leisteten der Schwarmgeisterei mächtigen Vorschub. Sollte die Reformation nicht in Revolution ausarten, so mußte Luther mit dem Gewicht seiner Persönlichkeit wieder in die Bewegung eintreten. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Wohl hatte ihm Friedrich verboten, die Wartburg zu verlassen, da er ihn nicht schützen könne; aber Luther brach von seinem Patmos auf und schrieb von Borna aus jenen heroischen Brief an seinen Landesherrn, in dem es heißt: „Ich hab's auch nicht im Sinne, von Ew. kurfürstlichen Gnaden

Schutz zu begehren. Ja, ich halte, ich wollte Ew. kurfürstlichen Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnten; dazu, wenn ich wüßte, daß mich Ew. kurfürstlichen Gnaden könnten und wollten schützen, so wollte ich nicht kommen. Diesen Sachen soll noch kann kein Schwert raten oder helfen. Gott muß allhier allein schaffen ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum wer hier am meisten glaubt, wird hier am meisten schützen." Er betrat den Boden Wittenbergs, und bald war es seiner Weisheit und Thatkraft gelungen, der Schwarmgeisterei Einhalt zu thun und Ruhe und Ordnung wiederherzustellen.

Nachdem dieser Sturm beschworen war, erhob sich ein neues Wetter in der Bauernbewegung. Durch jahrhundertelangen Druck weltlicher und geistlicher Grundherren war die Erbitterung der Bauern am Ausgange des Mittelalters bis zum Siedegrade gestiegen. Eine Fülle von Zündstoff hatte sich angehäuft, der nur auf den Funken wartete, der ihn in Brand setzte. Dieser Funke kam mit der Reformation. Die falsch verstandene Lehre von der Freiheit des Christenmenschen entflammte die Bauern zum Aufstand gegen ihre Dränger. Thomas Münzers feurige Predigten gossen Öl in die Flamme, die nun mächtig aufloderte. In zwölf Artikeln forderten die Bauern ungestüm Besserung ihrer gedrückten Lage. Luther, selbst eines Bauern Sohn, hatte für die bäuerlichen Zustände volles Verständnis, wenn er sich auch nicht verhehlte, daß viele Forderungen der Bauern nur dem Scheine nach in der Schrift begründet wären. Mit seiner „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben" griff er klärend in die Bewegung ein und sagte rückhaltlos Herren und Bauern die Wahrheit. Bald jedoch mußte er der Bauernschaft sein Halt zurufen, denn die soziale Bewegung ward zur Empörung. In Süddeutschland hatten sie die Greuelszenen von Weinsberg verübt, wo sie den Grafen von Helfenstein vor Weib und Kind bei Pfeifenklang in ihre Spieße trieben, in Thüringen zogen sie mordend, sengend und plündernd von Ort zu Ort und legten eine Menge Klöster und Schlösser in Asche, im Vogtland rotteten sie sich zusammen, im Erzgebirge stürmten und zerstörten sie die Klöster Grünhain und Klösterlein-Zelle. Das alles zwang dem Reformator die Feder in die Hand zu seiner derben Schrift „Wider die räuberische und mörderische Rotte der Bauern", in der er die Obrigkeit mahnte, die Empörer mit der Schärfe des Schwertes zu Paaren zu treiben. So vereinten sich die sächsischen und andere mitteldeutsche Fürsten zum Feldzuge gegen die Bauern. Bei Frankenhausen erwarteten die Rebellen, 8000 Mann stark, mit Dreschflegeln, Heugabeln, Flinten, Prügeln bewaffnet, den Feind. Münzer flößte den Zagenden Begeisterung ein: „Gott ist mit uns! Wer von euch im vordern Treffen fällt, der steht hinten wieder auf. Fürchtet euch nicht! Die feindlichen Kugeln fange ich alle mit den weiten Ärmeln meines Priesterrocks auf!" Einen Regenbogen, der am Himmel erschien, deutete er

ihnen als Vorzeichen göttlicher Hilfe. Am 15. Mai 1525 wurden die Empörer geschlagen, und 5000 Bauernleichen bedeckten die Wahlstatt. Münzer entfloh und versteckte sich zu Frankenhausen in einem Bette. Hervorgezogen. ward er gefoltert und enthauptet; dreihundert Gefangene wurden in Annaberg, Zwickau und andern Orten dem Scharfrichter überliefert. Die politische Macht der Bauern war für immer gebrochen, ihre soziale Lage besserte sich nicht.

Zu derselben Zeit, da die Bauern so gründlich aufs Haupt geschlagen wurden, legte Friedrich der Weise, trauernd über die Unruhen, die seinen Lebensabend erschütterten, sein müdes Haupt zur Ruhe. Von Spalatin getröstet, von Pfarrer Wagner zu Herzberg mit dem Abendmahl unter beiderlei Gestalt versehen, starb er sanft nnd selig als evangelischer Christ am 5. Mai 1525, „ein Sohn des Friedens". Seinem Wunsche gemäß ward er in der Schloßkirche zu Wittenberg beigesetzt, wobei Melanchthon und Luther Trauerreden hielten. Luther konnte von ihm rühmen: „Unter seinem Schutz und Schirm ging das Evangelium glücklich von statten und nahm allenthalben überhand. Sein Leben lang hat er ein friedsam, still und ruhiges Regiment geführt und mit Recht Friedrich geheißen." Nicht in Sturm und Wetter, sondern still und allmählich ist der strenge Katholik, der doch den Spruch „Gottes Wort währet in Ewigkeit" im Munde führte, zum Evangelium geführt worden. Hatte er in seinen Testamenten von 1493 und 1517 bedeutende Vermächtnisse zu Seelmessen, Vigilien u. s. w. ausgesetzt, so ist im letzten Testamente von 1525 hiervon keine Rede mehr, echt evangelisch baute er die Hoffnung der Sündenvergebung allein auf das Verdienst seines Heilandes Jesu Christi.

Bei seinem Tode hinterließ der Kurfürst ein Land, das der Reformation jauchzend sich zugewandt hatte und dauernd für das Evangelium gewonnen war. Am frühesten war, wie natürlich, die Umgegend von Wittenberg der evangelischen Wahrheit zugefallen. Schon 1518 hatte in Torgau, der kurfürstlichen Residenz, Valentin Thamm das Wort der Wahrheit gepredigt; seit 1523 wirkte der Pfarrer Gabriel Didymus hier im Sinne des Evangeliums. In Kemberg trat der Propst Bartholomäus Bernhardi, der bereits 1521 ehelich geworden war, als Verkünder des Gotteswortes auf. In Eilenburg führte Luther selbst 1522 den ersten evangelischen Prediger ein. In Herzberg, wo 1523 die Augustinermönche unter Luthers Beirat das Kloster verließen, mußte der Bischof von Meißen Maßregeln gegen die Reformation ergreifen. Aber auch in den Geländen der Saale und Mulde hatte das neuentdeckte Evangelium die Gemüter überwunden. In Zwickau trat zuerst Johann Silvius Wildenauer aus Eger seit 1518 in den Dienst der Reformation. Wenn auch seit 1520 durch Münzer über Zwickau Stürme hereingebrochen waren, so wurde hier doch das Evangelium seit 1521 von der bedeutsamen Person von Luthers Freund Nikolaus Hausmann auf das Würdigste getragen. Als Luther selbst

1522 nach Zwickau kam, um die durch Münzer angezettelten Unruhen zu stillen, predigte er am 30. April zweimal in St. Marien, am 1. Mai aus einem Fenster des Rathauses vor einer Menschenmenge von 14000 Mann, die aus der Umgegend herbeigeströmt war, und am 2. Mai im Schlosse. Besonders fand in den sächsischen Bergstädten die Lehre des Bergmannssohnes begeisterten Anklang. In Schneeberg und Neustädtel hielt sich die Knappschaft bereits seit 1518 einen evangelischen Prediger, Wolfgang mit Namen, „welcher ihnen Sonntags zu Mittag in der St. Annenkapelle auf dem hohen Gebirge eine Predigt thun und mit Widerlegung der papistischen Irrtümer ihnen von dem Verdienst Christi und dem heiligmachenden Glauben predigen mußte.“ In Buchholz predigte der ehemalige Mönch Friedrich Mykonius seit 1524 Gottes Wort. Weil die Annaberger in Scharen zu seinen Predigten kamen, versagte ihnen Herzog Georg, dem Annaberg mit gehörte, die Anrede „Liebe Getreue“; dieselbe Strafe verhängte er über die Schneeberger und erlaubte ihnen nicht, über dem Chorbau der eben vollendeten St. Wolfgangskirche das herzogliche Wappen anzubringen. Wenn im Gegensatze zu der Begeisterung der Schneeberger und Annaberger Knappschaft für Luther die Bergleute von Altenberg zur Fastnacht 1522 eine Puppe, die Luther vorstellte, öffentlich verbrannten, so wurden sie doch bald um so wärmere Anhänger des Reformators, der von diesem Schwanke selbst noch hörte und ihnen lachend ihre Thorheit verzieh. In Leisnig entstand unter Luthers Mitwirkung 1523 die „Ordnung des gemeinen Kastens“, die für die Verwaltung und Verwertung der Kirchengüter grundlegend ward. In Grimma that der Bischof von Merseburg den Pfarrer, einen Augustiner, 1523 wegen lutherischer Gesinnung in den Bann und kam 1524 selbst an Ort und Stelle, um die Gemeinde beim Glauben der alten Kirche zu erhalten. In dem nahen Nimbschen entflohen in der Nacht vom 4. bis 5. April unter Vorwissen Luthers, an den sie sich gewandt hatten, neun Nonnen von edler Familie aus dem Cistercienserinnenkloster: Magdalena v. Staupitz, Elisabeth v. Kanitz, Veronika und Margarete v. Zeschau, Laneta v. Golis, Ave Grossin, Ave und Margarete v. Schönfeld und Katharina v. Bora, seit 1525 Luthers treue Lebensgefährtin; und der Reformator rechtfertigte den Schritt in seiner Schrift: „Ursach und Antwort, daß Jungfrauen Klöster göttlich verlassen mögen.“ In Plauen stürmten 1525 die Bürger unter Anführung des Ratsherrn Thomas Wenigel das Dominikanerkloster und verjagten die Mönche; aus dem Kloster aber ging Georg Raute als evangelischer Pfarrherr hervor. In Altenburg war das Evangelium seit 1522 von Didymus, seit 1523 von Wenceslaus Link, seit 1528 durch Georg Spalatin auf das Würdigste vertreten. Und so hatte die Reformation ohne Zuthun des Fürsten bereits 1525 die Herzen aller derer erobert, die für die Predigt des Wortes Gottes empfänglich waren.

Hatte Friedrich der Weise das Reformationswerk nur geschützt, ohne persönlich fördernd in seinen Gang mit einzugreifen, so ließ sich sein Nachfolger, der charaktervolle Johann, den die Geschichte den Beständigen nennt, die Förderung der Sache überaus angelegen sein und trat mit seiner evangelischen Überzeugung offen hervor. Geboren 1467 hatte er wie sein Bruder eine vorzügliche Erziehung genossen und weit eher und tiefer als er die Notwendigkeit einer Reform wie die Wahrheit des Evangeliums erkannt. Bereits 1525 empfahl er die von Luther entworfene „Deutsche Messe oder Ordnung des Gottesdienstes", worin das Meßopfer verworfen und die Predigt des Wortes Gottes als Hauptsache des Gottesdienstes hervorgehoben war, allen Pfarrern seines Landes und hat damit die Leitung der Reformation in die Hand genommen. Als sich in demselben Jahre mehrere weltliche und geistliche Fürsten, auch Herzog Georg, zu Dessau versammelten, um zu beraten, wie die lutherische Bewegung zu unterdrücken sei, schloß er 1526 mit Philipp von Hessen und andern evangelischen Fürsten zum Schutze der neuen Lehre das Torgauer Bündnis, das bereits in demselben Jahre auf dem Reichstage zu Speier die Probe seiner Leistungsfähigkeit glänzend bestand. Dieser Reichstag, auf dem Johann an der Spitze der Evangelischen erschien, schloß mit dem denkwürdigen und für die Evangelischen hocherfreulichen Abschied, „daß jeder Reichsstand in Sachen der Religion bis zu einem allgemeinen Konzile sich so halten möge, wie er es vor Gott und dem Kaiser zu verantworten sich getraue." Ein solcher Beschluß gab den Fürsten die Kirchenhoheit, das ius reformandi, das ius circa sacra und schuf die staatsrechtliche Grundlage der evangelisch-lutherischen Landeskirchen. In gewissenhafter Beobachtung dieser auf dem Reichstage gewährleisteten Rechte und Pflichten ließ Johann in den Jahren 1527 bis 1529 auf Grund von Vorschlägen Luthers und eines von Melanchthon ausgearbeiteten Planes in seinen Landen eine allgemeine Kirchenvisitation ausführen, um dadurch die soliden Fundamente zum Neubau zu legen. Das war ein schwieriges Werk, denn in dem Augiasstalle der alten Kirche hatten sich gewaltige Massen jahrhundertealten Unrats angesammelt. Es galt unwürdige und unfähige Geistliche zu entfernen und sie durch tüchtige Kräfte zu ersetzen, die verfallenen und meist verödeten Klöster aufzuheben, das Vermögen der Kirchen und Stifter festzustellen und für dessen bessere Verwaltung zu sorgen, die Gottesdienste gleichmäßig und im Sinne des Evangeliums zu gestalten, das sehr im Argen liegende Schulwesen zu heben und neue Schulen zu errichten. Hervorragend tüchtige Männer wie Luther, Melanchthon, Bugenhagen, Spalatin unterzogen sich dieser sauern Arbeit, die sich zuerst auf den Kurkreis, Teile des Vogtlandes, Erzgebirges und Thüringens erstreckte und 1533 wiederholt werden mußte, weil der Karren überall zu tief im Pfuhle steckte. Hatte sich auch das Angriffsbündnis der katholischen Fürsten gegen die evangelischen Stände von

1527 als eine boshafte Erfindung des sächsischen Rates Otto v. Pack erwiesen, so galt es doch für die Lutheraner stets auf der Hut zu sein, denn die Spannung zwischen den Anhängern der alten und neuen Richtung wuchs beständig. Dies zeigte sich auf dem Reichstage von Speier von 1529, wo die katholischen Fürsten den Beschluß faßten, den Reichstagsabschied von 1526 außer Kraft zu setzen, bis zu einem allgemeinen Konzile alle Neuerungen zu verbieten, die Messe nirgends zu hindern und Angriffe auf sie zu untersagen. Die evangelischen Fürsten, Johann an der Spitze, überreichten dagegen am 19. April 1529 eine schriftliche Protestation, wovon die Evangelischen den Namen Protestanten erhielten. Als auf den 2. Mai 1530 von Kaiser Karl V. ein neuer Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben ward, da ließ sichs Johann nicht nehmen, wieder mit hinzuziehen, um seinen Herrn Christum auch mit zu bekennen. Er war's, der dort seinen Mann stellte, als die Evangelischen durch Melanchthons Feder und Brücks Mund feierlich ihren Glauben bekannten; und als der Kaiser das Bekenntnis in lateinischer Sprache hören wollte, da sagte der Sachse: „Wir sind Deutsche und auf deutschem Boden, und also wird kaiserliche Majestät auch die deutsche Sprache zu reden uns erlauben." Trotz allen kaiserlichen Grolles blieben die evangelischen Fürsten fest, und als Karl dem Kurfürsten mit der Verweigerung der noch nicht erfolgten Belehnung mit der Kurwürde drohte, da ließ dies den treuen Bekenner kalt. Der gehässige Reichstagsabschied von Augsburg ließ einen gewaltsamen Angriff der katholischen Fürsten fürchten, und so schlossen sich die evangelischen Fürsten am 27. Februar 1531 zum Schmalkaldischen Verteidigungsbunde zusammen, an dessen Spitze Johann und Philipp von Hessen standen. Der Religionsfriede zu Nürnberg, zu dem sich der Kaiser 1532 infolge der Türkennot gezwungen sah, brachte den Evangelischen einigermaßen Erleichterung; doch sollte Johann das nicht mehr genießen, da er bereits am 16. August 1532 im 66. Jahre seines Alters das Zeitliche segnete. Luther klagte: „Mit Friedrich ist die Weisheit, mit Johann die Rechtschaffenheit gestorben!" Und die ganze evangelische Welt hatte Grund zur Klage um einen Mann, der weniger durch Genialität als durch Charakterfestigkeit in schwieriger Zeit das Evangelium verteidigt und geschirmt hatte.

Sein Sohn Johann Friedrich der Großmütige, geboren 1503 und am Hofe Friedrichs des Weisen erzogen, wandelte ganz in den Fußtapfen des Vaters. Es erfüllte ihn frühzeitig hohe Liebe zu den Wissenschaften und warme Begeisterung für Luthers Sache, die durch seine Teilnahme an den Reichstagen zu Worms, Speier und Augsburg noch genährt ward. Er setzte das Werk Johanns aus lebendigem Herzensinteresse fort, veranstaltete gleich ein Jahr nach dessen Tode eine nochmalige umfassende Kirchenvisitation, baute die Kirchenverfassung weiter aus und stützte die Sache des Evangeliums

in Sachsen und im Reiche, wo und wie er konnte. Aber die Spannung, die zwischen den Ernestinern und Albertinern sich herausgebildet hatte, die Uneinigkeit der evangelischen Fürsten und die schwächliche Politik eines Johann Friedrich ließen das evangelisch-kirchliche Leben sich nicht so entwickeln, wie es in den Wünschen der Reformatoren und des evangelischen Volkes lag. Ein Stärkerer kam über den Erben des Kurhutes und hob ihn aus dem Sattel; und so sank Johann Friedrich in den Sand, in seiner Macht gebrochen, aber ungebrochen in seinem Bibelglauben, der ihm auch im tiefsten Elende die Worte auf die Lippen legte: „Was ich aus den Büchern gelernt habe, das können sie mir doch nicht nehmen."

28. Herzog Georg.

So freundlich die Ernestiner dem Reformator gegenüberstanden, so hochherzig sie ihn schirmten, so begeistert sie das Evangelium verfochten, so feindlich stellte sich der Albertiner Georg der Reformation entgegen.

Georg, 1471 als Sohn Albrechts des Beherzten geboren, war ein durchaus ehrenwerter Charakter und hatte ein warmes Herz für die Kirche seiner Zeit. In seiner Jugend war er sogar in den geistlichen Stand getreten, war Domherr von Mainz, Präfekt von Eichsfeld und Provisor der Kirche zu Erfurt gewesen, war aber dann aus dem Verbande der Kleriker geschieden und hatte sich mit Barbara, der Tochter König Kasimirs IV. von Polen, verheiratet, welche ihm zehn Kinder, fünf Söhne und ebensoviele Töchter, geboren hatte.

Mit rühmlichem Eifer widmete sich Georg den Regierungsgeschäften. Kein Gebiet des öffentlichen Lebens entging seiner Fürsorge. Weise und gerecht, sparsam und zäh in seinem Wollen, so steht er da als ein Vater seines Volkes. Dabei war er von einer seltenen Biederkeit. „Geradeaus giebt den besten Renner", das war sein Wahlspruch. Wortbruch und Treulosigkeit war ihm ein Greuel. Als Luther vor Kaiser und Reich gefordert ward, da hatte auch er ihm freies Geleit versichert: „Wir Georg von Gottes Gnaden fügen hiermit zu wissen: daß kaiserliche Majestät jetzo D. Martinum Luther erfordert hat, auf gegenwärtigen Reichstag zu kommen. Dieweil denn derselbe Luther seinen Weg zum Teil durch unser Fürstentum, Land und Gebiete nehmen wird, so befehlen wir euch und wollen, daß ihr gedachten D. Martin allenthalben unverhindert und ohne Beschwerung durchpassieren und kommen lasset, ihm auch dazu förderlich scheinet, damit er sicher und ohne Gefahr reisen und desto eher anhero kommen möge. Das ist unsere Meinung und Gefallen." Als man nun Luthern das versprochene Geleit aufkündigen wollte, da erklärte er frei und öffentlich: die deutschen Fürsten könnten diese Schmach nimmermehr auf sich kommen lassen, Treue und Glauben zu brechen; das sei den alten

deutschen Sitten nicht gemäß; was man versprochen habe, müsse man halten. Dennoch gehört Georg zu den unglücklichsten und bedauernswertesten Fürsten des Sachsenlandes. Das Tragische in seinem Leben war, daß er seine Zeit nicht verstanden hat, daß er der Reformation, die doch unabwendbar war, eigensinnig sich entgegenstemmte und schließlich sehen mußte, wie die neue Bewegung mit Riesenschritten über ihn zur Tagesordnung überging.

Persönlich war Georg einer Reformation nicht abgeneigt. Mit seiner Einsicht in alle Gebiete des Volkslebens bemerkte er die Schäden der Kirche seiner Zeit sehr wohl. Seine wissenschaftliche Bildung ließ ihn die gelehrten Studien unterstützen. Er duldete es, daß Luther 1517 und 1518 zahlreiche Schriften in Leipzig drucken ließ und erzwang die Disputation auf der Pleißenburg. Er hatte einen Zug zum Worte Gottes und hat oft „im grünen Stüblein des Schlosses mit seinem Hofprediger Alexius Chrosner über die Predigten und über das Abendmahl herumgestritten". Er hat selbst die Neugestaltung kirchlicher Verhältnisse in die Hand zu nehmen versucht. Als die Stände zu Worms 101 Beschwerden über die Mißbräuche der Kirche einreichten, da fügte er noch zwölf besondere für seine Person hinzu, in denen er derb und gerad gegen Ablaß und Dispense, insonderheit aber gegen das ärgerliche, gottlose Leben der Geistlichen zu Felde zog. Er veranstaltete selbst 1522 eine Kirchen- und Klostervisitation in seinen Landen. Er sorgte für Volksprediger, welche den Massen das Wort Gottes nahe bringen sollten, er vertrieb eine Bibelübersetzung, die freilich nur ein etwas veränderter Abdruck der Lutherschen war, er griff selbst mit der Feder in die kirchliche Bewegung jener Tage ein.

Und dennoch ist er ein Feind der Reformation Martin Luthers gewesen. Wie kam das? Fürs erste war ihm der Bannerträger der neuen Bewegung, Luther selbst, persönlich zuwider. Schon dessen Dresdner Predigt von 1517 hatte ihn mißtrauisch gemacht, und als ihm Luther mit wachsender Rücksichtslosigkeit entgegentrat, da wuchs auch der Groll, den schlechte Ratgeber eifrigst schürten. Konservativ vom Scheitel bis zur Sohle, sah Georg in dem kühnen Mönch von Wittenberg einen Stürmer und Dränger, einen Rebellen, dem man schroff und nachdrücklich entgegentreten müsse. Monarchist durch und durch, wollte der Fürst nur dann etwas von einer Reformation wissen, wenn sie von oben her, etwa vom Papste zu Rom, diktiert werde; eine Reformation von unten her war ihm ein Unding. „Wir sind dabei erzogen," sagte er, „und ist uns angeerbt, daß alle, die da handeln und thun wider den Gehorsam und sondern sich von der christlichen Kirche, daß die für Ketzer und Abgesonderte geacht gewest und noch sind; denn sie sind durch die heiligen Koncilia also erkläret." Ganz und gar in Werkheiligkeit befangen, sah Georg in der Lehre von der Rechtfertigung „aus Gnaden allein" einen höchst gefährlichen Irrtum: wenn die Leute einmal wüßten, gute Werke machten nicht

selig, dann würden sie ihren Lüsten und Sünden die Zügel schießen lassen und sich der neuen Lehre als eines bequemen Ruhekissens bedienen, dies aber werde hernach die Welt aus Rand und Band bringen. Je mehr nun die Ernestiner, seine mächtigeren Verwandten, die reformatorische Bewegung unterstützten oder doch wenigstens gewähren ließen, desto erbitterter stemmte sich Georg dagegen, die neue Lehre in seine Lande einströmen zu sehen. Mit unermüdlichem Eifer richtete er gegen die gefährliche Strömung von Wittenberg her einen Damm nach dem andern auf. „Mit allen Kräften, allem Vermögen, aller Macht bis in den Tod" kämpfte er gegen die Neuerer. Verfocht der Wittenberger das allgemeine Priestertum der Gläubigen, so pflegte Georg mit um so größerem Eifer das Mönchtum. Er begünstigte die bereits vorhandenen Klöster und gründete ein neues „zum Lobe der Wunder Mariae" auf dem Königstein, das allerdings bereits 1525 infolge der Wittenberger Bewegung geschlossen werden mußte, da das „Lob der Wunder Mariae" in Sachsen keinen Anklang mehr fand. Verwarf der kühne Augustiner das Heiligenwesen, so betrieb der Herzog nur um so eifriger die Heiligsprechung des alten Bischofs Benno von Meißen, die im Jahre 1523 erfolgte, aber im Lande nur Hohn und Spott hervorrief. Verbreitete sich das neue Testament Luthers immer rascher in seinen Landen, so gebot er, alle Exemplare des gefährlichen Buches sofort in die Ämter einzuliefern, dort das Geld sich zurückzahlen zu lassen und dafür die „wörtlichere", nach seiner Meinung unschädlichere Übersetzung seines Hoftheologen Emser sich anzuschaffen, welche doch nur Luther abgestohlen war.

Er ging noch einen Schritt weiter und nahm seine Zuflucht zu List und Gewalt, hierbei von seinen Ratgebern Hieronymus Emser, Johann Cochläus, Georg Witzel, Augustin Alveld, Paul Bachmann und andern, der „Georgischen Kanzlei und Schmiede", übel genug beeinflußt. Der wackere Hofprediger Alexius Chrosner ward auf Emsers Betrieb wegen evangelischer Gesinnungen aus Dresden entfernt. Gegen die Evangelischen in Leipzig ward mit aller Strenge vorgegangen. Schon 1523 ward dort einem Manne die Zunge aus dem Halse gerissen, weil er es gewagt hatte, den Cölibat zu „lästern". Im folgendem Jahre ward der Buchhändler Johann Herrgott auf offenem Markte enthauptet, da er aufrührerische Schriften eingeführt und verkauft hatte; andre Hinrichtungen folgten. Je mehr sich das Evangelium in Leipzig Freunde gewann, um so rücksichtsloser ließ sie Georg scharenweise, 800 auf einmal, aus der Stadt vertreiben. Je kräftiger Luther diese in köstlichen Sendschreiben stärkte, um so sinnloser tobte der Herzog gegen die Abtrünnigen. In Dresden wurden einige evangelisch gesinnte Leute, die ihrem Groll gegen die Priester Luft machten, „zur Staupe geschlagen"; „am Montag nach Margareta 1523 — sagt ein römisch gesinnter Chronist — hat man einen Pasquillanten Namens Jobst Weißbrodt folgender Gestalt abgestraft; denn da dieser etliche

Schmähschriften wider die Pfaffen und Mönche gemacht hatte, wurde er deshalben an den Pranger gestellt, allda er die gefertigten Schreiben zur Strafe fressen müssen und ist darüber noch etliche Monate ins Gefängnis gelegt und darauf aus dem Land verwiesen worden." So entledigte man sich derer, die sich dem Evangelium zugewandt hatten und ihrem Unmute über die alten, faulen Zustände Luft machten.

Und was sagten nun des Herzogs Unterthanen zu dem allen? Im Herzen waren sie meist alle gut protestantisch gesinnt, aber nach außen hielten sie im großen ganzen Ruhe. Sie bewahrten den altsächsischen Gehorsam, auch wo es gegen ihr Gewissen ging. Sie waren viel zu gute und treue Unterthanen, als daß sie gegen die Tyrannei des Fürsten, der ihnen verbot, ihres Glaubens zu leben, rebelliert hätten.

Doch es mehrten sich die Zeichen, daß die Bevölkerung des alten römischen Wesens müde war und sich nach Neugestaltung der Dinge heftig sehnte, die Klöster leerten sich, die Geistlichen traten in die Ehe, Luther war der Liebling aller. Ja, es fehlt selbst nicht an ziemlich drastischen Beweisen der antirömischen Gesinnung, wie sie im Volke längst Wurzel gefaßt hatte. So war's in Dresden, so war's im Lande. Schon im Jahre 1521, als die Bannbulle gegen Luther in Dresden angeschlagen wurde, erschienen alsbald Volkshaufen vor der Wohnung des herzoglichen Sekretärs Hieronymus Emser und des Pfarrers an der Kreuzkirche D. Eisenberg und warfen den beiden geistlichen Herren die Fenster ein. Als dann zwei Jahre später Bischof Bennos Heiligsprechung in Dresden festlich begangen ward, mußte der Herzog überall starke Wachen aufstellen lassen, um einen etwaigen Aufruhr der evangelisch Gesinnten zu verhindern. Ja selbst diejenigen, die bisher am eifrigsten an der alten Kirche festgehalten hatten, die Augustinermönche in Neustadt-Dresden, bekundeten ihre Hinneigung zu Luther und veranlaßten den erbitterten Herzog zu der Drohung, das ganze Kloster aufzuheben und mit Mönchen streng römischer Gesinnung zu besetzen. In Leipzig las man Luthers Schriften, zumal seine Bibel, mit wahrer Begierde, zwei Prediger verkündeten das lautre Evangelium, und als sie vom Herzog verjagt waren, strömten die Leipziger nach Eicha, Holzhausen und Zuckelhausen, wo sie evangelische Predigten hören konnten. Wie die sächsischen Edelleute, die Schönberg, die Einsiedel u. a., so fielen auch die Bürger der albertinischen Städte Annaberg, Schellenberg, Chemnitz, Mittweida, Grünhain dem Evangelium zu, ohne es doch vorerst noch frei bekennen zu dürfen.

So gärte es denn gewaltig im ganzen albertinischen Lande. Je weiter das Evangelium außerhalb der Landesgrenzen um sich griff, je sieghafter es durch die deutschen Gaue zog, desto mehr brannte den Unterthanen Georgs das Herz, bald auch frei und offen an evangelischer Predigt sich zu erbauen, das Altarsakrament unter beiderlei Gestalt zu genießen und das Gotteswort „unverboten" in Luthers Bibel lesen zu dürfen. Es schien allerdings vor der Hand kein Weg

dazu offen zu stehen. Georg, der Landesfürst, hielt streng auf den alten Glauben. Wenn auch seine Dresdner Messe und Rosenkranz immer mehr vernachlässigten, so daß D. Eisenberg klagen mußte, seine Einnahmen für geistliche Amtshandlungen schwänden bedenklich zusammen, es sei erschrecklich, er wisse kaum mehr, wovon er leben solle — Georg ließ sich nicht irre machen. Wenn auch Leipzig längst ein verlorner Posten war — Georg suchte es doch noch mit Polizeimaßregeln für den alten Glauben zu retten. Wenn auch das ganze Land im geheimen lutherisch war — Georg hielt das für eine Wolke, die vorübergehe. Wenn auch am Hofe immer mehr Stimmen laut wurden, die sich offen zu Luthers Werk und Person bekannten — Georg blieb aller besseren Einsicht gegenüber blind und beharrte auf seinem Eigensinn. Ward der Boden immer hohler, auf dem er fußte, er glaubte doch noch als eine Säule der alten Kirche auf sicherm Grunde dazustehen. So lange er lebte, war an eine Wendung der Dinge nicht zu denken — und er konnte noch lange leben und hatte zu Anfang des Jahres 1537 noch zwei erwachsene Söhne, welche ganz in seinen Fußtapfen wandelten.

Doch Gottes Gedanken sind nicht der Menschen Gedanken. Georg und die Seinen gedachten es böse zu machen, aber der im Regimente sitzt, machte es anders. Es war am 11. Januar 1537, als der Thronfolger, Herzog Johann, ohne Erben zu hinterlassen, unerwartet heimging. Er hatte geäußert, wenn sein Vater Georg gegen Luther eisern gewesen sei, so wollte er einmal stählern sein — nun trugen sie ihn in die Fürstengruft zu Meißen. Der Vater tröstete den Sterbenden durch Hinweis auf das Verdienst Christi im Gegensatz zum eignen Verdienst oder dem Verdienst der Heiligen. Als die evangelisch gesinnte Gattin des Sterbenden leise fragte: „Lieber Herr Vater, warum läßt man dies nicht öffentlich im Lande predigen?“ sagte Georg: „Liebe Frau Tochter, man soll's nur den Sterbenden zum Troste vorhalten, denn wenn die gemeinen Leute wissen sollten, daß man allein durch Christum selig würde, so würden sie gar zu ruchlos werden und sich gar keiner guten Werke befleißigen.“ Noch dämmerte dem Herzog ein blasser Hoffnungsschimmer. Der blödsinnige Herzog Friedrich, sein andrer Sohn, der „dumme Prinz“, ward am 27. Januar 1539 mit einer Prinzessin von Mansfeld vermählt — vielleicht war aus dieser Ehe Nachkommenschaft zu erwarten. Doch nur vier Wochen nach der Hochzeit, am 26. Februar 1539, verschied der Prinz, und Herzog Georg war nun ganz vereinsamt.

Wenige Wochen darauf schlug auch ihm sein Stündlein. In der dritten Morgenstunde des 17. April 1539 verschied er auf dem Schlosse zu Dresden. Was er im Leben so heftig bekämpft, im Tode scheint er es doch als wahr erkannt zu haben: die Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden allein. Als ihn sein Beichtvater D. Eisenberg in ziemlich aufdringlicher Weise auf seinen Schutzheiligen Jakobus ver-

wies, antwortete der Herzog nichts. Sein Leibarzt aber, Dr. Roth, ein echt evangelischer Mann, schlang die Arme um den Sterbenden und rief: „Gnädiger Herr, Ihr habt ein Sprichwort: Geradezu macht gute Renner — darum achtet nicht, was Euch diese von verstorbenen Heiligen und andern Fürbittern sagen, sondern richtet Euer Herz geradezu auf den gekreuzigten Christus, welcher für unsre Sünden gestorben und unser einiger Fürbitter und Seligmacher ist, so seid Ihr Eurer Seligkeit desto gewisser!" Der Herzog schlug noch einmal die Augen auf und betete: „Ei so hilf, du treuer Heiland Jesu Christe, erbarme dich über mich und mache mich selig durch dein bitter Leiden und Sterben! Amen!" Damit entschlief er. Als der Letzte seines Hauses ward er im Dome zu Meißen beigesetzt.

Luther hat über ihn geäußert: „Er hat viele schöne Tugenden und ist geschickter zum Regieren denn mancher fromme Regent." Doch hat er ihn auch den „Meuchler von Dresden, Teufelsapostel und dummen Junker" genannt, aber sein Urteil schließlich in die Worte zusammengefaßt: „Es hat mich geschmerzet, daß dieser treffliche Fürst sich dermaßen eintreiben läßt von seiner Umgebung, den ich ja doch als einen solchen anerkannt und erfahren habe, daß er fast wohl fürstlich redte, wenn er seines Herzens Sprache redte." Was der Reformator lange vor des Fürsten Tode einst prophetisch ausgesprochem: „Ich werde noch in Herzog Georgs Landen predigen", durch das Ereignis vom 17. April 1539 war es der Erfüllung nahe gerückt — er hat gepredigt, er hat thatsächlich und buchstäblich gepredigt und zwar als der erste evangelische Prediger, der in Leipzig eine Kanzel bestieg, indem er am Pfingstsonnabend 1539 in der Kapelle der Pleißenburg den ersten Gottesdienst hielt; und der Einzug des Evangeliums in die albertinischen Lande ist eins jener Gottessiegel auf Luthers Werk, daraus wir merken können: es war kein Menschenwerk.

29. Herzog Heinrich.

Am Morgen des 17. April 1539 war Herzog Georg gestorben, am Abende desselben Tages schon traf sein Bruder, der Erbe des Landes, der evangelisch gesinnte Herzog Heinrich, von Freiberg in Dresden ein.

Große Aufregung hatte der Tod des Dresdner Herrn am Hofe Heinrichs hervorgerufen, so schnell als möglich war der neue Regent nach der Hauptstadt geeilt. Heinrichs Geheimschreiber Freydinger hat uns ein Bild jener Tage hinterlassen: „Es waren alle Pferde zu wenig, lief auch viel Volks mit, das nicht zum Hof gehörte; wer da laufen konnte, der lief. Das Frauenzimmer hatte so eilend nicht auf sein und folgen können, kamen erst den andern Tag hernach gen Dresden. Es kam aber Herzog Heinrich fast spät in Dresden ein, also daß man mit Fackeln leuchten mußte." Und wie nun sah es da-

mals in Dresden aus? „In der Stadt waren Trauern und Freude unter einander gemengt; wer der alten Religion war, als Mönche, Pfaffen und ihr Anhang, war betrübt; der gemeine Mann lobte Gott und wurden viele Gewaltige alsbald bekehrt, welche zuvor geschworen hatten, ehe denn sie lutherisch würden, würden sie eher aus dem Lande ziehen."

Herzog Heinrich war anfangs selbst ein Gegner Luthers gewesen. Geboren 1473, hatte er als frommer Katholik in seiner Jugend eine Reise ins heilige Land und eine Wallfahrt zu den Gebeinen des heiligen Jakobus nach Kompostella gemacht. Seit 1503 führte er mit 12500 Gulden Jahresrente in Freiberg ein sehr bescheidenes Dasein. Nach seinem gutmütigen, aber etwas phlegmatischen Charakter waren ihm alle gewaltsamen Neuerungen unlieb; er wollte es zudem mit seinem Bruder Georg nicht verderben. So gedachte er in dem altväterlichen Glauben zu leben und zu sterben. Als zwei Freiberger Mönche evangelisch zu predigen begannen, entschuldigte er sein Fernbleiben bei diesen Gottesdiensten mit Schwerhörigkeit; und erst als ihm seine Gattin Katharina von Mecklenburg seinen Sessel ganz nahe an die Kanzel rücken ließ, fand er sich bewogen, die Predigten doch zu hören. Diese seine Gemahlin, die ihn geistig überragte, fühlte sich mächtig zur Reformation hingezogen. Anfangs gleichsfalls dem Worte Gottes nicht geneigt, sah sie sich doch bald genug von der Wahrheit überwunden, las mit ihren Hofdamen in stillem Kreise Luthers Schriften, betrieb die Anstellung eines evangelischen Predigers, des D. Jakob Schenk, in Freiberg und hatte auf die Sinnesänderung ihres Gemahls derart Einfluß, daß er dem Evangelium immer mehr sein Herz erschloß und im Jahre 1537 in seiner Herrschaft die Reformation einführen ließ, durch Spalatin eine Visitation einleitete und auch dem Schmalkaldischen Bunde für sich und seinen Sohn Moritz beitrat. Als nun einmal bei dem Herzoge das Eis gebrochen war, hielt er mit großer Zähigkeit an dem Evangelium fest. Als ihm sein Bruder Georg den Rat gab, doch alles bis zur nächsten Kirchenversammlung beim alten zu lassen, da antwortete Heinrich, „daß man da, wo Seelenheil auf dem Spiele stehe, nicht erst auf eine Kirchenversammlung warten könne. Übrigens geschehe die Abstellung einiger der heiligen Schrift zuwiderlaufenden Mißbräuche aus Erkenntnis der heiligen Schrift." Als Georg dem Bruder schon bei Lebzeiten die Nachfolge sichern wollte, unter der Bedingung, daß Heinrich vom Protestantismus abließe, widrigenfalls das Land an König Ferdinand von Böhmen fallen sollte, da erwiederte der fromme Fürst: „Da sei Gott für, daß ich um einer Hand voll Land und Leute willen meinen Herrn Christum sollte verleugnen! Solche Unbeständigkeit sollt Ihr bei mir nicht finden. Ehe ich dieses thun wollte und meinen Herrn Christum verleugnen, so wollte ich mit meiner Gemahlin lieber an einem Stäbchen aus dem Lande betteln gehen. Im übrigen, was mir mein lieber Gott gönnen

will, das wird mir Sankt Peter nicht nehmen." Sankt Peter hat's ihm lassen müssen nach Gottes Fügung.

Pietätvoll geleitete Heinrich die Leiche seines Bruders nach Meißen, wo sie im Dome beigesetzt wurde. Auch hier verleugnete er seinen evangelischen Glauben nicht. Beim Beginne des zweiten Teiles der Feier, „als man anfing, die Vigilien zu singen," verließ er den Dom, begab sich ins Schloß und ließ sich von seinem Hofprediger Paul Lindenau eine Trauer- und Trostpredigt halten. Am 21. April leisteten ihm Rat und Bürgerschaft den Eid und Handschlag der Treue. Die Abschaffung des römischen Wesens und die Einführung der Reformation war es, was beinahe allein die drei Regierungsjahre des neuen Landesherrn ausfüllte. Die alten Räte, die den verstorbenen Herrn nicht gut beraten hatten, Georg v. Carlowitz, Kommerstedt, Wolfgang v. Schönberg und andre, wurden entlassen und unter Anton v. Schönberg, einem charaktervollen evangelischen Edelmanne, ein neues Ministerium gebildet. Bereits am 23. April ward vom Hofprediger Lindenau die erste evangelische Predigt in Dresden gehalten, von derselben Kanzel, auf welcher am 25. Juli 1517 Martin Luther gestanden.

Nur kurze Zeit wußte der Bischof von Meißen, Johann v. Maltitz, den Fortgang des Reformationswerkes in Dresden noch aufzuhalten. Ihm war bange um seine 120 Mark Silber, welche ihm die 47 Altäre der Hauptstadt jährlich einbrachten. Er überreichte dem neuen Landesherrn eine ausführliche Schrift von 195 Blättern, „eine gemeine christliche Lehre, die einem jeden Christen zu wissen vonnoeten", und machte den Vorschlag, eine Art Kirchenvisitation durchzuführen, sonst aber alles beim alten zu lassen. Der Herzog frug den Kurfürsten Johann Friedrich und dessen Theologen um Rat. Diese aber erklärten die Schrift des Bischofs für ein „Meißnisches Pfaffengedicht"; und so verlief die Sache im Sande.

Inzwischen nahm das Reformationswerk seinen ungestörten Fortgang. Unter großen Feierlichkeiten ward es zu Pfingsten in Leipzig durchgeführt, wo man zwanzig Jahre lang nach dem Evangelium gedürstet hatte. Der Kurfürst erschien mit Heinrich in Leipzigs Mauern, dazu die großen Vertreter der Reformation, Luther, Melanchthon, Jonas, Mykonius, Cruciger und Pfeffinger. Am Pfingstsonnabend, den 24. Mai predigte zuerst Luther vor den beiden Fürsten in der Kapelle der Pleißenburg über Joh. 14; nachdem Jonas am Sonntag Morgen in der Thomaskirche gepredigt, hielt Luther nachmittags an derselben Stätte noch eine Predigt über Apostelgeschichte 2. Zum ersten Male ward der Gottesdienst deutsch gehalten, und Luthers kernige Lieder erklangen dabei. Bei der Nachmittagspredigt war der Zulauf so gewaltig, daß man von außen Leitern an die Fenster legte und die Scheiben eindrückte, um dem Worte des Reformators zu lauschen. Dann wurde durch Mykonius der alte Kultus abgeschafft, die Kirchen und Schulen neu eingerichtet und alles dem Worte Gottes gemäß gestaltet.

Gern hätte der Rat das Abendmahl unter einerlei Gestalt beibehalten und gewünscht, daß die Landschaft vorher befragt worden wäre, aber bald ließ er seine Bedenken fallen, und Leipzig war eine evangelische Stadt.

Ebenso bedeutsam war die Einführung der Reformation in Dresden. Es war am 3. Juni, als der Herzog die auf den 4. fallende Fronleichnamsprozession, sowie auch alle Messen, Vigilien und sonstigen römischen Gebräuche abstellte und verordnete, das Evangelium zu predigen und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt auszuteilen, doch mit der schonenden Beschränkung, daß niemand zu der neuen Ordnung der Dinge gezwungen werden sollte. Der Pfarrer der Kreuzkirche, D. Eisenberg, der sich weigerte, das Abendmahl in diesem Sinne zu verwalten, ward mit einem ansehnlichen Gehalt in den Ruhestand versetzt und an seiner Stelle als erster evangelischer Pfarrer und Superintendent Magister Johann Cellarius oder Kellner angestellt. Dieser war ein Freund Luthers und Melanchthons und ein Schüler des Humanisten Reuchlin. Daß er von Melanchthon, der die Geister zu prüfen verstand, dem Rate empfohlen war, legt Zeugnis von seiner Tüchtigkeit ab. Bis zu der Zeit, wo Cellarius in Dresden eintraf, verwaltete Heinrichs Hofprediger Lindenau mit dem Prediger Eberhard aus Altenburg das Doppelamt an der Kreuzkirche, am 27. Juni ward der erkorene Superintendent feierlich eingewiesen. Der erste vollständige öffentliche evangelische Gottesdienst wurde erst am 6. Juli, dem fünften Sonntag nach Trinitatis, in der Kreuzkirche, nunmehr der Hauptkirche Dresdens, abgehalten. Was war das für ein Freudentag für die evangelische Stadt! Der Kurfürst Johann Friedrich war eigens zu diesem Feste nebst Gemahlin und stattlichem Gefolge von Torgau gekommen, der Dresdner Hof war vertreten durch Herzog Heinrich und seine Gattin, Hofdamen, Räte, Offiziere und Diener. Die Kirche war gedrückt voll. Wie lauschte die Menge dem Worte der Predigt und den Worten der Einsetzung des heiligen Abendmahls, welche da zum ersten Male deutsch gesungen wurden! Wie festlich klangen die Gesänge der Kantorei durch die Hallen des Gotteshauses! Jeder war sich bewußt, daß es sich um einen Tag handle, wie ihn Dresden noch niemals erlebt hatte. „Es hätte vorher niemand vermeinet, — bemerkt der Chronist — daß die Änderung mit so großem Frohlocken und Freuden des gemeinen Mannes ablaufen würde. Es war darüber unter der großen Menge der Einwohner, welche sich in dieser unverhofften glückseligen Veränderung kaum begreifen konnten, eine unbeschreibliche Freude.“ Die Freude im Lande sollte wachsen, als alle Städte und Dörfer im Lande evangelische Prediger erhielten und bald im ganzen Lande das Evangelium von den Kanzeln erscholl.

Allerdings waren mit alledem nur erst Äußerlichkeiten geregelt. Um all die Übelstände, welche das alte Wesen im Gefolge hatte, mit der Wurzel auszutilgen, dazu bedurfte es der Kirchenvisitationen, deren im Jahre 1539 zwei im albertinischen Sachsen abgehalten wurden,

eine vorläufige und eine „ordentliche“. Die erste trat bereits am 15. Juli ins Werk, die andre am 21. Dezember. Der Herzog hatte zu Visitatoren im Meißnischen und im Thüringerlande wackere Männer ernannt. Die für Meißen waren bei der ersten Visitation D. Justus Jonas, Propst von Wittenberg; Dr. Melchior v. Creutz, Amtmann zu Koldiz; M. Georg Spalatin, Hofprediger in Altenburg; Kaspar v. Schönberg auf Reinsberg; Rudolf v. Rechenberg. Bei der zweiten waren beteiligt Wolfgang Fueß, Kaspar Zeuner, Hans v. Kitscher, Rudolf v. Rechenberg und Dietrich Preuß. Sie vereinigten sich nach der vom Herzog gegebenen Verordnung dahin, alle Mißbräuche und falschen gottesdienstlichen Einrichtungen abzuschaffen, die Kirchen- und Schulämter möglichst mit tauglichen Männern zu besetzen, ihnen genügenden Unterhalt zu verschaffen und den Gottesdienst christlich und schriftgemäß zu gestalten.

Mit rühmlichem Eifer und bei aller Schonung der Gewissen doch streng im Sinne des Herzogs und der von ihm gegebenen Anordnung thaten sie ihr Werk. Sie begannen in Meißen, wo Bennos Grab abgebrochen ward und das Domkapitel viel Schwierigkeiten machte, gingen von da nach Dresden, zogen durchs Erzgebirge nach Penig und Pegau und schlossen mit Leipzig, von wo sie noch einige an der Elbe liegende Ortschaften besuchten. Über ihre Wirksamkeit in Dresden berichtet die Geschichte manch wertvollen Zug. Zuerst gelangte die Kreuzkirche zur Visitation. Dort erschienen eines Tages „Meister Hans, der Bildschnitzer“ und acht handfeste, mit Äxten bewaffnete Männer und brachen sechs Tage lang 27 Stück Altäre ab. Nur einen ließen sie stehen, den Hauptaltar; der „schwarze Herrgott“ aber wanderte aus der Kirche in die „Götzenkammer“, den Oberboden der Sakristei. Dort fristete er, einst das Entzücken der Gläubigen, noch bis zum 19. Juli 1760 ein ruhmloses Dasein, bis er bei der Einäscherung der Kreuzkirche durch die Preußen im siebenjährigen Kriege mit in Flammen aufging. Vor seiner Entfernung aus dem Gotteshause hatte man ihm die Krone abgenommen und an den Münzmeister von Annaberg verkauft. Die zahlreichen und kostbaren kirchlichen Gefäße, mit denen man beim Gottesdienste geprunkt, hatte der Rat bereits in Verwahrung genommen und gab aus diesen Schätzen zurück, was man brauchte. Die Kreuzkirche wies unter ihrem letzten katholischen Pfarrer allein folgende Stücke auf: Sechs Kelche, vier silberne Kreuze, ein silbernes Räucherfaß, eine große vergoldete Monstranz im Werte von über dreißig Mark Gold, drei silberne Monstranzen, vierzig silberne vergoldete Spangen, ein großes silbernes Bild, zwei silberne übergoldete Kreuze, Kelche und Hostienteller von vierzehn Altären — eine ganze Silberkammer. Die Frauenkirche büßte natürlich außer manchem andern Stück auch das „wunderthätige“ wächserne Muttergottesbild ein und mußte gleichfalls ihre reichen Silberschätze beim Rate niederlegen. Die „Fußsohle der Maria“ in der Dreikönigskirche geriet ebenfalls in

verdiente Vergessenheit. Was aber wurde aus den Klöstern und den Klosterbrüdern? — es waren nur noch elf Augustiner und fünf Franziskaner. Die frommen Männer wurden vor die Visitatoren gefordert und ihnen aufgegeben, keine Winkelmessen mehr zu halten, keine Beichte mehr zu hören, das Abendmahl nicht mehr unter Einer Gestalt zu reichen und zu empfangen, keine Mönche mehr anzunehmen und keinen zu hindern, in den Ehestand zu treten und ein bürgerlich Kleid zu tragen wie andre Leute, endlich nicht mehr zu predigen, zu läuten und das Evangelium zu lästern, sondern in allem sich nach Gottes Wort zu richten. Dabei wurden sie nicht etwa gewaltsam vertrieben, das Einkommen wurde ihnen auf Lebenszeit gelassen. Die fünf Franziskanermönche erklärten sich von selbst bereit, bis zur Fastnacht 1540 „die Kappen auszuziehen und sich gemeiner Kleidung zu bedienen." Ihre Kirche ward nur noch zum Begräbnisse „fürnehmer Herren und anderer namhafter Leute" benutzt. Statt der beiden eingezogenen Klöster wurden nach Luthers Grundsätzen zwei deutsche Schulen gegründet, eine für die „Knäblein", eine andre für die „Mägdlein". Auch die lateinische Schule ward gründlich reformiert, ebenso die Spitäler und das gesamte Armenwesen. Alle diese Reformen wurden nach Cellarius' frühem Tode von dem zweiten Dresdner Superintendenten Daniel Greser fortgesetzt und beendet. Als der fromme Herzog Heinrich am 18. August 1541 sein Haupt zum Sterben neigte, konnte er mit dem Bewußtsein heimgehen, seine ganze Kraft in den Dienst des Evangeliums gestellt und seinem Sachsenlande die Wohlthat des reinen Wortes und Sakramentes verliehen zu haben.

30. Moritz.

Was Heinrich begonnen, das hat sein genialer, kraftvoller Sohn, Herzog Moritz, weitergeführt.

Moritz, 1521 zu Freiberg geboren, war ein schwächliches Kind, und sein Oheim Georg meinte allen Ernstes, der Knabe werde einmal einen guten Bischof oder Kardinal abgeben. Aber schon frühe zeigte sichs, daß Moritz ganz andere Wege gehen werde. Von den Wissenschaften, von Griechisch und Latein, mochte der Prinz, obgleich er das Gymnasium zu Freiberg besuchte, wenig wissen, und seine Erzieher Balthasar Rysche und Hans von Schleinitz haben manchmal Not gehabt, den lebhaften Knaben bei den Büchern festzuhalten. Desto lieber waren ihm allerlei ritterliche Übungen. Reiten, Fechten, Schießen, das war seine Lust. Es schien ein rechter Kriegsmann aus ihm werden zu wollen. Schon frühzeitig ward dem aufgeweckten, ganz auf das Leben gerichteten Knaben der einfache und beschränkte Hof seines Vaters zu eng. Zu seiner lebhaften Freude wurde er mit zwölf Jahren an den Hof Albrechts von Brandenburg gesandt, der als Erzbischof von Mainz und Magdeburg in Halle residierte. Dort ging es freilich

anders zu als in dem stillen Freiberg. Albrecht war der reichste, verschwenderischste und üppigste Fürst seiner Zeit, er lebte und ließ leben und machte sich um seine Erzbistümer blutwenig Sorgen. Natürlich machte die Üppigkeit dieses Hoflebens auf den empfänglichen Knaben gewaltigen Eindruck. Oft stieg der Wunsch in ihm auf, einst auch einmal solch eine glänzende Stellung in der Welt einzunehmen. Doch fehlte es auch nicht an bessern Eindrücken auf das Gemüt des Knaben. Eine Zeit lang lebte er an dem Hofe seines Oheims, des Herzogs Georg. Dessen Pflichttreue, Sparsamkeit und Gewissenhaftigkeit stach von dem lockern Leben am geistlichen Hofe zu Halle wohlthuend ab und senkte edle Keime in das Herz des jungen Prinzen, Samenkörner, die später herrlich aufgehen sollten.

Schon als Jüngling gab der Prinz Proben seines reichen, weitblickenden und hochfliegenden Geistes. Oft genug ließ er zur Überraschung seiner Umgebung etwas von den Zukunftsplänen merken, an deren Ausführung er sein Leben setzte. Im Jahre 1538 waren durch den Tod des Burggrafen Hugo von Leisnig dessen reiche Besitzungen an den Herzog Georg zurückgefallen. Da trat Moritz, ein Jüngling von kaum siebzehn Jahren, vor den Oheim hin und erbat sich das Burggrafentum zu Lehen. Der Herzog war überrascht von der Kühnheit des jungen Mannes. Drohend soll er den Finger aufgehoben und gerufen haben: „Moritz, du thust, als wenn dir das ganze Sachsenland gerecht wäre.“

Verstimmt über das Mißlingen seines Planes verließ der junge ehrgeizige Mann den Hof zu Dresden und begab sich zu seinem Vetter Johann Friedrich an den kursächsischen Hof zu Torgau und Wittenberg. Er mochte erkannt haben, daß dem Evangelium die Zukunft gehöre. Nichts war geeigneter, ihn mit den Gedanken der Reformation vertraut zu machen, als der Aufenthalt an diesen Orten. Hier sog er den neuen Geist mit vollen Zügen ein, der damals die Welt umgestaltete. Zwar führte er ein fröhliches, ausgelassenes Leben an dem kurfürstlichen Hofe, aber daneben vergaß er nicht, für Geist und Seele zu sorgen. Mit den Reformatoren trat er in persönliche Berührung. Merkwürdig ist, daß Luther mit der kühnen, genialen Art des jugendlichen Prinzen sich nicht ganz befreunden konnte. Moritz war damals noch gärender Most, von dem man noch nicht wußte, was für ein Wein daraus werden würde. So soll der Reformator einst den Kurfürsten ernstlich gewarnt haben mit den Worten: „Sehet wohl zu, gnädiger Herr, daß Ihr Euch in ihm nicht einen jungen Löwen erzieht.“ Und er ist ein junger Löwe geworden, aber ein Löwe, der die Burg des Evangeliums mit Kraft und Mut verteidigte. Anders war der Eindruck, den der junge Fürst auf Melanchthon machte. In einem Briefe bemerkte dieser mit seinem Verständnis für die Eigentümlichkeit des Prinzen, „in Herzog Moritz glänze große Anlage zur Tapferkeit und, wenn er bisweilen über Deutschlands schlimme Lage

nachdenke, so scheine ihm dieser Prinz einst zum Schutze des Vaterlandes bestimmt zu sein." Wie sehr der junge Fürst schon damals zur evangelischen Sache neigte, das bezeugt ein dreifacher Umstand. Er ließ sich bereits 1537 nebst seinem Vater in den Schmalkaldischen Bund aufnehmen, erklärte sich 1539 zu Torgau öffentlich für das Evangelium und trat zu dem bedeutendsten der protestantischen Fürsten, Philipp von Hessen, in die engsten Beziehungen. Bei einem Besuche am landgräflichen Hofe hatte der Prinz die Tochter Philipps, Agnes, kennen und lieben gelernt. Seine Eltern waren zwar mit dieser Verbindung nicht recht einverstanden, sie hatten mit ihrem Sohne andere Pläne, trotzdem aber verlobte sich Moritz, selbstständig wie er war, mit der Erkorenen und führte sie anfangs 1541 heim. Unschwer erlangte er später noch den elterlichen Segen. Als der Schwiegersohn des Landgrafen aber war ihm die Richtung seines Thuns und Lassens vorgezeichnet. Er ward ein eifriger Verteidiger, ein Schirmherr des Evangeliums und mußte es werden. Und wenn auch die damalige Welt seine eigenartige Politik, seine diplomatischen Schachzüge oft genug nicht verstand, er wußte wohl, warum er gerade so handelte, und verlor sein Ziel niemals aus den Augen.

Am 18. August 1541, in dem jugendlichen Alter von zwanzig Jahren, trat Moritz die Regierung seines Herzogtumes an. Was den jungen Regenten zuerst in Anspruch nahm, das war der Krieg. Bereits im Jahre 1542 trat er, weil zwischen seinem Schwiegervater Philipp von Hessen und seinem Vetter Johann Friedrich eine Spannung eingetreten war, aus dem Schmalkaldischen Bunde aus, versicherte aber feierlich, daß er nach wie vor der evangelischen Kirche treu bleibe. Von Thatendrang getrieben, schloß er sich dann dem Kaiser Karl V. an, der damals gerade mit den Türken im Streite lag und zog mit dem kaiserlichen Heere vor Pest. Im nächsten Jahre stand Moritz einem andern Feinde gegenüber, den Franzosen, und that sich bei Dijon durch persönliche Tapferkeit hervor. Eine seiner bedeutendsten Kriegsthaten war die Eroberung von Magdeburg, die er im Auftrage des Kaisers im Jahre 1550 übernommen hatte. Über ein Jahr lag er vor der festen Stadt, bis er mit glänzendem Gefolge in ihr seinen Einzug halten konnte.

Über den mannigfaltigen Kämpfen aber vergaß er die Arbeit des Friedens nicht. Was er an seinem Lande gethan hat, das ward demselben zu reichem Segen. Im tiefsten Herzen dem Protestantismus zugethan, versäumte er nichts, um in seinem Sachsenlande dessen Sache thatkräftig zu fördern. Wie Luther wiederholt geraten hatte, verwendete er die eingezogenen Klöster- und Stiftsgüter zur Begründung von evangelischen Schulen. Unter Beihilfe seines Rates Georg v. Kommerstedt auf Kalkreuth und des Rektors Johann Rivius in Freiberg stiftete er die drei Fürstenschulen Schulpforta, Meißen, Grimma. Große Fürsorge wendete er der Universität Leipzig zu. Um das akademische

Studium zu fördern und zu erleichtern, stellte er bessere Lehrer an, gründete eine Reihe von Stipendien für arme Studenten und richtete das Konviktorium ein, eine Anstalt, in welcher Hunderte von Studierenden jahraus, jahrein mittags und abends freie Kost erhielten. Auch die Gründung einer Universitätsbibliothek war sein Werk. Daneben suchte er auch seine Lande wehrhaft zu machen. Die Befestigung von Pirna, Dresden, Leipzig geht wesentlich auf ihn zurück. Das Bergwesen nahm unter ihm einen merklichen Aufschwung. Kurzum, auf allen Gebieten legte Moritz entschlossen und kühn Hand ans Werk und ruhte nicht eher, bis er seine großen Pläne, soweit dies möglich war, erfüllt sah.

Bei alledem ging Moritz seine eigenen Wege. Es ist nicht zu leugnen, daß ihn bei allen seinen Handlungen im Verein mit der Rivalität gegen seine ernestinischen Vettern, mit denen er seit dem „Fladenkriege“ uneins war, ein mächtiger Ehrgeiz beseelte. Moritz war ein hochstrebender Geist und verlangte heftig nach immer größerer Machtstellung unter den protestantischen Fürsten. Hatte er diese erreicht, so gedachte er als mächtiger Schirmherr des Evangeliums aufzutreten. Da von dem Schmalkaldischen Bunde seiner Ansicht nach nichts für das Evangelium zu hoffen war, so unternahm er es, das Evangelium auf eigene Faust zu retten; und dies konnte nur auf einem Wege geschehen, der den Plänen der Schmalkaldischen Fürsten gerade entgegengesetzt war. Es war im Jahre 1546, kurz nach dem Tode des großen Reformators, daß Kaiser Karl dem Schmalkaldischen Bunde, an dessen Spitze der geächtete Johann Friedrich stand, den Krieg erklärte. Moritz stand auf der Seite des Kaisers, dem er sich seit 1542 vorsichtig genähert hätte. Mit ihm schlug er die Schmalkaldener im Jahre 1547 bei Mühlberg an der Elbe aufs Haupt. Am zweiten Sonntag nach Ostern, am 24. April, war's, daß die Kaiserlichen und Moritz mit ihren Truppen das linke Ufer der Elbe erreicht hatten. Ahnungslos saß der Kurfürst in der Vormittagskirche, als er die Schreckensnachricht erhielt, der Feind schicke sich an, über die Elbe zu kommen. Er ließ sich in seiner Andacht nicht stören, bis er gezwungen ward zu flüchten. Auf der Lochauer Heide holte man ihn ein. Nach verzweifelter Gegenwehr ergab er sich. „Erkennt Ihr mich nun für einen römischen Kaiser?“ rief ihm Karl entgegen. Der Kurfürst erwiederte: „Ich bin in Ew. Majestät Gewalt; darum thut mit mir, wie es Euch beliebt und Gott gefällt.“ Der Kurfürst mußte in der Wittenberger Kapitulation für sich und seine Nachkommen auf die Kurwürde und den größten Teil seiner Lande verzichten. Das Todesurteil, das der Kaiser über Johann Friedrich ausgesprochen hatte, ward in Gefangenschaft verwandelt. Die ernestinischen Besitzungen gingen samt der Kurwürde auf Herzog Moritz über, nur einige Städte und Ämter in Thüringen erhielt Johann Friedrich für seine Söhne eingeräumt.

So war aus dem Herzog Moritz ein Kurfürst Moritz geworden. Und wie seit 1548 äußerlich eine Wandlung mit dem Fürsten vorgegangen war, so geschah's auch innerlich. Nachdem er die oberste Stelle unter den protestantischen Fürsten erreicht, trat er mit seiner tiefinnersten evangelischen Gesinnung offen heraus. Bis dahin anscheinend des Kaisers Freund und der Protestanten Feind, begann er nun, die Rechte seiner Glaubensgenossen dem römischen Kaiser gegenüber zu schützen. Ja, er mußte dies thun, da der Kaiser immer rücksichtsloser ward und die Sache des Evangeliums Schiffbruch zu leiden drohte.

Seitdem Kaiser Karl im Schmalkaldischen Kriege so glänzend gesiegt und den ganzen Schmalkaldischen Bund auseinandergetrieben und vernichtet hatte, seitdem war er stolzer und herrischer denn zuvor. Die deutschen Fürsten behandelte der Spanier nach Willkür und zertrat mehr als einmal das gute deutsche Recht. In religiöser Beziehung übte der Katholik auf Deutschland einen unerträglichen Druck. Er wollte die Protestanten zwingen, die Tridentinische Kirchenversammlung zu beschicken und das Augsburger und Leipziger Interim anzunehmen, durch welches den Protestanten zwar der Kelch im Abendmahl, die Priesterehe und andere Rechte eingeräumt, aber andrerseits wieder römische Satzungen aufgezwängt wurden. Er hielt die beiden ehemaligen Häupter des Schmalkaldischen Bundes, Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen in harter Gefangenschaft und gab sie trotz alles Bittens nicht los. Er drohte mit all diesen Maßregeln nach und nach die schwer errungene evangelische Freiheit zu vernichten und das große Werk der Reformatoren wieder niederzureißen. Das war dem Kurfürsten Moritz unerträglich. Aller Augen richteten sich auf ihn als den Retter des Evangeliums. Und er hat die Erwartungen der evangelischen Welt nicht getäuscht. Mit einem kühnen Streiche durchkreuzte er zur großen Überraschung des Kaisers dessen verderbliche Pläne und befreite Deutschland und den Protestantismus von den Netzen des durch und durch undeutsch und unevangelisch gesinnten Zwingherrn. In aller Stille sammelte der Kurfürst im Jahre 1552 ein Heer von dreißigtausend Mann, während der Kaiser in Tirol weilte und keine Ahnung davon hatte, daß Moritz gegen ihn etwas im Schilde führte. Als ihm der günstigste Zeitpunkt gekommen zu sein schien, brach er auf und zog nach Süden. Am 3. April nahm er Augsburg und drang rasch nach dem kaiserlichen Hauptquartiere vor. Karl lag gichtkrank und ohne Truppen in Innsbruck. Er wußte keinen andern Rat, als den heranrückenden Feind um Waffenstillstand zu bitten. Allein der Kurfürst zog unaufhaltsam nach Süden und langte am 17. Mai in der Gegend von Innsbruck an. Bei der Ehrenberger Klause kam es zum Treffen. Der Herzog von Mecklenburg, einer der Verbündeten des Kurfürsten, griff die für unüberwindlich geltende Burg an und zwang sie am 19. Mai zur Ergebung. Dabei wäre Kaiser Karl beinahe selbst gefangen worden. Als er keinen andern Ausweg als schleunige

Flucht erkannte, ließ er sich in der Nacht vom 22. zum 23. Mai, während unaufhörlicher Regen vom Himmel strömte, in einer Sänfte über das Gebirge tragen und sich siebenunddreißig Meilen weit nach Villach in Kärnthen bringen, wo er vor den Feinden sicher zu sein hoffte. In wenig Wochen war der große Kaiser, in dessen Landen die Sonne niemals unterging, gewaltig gedemütigt und mußte am 2. August 1552 den Passauer Vertrag unterzeichnen. Die Folgen dieser kühnen That des tapfern und klugen Kurfürsten waren unermeßliche. Der Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige ward nun wieder frei und durfte nach fünfjähriger harter Gefangenschaft wieder zu seiner Gattin nach Weimar zurückkehren. Ebenso ward Moritz' Schwiegervater, Philipp von Hessen, wieder in den Besitz seiner angestammten Lande gesetzt. Die Hauptsache aber war, daß den Protestanten im Passauer Vertrag ihre freie Religionsübung gesichert ward. Alle gegen die Protestanten erlassenen kaiserlichen Beschlüsse und Verordnungen des Reichstages sollten aufgehoben, allen denen, auf welchen seit dem Schmalkaldischen Kriege die kaiserliche Acht ruhte, diese erlassen sein, alle Beschwerden aber sollten die Protestanten auf einem Reichstag anbringen, der allerdings erst nach drei Jahren in Augsburg zusammenkam. Viel war erreicht, der einstmals geschmähte Fürst stieg nun in der Achtung der Protestanten auf einmal ungemein. Was er als Herzog versehen zu haben schien, das hatte er als Kurfürst wieder gut gemacht, indem er den Protestantismus mit einer Politik, die keine Rücksichten kannte, zu schirmen und den Bestand der evangelischen Kirche zu sichern wußte.

Daß Moritz, der Feuergeist mit der hohen Stirn und den klugen, scharfen Augen, wohl der bedeutendste Fürst seines Jahrhunderts und der größte unter allen Wettinern gewesen ist, das ist keine Frage. Er hat den albertinischen Kurstaat begründet. Was er seinem Lande gewesen, davon sieht man dort heute noch die Zeichen. Seinen landesväterlichen Pflichten kam er in einer Weise nach, die allen Fürsten zum Vorbilde dienen könnte. Bis ins kleinste und einzelnste hinein bekümmerte er sich um die Angelegenheiten des Landes. Sein lebhafter und wesentlich auf das Praktische gerichteter Geist überschaute die verwickeltsten Verhältnisse mit staunenswerter Klarheit und Schnelligkeit und fand überraschend leicht den Punkt, auf den es ankam. Alle wichtigen Entscheidungen behielt er sich selbst vor. Er war ein Selbstherrscher durch und durch, aber als ein Landesvater hat er nur für sein Volk gelebt und gelitten. Unübersehbar sind die Gebiete, auf denen er fördernd und umgestaltend eingriff. Er erließ eine neue Forstordnung. Das Bergwesen wurde unter seiner Regierung neu geregelt und durch strenge Beaufsichtigung der Ertrag der Schächte des Erzgebirges wesentlich gesteigert. Handel und Gewerbe, Post- und Straßenwesen und vieles andre erfreute sich gleichfalls seiner kräftigen Förderung. Der bessern und leichtern Verwaltung wegen wurde das Land in den Leipziger, Meiß-

ner, erzgebirgischen, thüringischen und Kurkreis eingeteilt. Die Lage der Armen ward durch eine wohlgeordnete Armenpflege verbessert. Was Moritz für die Schulen gethan hat, ist erwähnt. Er kann namentlich für das gelehrte Schulwesen als Reformator gepriesen werden.

Ebenso groß wie als Landesvater ist Moritz als Feldherr und Staatsmann gewesen. Alles was dazu gehört, vereinte sich in ihm. Er besaß einen gewaltigen Unternehmungsgeist. Dabei artete seine Kühnheit keineswegs zur Tollkühnheit aus, sondern war gepaart mit weiser Mäßigung. Er hatte jenen unbefangenen Blick staatsmännischer Klugheit, welche alle und auch die kleinsten Umstände zu berechnen und zu benutzen weiß, jene Fernsichtigkeit, die den echten Staatsmann macht. Da er lange Zeit mit dem verschlagenen Kaiser im Bunde gewesen war, so hatte er Gelegenheit genug gehabt, seine staatsmännische Begabung noch zu vermehren. So ist denn seine Regierung ein feines Gewebe von tausend Fäden, die er mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit zu einem Ganzen zu verflechten wußte, eine ununterbrochene Kette von klugen Schachzügen, die wenige verstanden, während sie ihm schließlich in glänzender Weise den Sieg eintrugen. Selbst von Feinden ist seine einzigartige Größe anerkannt worden; sein Vetter Johann Friedrich, den er bei Mühlberg besiegt und der ihn um ein Jahr überlebte, bekannte offen: „Ich habe die beste Ursache, ihm gram zu sein, aber er war ein ungemeiner und hoch wunderbarer Mann."

Was uns hier von allergrößter Bedeutung ist, ist die Stellung des Fürsten zum Evangelium. Grundverschieden ist er nach dieser Seite hin beurteilt worden. Während ihm die einen alles religiöse Interesse absprachen, ihn als einen Verräter des Evangeliums brandmarkten und ihn den Judas der guten Sache nannten, glaubten die andern jede einzelne seiner Handlungen ängstlich in Schutz nehmen zu müssen. Daß sich in seinem Charakter mancherlei auffallende, anscheinend einander widersprechende Züge finden, ist nicht zu leugnen. Daß er als der Sohn eines echt protestantischen Fürsten, als der Schwiegersohn eines Philipp von Hessen, als der Vetter eines Johann Friedrich aus dem Schmalkaldischen Bunde austrat, wo er doch selbst der Reformation zugeneigt war, das mußte alle Evangelischen mit Befremdung erfüllen. Daß er im Kriege anfangs auf des Kaisers Seite stand und dann bei passender Gelegenheit eine Schwenkung machte und sein Schwert gegen den früheren Bundesgenossen zog, daß er bei unzweifelhaft protestantischer Gesinnung lange genug eine scheinbar unprotestantische Politik trieb, das alles erregte begreiflicherweise bei Freund und Feind Verwunderung. Wahr ist, daß er ein völlig selbständiger Mann war und weit entfernt von der Ehrlichkeit und Biederkeit seiner ernestinischen Vettern, unbekümmert um das Urteil der öffentlichen Meinung, mit einer Keckheit ohnegleichen seine Pläne verfolgte, daß er mit einem staatsmännischen Blicke begabt war, den seine Zeitgenossen

weder verstehen noch würdigen konnten. „Moritz ist der einzige Staatsmann," sagt einer seiner Biographen, „welchen der Protestantismus in dem Zeitalter seiner Begründung hervorgebracht hat. Als solchem ist ihm die wenig dankbare Rolle zugefallen, die von den Häuptern seiner Glaubensgenossen begangenen Fehler gegen deren Willen wieder gut zu machen oder wenigstens die unheilvollen Folgen, die sich daraus zu ergeben drohten, nach Kräften zu mindern. Der furchtbarste Gegner der spanisch-habsburgischen Politik hat Moritz aber doch nur werden können, weil er der gelehrigste Schüler derselben gewesen war. Er war ganz in der Schule Karls V. gebildet; er bekämpfte und stürzte denselben mit den Waffen, welchen dieser seine größten Erfolge verdankt hatte. Und offenbar ist es dies, woran die Zeitgenossen am meisten Anstoß nahmen, was ihnen die Erkenntnis und die Würdigung der von Moritz befolgten Politik erschwerte, ja fast unmöglich machte. Wo aber wären damals wohl andere Mittel, andere Waffen zu finden gewesen, die eine Rettung der gefährdeten Reformation und die Erhaltung der nationalen Selbständigkeit Deutschlands hätten erhoffen lassen? Beides aber ist das Werk Moritz' von Sachsen, und beides soll ihm alle Zeit unvergessen bleiben."

Was die persönliche Stellung des Kurfürsten zur Reformation betrifft, so ist es über allen Zweifel erhaben, daß er wie sein Vater ein warmes Herz für sie in der Brust trug. Aus lebendiger Herzensüberzeugung und nicht aus politischer Berechnung war er dem Evangelium zugefallen. Seine Erlasse und Briefe, sein inniges Verhältnis zu seinem Feldprediger Albinus und zu seinem Superintendenten Greser, sein ganzes Leben und Sterben — alles ist ein großes Zeugnis seiner evangelischen Gesinnung. Aber er stand bei alledem der Reformation mit eigentümlich freiem Geiste gegenüber. Ein Theolog auf dem Throne war er nicht. Dogmatische Streitigkeiten ließen ihn kalt. Innere Kämpfe um das Heil seiner Seele hat er nicht durchgemacht. Er sah im Protestantismus kein theologisches Lehrgebäude, ersonnen und vertreten durch einige religiös bedeutsame Männer, sondern wesentlich eine neue Weltanschauung. Mit dem ihm eigenen Scharfblick erkannte er, daß der Katholizismus unfähig sei, die Grundlage des geistigen Lebens der anbrechenden Zeit zu bilden. Er erblickte in dem Protestantismus die geistige Macht, welche den Staat aus der Vormundschaft der Kirche befreite und als selbständige, ebenbürtige Größe neben, ja über die Kirche stellte und welcher darum die Zukunft gehörte. Mit dieser Auffassung steht er einzig da unter den Fürsten seiner Zeit. Wie in so vielen Stücken, so ist er auch in diesem Stücke seinem Jahrhundert weit vorausgeeilt.

Wenn man ihn alles in allem mit einem seinesgleichen zusammenstellen soll, so kann dies nur Gustav Adolf sein. Kurfürst Moritz war der Gustav Adolf der Reformationszeit. Schon der äußern Gestalt nach können die beiden blonden germanischen Recken gut neben-

einandergestellt werden. Und ihre Charaktereigentümlichkeiten und Schicksale fordern förmlich zu einer Vergleichung auf. Wie der große Schwedenkönig, so hatte auch Moritz hohes Feldherrntalent, verbunden mit diplomatischem Scharfblick. Wie dieser war auch er von glühendem Thatendrange beseelt. Was sie aber vor allem zu zwei geistesverwandten Helden der Geschichte macht, ist der Umstand, daß sie beide für die höchsten Güter des Lebens ihre Kraft einsetzten, für das Evangelium, daß sie beide in schwerer Zeit Retter des Protestantismus wurden und beide so ziemlich in gleichem Alter ihr hochherziges Streben mit dem Heldentode auf dem Schlachtfelde besiegelten. Was Gustav Adolf leistete, das hatte Moritz hundert Jahre früher schon einmal gethan, er hat als „Christ und Held Glaubensfreiheit für die Welt gerettet." Der Schwedenkönig hat es selbst einmal kurz und schlicht ausgesprochen, wie sehr er sich zu Moritz als seinem Geistesverwandten hingezogen fühlte; mitten im Drange des dreißigjährigen Krieges seufzte er: „Wollte Gott, daß ein Mauritius da wäre!"

Ergreifend offenbarte sich Moritz' religiöses Gemüt, als es mit ihm zum Sterben kam. Bei Sieversh a u s e n war's, wo er nach glänzendem Sieg über Herzog Albrecht von Brandenburg am 9. Juli 1553 tödlich getroffen zu Boden sank. Anfangs hielt man die Verwundung des Kurfürsten nicht für lebensgefährlich. Bald jedoch stellten sich heftige Schmerzen ein, und der totwunde Mann bat selbst, „der liebe Gott wolle ihn selig dahinnehmen und nicht länger verziehen." Er ließ sich von seinem treuen Hof- und Feldprediger J o h a n n A l b i n u s noch das heilige Abendmahl reichen und diktierte seinem vertrauten Rate C h r i s t o p h v. C a r l o w i t z sein Testament, das er mit fester Hand unterzeichnete. Darin stellte er seinem Bruder und Nachfolger August Land und Leute des Kurfürstentums zu landesväterlicher Fürsorge anheim. „Das Ringlein," sprach er dann sterbend, „so wir an der Hand tragen, soll August unserm lieben Gemahl wieder zustellen und soll daneben sagen, daß wir sie freundlich gesegnen lassen in tröstlicher Hoffnung, daß wir mit der Zeit nach Gottes gnädiger Verleihung in jener Welt wieder einander sehen wollen." Am zweiten Tage nach der Verwundung ließ sich Moritz früh morgens aus dem Bette heben und ruhte auf einem Sessel. Da überwältigte ihn der Schmerz, er verlangte zu liegen und sprach mit aufgehobenen Händen: „Allmächtiger Gott, ich bitte dich, du wollest mir um Christi willen alle Sünden, die ich wider dich oder die Menschen gethan, verzeihen und vergeben; ich vergebe allen meinen Feinden und mir Widerwärtigen von Grund meines Herzens und gänzlich." Immer heftiger bohrte der Schmerz. Während man ihn zu Bette bringen wollte, rief er im Gefühle des nahenden Todes: „Gott wird kommen!" und ehe man ihn in die Decke gehüllt, war er mit einem Seufzer verschieden.

Groß war die Klage, die diese Kunde bei den Evangelischen hervorrief; der erste evangelische Fürst war gefallen. Im Dome zu

Freiberg, wo der Held zur Ruhe gebettet ward, hielt ihm sein Hof- und Feldprediger Albinus die Leichenpredigt und erzählte darin, „wie der selige Kurfürst nicht allein zur Beschützung der Religion, deutschen Freiheit und seiner eigenen Land und Leute sich oft in Harnisch begeben müssen, und mit was für mannlichem heroischen Gemüte und glücklichem Erfolge er solches gethan, sondern auch wie er nach empfangenem Schuß viele schöne christliche Reden geführet, sich selbst getröstet und seinen Willen ganz in Gottes Willen ergeben, deswegen das hochwürdige Abendmahl mit großer Andacht gebraucht und darauf, nachdem er umständiglich angeordnet, wie alles nach seinem Tode sollte angestellet werden, in hoher christlicher Geduld seinem Erlöser und Seligmacher still gehalten, bis ihn derselbe durch einen seligen Tod seiner Schmerzen entbunden und aus dieser Welt abgefordert." Obwohl jeder fühlte, was für ein Held in Moritz geschieden war, mußten doch erst Jahrhunderte vergehen, ehe der Welt die Größe eines solchen Mannes klar ward. Er war ein Edelstein mit Ecken und Kanten, aber doch ein Edelstein.

31. Evangelische Theologen.

Die Durchführung der Reformation, die Herstellung geordneter Verhältnisse in Kirche und Schule würde Sachsens Fürsten unmöglich gewesen sein, wenn ihnen nicht tüchtige Gehilfen zur Seite gestanden hätten. Daß Sachsen das Musterland evangelischen Kirchenwesens werden konnte, ist nur erklärlich durch den Umstand, daß den Fürsten von Gottes Gnaden evangelische Männer von Gottes Gnaden die Hände reichten.

Es bedarf nicht des Nachweises, in welchem Maße die Seele der Reformation, Martin Luther, der Berater der Wettiner beim Erneuerungswerke der Kirche war; er war's in Sachsen wie in Deutschland. In seiner Person liefen alle Fäden zusammen, seine Schriften waren in aller Händen, kaum eine bedeutende Stadt Sachsens, mit deren Geistlichkeit, Rat und Bürgerschaft er nicht in schriftliche oder persönliche Berührung gekommen wäre. Er hat in Leipzig und Dresden, in Zwickau und Gnandstein gepredigt, ist mit der Reformationsgeschichte von Grimma, Leisnig, Pirna, Freiberg aufs engste verknüpft, er hat den Christen zu Oschatz, Plauen, Oelsnitz seine Tröstungen und Ratschläge gespendet, er ist mit sächsischen Edelleuten wie Hildebrand v. Einsiedel, Levin v. Metzsch u. a. innig verbunden gewesen, er war der Vertraute Johanns und Johann Friedrichs und der Stolz des ganzen Sachsenlandes. Mit ihm hat der vielseitige Spalatin auf die sächsischen Lande den nachhaltigsten und segensreichsten Einfluß geübt, er, dem das schwierige Werk der Visitation vertraut war.

Nach dem Tode Luthers ward Melanchthon der Berater der evangelischen Kirche Sachsens und trat namentlich zu Leipzig

und Dresden in innige Beziehungen. In zahlreichen wichtigen Fragen legte er, von Moritz hochgeachtet, als oberste Instanz in Kirchen- und Schulsachen, das Gewicht seiner Persönlichkeit in die Wagschale. Als 1547 nach den Wirren des Schmalkaldischen Krieges Wittenberg mit seiner Universität verarmt und verödet war und der neue Kurfürst Moritz deren Reorganisation betrieb, da ward Philippus nach Dresden berufen, um sein Gutachten darüber abzugeben und mit Dr. Kommerstedt zu verhandeln. Als das Leipziger Interim die Geister beunruhigte und die Räte des Kurfürsten eine Schrift entworfen hatten, die Geister zu beschwichtigen, ward Melanchthon wiederum nach Dresden beordert, um die Schrift zu prüfen, und er riet ab von ihrer Veröffentlichung, durch die nur neues Öl ins Feuer gegossen werde. Als der Papst die Protestanten zum Konzile nach Trient einlud und Moritz, im Zweifel, ob er der Einladung folgen solle, viel mit seinen Juristen und Theologen verhandelte, mußte Melanchthon dreimal in kurzer Frist in Dresden erscheinen; schon hatte ihn der Fürst nebst andern Theologen dazu ausersehen, mitten im Winter in die Höhle des Löwen zu reisen, als man am Hofe zu Dresden erkannte, daß jede Verhandlung der Protestanten mit dem Papste zwecklos sei. Inzwischen war Kurfürst Moritz den Heldentod gestorben, von Melanchthon in ergreifendem Liede beklagt. Seine Wertschätzung Melanchthons übertrug sich auf seinen Nachfolger Kurfürst August. Im Jahre 1555 schrieb der Dresdner Stadtschreiber Michael Weisse ins Memorialbuch: „Mittwoch nach Dorothea sind die erforderten Landräte und Ausschuß allhier in Dresden einkommen und allerlei Gebrechen der Visitation, Konsistorien und andrer Sachen halber Handlung geschehen. Allda Philippus Melanchthon samt andern Gelehrten auch gewesen." Vater August, ein großer Freund von Kirchenvisitationen, ließ hier eine Instruktion für Kirchenvisitatoren aufstellen. Keiner der anwesenden Gelehrten hatte eine solche entworfen; da setzte sich Melanchthon hin und schrieb sofort in einem Zuge einen so meisterhaften Entwurf, daß derselbe in allen Punkten gebilligt werden konnte. Bei dieser Gelegenheit war es auch, daß Melanchthon von Dresden aus ein besonders denkwürdiges Schreiben entsandte. In Böhmen und in der Lausitz kündeten sich die Vorboten der Gegenreformation an, die schon damals viele protestantische Geistliche von Haus und Hof trieb. Da richtete Melanchthon unter dem 13. Februar 1555 ein ergreifendes Trostschreiben an sie und wies sie darauf hin, daß ihnen Sachsen als Zufluchtsstätte offen stehe. Außer diesen persönlichen Beziehungen, von denen hier nur Proben gegeben sind, pflog Melanchthon mit Dresden auch einen regen brieflichen Verkehr, dessen Zeugnisse in den Akten des Ratsarchivs wie in der gedruckten Briefsammlung Melanchthons, dem Corpus reformatorum, vorliegen. Handelt es sich bei Melanchthons Besuchen in Dresden meist um kirchliche oder kirchenpolitische Fragen, so bilden den Inhalt des Briefwechsels meist nur Besetzungs-, Schul- und Stipendien-

angelegenheiten. Für alle seine Bemühungen ist man ihm dankbar gewesen und hat ihn in der Weise jener Zeit durch Weinspenden und Kollationen geehrt; und als sein Heimgang in die Lande erscholl, da schrieb der Stadtschreiber ins Memorialbuch: „Philippus Melanchthon, der teure Mann, ist gestorben Freitags nach Ostern 60."

Eine günstige Fügung war es, daß in allen bedeutenderen Städten des Landes gelehrte, beredte und umsichtige Männer das Werk der Reformation leiteten, Freunde und Schüler der Reformatoren, die für ihren engeren Kreis das waren, was die Heroen von Wittenberg für Deutschland. In Dresden, wo Herzog Heinrichs Hofprediger Paul Lindenau viel für die Einführung der reinen Lehre gethan hatte, stand seit 1539 Johannes Cellarius an der Spitze der Stadtgeistlichkeit. Franke von Geburt, Schüler von Erasmus und Reuchlin, war er Zeuge der Leipziger Disputation, über die er ein Druckwerk veröffentlicht hat. Für die Reformation gewonnen, saß er zu Luthers Füßen und wurde von ihm als Prediger nach Frankfurt a. M. empfohlen. Nachdem er 1532 bis 1538 Primarius in Bautzen gewesen war, berief man ihn zum Superintendenten nach Dresden. Nach drei Jahren schon ereilte ihn der Tod. Als Moritz, gerade bei Tische, seinen Heimgang erfuhr, stand er erschüttert auf, unfähig auch nur einen Bissen weiter zu genießen. Luther hat der Witwe einen freundlichen Trostbrief geschrieben, in dem es heißt: „Ich habe leider erfahren, wie Gott, der liebe Vater, Euch, ja uns auch mit einer Rute gestäupt und den lieben Mann, Euern Hausherrn, von Euch und uns genommen, daran uns allen wehe geschehen, ob er wohl in guter, seliger Ruhe ist." Cellarius fand in Daniel Greser, einem Hessen, einen würdigen Nachfolger. Ehemals römischer Priester, dann seit 1532 Pastor in Gießen, ward er 1542 nach Dresden gezogen, wo er durch seine hervorragende Predigtgabe, seinen praktischen Sinn, seine Gelehrsamkeit und seine Begeisterung für die reine Lehre dem Evangelium große Dienste leistete. Magister Daniel hat nicht nur Moritz, sondern auch August überlebt und im hohen Alter eine „Historie und Beschreibung des ganzen Laufs und Lebens, wie nämlich ich, Daniel Greser, mein Curriculum vitae geführet habe" herausgegeben. Erst 1591 ist er, 87 Jahre alt, gestorben.

Der Reformator Leipzigs wurde Kaspar Cruciger. Ein Leipziger Stadtkind, aber unter Luther und Melanchthon in Wittenberg gebildet, kam er 1539 in seine Vaterstadt und hat da in Jahresfrist mit Mykonius und andern die Reformation durchgeführt. Der Leipziger Rat wollte damals den gelehrten, friedsamen Mann als Superintendenten behalten, aber Luther erklärte, Cruciger sei in Wittenberg unentbehrlich; war er doch Luthers treuer Gehilfe am Werke der Bibelübersetzung, ein gesuchter akademischer Lehrer und der „Stenograph der Reformation" auf den verschiedensten Religionsgesprächen. Der erste Superintendent ward Johann Pfeffinger, ein geborener

Bayer, einst römischer Priester in Passau, ein Theolog, der die melanchthonische Richtung vertrat. Auch sonst war das Evangelium in Leipzig von bedeutsamen Persönlichkeiten getragen. Hier wirkten Justus Menius, einst Reformationsprediger in Erfurt und Gotha, seit 1557 als Pastor von St. Thomae, Alexander Alesius als Professor der Theologie, Nikolaus Selnecker erst als Professor, dann als Pfarrer und Superintendent. Daneben lebte und lehrte ein Menschenalter lang Johannes Camerarius, der evangelische Humanist, der Freund, Gesinnungsgenosse und Biograph Melanchthons. Auch Freiberg hatte namhafte Theologen aufzuweisen. Hier predigte zuerst Jakob Schenk, ein gelehrter und beredter Mann, das Evangelium; sein unkluges Benehmen machte ihn in Freiberg unmöglich. Besonders förderlich wirkte Luthers Schüler und Tischgenosse Hieronymus Weller seit 1539 als Lektor und Professor der Theologie an der Stadtschule durch seine Lehrthätigkeit und seine Kommentare zu Büchern der heiligen Schrift. Freiberg und Zwickau gehörte zugleich an Luthers Freund Nikolaus Hausmann. In der Bergstadt um 1480 geboren, war er erst Prediger in Schneeberg, dann seit 1521 in Zwickau, von wo er 1532 nach Dessau ging, von Luther mit folgenden Worten empfohlen: „Es kommet hier der fromme Mann Magister Nikolaus Hausmann. Es ist ein treu Herz und sittiger Mann, der Gottes Wort fein still und züchtig lehret und lieb hat.“ Über das Lebensende des edlen Mannes, der durch seine sanfte, gütige Art dem Evangelium viele Herzen gewann, wird in Luthers Tischreden berichtet: „Anno 1538 den 6. November kamen Briefe von Freiberg, wie Magister Hausmann wäre gen Freiberg berufen zum Pfarrherrn und Superintendenten; weil er aber ein alter und abgearbeiteter Mann gewesen, hätte ihn der Schlag in der ersten Predigt gerühret, davon er auch alsbald wäre tot blieben. Wir aber verhielten's D. Martin, und sagten erstlich, er wäre krank, zweitens läge darnieder, wäre drittens fein sanft in Christo entschlafen. Da fing er an und weinte sehr und sprach: Also nimmt Gott die Frommen weg; das ist mir wahrlich gar ein lieber Freund gewesen. Also saß er den ganzen Tag, weinte und trauerte, war bei D. Jonas, M. Melanchthon, M. Camerarius und Kaspar v. Köckeritz, unter welchen er saß, ganz traurig und weinend.“ Einen gleich teuern Freund hatte Luther in Pirna in der Person des ersten Superintendenten Anton Lauterbach. Der wackre Mann, aus Stolpen gebürtig, war von Luther „wegen seines Fleißes und seiner Frömmigkeit“ in sein Haus und an seinen Tisch genommen worden und hat in seinem köstlichen Tagebuche die Tischreden Luthers von 1538 der Nachwelt überliefert. Mit den beiden großen Wittenbergern Luther und Melanchthon stand er bis an ihr Lebensende in regem Briefwechsel. Dreißig Jahre lang entfaltete Magister Anton in Pirna eine gesegnete, in die Tiefe gehende Wirksamkeit.

Legten so in Stadt und Land tüchtige Männer Hand ans Werk der Kirchenerneuerung, so hat daneben das Sachsenland einige seiner

besten Söhne zur Begründung und Befestigung des Evangeliums außer Landes geschickt. Wie Hausmann in Dessau, so wirkten andre Sachsen in andern Gegenden jenseits der Grenzen. Luthers Alters- und Schulgenosse Wenceslaus Linck, ein Kolditzer Stadtkind, einst Prior im Wittenberger Augustinerkloster, vertrat wie in Altenburg, so in München und Nürnberg das Evangelium. Der Annaberger Erasmus Sarcerius, eine Lichtgestalt unter den Theologen seiner Zeit, wirkte in Lübeck und Nassau auf das Segensreichste im Sinne Luthers. Friedrich Mykonius, den eine ähnliche Entwickelung wie Luther ins Kloster geführt, und der als Annaberger Mönch die ganze Schändlichkeit des Tetzelschen Ablaßkrames erfahren hatte, ward der Reformator Gothas und Thüringens. Der Schneeberger Andreas Muskulus, welchen Wittenberg aus einem Feinde zum glühendsten Verehrer Luthers gemacht hatte, entfaltete in Frankfurt a. O. seine Thätigkeit auf Kanzel und Katheder. Der gemütliche Rochlitzer Johannes Mathesius, einst auch in Luthers Hause, waltete als Bergprediger in Joachimsthal mit seltener Frische und Volkstümlichkeit seines Amtes und hat uns in seinen Predigten über Luthers Leben eine Biographie des Reformators von einzigartigem Werte hinterlassen.

Wenn solche Männer, die mit festem Glauben an Gottes Wort hohe Gelehrsamkeit, innige Liebe zum Volke, praktischen Sinn und zündende Beredsamkeit vereinten, in den Dienst der Kirche sich stellten, so war es kein Wunder, daß das Evangelium grünte und blühte in deutschen Landen.

32. Das Ende des römischen Kirchentums.

Nach der Durchführung der Reformation, welche das Volk in Sachsen ersehnt hatte wie dürres Land den Regen des Himmels, waren doch noch vereinzelte Vertreter des alten Kirchentumes übrig geblieben, aber sie glichen Feldherren ohne Truppen. Ihr Häuflein schmolz immer mehr zusammen, von Jahr zu Jahr versickerten die Wasser des Katholizismus mehr und mehr im Sande, bis der Rest vollends verdunstet war.

Die letzte Gelegenheit, bei der das römische Kirchentum seinen Flimmer in Sachsen entfalten konnte, war die Erhebung des Bischofs Benno unter die Heiligen. Längst hatte man im Meißnischen, schon um die Domkasse zu stärken, das Bedürfnis nach einem eigenen Landesheiligen empfunden und seit Alexander VI. die Heiligsprechung Bennos betrieben. Die wenig anziehende Persönlichkeit des alten Bischofs, der sich wohl durch die Legenden, die man ihm angedichtet, zum Patrone des Landes empfahl, von dem aber die Geschichte nicht viel, vor allem nicht viel Löbliches zu berichten wußte, ließ die Kanonisationsverhandlungen nur langsam vorwärts schreiten. Da kam die reformatorische Bewegung und brachte die Sache zur Reife, sofern Georg mit

der Erhebung eines Heiligen die Reformation zum Stillstand zu bringen und den verbleichenden Glanz der alten Kirche zu retten wähnte. Längst war das Satyrspiel des Kanonisationsprozesses aufgeführt worden, dessen Ergebnis die erstaunliche Thatsache war, daß der tote Benno auf die Anrufe der Gläubigen im Laufe der Zeiten nicht weniger als zwanzig Tote erweckt und fünfzig wunderbare Heilungen vollbracht hatte. Dies und andres bot Hieronymus Emser dem gläubigen Volke in seinem „Heiligen Leben des seligen Vaters Benno" dar, und am 31. Mai 1523 verkündete Hadrian VI. in seiner Bulle Excelsus Dominus der Welt, daß der Himmel um einen Heiligen reicher geworden sei. Am 16. Juni 1524 versammelte sich eine große Zahl von Fürsten und Prälaten um Herzog Georg zur Erhebung der Reliquien Bennos im Meißner Dom. Ein Grab ward geöffnet und mit silbernen und goldenen Schaufeln ein Skelett herausgehoben, nicht größer als eines Kindes Gerippe, das, obgleich es nur die Reste eines dort begrabenen Chorschülers waren, für des wunderthätigen Bennos Gebein erklärt und in prachtvoller Tumba beigesetzt ward. Das Schauspiel, das man in Meißen aufgeführt hatte, erregte im Lande Hohn und Spott. In gerechter Entrüstung über den Unfug an heiliger Stätte erließ der Reformator seine geistesmächtige Schrift „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden." Den guten Benno, so sagt er, wolle er weder verurteilen noch verdammen, er stehe längst vor seinem Richter, aber die Meißner sollten sich des Narrenspiels schämen, das sie mit ihm trieben. Heilige zu erheben ist Abgötterei und wider Gottes Wort. Ja, wenn Benno wenigstens das Evangelium gepredigt hätte und deshalb von den Meißnern geehrt würde! Aber was erheben denn die zu Meißen? „Einen vielfachen Mörder und Blutvergießer und Ursacher alles Unglücks in deutschen Landen und einen Feind des Evangelii, einen Gesellen des Antichristis." Wie sehr die Schrift Luthers eingeschlagen hatte, zeigte das Gezeter seiner Gegner. Bock Emser erließ eine „Antwort auf das lästerliche Buch wider Bischof Benno zu Meißen", der Abt Bachmann von Altzelle faßte alle Schimpfworte, über die er verfügte, in dem Büchlein zusammen: „Wider das wild geifernde Eberschwein Luthern, so in dem Weingarten des Herrn der Kräften wühlet, grabet und sich unterstehet, mit seinem besudelten Rüssel umzustoßen die Kanonisation Divi Bennonis", und der Franziskaner Augustin Alveld, der „Romanist von Leipzig", donnerte „Wider den Wittenbergischen Abgott Martin Luther"; auch in einem Liede „Benno, du viel heiliger Mann" ward heftig über den Reformator hergezogen. Luther überließ diese Erzeugnisse blöder Wut sich selbst und dem Gelächter des Volkes. Wie man in Volkskreisen dachte, zeigt ein Narrenspiel, durch das man 1524 in Buchholz die Heiligsprechung Bennos witzig verspottete. „Ein Sendbrief von der rechten Erhebung Bennonis" und die „Wahrhaftige neue Zeitung von dem Abgott zu Meißen und seinem

Nachbar, dem schwarzen Herrgott zu Dresden" lehren gleichfalls, daß die Sache im evangelischen Volke nur eine heitere Wirkung hervorrufen konnte.

So konnte die Verehrung des neuen Abgottes in Sachsen keinen Boden fassen. Die Kanonisation hatte ihren Zweck verfehlt. Wenige Jahre nach seiner Erhebung mußte Benno auf die Wanderung gehen, bis er schließlich aus Sachsen flüchtete. Das Domkapitel sah sich genötigt, die vermeintlichen Knochen des Heiligen samt dem „Haupte des heiligen Donatus" und dem „Finger des Apostels Paulus" von Meißen nach Stolpen und Wurzen in Sicherheit zu bringen; von da wurden sie 1576 an die Frauenkirche nach München verkauft, wo sie noch 311 Wunder thaten und endlich diejenige Ehrung genossen, die ihr Hadrian VI. und Herzog Georg zugedacht hatten und die sie — verdienen.

Mit dem Ende des heiligen Benno, der Sachsens Schutzheiliger hatte werden sollen, war auch das Ende des Katholizismus in Sachsen besiegelt. Das Volk war evangelisch geworden: nun wurden auch die katholischen Anstalten aufgehoben. Eine schwierige Aufgabe war dies bei den drei Bistümern. So bedenklich und unmöglich es war, mitten im evangelischen Lande drei Institutionen bestehen zu lassen, für deren Fortbestand die notwendigsten Voraussetzungen fehlten, so wenig empfahl es sich, sie kurzer Hand einzuziehen, da der alte Adel des Landes seit Jahrhunderten die reichen Kanonikate der Hochstifter innegehabt hatte und sich diese Pfründen auch für die Zukunft sichern wollte. So wurden denn die Bistümer zwar als geistliche Behörden aufgehoben, aber als weltliche Herrschaften ungeschmälert erhalten. Im Jahre 1544 setzte Moritz seinen Bruder August als weltlichen Administrator des Bistumes Merseburg ein und stellte ihm in dem fürstlichen Prediger der Reformationszeit Georg von Anhalt einen geistlichen Koadjutor an die Seite; am 2. August 1545 wurde letzterer von Luther in Anwesenheit Melanchthons, Crucigers, Jonas', Bugenhagens u. a. zum evangelischen Bischof geweiht. Nachdem von 1550 bis 1561 noch einmal ein katholischer Bischof, Michael Helding, genannt Sidonius, in Merseburg gesessen hatte, erhielt das Hochstift nunmehr lauter weltliche evangelische Administratoren und zwar aus dem sächsischen Fürstenhause, und Johann Georg I. trat sogar die Administration an das Domkapitel ab. — Ähnlich war die Entwicklung des Bistums Naumburg. Nach dem Tode des Bischofs Philipp 1541 wählte das noch römisch gesinnte Domkapitel möglichst heimlich und eilig den Dompropst Julius v. Pflug. Johann Friedrich erkannte ihn nicht an und bestimmte den Theologen Nikolaus v. Amsdorf zum Bischof, den Luther am 20. Januar 1542 im Beisein vieler Fürsten und Theologen „ohne Chresam und Schmeer" zum ersten lutherischen Bischof weihte. Nachdem Pflug doch noch infolge des Schmalkaldischen Krieges zur Bischofswürde gekommen war, kam das Stift 1564 unter kursächsische Administration und bildete später den Hauptbestandteil eines

sächsischen Herzogtums. — Am längsten haben die Bischöfe von Meißen ihren Posten behauptet. Johann VII. von Schleinitz hatte die keineswegs beneidenswerte Aufgabe, in den Jahren 1518 bis 1537 für eine verlorene Sache zu kämpfen. Mit Schmerzen sah er den allgemeinen Abfall von Rom und „schonte zur Unterdrückung der Lutheraner weder Kosten noch Mühen," aber die evangelische Lehre schritt unaufhaltsam vorwärts. Johann VIII. von Maltitz, 1537 bis 1549, hat die letzten katholischen Albertiner begraben helfen und sah die Reformation in seinem Sprengel siegreich einziehen. Der schwache, von allen verlassene Mann beschloß seine Tage auf seinem Schlosse Stolpen und hinterließ die schattenhafte Würde des Bischofs Nikolaus II. v. Carlowitz, der von 1550 bis 1555 die Mitra trug, eine Null in der Reihe vieler Nullen. Der letzte Bischof, Johann IX. von Haugwitz, fristete sein Amt noch 26 Jahre und hatte schon vor seiner Wahl die Durchführung der Reformation im Stifte versprochen. Er unterzeichnete 1581 seine völlige Resignation auf das Meißner Bistum und dessen Überlassung an den Kurfürsten. In einem Vertrage zwischen August und dem Domkapitel, dessen Fortbestand garantiert ward, wurde das Stift bei seinen Gütern, Rechten und Lehen belassen, der Dom zu evangelischem Gottesdienst bestimmt und auch der äußere Bestand des Kollegiatstifts Wurzen weiter gewährleistet. Der ehemalige Bischof ward mit Unterhalt reichlich ausgestattet, trat aus der Papstkirche aus, unterschrieb die Konkordienformel und vermählte sich 1582 mit einer Verwandten, Agnes von Haugwitz. Er starb 1595 in Mügeln, während seine Gattin erst 1631 das Zeitliche segnete. Als Administrator des Stifts war der Kurfürst gewählt worden, der, soweit dies nicht den Domkapiteln zufiel, nun die Verwaltung aller drei Hochstifter in seiner Hand vereinte.

Weniger Schwierigkeiten als die Säkularisation der Bistümer machte die der Klöster. Da aus einzelnen Klöstern alle Insassen, aus andern der größte Teil der Mönche und Nonnen gewichen war, um das Evangelium anzunehmen und sich bürgerlichen Berufen zu widmen, da die Baulichkeiten, zumal nach den Stürmen des Bauernkriegs, meist dem Verfalle nahe waren, da in den meisten Klöstern die Mönche ein wüstes, faules Leben geführt hatten und überall „eine böse, verthuliche Haushaltung gespürt wurde," namentlich aber die Holzverwüstung ins Unglaubliche ging, so that der Landesherr ein gutes Werk, wenn er sich des verfallenden Kirchengutes, zu dessen Verwaltung die alte Kirche sich unfähig erwiesen hatte, annahm und es mit Zustimmung der Landstände zur Dotierung von Kirchen, Pfarren und Schulen verwandte. Die niedern Stifter, die Klöster und Abteien, wurden kraft landesherrlichen Rechtes eingezogen, den vereinzelten Insassen, die noch geblieben waren, aufgegeben, keine neuen Mönche und Nonnen anzunehmen und ihnen auf Lebenszeit der nötige Unterhalt gewährleistet. So mußte der Rat zu Pegau das dortige Kloster kaufen und die noch übrigen Mönche auf Lebenszeit unterhalten. Das Benediktinerkloster

zu Chemnitz überließ Moritz dem letzten Abt Hilarius nebst allen Einkünften auf Lebenszeit. Das Klostergut von St. Afra in Meißen schenkte der Kurfürst nebst andern Gütern der neubegründeten Landesschule. Ähnliches geschah in Grimma, wo Moritz in den Klosterräumen von St. Augustin selbst die Landesschule errichtete. Das Dominikanerkloster in Pirna ward zu einer Knabenschule gemacht. Der Universität Leipzig fiel das dortige Paulinerkloster zu, während das Thomaskloster vom Rate gekauft ward. Wie reichlich man mitunter die ehemaligen Mönche pensionierte, bezeugt das Beispiel des letzten Propstes von St. Thomae, Ambrosius Rauch; er erhielt jährlich 300 fl., sowie ein Malter Korn, zwei Malter Hafer, ein Fuder Heu, vier Schock Stroh, eine Tonne Käse und freie Heizung und Wohnung im Kloster. Der letzte Abt von Grünhain erhielt ein Haus in Schlettau und im Jahre 200 fl., zehn Scheffel Gerste, fünfzehn Scheffel Korn, zehn Eimer Wein, zwei gemästete Schweine, zwei Ochsen, drei Schock Karpfen aus dem Klosterteiche; drei Schock Hühner, sechs Schock Eier und zehn Schragen Scheitholz. Er trat wie zwei seiner Konventualen in den Ehestand. Das Klostergut Grünhain, dessen Bücherei nach Jena kam, wurde wie das von Altzelle in ein kurfürstliches Kammergut verwandelt. Vom Klostergebäude von Altzelle wurde später die Nossener Kirche gebaut, die Altäre, Kelche, Glocken, Orgeln, Meßgewänder wurden den Zellischen Patronatskirchen und andern Gotteshäusern zugeteilt; ein Blitzschlag legte 1590 die Kapelle, in der so viele Wettiner begraben lagen, in Asche.

Es ist verständlich, daß manche Ordensbrüder und Nonnen sich in den Wandel der Dinge nicht finden konnten, daß ihnen die Verfügungen der Landesherrn als Härte erschienen und sie sich heftig wehrten, ehe sie sich fügten. Der letzte Abt von Altzelle, Andreas Schmiedewald, beantwortete die Aufforderung, sein Ordenskleid, das er vierzig Jahre lang getragen, abzulegen, mit den Worten, „er könne zwar nicht wider den Strom schwimmen, wolle aber vor Gott protestiert haben, daß er solches zu thun ganz unwillig sei; doch werde er es thun dem Fürsten zu Gefallen!“ Die letzten acht Mönche von Annaberg erklärten, „sie ständen alle für Einen Mann und wollten ihr Klosterhabit nicht ablegen.“ Die Minoriten von Meißen jammerten, sie litten Hunger und Kummer, seien „des weltlichen Brauchs und der Arbeit entwohnt und Handwerk zu lernen fast ungeschickt“; auch Nonnen wie die zu Riesa und Großenhain hielten zäh an ihren Klostergewohnheiten und am alten Glauben fest. Wenn aber der letzte Dresdner Pfarrer, D. Eisenberg, ein unbeugsamer Römling, beim Scheiden aus seinem Amte dem Rate einen Brief sandte, der ohne Bitterkeit mit den Worten schloß: „Gott befohlen! Dies meine Handschrift, Pfarrherr zu Dresden, Doktor, Euer Gevatter“, so hat er damit gezeigt, daß er mit Manneswürde ins Unvermeidliche sich schickte. Denn mit dem Jahre 1539 war es mit der Papstreligion in Sachsen aus, und das evangelische Christentum hatte deren Erbschaft angetreten. Im

letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts waren die letzten Vertreter des alten Glaubens, steinalte Mönche und Nonnen, dahingesunken, und eine neue Welt hatte sich aufgethan.

War das römische Kirchentum in Sachsen überwunden, so überdauerte es doch in einzelnen Resten die Reformation in der benachbarten Oberlausitz, die damals noch unter böhmischer Oberhoheit stand und erst ein Jahrhundert später dauernd unter die Wettiner kam. Begeistert hatte auch hier der bessere Teil der Bevölkerung dem Lichte von Wittenberg sich zugewandt. In Bautzen ward seit 1525 durch Arnold und Cosel, in Zittau durch den ehemaligen Meßpriester Heydenreich, in Kamenz durch Johann Ludwig, in Löbau durch Nikolaus von Glaubitz unter großem Zulauf das Evangelium gepredigt. Die Geistlichen von Königsbrück, Pulsnitz, Elstra, Weißenberg, Bernstadt und der Dörfer standen kräftig für die Reformation ein, von ihren Patronen nicht wenig gefördert. Am 27. April 1525 kamen die Geistlichen der Sprengel von Görlitz, Reichenbach und Seidenberg in Görlitz zusammen, „derer gar wenig ausblieben; die vereinigten sich, fernerhin dem Bischof nicht mehr Tribut zu geben, auch nicht mehr Gehorsam zu leisten, und sungen also einträchtiglich für das Requiem oder Seelenmessen gute Lieder de sancta trinitate.“ Eine ähnliche Versammlung hielten 1527 die Bautzner Geistlichen und erklärten sich namentlich gegen die Messe. Der damalige Landvogt Karl v. Münsterberg war ein Freund der reinen Lehre und begünstigte solche Bestrebungen; selbst einige Prälaten des Bautzner Domkapitels, wie der Domherr Christoph v. Haugwitz, der spätere Dechant D. Paul Küchler und der Dechant Johann Leisentritt dachten billig und waren dem Evangelium geneigt. Leisentritt war ein gelehrter und kluger Mann, der die Schäden der Kirche kannte und sie nach seiner Art bessern wollte. Da er sah, daß viele des Kirchengesangs wegen dem römischen Kirchentum entfremdet wurden, sammelte er geistliche Lieder, auch von protestantischen Verfassern. Wie er über Luther noch 1560 dachte, bezeugt eine Schrift über den Reformator, auf deren Titel er ihn „den fünften Evangelisten und den Propheten Deutschlands“ nannte. Wenn er um dieser Gesinnung willen in den Verdacht der Ketzerei geriet und von dem päpstlichen Nuntius mit dem Banne bedroht ward, falls er die katholische Religion in der Lausitz nicht halte, so ist das begreiflich.

Daß das Evangelium bei den Wenden nicht völlig Wurzel faßte, lag an ihrer konservativen Art und an ihrer Sprache, die damals nur erst eine Sprache des Mundes, noch nicht aber der Feder und Presse war und die Wenden hinderte, aus den Geistesschätzen der Reformatoren zu schöpfen. Vor allem aber fand die Evangelisierung der Oberlausitz heftigen Widerstand am Domkapitel zu Bautzen und an den Frauenklöstern zu Marienthal und Marienstern, die alles daransetzten, die verhaßte Reformation fernzuhalten, die ja ihr Dasein vernichtet

hätte; in ihren Gebieten mußten lutherische Pfarrer selbst mit Militärgewalt vor römischem Fanatismus geschützt werden. Auch vereinzelte Patrone spieen Gift und Galle gegen die evangelische Bewegung. So war der Haß Gottsches v. Gersdorf auf See gegen Luther und seine Lehre so groß, daß er öfters sagte: „Wenn man in Wittenberg nicht Holz hätte, den Ketzer Luther zu verbrennen, so wollte er aus seiner Seeischen Heide dasselbe dahin führen, damit es geschehen könnte"; gerade er freilich machte eine gründliche Wandlung durch, in Gewissensangst wegen dieser Rede schrieb er später selbst an Luther, der ihn tröstete, worauf er ein eifriger Förderer des Evangeliums unter den Wenden ward. Außerdem setzten die letzten Bischöfe von Meißen alles in Bewegung, wenigstens die Lausitz zu retten. Trotzdem würde auch sie bald völlig lutherisch geworden sein, wenn sie zu Sachsen gehört hätte. Die böhmische Herrschaft ließ das Evangelium sich nicht voll entfalten. Als das Bistum Meißen immer mehr seinem Ende entgegenging, eximierte Kaiser Ferdinand I. 1560 das Domstift zu Bautzen, dessen Kirche schon seit 1543 Simultankirche war, vom Meißner Bistum, machte es zu einer unabhängigen Kirche und unterstellte ihm die Katholiken der Lausitz. Administrator des Stifts und des Religionswesens der Oberlausitz mit bischöflicher Ordinariatsgewalt wurde aber nicht der Propst, der evangelisch geworden und dessen Kollator der Kurfürst von Sachsen war, sondern der Dekan. Zugleich mit dem Domstift überstanden die beiden Frauenklöster und einige kleine Orte wendischer und deutscher Zunge mit Mühe die Stürme der Reformation, so daß die Oberlausitz zwar zum weitaus größten Teile, aber nie völlig evangelisch geworden ist.

33. Die evangelische Landeskirche.

Wie überall in deutschen Landen erstand auch in Sachsen aus den Ruinen des alten Kirchentums ein neuer Bau, die evangelische Landeskirche. Dieser Neubau konnte nur von den Landesfürsten aufgeführt werden. Durch die Annahme der Reformation hatte sich das Volk von der Botmäßigkeit des Papstes und der Bischöfe losgesagt, an deren Stelle nach den Grundsätzen des Reformators und nach der geschichtlichen Entwicklung der Dinge die weltliche Landesobrigkeit trat und treten mußte. Das Kirchenregiment ging endgiltig auf die Landesherrn über, nachdem sie bereits unter dem Papsttume wesentliche Stücke davon in Händen gehabt hatten.

Die Fürsten des Landes, die „Notbischöfe" wie man sie nannte, begannen die Gründung des neuen Hauses naturgemäß mit der Untersuchung des Grund und Bodens, mit der Visitation der Kirche, durch welche Sachsen für alle evangelische Landeskirchen vorbildlich ward. Kirchenvisitationen waren nichts neues. Die Bischöfe hatten solche veranstaltet, und Herzog Georg hatte sie als Pflicht und Recht des

Landesherrn geübt. Der Gedanke landesherrlicher Visitationen im Dienste der Reformation ward zuerst von Johann Friedrich ausgesprochen. Er schrieb am Johannistage 1524, es wäre am besten, wenn Luther einmal durch Thüringen zöge und die untauglichen Pfarrer entsetzte. Im Herbste desselben Jahres war es der Zwickauer Pfarrer Nikolaus Hausmann, der dem Herzog Johann die Visitationen als kräftiges Heilmittel gegen die kirchlichen Gebrechen bezeichnete. In einem Gutachten vom 2. Mai 1525 hob er hervor, wie die Bischöfe ihres Amtes nicht walteten und deshalb ein Eingreifen der Obrigkeit vonnöten sei. Priester, Mönche, Kirchenpatrone eiferten gegen das Evangelium, der Herzog sei als Schutzherr der Kirche berufen, das Werk der Visitation in die Hand zu nehmen, und Luther sei zur Durchführung der geeignetste Mann. Wenig später erscholl ein Notschrei Luthers über den Jammer der Zeit, und dies brachte die Sache in Fluß. „Wo nicht eine tapfere Ordnung und stattliche Erhaltung der Pfarreien vorgenommen wird," schrieb er, „werden in kurzer Zeit weder Pfarrhöfe noch Schulen und Schüler da sein, und Gottes Wort und Dienst muß zu Boden gehen. Solche Besichtigung möchte also geschehen, daß Ew. kurfürstlichen Gnaden das Fürstentum in vier oder fünf Teile scheidet und in ein jeglich Teil zween etwa von Adel oder Amtleuten schicket." Näher bestimmte er später seinen Antrag dahin, „das Land von vier Personen visitieren zu lassen, zween, die auf Zinse und Güter, zween, die auf Lehre und Person verständig sind." Der Kurfürst war der Sache geneigt; der Reichstagsabschied von Speier von 1526 zerstreute die Rechtsbedenken, denn indem er den Ständen zusicherte, „ein jeglicher Stand möge es bis zum nächsten Konzile halten, wie er es vor Gott und kaiserlicher Majestät zu verantworten sich getraue", hatte er der landesherrlichen Gewalt die Befugnis erteilt, die Neuordnung der Dinge nach bestem Wissen und Gewissen zu betreiben. Melanchthon schrieb sein meisterliches Visitationsbüchlein, in dessen Vorrede Luther sagte: „Nachdem die Bischöfe, denen die Kirchenvisitation zusteht, keine Anstalt zur Besserung gemacht, haben die Kirchenlehrer mit fleißigen Bitten den Landesfürsten angegangen um christlicher Liebe und um Gottes willen, durch züchtige Personen solche Kirchenvisitationen anzuordnen, obwohl Sr. kurfürstlichen Durchlaucht zu lehren und geistlich zu regieren nicht befohlen ist."

Nun begannen die großartigen grundlegenden Visitationen in den sächsischen Landen, die berufen waren, den alten Sauerteig des Papismus auszufegen und überall neue Lebenskeime zu pflanzen, die erste kurfürstliche Visitation von 1527 bis 1529, die sich über den Kurkreis, Teile des Vogtlandes, Erzgebirges und Thüringens erstreckte, die zweite von 1533, welche neben den genannten Gebieten auch Schwarzburg und Reuß in ihre Kreise zog, die Visitation Herzog Heinrichs im Freiberger Ländchen von 1537, die beiden albertinischen Visitationen von 1539 und alle die ähnlichen Bestrebungen der vier-

ziger und fünfziger Jahre. Die hierzu gewählten Kommissionen bestanden gewöhnlich aus einer Anzahl tüchtiger Theologen wie Luther, Melanchthon, Spalatin, Bugenhagen, denen die gleiche Anzahl Juristen beigegeben war. Sie richteten ihr Augenmerk auf Lehre und Leben des Geistlichen, die zumal auf dem Lande in bäuerlicher Unwissenheit und groben Lastern dahinlebten, auf Ausgestaltung des Gottesdienstes im Sinne der Wittenberger Ordnungen, auf Reform der arg darniederliegenden Schulen, auf Belebung des Gemeindebewußtseins durch bessere Ordnung der Parochien und Aufhebung der zahllosen Kapellen, Feld- und Wallfahrtskapellen, auch auf Ordnung der zerrütteten finanziellen Verhältnisse. Gewöhnlich ward sofort an Ort und Stelle die neue Ordnung der Dinge aktenmäßig festgelegt und von den Visitatoren als Bevollmächtigten des Landesherrn rechtsgiltig gemacht. So ward im Lande mit Umsicht und Nachdruck und doch mit Schonung und Wohlwollen durch die Visitationen der Organismus der sächsischen Landeskirche ins Dasein gerufen.

Die gesegneten Wirkungen der Visitationskommissionen führten bald zur Errichtung evangelischer Konsistorien. Jene Kommissionen waren naturgemäß nur für eine gewisse Zeit eingesetzt; da aber die kirchlichen Mißstände nicht mit einem Male zu beseitigen waren, so stellte sich das Bedürfnis nach dauernden Behörden heraus, denen die Entscheidung kirchenrechtlicher Fragen konnte anheimgegeben werden. Der Schmalkaldische Konvent hatte bereits am Anfang des Jahres 1537 namentlich für Ehesachen Kirchengerichte gefordert, und die Landstände des Kurfürstentums Sachsen stellten am 13. Mai desselben Jahres bei Johann Friedrich den Antrag, „daß die hohe unvermeidliche Notdurft erfordern wollt, dieweil die Bischöfe und des Bistums geistliche Jurisdiktion durch ihr Verfolgen der göttlichen Wahrheit gefallen, daß zu Erhaltung der bekannten göttlichen Lehre, auch christlichen Gehorsams, Zucht und guter Sitten und Ehrbarkeit anstatt jener Bischöfe und ihrer mißbrauchten Jurisdiktion und Obrigkeit etzliche Konsistorien möchten aufgerichtet und gelehrte, gottesfürchtige und fleißige Personen zu Verwaltung derselben verordnet und ihnen vom Landesherrn als der Obrigkeit Gewalt und Befehl und Kommission gegeben werden, in den Sachen, darin die Kirche ein billig Aufsehen haben soll, gütlich und rechtlich zu handeln, Einsehen zu thun, zu büßen, zu strafen und andres, das die Notdurft dabei erfordern würde, fürzuwenden.“ Dabei baten die Stände, daß über ihren Antrag, in welchem der Name Konsistorium im evangelischen Sinne zum ersten Male auftritt, nicht nur der Kanzler Brück, sondern auch Luther gehört werde.

Der Antrag der Stände war von größter Bedeutung. Wohl übten die Visitationskommissionen, wo man sie hatte bestehen lassen, sowie die theologische Fakultät Wittenberg, auch die landesherrliche Kanzlei eine gewisse kirchliche Gerichtsbarkeit, aber es fehlte an der nötigen Gleichmäßigkeit in den Entscheidungen, an der nötigen Autorität,

sowie an einer Oberinstanz. Dies alles konnte durch Einrichtung von Konsistorien beschafft werden. Freilich der Weg zu den von den Ständen gewünschten vier Konsistorien war nicht über Nacht zu finden. Zunächst ward der Antrag der Stände der theologischen und juristischen Fakultät zu Wittenberg zur Begutachtung überwiesen. Die Fakultäten erstatteten 1538 Bericht in einem „Bedenken" und erkannten darin das Bedürfnis nach Konsistorien durchaus an. Die Zuständigkeit der neuen Behörden wünschten sie auf alle die Fälle ausgedehnt zu haben, die vor alters zur kirchlichen Rechtsprechung gehörten. Der Landesherr müsse ihnen eine in seinem Namen zu vollziehende selbständige Verwaltung übertragen. Als Strafen seien anzuwenden Bann, Leibesstrafe, Geld und Gefängnis. Aus allem geht hervor, daß in jenen Entwürfen die Konsistorien lediglich als landesherrliche und nicht als kirchliche Behörden gedacht sind: oberste Kirchenbehörde ist der Landesherr, in dessen Auftrag die Konsistorien handeln.

Luther stimmte im ganzen zu. Man ließ indes zunächst die Vierzahl der Konsistorien fallen und schritt zur probeweisen Einrichtung eines einzigen Konsistoriums für den Kurkreis, das man Anfang Februar 1539 in Wittenberg einsetzte. Ein solches für Zwickau und Zeitz sollte folgen. Seine Zuständigkeit beschränkte man nur auf Ehe- und Disziplinarsachen, eine Befugnis zu Strafen erhielt es nicht, ebenso sollte die Instruktion erst nachkommen. Die Verfassung betreffend, so sollte nicht ein Einzelrichter entscheiden, sondern ein aus vier landesherrlichen Kommissaren, zwei Theologen und zwei Juristen, bestehendes Kollegium, wie dies schon bei den Visitationen der Fall war. Die vier ersten Mitglieder der Behörde waren Justus Jonas, Johann Agricola und die beiden Doktoren der Rechte Kilian Goldstein aus Kitzingen und Basilius Monner aus Weimar. Daß Luther, Melanchthon, Bugenhagen und andre nicht mit in das Konsistorium berufen wurden, darf uns nicht wunder nehmen. Diese Altväter der Kirche standen als reformatorische Autoritäten an sich schon höher denn alle Konsistorien, als deren ergänzende Hilfsbehörde sie gelegentlich erscheinen; sie galten als „Wittenberger Väter", als kirchenrechtliche Instanzen für sich.

Was die Instruktion für das Konsistorium betrifft, so war Brück im Jahre 1540 damit beauftragt worden und 1542 damit fertig. Diese Instruktion ist aber auch nur, wie das ganze Konsistorium, ein Entwurf und wenigstens bis 1547 nicht in Kraft getreten; während das Wittenberger Konsistorium noch immer nur auf Ehe- und Disziplinarsachen beschränkt blieb, zieht die Instruktion im Sinne des Bedenkens die Grenzen weiter und entwirft prophetisch ein Bild der Konsistorien, wie sie sich später entfalten sollten und wie sich dann auch das Wittenberger Konsistorium entfaltet hat. Als Wittenberg an die albertinische Linie gekommen war, ward das Konsistorium durch Kurfürst Moritz am 7. Januar 1548 dergestalt neu gestiftet, daß die Universität das Konsistorium mit Wissen und Willen des Kurfürsten

bestellen und jedem juristischen Beisitzer jährlich 100 fl., jedem theologischen sowie dem Notar 80 fl. geben solle. Es ward also das Konsistorium der Universität angegliedert. Diese Bestimmung ward indessen durch Moritzens Nachfolger 1555 wieder aufgehoben. Er bestimmte in der erneuerten Stiftung vom 22. Oktober, daß das Konsistorium von der Universität getrennt werde und ließ die Worte „daß das Konsistorium von der Universität bestellt werden solle“ fallen. Nach Einrichtung des Oberkonsistoriums zu Dresden kam das Wittenberger Konsistorium unter jenes.

Ohne Frage ist Herzog Moritz durch das Beispiel seines ernestinischen Vetters angeregt worden, auch in seinen albertinischen Landen Konsistorien einzurichten. Schon auf seinem ersten Landtage im Jahre 1542 erklärten die Stände, die Notdurft erfordere, „daß das bischöfliche Amt, Visitation, Superattendenz und Konsistorien im Wesen bleibe, damit Einigkeit und rechter Bestand in der christlichen Lehre gehalten und in Ehesachen nach Gottes Wort und Ordnung gehandelt, auch vieler beschwerliche Mißbrauch abgewendet werde, welche Verordnung dem bischöflichen Amte zu thun und auch die Konsistorialpersonen zu unterhalten gebührt von den Stiften und bischöflichen Tischgütern.“ In seiner Landordnung von 1543 erzählt dann der Herzog, wie er an die damals noch bestehenden bischöflichen Behörden zu Merseburg und Meißen demgemäß Aufforderung erlassen habe, allein ohne Erfolg. „Weil wir denn von unsrer Landschaft Ausschuß unterthänig angelanget, daß wir das Einsehen thuen wollten, daß die Bischöfe in unsern Landen ihr bischöflich Amt und Konsistoria christlich und der heiligen Schrift gemäß übeten und hielten, haben wir die beiden Bischöfe zu Meißen und Merseburg durch etzliche desselben Ausschusses ihres Amtes treulichen und fleißig erinnern lassen. Weil sie aber dazu nicht zu vermögen, werden wir verursachet, etzlichen Prälaten aufzulegen, in unsern Landen das bischöfliche Amt mit der Visitation und sonsten christlich, heiliger göttlicher Schrift gemäß auszurichten.“ So sei er denn entschlossen, seinerseits Konsistorien zu gründen und erließ zugleich Vorschriften über Handhabung des Banns, verbotene Verwandschaftsgrade, Verwaltung der Kirchengüter u. a. m. Die erste Frucht dieser Bestrebungen war das Leipziger Konsistorium. Seine Gründung fällt auf den 27. September 1543, wo Herzog Moritz aus Dresden an den ehemaligen Propst zu St. Thomas Ambrosius Rauch, Dr. Fachs, Dr. Sauer, Alexander Alesius, Joachim Camerarius, Bernhard Ziegler, Kaspar Borner, den Superintendenten Pfeffinger und Dr. Scheffel den Befehl richtete, zur größeren Ehre Gottes ein Konsistorium zu bilden: „Wir begehren, ihr wollet nun hinfürder in allen Stätten der Lehr des göttlichen Wortes, christlichen Cermonien, Ehesachen und was wir vor euch weisen werden ein Konsistorium zu Leipzig errichten — und euch unsern Landen zum guten Exempel daran also erzeigen, daß nicht eigner Nutz, sondern die Ehre Gottes darin gesucht,

gelehrt, gefördert und gehandhabt werde." Zugleich ward den Genannten eine mündliche Besprechung mit dem herzoglichen Rate v. Kommerstedt in Leipzig selbst in Aussicht gestellt. Jene gelehrte Herren hatte er „sämtlich und sonderlich zu dem neuen Konsistorio verordnet" und sie gebeten, ihm Vorschläge und Wünsche in der hochwichtigen Sache nach Dresden einzusenden. Der junge, sanguinische Fürst konnte indessen, wie es schien, das Gutachten seiner Vertrauensmänner kaum erwarten. Da der Bericht aus Leipzig nicht sogleich eintraf, so ließ er die Konsistorialen zu Leipzig „aus Dresden Mittwoch nach Präsentationis Mariae 1543" an ihre Pflicht mahnen: „Nachdem Herzog Moritz zu Sachsen, unser gnädiger Fürst und Herr, vor seiner fürstlichen Gnaden von hinnen Abreise euch ein Konsistorium zu Leipzig anzurichten befohlen und ihr aber, was ihr darauf zu thun bedacht, seiner fürstlichen Gnaden oder, Abwesens derselben, uns keine Antwort geben, ist Abwesens und von wegen seiner fürstlichen Gnaden unser Begehr, ihr wollet uns desselben aufs Förderlichste eigentlich berichten, darauf sich seine fürstlichen Gnaden zu ihrer Ankunft oder wir vor der Zeit wegen seiner fürstlichen Gnaden uns gegen euch ferner vernehmen lassen wollen, und geschieht daran seiner fürstlichen Gnaden Meinung."

Das Leipziger Konsistorium hatte sieben Jahre bestanden, als mit ihm eine wichtige Veränderung vorging: das Konsistorium zu Merseburg ward mit ihm vereint. Nach dem Tode Siegismunds v. Lindenau, des vierundvierzigsten Bischofs von Merseburg, ward Herzog August zu Sachsen zum weltlichen Administrator des Bistums und Fürst Georg von Anhalt zum Koadjutor in geistlichen Sachen erwählt. Sie führten beide die Reformation durch, 1544 ward ein Konsistorium eingerichtet und Fürst Georg zu dessen Präsidenten und zum evangelischen Bischof von Merseburg ernannt. Der Stiftungsbrief des Merseburger Konsistoriums stammt vom 16. Mai 1544 und bestimmt, daß der evangelische Bischof und Konsistorialpräsident schlechterdings über alle Stücke des kirchlichen Lebens wache. Wenn er Rats bedürftig sei, so solle er sich dessen „an keinem Ort denn zu Leipzig bei unsers Bruders Gelehrten in der heiligen Schrift und Rechten erholen." Dies Merseburger Konsistorium bestand jedoch nicht über vier Jahre. August mußte infolge des Interims 1548 wieder auf das Bistum Merseburg verzichten, Karl V. setzte einen römisch gesinnten Bischof ein; mit dem Merseburger Konsistorium war es 1548 aus. Da nun Moritz das Konsistorium in Merseburg nicht halten konnte, so vereinte er es 1550 mit dem zu Leipzig und ordnete es so, „daß zween Doktores Theologiae und ebensoviel Doktores Juris dieses geistliche Gericht als Beisitzer und von denen Juristen der älteste das Direktorium führen sollte. Es werden auch bei diesem Konsistorio zween Doktores Juris als Advokati ordinarii samt einem extraordinario bestellet, welche den Parteien, so es begehren, Beistand leisten müssen. So hat es auch zween Notarios und geschworne Schreiber,

deren dem ersten der Name des Protonotarii von Hofe aus gegeben wird, nebenst einem Konsistorialboten."

Nachdem er das Konsistorium zu Leipzig im Jahre 1543 zu stande gebracht, war es Herzog Moritzens lebhaftester Wunsch, rasch auch andern Teilen seines Landes die Wohlthat solcher geistlichen Behörden angedeihen zu lassen. Am Tage „Mittwoch nach Katharinae" 1544 ließ er eine Reihe von Juristen und Theologen, Dr. Fachs, Dr. Scheffel, Dr. Naumann, die Superintendenten zu Meißen, Dresden und Freiberg, sowie den Schulmann M. Rivius in Meißen, seinen Lehrer, auf Johannis Evangelistae nach dem Kloster Altzelle bescheiden, wo sie sich über etliche Artikel behufs Aufrichtung zweier Konsistorien zu Merseburg und Meißen besprechen wollten. Diese Artikel sind mit der Konstitution von 1542 verwandt. Es sind dieselben Gegenstände, die hier behandelt werden: Ehesachen, Kirchenbann, Wucher, Lehre, Sakramente, Ceremonien. Die Frucht dieser Verhandlungen in Altzelle liegt vor in Gestalt der Zellischen Ordnung von 1545.

Aus diesen Bestrebungen erklärt sich die Errichtung des Konsistoriums zu Merseburg, welches bereits 1544 ins Leben getreten war, und des Konsistoriums zu Meißen. Im Stiftungsbriefe des letzteren heißt es: „Nachdem die Notdurft erfordert, daß zu den geistlichen Sachen Konsistoria verordnet, davor die vorfallenden der Unterthanen Sachen in die Geistlichkeit und vor das bischöfliche Amt aus unserm Nachlaß gehörend mögen entschieden und geörtert werden, daß wir denselben Konsistorien eins gegen Meißen geordnet, darin sollen sein unser Amtmann zu Meißen, Räte und lieben Getreuen Heinrich von Bünau, Herr Wenceslaus Naumann, der Rechten Doktor, M. Johann Rivius und Herr Laurentius Schröder, Superintendent daselbst." Das Konsistorium sollte sich soweit wie „vor dieser Zeit das Bistum Meißen zu unserm Lande" erstrecken und in Ehesachen, Pfarrbesetzungen und Aufrechterhaltung kirchlicher Ordnung und christlicher Sittlichkeit zuständig sein. Dieser Stiftungsbrief ist datiert: Dresden, den 16. Februar 1545. Seitdem also hat man mit einem Meißner Konsistorium zu rechnen. Wie sehr es Herzog Moritz, seinem Stifter, am Herzen lag, geht aus einer Verfügung vom 25. April 1545 hervor, welche an den Konsistorialassessor Dr. Wenceslaus Naumann gerichtet ist. Es heißt darin: „Nachdem wir das Konsistorium zu Meißen stattlicher denn bisher zu bestellen vor not achten, so haben wir zu euch, so wir vor dieser Zeit darzu verordnet. Magistrum Petrum Blesanum, daß er ein Beisitzer neben euch und den andern, so auch verordnet, hinzugesellt. Begehren deshalb, daß ihr ihm von des Doktor Cochläi Präbende und Oboedienz und des Pfarrers Vikarei zu Stolpen fünfundzwanzig Gulden jährlich entrichtet und die Uebermaß von denselben Lehnen und Oboedienzen in euer Amt nehmet und berechnet, auch bemeldetem Blesano die Präsenz, einem andern Domherrn gleich, geben lasset, daß ihr ihm auch eine Wohnung, darinnen er sich samt seinem

Weibe und Gesinde enthalten kann, einräumet und ihm daneben vermeldet, daß er neben dem Konsistorio den Predigtstuhl zu dem heiligen Kreuz gegen obgemeldeter Unterhaltung versorge, wo auch Zuhörer vorhanden, daß er in der heiligen Schrift zu Meißen lese." Das Meißner Konsistorium, das vom dortigen Stiftskonsistorium unterschieden sein will, ward 1580 infolge der kryptocalvinistischen Wirren nach Dresden verlegt. Schon 1588 ward das Konsistorium von Dresden wieder weggenommen und wieder in die alte Bischofstadt versetzt. Vom 25. Februar 1588 bis Ende 1606 hatte Meißen noch einmal die Ehre, Sitz eines Konsistoriums zu sein; dann ist niemals wieder eins nach Meißen gekommen, auch das Stiftskonsistorium war 1581 nach Wurzen gewandert.

Bei der Neuordnung der Kirchenverfassung genügte die Errichtung von Konsistorien nicht. Es galt das neue Gebäude auch weiter auszubauen durch Bestellung von *Superintendenten*, auch Superattendenten genannt. Im Visitationsbüchlein von 1527 heißt es: „Damit Prediger, Pfarrer und andere Scheu haben, sich ungegründeter Lehre u. a. m. zu unterstehen, so achten wir notwendig, daß an etlichen und den fürnehmsten Städten die Pfarrer zu Superintendenten und Aufsehern verordnet werden." Als solche Städte kamen die in Betracht, welche zugleich Sitze landesherrlicher Amtleute und Schösser waren, mit denen vereint die Superintendenten die *Kircheninspektion* führten. Doch scheint man sich bei Einsetzung der Superintendenten auch nach den Sitzen der Archidiakonen und Erzpriester gerichtet zu haben. In der Oberlausitz, die nicht zu Sachsen gehörte, gingen die Befugnisse der Archidiakonen nicht auf Superintendenten, deren dort überhaupt keine eingesetzt wurden, sondern auf die Stadträte und die Patrone der Landkirchen über. Irrig würde es sein, das Superintendentenamt als eine Art evangelischen Bischofsamtes anzusehen. Bischöfe sind die Ephoren nicht in ihrer Eigenschaft als Superintendenten, sondern in ihrer Eigenschaft als Pfarrer. Nach reformatorischer Anschauung ist jeder Pfarrer der Bischof seiner Gemeinde; was die mittelalterliche Kirche Bischofsamt nannte, die Summe kirchenregimentlicher Befugnisse, liegt in den Händen des Landesherrn. Der Landesherr benutzte aber die Pfarrer der „fürnehmsten Städte" anfangs als Unterbeamte bei den Visitationen, später als Unterbeamte bei den Konsistorien. So sind die Superintendenten *landesherrliche Kirchenbeamte*, kirchliche Mittelbehörden auf der Linie: Landesherr, Konsistorien, Superintendenturen, Pfarrämter.

Was die *Pfarrämter* betrifft, so verleugnete sich auch hier der segensreiche Einfluß der Reformation nicht. Waren vordem viele Pfarrkirchen den Klöstern und Stiftern unterthan, so ging das Patronat nunmehr an den Landesherrn, den Grundherrn oder die Stadträte über, und die Parochien gewannen ihre finanzielle Selbständigkeit wieder. Die Privilegien der Bettelorden, in das Amt des Pfarrers

einzugreifen, fielen weg; die Befugnisse des Pfarrers wurden erweitert, sofern er eine Reihe von Rechten wiedererhielt, die sich der Bischof angemaßt hatte; wissenschaftliche und sittliche Tüchtigkeit hob den Pfarrerstand in der Achtung des Volks, und so wurden die evangelischen Pfarrer die würdigen Stützen der Landeskirche.

34. Kirchliches Leben.

Nachdem der verschüttete Quell des Lebens, der Glaube an Jesus Christus als den alleinigen Heiland der Sünder, wieder entdeckt war und seine Wasser ihren Weg in die deutschen Lande und die deutschen Herzen gefunden hatten, da ward die Wüstenei der Kirche zur grünen Aue. Selten hat die Welt in kürzester Frist eine so grundsätzliche Umwandlung aller Verhältnisse erlebt, wie sie sich in den Jahren 1517 bis 1552 im religiös-kirchlichen Leben in Deutschland vollzog; ein Geistesfrühling ohnegleichen war's, den Deutschland und die Welt erleben durfte, ein neues Pfingsten, wo unter Sturmeswehen und Feuerflammen die Kirche von neuem auf den Grund- und Eckstein gebaut ward, den die Bauleute verworfen hatten.

Wie schwer die Arbeit des Neubaues gewesen sein mochte, wie viel Schutt und Geröll es vorerst wegzuschaffen galt, davon haben wir aktenmäßige Zeugnisse in den Protokollen der Visitationen. Die Visitatoren pflegten den Pfarrern Zensuren zu erteilen, und nur allzuviele mußten in Kenntnissen und Sitten den letzten Grad erhalten. Die Unwissenheit der Geistlichen war so entsetzlich, daß man sich wundern muß, wie die Kirche dabei auch nur vegetieren konnte. Hätte man alle unfähigen Priester absetzen wollen, so wären in manchen Gegenden alle Pfarrämter unbesetzt gewesen. In einem Landstriche fand man unter der großen Zahl der Geistlichen nicht einen, der die Sakramente hätte reichen oder das Predigtamt ausüben können. Im Dorfe Rolitz bei Goseck war Thomas Sperling Geistlicher, ein ehemaliger Baderknecht, der kaum des Lesens mächtig war. Der Pfarrer von Kauern war mehr Hasenjäger als Geistlicher, in Straßberg war der Geistliche ein Tuchmachergeselle, in Mosel ein Barbiergehilfe, der im Bauernaufruhr als Feldschreiber gedient hatte. Im Reußenlande fanden die Visitatoren einige Kapläne so „obstinat und unwissend", daß aus ihrem Munde nicht ein einziger Bibelspruch zu vernehmen war. In Elsnig konnte der alte Pfarrer Glauben und Vaterunser nur notdürftig hersagen. Das Furchtbarste war der Sumpf von Unsittlichkeit, in dem diese Diener der Kirche und Vorbilder der Gemeinde lebten. Namentlich vom Gebiete Herzog Georgs klagt Justus Jonas, daß sich hier „des Papstes Hefe und Grundsuppe" festgesetzt habe, und Menius fügt hinzu, er habe im albertinischen Sachsen „viel grober und böser, ungelehrter Leute gefunden, erzgroße Bösewichter, verzweifelte arge Buben, unter zweihundert kaum zehn, die nicht in

öffentlicher Fornikation gesessen und mit entlaufenen Eheweibern gewirtschaftet haben; manche sind einige Zeit am Evangelium gehangen, um des Bauchs und der bessern Pfarrei willen abgefallen, etliche haben geheiratet, es bereut, die Eheweiber wieder von sich gethan, um ihr freies Pfaffenleben von neuem führen zu können." Da den Priestern ihre grausame Kirche versagte, nach Gottes Ordnung im Ehestande zu leben, so verfielen sie so gut wie alle den Schlingen der Unzucht, dem Ehebruch und der Hurerei. An sehr vielen Orten, wie Mosel, Langenbernsdorf, Untertriebel, Monstab, Hain, Busendorf, Witznitz, Altenhain, Sachsendorf, Deuben, Köhra, Hohenheide und sonst trieben „verdächtige Weibspersonen" in den Pfarrhäusern ihr Wesen, oder es herrschte greuliche Völlerei. Am schlimmsten war es mit der Unzucht im Sprengel des Naumburger Bischofs bestellt. Im Reußenlande waren von 77 Geistlichen 42 beruflich unbrauchbar, und in sittlicher Hinsicht glichen die Pfarren einem großen Sodom und Gomorrha. Das Leben der Geistlichen mit ihren Köchinnen war hier nicht allein an der Tagesordnung, es lebten sogar die unehelichen Kinder derselben ohne Scheu mit im Pfarrhause. Solche Priesterkinder hatten aufzuweisen Löhma und Zeulenroda je eins, Mielesdorf zwei, Kirschkau und Leitlitz je drei, Pahren sogar fünf. In letztgenannter Pfarre hatte der Geistliche auch die Schwester der Köchin nebenbei einmal zur Mutter gemacht. Der Pfarrer zu Kirschkau hatte dreißig Jahre lang mit Frauen gelebt, während in Löhma die uneheliche Tochter des Pfarrers die Wirtschaft besorgte. Ein Glück war's noch, wenn ein Geistlicher in rechtmäßiger Ehe lebte, um so entsetzlicher freilich, wenn der Pfarrer von Lucka drei lebende Ehefrauen aufzuweisen hatte, ohne von zweien geschieden zu sein.

Dieser Kloake von Schmutz und Gemeinheit entsprachen die Zustände auf allen Gebieten des kirchlich-sittlichen Lebens. Es gab Orte, wo sich der Gehalt des Pfarrers aus lauter „Pfennigen und Hellern" zusammensetzte, „Taufpfennigen, Begräbnispfennigen, Opferpfennigen, Meßhellern, Läutegeld, Aufgebot- und Zusammengebgroschen", dazu aus „Gangbroden, Evangelienkühen, Füllhühnern, Gottesziegen und Immerkühen". Die Gehaltsregulierung und Aufbesserung der Pfarrstellen war eine dringende Notwendigkeit. Die verfallenen Pfarren, die verwilderten Pfarrgüter, die sittlich und religiös verrotteten Gemeinden, in denen oft niemand auch nur das Vaterunser auswendig wußte, weil es „zu lang" war, das Schweigen der Predigt des göttlichen Wortes, die handwerksmäßige Art, wie man selbst die Messe las, kurzum der allgemeine Bankrott von Glauben und Sitte, Zucht und Ordnung, mit dem die Kirche des Mittelalters endete, rief gebieterisch nach der Neuordnung aller Verhältnisse, und es war ein Glück, daß sich feste Hände fanden, die in Wissenschaft und Leben, Predigt und Seelsorge, Kirchenzucht und Finanzwesen und auf allen Gebieten des religiös-kirchlichen Lebens dem faulen

Baum des entarteten römischen Kirchentums die Axt an die Wurzel legten und den Garten Gottes neu bepflanzten.

Wenn das Evangelium im Lande gesichert sein sollte, so mußte es auf den Universitäten feste Wurzeln geschlagen haben. Die Universität Leipzig, die zäh am Alten hing, der evangelischen Wahrheit zu erschließen, war keine leichte Aufgabe. Heinrich hat sie begonnen, Moritz vollendet. Als die Stadt Leipzig zu Pfingsten 1539 unter großen Feierlichkeiten die Reformation annahm, stand die Universität und mit ihr die theologische Fakultät noch feindlich oder mindestens neutral beiseite. Schließlich aber fiel sie doch, längst reformbedürftig, der reinen Lehre des Evangeliums zu. Auf Dienstag, den 12. August 1539 setzten die herzoglichen Kommissare, die mit der akademischen Reform betraut waren, den Anfang der Verhandlungen fest. Das Oberhaupt der Universität, M. Pistorius von Westerburg, war einer Reform nicht abgeneigt. Die beiden heftigsten Gegner Luthers, D. Cochläus, der Hetzer gegen die Reformatoren, und Georg Witzel, ein begabter, dem Evangelium geneigter Mann, aber ein höchst unklarer Kopf, hielten es für geraten, sich aus Leipzig zu entfernen. Die theologische Fakultät wies nur noch zwei Mitglieder auf, D. Melchior Rüdel und D. Hieronymus Dungersheim von Ochsenfart, beide unschädlich, da der erstere eben im Begriffe stand, einem Rufe nach Magdeburg zu folgen und der letztere wegen hohen Alters keinen Widerstand zu leisten vermochte.

Der große Tag erschien. Im geräumigen Saale der vier Nationen versammelten sich die Glieder der Universität vor der herzoglichen Kommission, die aus Jonas, Spalatin, Cruciger, Mykonius, v. Kreutz und v. Pack bestand. Der Herzog verkündete der Universität, sie möge „im Lehren, Lesen und Disputieren keine andre Meinung führen als diejenige, welche die in Gottes Wort fest begründete, dem Kaiser und Reich übergebene Confessio Augustana und deren Apologie enthalte; im übrigen solle die Universität bei allen ihren Privilegien beschützt werden.“ Die Deputierten berieten sich über diese Willensmeinung des Landesherrn, gaben aber den Kommissaren keine völlig runde Antwort, sondern erwiederten nur: „Die Universität habe mit einhelliger Beliebung der vier Nationen beschlossen, daß sie sich der reinen christlichen Lehre und dergleichen heiligen Büchern keineswegs widersetzen, sondern lehren, lesen und disputieren wolle, wie es das reine Wort Gottes erfordere, wolle sich auch in diesem Werke also bezeigen, wie es dem gnädigen Willen ihrer Durchlaucht gemäß zum Wachstum der göttlichen Ehre und zur Beförderung der nächsten Wohlfahrt gereiche; sie wolle der Apologie und der Konfession nicht widerstehen, soweit sie dem Evangelium und der Wahrheit nicht entgegen seien.“ Auf diesem Grunde ließ sich weiter bauen.

In jener Zeit der Krisis bestand die theologische Fakultät aus der Reformation mehr oder weniger geneigten Männern. Herzog Heinrich bezeugte mehrmals seine Unzufriedenheit mit der Haltung der

Fakultät in Glaubenssachen, und die streng evangelische Stadtgeistlichkeit, an deren Spitze der Superintendent Pfeffinger stand, mußte den Herzog noch 1540 nachdrücklich bitten, dafür zu sorgen, „daß die Universität sich in alle Wege der christlichen Lehre, Konfession und Apologie gemäß" halte. Inzwischen war derjenige Theolog aus der Fakultät geschieden, der am wenigsten zur Herstellung friedlicher Verhältnisse beigetragen hatte, Johann Sauer. Er entfernte sich heimlich aus Leipzig im Herbste 1544, trat in Wien zur römischen Kirche zurück und starb 1554. Auch Jakob Schenk trat aus der Fakultät aus und starb außerhalb Leipzigs. Erst 1543 erhielt die Fakultät echt evangelisches Gepräge. Durch die Hochherzigkeit von Herzog Heinrichs Nachfolger Moritz ward die Universität auf das Schönste gefördert. Er ließ auf Anregen Kaspar Borners die Gebäude des Paulinerklosters, das von den Mönchen verlassen war, am 28. Juni 1543 der Universität als Eigentum übergeben und schenkte ihr als eine wertvolle Bereicherung ihrer Bücherschätze die Bibliotheken des Paulinums, des Chorherrnstifts zu St. Thomae, der Franziskaner, der Klöster von Altzelle, Chemnitz, dem Petersberg, Pegau und Pirna. Auch ward die Universität reich mit Ländereien begabt und das Konviktorium für arme Studierende begründet. Nicht nur der theologischen Fakultät, sondern auch der gesamten Universität kam die Schenkung der Paulinerkirche zu gute, die durch die Bemühungen Kaspar Borners erneuert und durch eine Predigt von Anton Musa, sowie durch Reden der Professoren Ziegler und Alesius in Besitz genommen ward. In ihr wurden im Beisein Wittenberger Gäste, Crucigers und Ebers, am 10. Oktober 1543 die ersten fünf evangelischen Doktoren der Theologie promoviert: Schirmeister, Borner, Ziegler, Pfeffinger und Samuel. Den Abschluß fand die Reformation der Universität durch einen feierlichen Akt, dessen Mittelpunkt kein Geringerer als der Reformator selbst war. Gerade sechs Jahre nach dem Beginne der Universitätsreform, am 12. August 1545, kam Luther von Wittenberg herüber, predigte, körperlich schwach, unter sehr großem Zudrang des Volkes in der Paulinerkirche über Lukas 19, 41—46 und hat so nicht nur über die Reformation der Stadt, sondern auch der Universität Segen und Weihe des göttlichen Wortes sprechen dürfen.

Mit der Reform der Stätte der Wissenschaft stand die Reform der Geistlichkeit im engsten Zusammenhang. Es ward, mit Luther zu reden, um den geistlichen Stand ein ander Ding. War die mittelalterliche Geistlichkeit, wie die Reformation sie vorfand, in Trägheit und Stumpfsinn, in Unzucht und Völlerei versunken, so hob sich der geistliche Stand durch die Ansprüche, die man jetzt in jeder Hinsicht an ihn stellte, nunmehr gewaltig. An Stelle der Pfarrköchin, mit der der Priester in sündhaftem Verhältnisse lebte, trat die Ehefrau, und nun ging vom evangelischen Pfarrhause, dem Muster frommen Familienlebens, ein unermeßlicher Segen aus auf alles Volk. Der ungebildete

Pfaffe, der bisher der Gemeinde vorgestanden hatte, ward durch den wissenschaftlich gebildeten Pfarrherrn ersetzt, der in Wittenberg zu den Füßen der Reformatoren sein Latein, Griechisch und Hebräisch gelernt hatte, in der Bibel wohl zu Hause war und das Wort Gottes lauter und rein zu predigen wußte. Dem Mangel an Geistlichen suchte man dadurch abzuhelfen, daß man an einzelnen Lateinschulen theologische Vorlesungen halten ließ. So wurde in Freiberg 1539 Hieronymus Weller als Lektor der Theologie angestellt, der täglich eine Stunde über die Bücher des alten und neuen Testaments wie über Glaubens- und Sittenlehre las, auch theologische Disputationen veranstaltete. Auch in Meißen bestand eine Zeit lang unter Rülich eine ähnliche theologische Schule. In Leipzig hatte Moritz zur Unterhaltung von siebzig armen Studenten der Theologie Stipendien gestiftet. Die anzustellenden Geistlichen wurden geprüft, ordiniert und auf das Bekenntnis verpflichtet. Solch eine Verpflichtung auf das Evangelium war im Interesse der Kirche unerläßlich. Die kurfürstliche Instruktion von 1527 hatte nur die allgemein gehaltenen Vorschriften: „An allen Orten soll den Pfarrern, Predigern und Kaplänen gesagt werden, daß sich ihrer keiner nit unterstehe, anders zu lehren, predigen oder der Sakramente oder Ceremonien halber zu handeln, denn nach Vermögen göttlichen Wortes. Denn wiewohl unsre Meinung nit ist, jemanden zu verbinden, was er halten oder glauben soll, so wollen wir doch zur Verhütung schädlichen Aufruhrs und andrer Unrichtigkeit keine Sekten noch Trennung in unsern Fürstentümern und Landen wissen noch geduldet." Im Jahre 1533 verfaßte Melanchthon auf Veranlassung Luthers, Jonas' und Bugenhagens für die Doktoren der Theologie die Gelöbnisformel: „Ich gelobe dem ewigen Gott, dem Vater unsers Herrn Jesu Christi, dem Schöpfer des menschlichen Geschlechts und seiner Kirche, mit seinem Sohne unserm Herrn Jesus Christus und dem heiligen Geiste, daß ich unter Gottes Beistand der Kirche in der Verkündigung des Evangeliums ohne irgend welche Verfälschung dienen und beständig die Symbole, das Apostolikum, Nicänum und Athanasianum verteidigen und in Uebereinstimmung verharren will mit der in dem Augsburgischen Bekenntnis zusammengefaßten Lehre, das von dieser Kirche dem Kaiser im Jahre 1530 überreicht worden ist. Und wenn schwierige und dunkle Streitigkeiten hereinbrechen, so will ich nicht allein, sondern nach Erwägung mit einigen Aelteren öffentlich auftreten, welche die Kirchen unterweisen, die die Lehre des Augsburgischen Bekenntnisses festhalten." Einen ähnlichen Hinweis auf das Augsburger Bekenntnis, welches „nach unsrer sichern Überzeugung die wahre und beständige Übereinstimmung der katholischen Kirche Gottes ist", enthielten auch die von Melanchthon gleichzeitig verfaßten Statuten der Wittenberger theologischen Fakultät, und es erhellt, daß hiernach schon zu Luthers Zeiten von einer Bindung der Geistlichen an das Bekenntnis geredet werden darf. Die Ordination war in der mittel-

alterlichen Kirche vom Bischof vollzogen worden; als sich aber die Bischöfe weigerten, die dem Evangelium zugethanen Geistlichen zu ordinieren, traten viele ohne Ordination ins Amt. Die erste evangelische Ordination hielt Luther 1535 in Wittenberg, wo späterhin von ihm und Bugenhagen Hunderte junger Theologen ordiniert wurden. Die Ordinationszeugnisse hatten meist denselben Wortlaut wie ein uns erhaltenes vom Jahre 1539: „Wir Pastor und Prediger der Kirchen zu Wittenberg bekennen: Nachdem Zeiger dieser Schriften N. N. Zeugnis zu uns bracht, daß er vertröstet, ihm werde ein Pfarramt befohlen, daß er auch ehrlicher und christlicher Sitten sei und wir angesucht, ihn zu verhören und zu ordinieren, als haben wir ihn mit Fleiß verhört und befinden, daß er ziemlichen Verstand hat in reiner christlicher Lehre des Evangelii. Er hat auch zugesagt, sein Amt mit Fleiß auszurichten und in christlicher Lehre des Evangelii, wie die in unsern Kirchen gepredigt wird, beständig zu bleiben. Derohalben ist bemeldeter N. N. allhier öffentlich nach Befehl der heiligen Schrift in der Kirchen ordinieret und ihm befohlen, das heilige Evangelium zu predigen und die heiligen Sakramente, wo er berufen wird, zu reichen. Wir bitten, unser Herr Christus wolle ihm seine Gnade und heiligen Geist verleihen, daß er zu Gottes Ehre und der Kirchen Seligkeit dienen möge. Dieweil er auch Rat und Unterricht bedürfen wird, ermahnen wir den Superintendenten der Kirchen zu N., daß er auf dieses N. N. Lehre und Leben Acht haben wolle und ihn, wo es not ist, christlich unterrichten. Befehlen auch diesem N. N., daß er bemeldeten Superintendenten förderlich ersuchen wolle und ihm diese unsre Schrift zeigen. Datum Wittenberg. Johannes Bugenhagen D."

Der Mittelpunkt des geistlichen Amts ward von nun an die Predigt des Evangeliums. War sie im Mittelalter hinter der Messe vollständig zurückgetreten, so trat sie nun als das Hauptstück im Gottesdienst hervor. Stellte die Predigt der Priester und Mönche ein Zerrbild der christlichen Predigt dar, so baute sie sich nun wieder wie in der Urzeit der Kirche auf dem göttlichen Worte auf. War sie in der Zeit des römischen Kirchentums eine Seltenheit geworden, so erscholl sie nun in jedem Gottesdienst. Nach dem Vorgange des größten Predigers der Reformation, dessen Postillen in aller Händen waren, predigte man in Sachsen meist analytisch, indem man die Gedanken des Textes in erbaulicher Auslegung aneinanderreihte, und erst später bildete sich nach Melanchthons Art die thematische oder synthetische Predigtweise heraus, die auf Grund des Textes einen Hauptgedanken an die Spitze stellte. Man darf sagen, daß damals in Sachsen wie in Deutschland überhaupt eine Blütezeit der Predigt angebrochen war. Wie Hieronymus Weller in Freiberg in seinem Werke „Die Art und Weise zu predigen" ein vielgebrauchtes Handbuch der Theorie der Predigt bot, so waren die Superintendenten von Dresden und Leipzig, Greser und Pfeffinger und andre wie

Linck und Selnecker praktische Muster einer kernigen Kanzelberedsamkeit; auf seinen Kriegszügen ließ sich Moritz von seinem wackern Feldprediger Johannes Albinus begleiten, der ihm Gottes Wort verkündete und dann auch dem jugendlichen Helden die Leichenrede hielt.

Was die Neuordnung des Gottesdienstes betrifft, so wurde er nach Luthers darauf bezüglichen Schriften durch die zu Dresden 1539 erschienene und von Jonas, Spalatin, Cruciger, Mykonius, Menius und Weber zusammengestellte Agende Herzog Heinrichs geregelt. Hiernach gestaltete sich der Hauptgottesdienst so: Nach dem Introitus erscholl das Kyrie und das Gloria in excelsis lateinisch, darnach die Kollekte deutsch oder lateinisch. Die Epistel und das Evangelium, das von jener durch eine Sequenz, einen deutschen Psalm oder einen andern geistlichen Gesang getrennt war, wurden beide deutsch verlesen. „Darauf das Credo und das lateinische Patrem, darnach den Glauben deutsch gesungen: Wir glauben all' an einen Gott. Folget die Predigt des Evangelii von der Dominika oder Fest, wie solches die Zeit bringt. Nach der Predigt lese man dem Volk die Paraphrasin des Vaterunsers vor mit der Vermahnung zum Sakrament vor dem Altar. Darnach singe man die Verba Testamenti zu Deutsch: Unser Herr Jesus Christ. Darauf lasse man das Volk singen: Jesus Christus, unser Heiland, unter der Kommunion das Agnus Dei lateinisch. Unter dem Gesang kommuniciere man das Volk sub utraque specie. Nach der Kommunion lese man die Kollekte und beschließe mit der Benediktion." Auf den Dörfern war der Gang der heiligen Handlungen etwas vereinfacht. Bei der Taufe fehlten nicht Evangeliumverlesung und Erklärung, Abrenuntiation und Exorcismus wie Bekleidung mit dem Westerhemd. Die Aufgebotsformel lautete: „Hans N. und Greta N. wollen nach göttlicher Ordnung zum heiligen Stande der Ehe greifen, begehren des ein gemein christliches Gebet für sie, daß sie es in Gottes Namen anfahen und wohl gerate. Und hätte jemand was darein zu sprechen, der thue es beizeit oder schweige hernach." Bei der Trauung hieß es einfach: „Hans, willst du Greten zum ehelichen Gemahl haben? Ja. Greta, willst du Hansen zum ehelichen Gemahl haben? Ja." Nach dem Ringwechsel fuhr der Geistliche fort: „Weil denn Hans N. und Greta N. einander zur Ehe begehren und solches hier öffentlich vor Gott und der Welt bekennen, darauf sie die Hände und Trauringe einander gegeben haben, so spreche ich sie ehelich zusammen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen." Wenn die Brautleute noch ihren öffentlichen Kirchgang halten wollten, so wurde dies mit Gesang, Lektionen und Vermahnungen gethan. „Wenn man Leichen zu begraben, soll man dabei den Gesang des heiligen Simeon singen: Mit Fried und Freud' fahr' ich dahin, oder: Mitten wir im Leben sind. Ist ohne Not, daß man auf dem Kirchhof bei dem Grabe eine Predigt halte. Und soll solch Begräbnis ehrlich gehalten werden, zu ehren und zu bekennen

die Auferstehung von den Toten." Die Beichte ward in der Form der Einzelbeichte geübt, die Gesamtbeichte in der Form der Litanei, die „auf die vier Quatember eine Wochen lang, in den Städten alle Mittwoche oder Freitage nach der Predigt, auf den Dörfern über den andern Sonntag einmal zu gelegener Stunde" gehalten ward. Episteln und Evangelien wurden nicht nur verlesen, sondern auch recitativisch gesungen. Von den alten Festen, die im Papsttume gebräuchlich waren, wurden beibehalten Mariae Reinigung, Empfängnis und Heimsuchung, Johannis, Michaelis. Als halbe Feiertage setzte die Agende die Apostelтage, Pauli Bekehrung, Mariae Magdalenae, Johannis Enthauptung, Stephani u. a. fest, „deren es wunderschöne Exempel und Historien sind." Bußtage kommen zuerst 1547 in Leipzig vereinzelt vor, als der Schmalkaldische Krieg die Gemüter mit Kummer erfüllte. Alle Gottesverehrung kennzeichnet sachlich biblischer Gehalt und der Form nach volkstümliche Faßlichkeit, denn das Latein war nunmehr durch die Muttersprache ersetzt. Von den äußern Belebungsmitteln der Andacht hat man Altar- und Chorgesang, Kerzen, Bilder, Kreuzeszeichen beibehalten, aber Weihwasser und andres wegfallen lassen und die Kleiderpracht des alten Kultus durch den schlichten Talar ersetzt, wie ihn Luther trug. Nur vereinzelt erhielten sich unschuldige Reste der Vorzeit, wie in Leipzig das Wandelglöckchen beim Abendmahl sowie Alba und Meßgewand der Geistlichen.

Der katechetische Kultus, auf den in dem Zeitalter der Reformation ganz besondrer Wert gelegt ward, stützte sich auf Luthers Bibel und auf Luthers kleinen Katechismus. Die Hauptstücke des letzteren wurden in Kinderlehre und Schule unermüdlich in Kopf und Herz geprägt und ausgelegt. Der Katechismus sollte von den Pfarrern nicht nur Sonntags, sondern auch in der Woche getrieben werden. Im Jahre 1526 wurde in Wittenberg Montags und Dienstags früh eine deutsche Lektion von den zehn Geboten, vom Glauben und Vaterunser, von Taufe und Abendmahl gehalten. Bei den Visitationen von 1528 und 1533 ward bestimmt, „daß der Katechismus mit Auslegung der zehn Gebote, Vaterunser und Glauben etliche Tage in der Woche fleißig getrieben werde." In Zahna soll der Pfarrer Dienstags über einen Evangelisten, Sonnabends über den Katechismus predigen. Nach der Wittenberger Kirchenordnung von 1533 sollen alle Vierteljahre in zwei Wochen acht Katechismuspredigten gehalten werden, am Sonnabend vorher sind die Eltern zu ermahnen, Kinder und Gesinde dazu zu schicken. Weniger der Predigt als der katechetischen Unterweisung ist es zu danken, daß damals ein Geschlecht heranwuchs, das, bibelfest und tief im Katechismus gegründet, gegen alle Anfechtungen des Lebens gefeit war und in seinen Kernsprüchen und biblischen Vorbildern, in seinen Liedern und Hauptstücken ein Kapital in sich trug, das reiche Zinsen brachte für Leben und Sterben. Vom Fürsten bis herab zum Bürger und Bauern lebte und webte man im Sachsenland in Gottes

Wort. Und gerade so andächtig wie der Lehre und Predigt des göttlichen Wortes lauschte man dem frommen Schauspiel, in welchem Luthers Freund, der Ölsnitzer Superintendent Paul Rebhun, Gestalten und Scenen der Bibel, wie die Hochzeit zu Cana, zur Darstellung brachte. Besondrer Vorliebe erfreute sich auch in dem sangesfreudigen Sachsen, das schon in der Reformationszeit einige fromme Sänger hervorbrachte, das geistliche Lied. Eine lange Reihe sächsischer Gesangbücher legt davon beredtes Zeugnis ab. Das älteste von allen ist „Ein Gesangbüchlein, gedruckt in der fürstlichen Stadt Zwickau. Im 1525. Jahre." Es enthielt 24 Lieder, darunter 13 von Luther. Das zweite sächsische Gesangbuch ist wieder ein Zwickauer „Enchiridion geistlicher Gesänge und Psalmen, 1528" mit 73 Liedern. Das dritte Gesangbuch „Geistliche Lieder. Leipzig 1539" ist in seinem ersten Teile ein Nachdruck des Klugschen Gesangbuchs, das Luther 1529, 1533 und 1535 zu Wittenberg herausgegeben hatte, während der zweite Teil 18 andre Lieder bringt. Ein weiteres Gesangbuch ist das Babstsche, „Geistliche Lieder. Leipzig 1545". Dieser Gesangbücher scheint man sich mehr oder weniger im ganzen Lande bedient zu haben; von 1555 an gab Matthes Stöckel in Dresden eine Reihe kleiner Liedersammlungen heraus, und übergroß ist die Zahl der lutherischen Gesangbücher, die in der Folgezeit das Sachsenland hervorgebracht hat.

Wie treu man die Seelsorge übte, die in der Kirchenordnung Herzog Heinrichs den Geistlichen so warm empfohlen war, das lassen die zwei großen sächsischen Seelsorger aus Luthers Schule ahnen, Hieronymus Weller und Erasmus Sarcerius; namentlich hat Weller mit seinem Werke „Gegengift gegen Anfechtungen aller Art" ganzen Geschlechtern von Seelsorgern gezeigt, wie man ermahnen und trösten muß. Auch ein Versuch theoretischer Erfassung der seelsorgerischen Pflichten der Geistlichen, namentlich der Dorfgeistlichen, ist damals schon auf Sachsens Boden ans Licht getreten in einem 1548 erschienenen Buche des großen Freiberger und Meißner Pädagogen Johannes Rivius.

Was die äußeren Werke und Ordnungen der Kirche betrifft, so schaffte auch da die Reformationszeit Wandel. Schon 1522 legte man in Zwickau Kirchenbücher an, andre Orte folgten, bis Moritz 1541 die Einrichtung derselben im Lande empfahl und August sie 1557 obrigkeitlich verordnete. Im September 1522 setzte der Rat zu Leisnig die „Ordnung eines gemeinen Kastens" auf und sandte den Entwurf dieser kirchlichen Finanz- und Armenordnung nach Wittenberg. Luther schrieb eine Vorrede dazu und gab 1523 diese Kastenordnung heraus als Vorbild für Einrichtungen ähnlicher Art. So ist der Versuch, den Bettel zu unterdrücken und das gesamte Armenwesen zu reorganisieren, von Sachsen ausgegangen; die Wiege der Reformation mußte auch die Wiege gesunder sozialer Reformen sein.

35. Kultur und Sitte.

Hatte Sachsen trotz seines regsamen Volksstammes und trotz tüchtiger Fürsten im Mittelalter nur mäßige Beiträge zur Förderung deutscher Kultur und Bildung geliefert, so trat mit der Reformation ein bedeutungsvoller Umschwung ein. Die Person des Reformators, das rege Geistesleben an der Universität Wittenberg, der großartige Aufschwung auf allen Gebieten der höheren Kultur, wie er sich an die Gestalten der sächsischen Fürsten knüpft, die politische Machtstellung, die ein Mann wie Kurfürst Moritz sich und dem Lande zu erringen wußte, verliehen dem sächsischen Stamme die Führung im deutschen Vaterlande und machten das Ansehen des Landes, das sich nun in den Mittelpunkt des Kulturlebens gestellt sah, welthistorisch.

Die Genialität des ersten Kurfürsten aus dem albertinischen Hause hatte nicht nur den sächsischen Staat neu begründet und gegen äußere Feinde auf das Festeste gesichert, sondern auch im Innern musterhafte Zustände geschaffen. Er ging dabei von der durch die Reformation errungenen Anschauung aus, daß der Staat der Kirche gegenüber volle Selbständigkeit besitze und behauptete diese auch gegenüber dem immer schwächer werdenden Reiche. Um sein Gebiet in ein möglichst abgerundetes Ganze zu verwandeln, tauschte er gegen das Herzogtum Sagan die bisher unter böhmischer Lehnshoheit stehenden Herrschaften Eilenburg, Leisnig und Kolditz ein. Auch eine neue Ordnung der Verwaltung ist sein Werk. Die Kreise des Landes wurden durch Oberhauptleute, die über den Amtshauptleuten der Ämter standen, von den Kreisstädten aus verwaltet. Das Oberhofgericht zu Leipzig erhielt eine neue Verfassung. Die Landtage, deren Moritz in seiner kurzen Regierung nicht weniger als neun abhielt, stiegen in ihrer Bedeutung, da der Landesherr bei seinen kriegerischen Unternehmungen sich fortwährend auf ihre Steuerbewilligungen angewiesen sah und bei den kirchlichen Reformen ihre Mitwirkung nicht entbehren konnte. Das Heerwesen erlitt mannigfache Umgestaltungen und Verbesserungen. Die oberste Regierungsbehörde im Lande war der Hofrat.

Die Wissenschaften nahmen im Reformationszeitalter innerhalb des Sachsenlandes einen ungeahnten Aufschwung. Die Geister wachten auf, die Studien blühten, es war eine Lust zu leben. Daß die Königin Scholastik entthront, die Sprache der Griechen wieder betrieben und an Stelle gelehrtthuenden Obskurantismus wahre Wissenschaft wieder gepflegt ward, daran hat Sachsen den rühmlichsten Anteil. In Leipzig stieg die Zahl der akademischen Lehrer auf hundert, die der Studierenden auf 4400. Die von Georg eingezogene Professur für Griechisch und Hebräisch ward von Heinrich wiederhergestellt, die dritte medizinische Professur, die der Physiologie, neu gestiftet. Eine vierte gründete Moritz für Anatomie und Chirurgie. In der philosophischen Fakultät lehrten bis 24 Professoren und Assessoren. Unter den juristischen

Lehrern sind Loriot, Pistorius, Mordeisen und Fachs zu erwähnen, unter den Vertretern der Naturwissenschaften der Lehrer Tycho de Brahe's, Hommel, unter den Ärzten Dr. Auerbach, genannt Stromer, und Konrad Tocler, unter den Humanisten der große Camerarius, der Freund Melanchthons, unter den Mathematikern der berühmte, um die Universität treu verdiente Kaspar Borner. — Noch mehr als Leipzig war naturgemäß Wittenberg eine Pflegerin des neuen wissenschaftlichen Geistes. Von den Ernestinern fortgesetzt mit neuen Rechten und Vorteilen ausgestattet, ward die Universität, an der sich die studierende Jugend aller Nationen Europas zusammenfand, auch von Moritz als ein Kleinod des Kurfürstentums gehütet und gepflegt. Hier lehrten außer den Reformatoren die Theologen Karlstadt, Amsdorf, Flacius, Major, Cruciger, die Juristen Schurf und Henning Göde, die Mediziner Alberti und Peucer. Hier blühte das Studium des Griechischen und Hebräischen, auch das der Altertumswissenschaften und der Poesie. Die Zahl der Studenten betrug meist über 2000.

Besondern Wert hatten die Reformatoren und mit ihnen Sachsens Fürsten auf die Schulen gelegt. Die neue Ära des Schulwesens in Deutschland geht wesentlich von Sachsen aus. In den Schulen erblickten Luther und Melanchthon, der Präceptor Germaniae, das feste Fundament, das dem Reformationswerke Dauer verhieß. In den Visitationsartikeln von 1539 wird eingeschärft: „Es sollen auch die Prediger die Leute vermahnen, ihre Kinder zur Schule zu thun, und es ist not, daß man die Kinder zerteile in Haufen. Der erste Haufe sind die Kinder, die lesen lernen. Sie sollen erstlich lesen lernen der Kinder Handbüchlein, darin das Alphabet, Vaterunser, Glaube und andre Gebete innen stehen. So sie dies können, soll man ihnen den Donat und Cato zusammen geben. Daneben soll man sie lehren schreiben und Musika. Der andre Haufe sind die Kinder, so lesen können, und sollen nun die Grammatika lernen." Hierzu werden empfohlen Aesop, Mosellanus, Erasmus' Kolloquien, Ovid, Terenz, Plautus. „Einen Tag aber als Sonnabend oder Mittwoch sollen die Kinder christliche Unterweisung lernen." Den dritten Haufen bilden die Tüchtigsten, die Virgil und Cicero lesen, Dialektik und Rhetorik treiben und fleißig Musik üben. Viele gesuchte Schulmänner gingen aus dem Unterrichte Melanchthons hervor, so Valentin Trotzendorf in Goldberg, Peter Schneevogel oder Niavis in Chemnitz, der die geistlose Lehrmethode der alten Zeit abschaffte und durch eine neue ersetzte. Das Hauptverdienst um Sachsens Schulen darf Moritz beanspruchen, der Schöpfer der drei Fürstenschulen, von denen Grimma in Adam Siber, Meißen in Johannes Rivius besonders bedeutende Rektoren hatten. Auch die Stadtschulen hoben sich, wie denn von Zwickau, dessen Schule Luthers Lob erntete, 1523 die erste sächsische Schulordnung ausging. Die Zahl der Lehrer ward vermehrt. Nach der Reformation zählte jede Schule deren mindestens drei, außer dem Rektor.

und Konrektor auch einen Tertius, zu denen sich wohl auch noch ein Quartus und Quintus gesellte. Der ganze Unterricht war lateinisch; er befähigte die Schüler, mitunter ganze lateinische Schulkomödien aufzuführen. Wie sehr auch das Griechische auf einzelnen Schulen gepflegt ward, bezeugt das Beispiel von Joachimsthal, wo der Rektor Eberhard aus Schneeberg, der als Generalsuperintendent in Wittenberg starb, einmal den Ajax des Sophokles im Originale zur Darstellung brachte, eine Leistung, die selbst damals allgemeine Bewundrung erregte. Die Fülle gelehrter und gebildeter Männer, die damals in Sachsen lebten oder aus Sachsen ins Ausland gerufen wurden, erregte den Neid der Nachbarlande. In Zwickau wirkte der gelehrte Stadtschreiber Stephan Roth, der mit den Reformatoren und hundert andern Gelehrten im regsten Briefwechsel stand, hier und in Plauen dichtete Paul Rebhun seine frommen Dramen, in denen er zuerst das jambische und trochäische Maß in deutschen Versen verwandte, ein Bahnbrecher auf dem Felde der heimischen Dichtung, in Annaberg schrieb der Bergschreiber Adam Ries das Rechenbuch, das seinen Namen sprichwörtlich gemacht hat, in Pirna stellte der Mönch Lindner sein großes geschichtliches Werk zusammen, in Altenburg ward Georg Spalatin als kurfürstlicher Hofhistoriograph durch seine zeitgeschichtlichen Werke der Begründer der sächsischen Spezialgeschichte. Leisnig lieferte den Mathematiker Peter Apianus oder Bienewitz als Professor nach Ingolstadt, Kolditz rühmte sich seines wackern Stadtkindes Johannes Mattheſius. Als hochgebildete Staatsmänner glänzten an Moritz' Seite Christoph v. Carlowitz und Melchior v. Ossa. Unterstützt wurden die Bestrebungen allgemeiner Bildung durch den sächsischen Buchhandel, der die Reformation eben so wirksam förderte, wie er von ihr mächtige Antriebe erhielt. War Leipzig unter Georg ein Hauptverlagsort für papistische Litteratur gewesen, so ward es bald zum Mittelpunkte evangelischen Bücherdrucks und Buchhandels. Wie in Wittenberg Hans Lufft Luthers Bücher druckte, so in Leipzig Melchior Lotter.

Neben den Wissenschaften rangen die Künste wenigstens schüchtern danach, sich zur Geltung zu bringen. Ging die Reformation zunächst auch nicht darauf aus, die Kunst zu fördern, so hat sie doch die Kunst, die sie streng in das ihr eigene Gebiet zurückverwies, und deren Überwuchern sie abstellte, im Gefolge gehabt. Die Kirchen mit ihrem Schmucke, ihren Bildern und Statuen anzutasten, daran dachten die Reformatoren nicht entfernt, wie ja Luther den Bilderstürmern mit Nachdruck ihr Vandalentum verwiesen hatte. Aber die Kunst mußte dem Evangelium dienen. So hat man denn in den Kirchen die Zeugen römischen Kultus, die Seitenaltäre mit ihrem unbiblischen Schmuck, entfernt und auf biblische Einfalt gedrungen. Luthers Freund Lukas Kranach lieferte treffliche Altarbilder, an denen sich nicht nur das Auge weiden, sondern auch das Herz echt evangelisch erbauen konnte, wie das unvergleichliche Altarwerk in der Stadtkirche zu Schneeberg und die Altargemälde zu

Wittenberg, Meißen und Weimar; seiner Meisterhand verdanken wir auch die Porträts seines großen Freundes und der ernestinischen Fürstenreihe. Auch der jüngere Kranach war ein geschätzter Porträtmaler. Aus Italien rief Moritz welsche Meister, sein vergrößertes Schloß mit Fresken zu schmücken. Am nächsten der Theologie stand nach Luthers Urteile die Musika. Schon 1542 hatte Johann Friedrich in Torgau eine „Singerei" gegründet, an deren Spitze Johann Walther stand, der Freund des Reformators. Moritz berief den großen Kapellmeister mit achtzehn Sängern und zwölf Singknaben nach Dresden „zur Aufrichtung einer schönen Kirchenmusik".

Trotz aller Fortschritte war der Aberglaube noch nicht gebannt. Noch trug sich die Welt auch in Sachsen mit Resten mittelalterlichen Wahns. Als Luther in Dessau ein Kind mit einem Wasserkopfe traf, erklärte er es für einen Wechselbalg und ein Kind des Teufels. Bei Sonnenfinsternissen setzte Melanchthon seine Vorlesungen aus und mahnte durch Anschlag zum Gebete. Sorgsam zählte Camerarius in seiner Leichenrede für Kurfürst Moritz die Anzeichen auf, welche seinem Tode vorausgegangen seien. Noch wurden Hexen wie im dunklen Mittelalter hingerichtet, und der Inkubus machte den Weibern zu schaffen. Für 1533 sagte der Lochauer Pfarrer Stiefel das Ende der Welt voraus; seinen Glauben teilte der Bürgermeister von Wittenberg, flüchtete sich auf seinen Oberboden, nahm aber zur Sicherheit ein Viertelgebräude Bier mit in sein Versteck.

Auch der Sitte hing noch vielfach der Geist des Mittelalters an. Keiner hat schärfer gegen allerhand Unsitten wie Trunk, Wucher, heimliche Verlöbnisse geeifert als Luther selbst. Zu seinem Schmerze mußte er sehen, wie der alte Sauerteig nicht völlig auszufegen war und zur alten Sittenlosigkeit sich neue gesellte. Im Unmut über die Gebrechen seiner Zeitgenossen war er 1545 aus Wittenberg gegangen und schrieb: „Ich fürchte, Wittenberg werde nicht den Veitstanz noch den St. Johannistanz, sondern den Bettlerstanz tanzen. Denn alle Schande, Unzucht, Wucher, Geiz und Fraß hat überhand genommen, Weiber und Jungfrauen fangen an, vornen und hinten sich zu entblößen, und ist niemand, der da strafet oder wehret, und wird Gottes Wort dazu verspottet. Nur hinweg aus diesem Sodoma!" Bei Herzog Georgs Hochzeit 1496 waren in sechs Tagen 99 Lägel süßen Weins, 1300 Eimer andern Weins und 444 Faß Bier ausgetrunken worden. Dieser Saufteufel spielte mitunter auch den Fürsten der Reformation einen Streich. Als der jugendlich kecke Moritz einst Torgau besuchte, gab ihm Johann Friedrich ein großes „Gesäufe"; als Entgelt veranstaltete Moritz bei späterer Gelegenheit auf dem Schellenberge ein so „überschwänglich großes Saufen", daß er selbst in Folge davon erkrankte, Georg v. Mansfeld dem Tode kaum entging, ein Herr v. Schönberg aber, den man „zu Boden gesoffen", wirklich starb. Auch in Adels- und Bürgerkreisen trieb man das Trinken und Schmausen mitunter

ins weite, so daß wie im Mittelalter obrigkeitlich dagegen eingeschritten werden mußte; auf den Universitäten wurden die frohen Burschensitten nicht selten zu Unsitten, und der mittelalterliche Pennalismus trieb noch seine Blüten. Hie und da tauchen in den Städten Frauenhäuser wieder auf, gegen die Luther so scharf geeifert hatte.

Dem allen gegenüber bewahrte die Masse des Volks trotz ausgesprochener Vorliebe für Zunftgelage, Schützenfeste, Tanzereien und Scherze, Ehrbarkeit und gute Sitte und hielt es treu mit dem Beten und Arbeiten. Scharf aber wachte die fromme, sittenstrenge und lebensernste protestantische Geistlichkeit über der ihr anvertrauten Herde und sorgte in Predigt und Seelsorge mit rührender Treue dafür, daß das Volk, dem mit dem Evangelium das helle Licht aufgegangen war, nicht mehr im Dunkeln irrte, sondern Gott mit einem neuen, ihm wohlgefälligen Wandel pries.

V. Das Zeitalter der lutherischen Rechtgläubigkeit.

36. Kurfürst August.

Auf die Stürme der Reformation folgte eine Zeit der Ruhe. Hatten die Reformatoren unter vieler Arbeit die reine Lehre zu Tage gefördert nnd in den Bekenntnissen der Kirche festgelegt, so hielten die Epigonen an dieser Errungenschaft mit eiserner Zähigkeit fest. Rechtgläubigkeit, das war das höchste, das einzige Ideal, nach dem man strebte. Jedes andre Streben mußte dem gegenüber in den Hintergrund treten, jede Abweichung von der reinen Lehre galt als Lossagung von Christus. Hatte die Reformation eben erst den Katholizismus überwunden, so vollzog sich nun in der lutherischen Kirche von neuem der Prozeß der Katholisierung, sofern die Kirchenlehre über die Schrift gestellt und Luther fast wie ein andrer Papst betrachtet ward. Mit einer Leidenschaftlichkeit ohnegleichen kämpften die Theologen um die Ehre der Orthodoxie, mit Festigkeit und Treue hielt das Volk in allen Schichten an „Gottes Wort und Luthers Lehr'", aber die Religiosität ward allmählig zur bloßen Kirchlichkeit, hinter deren festen Formen zuletzt der Inhalt verkümmerte.

Einer derjenigen Fürsten, die das Luthertum am eifrigsten vertraten, war der Mann, dem der junge Held von Sievershausen Land und Leute vererbte: Kurfürst August. War Sachsen die Wiege der Reformation gewesen und durch dieselbe der erste Staat in Deutschland geworden, so verstand es sich von selbst, daß ein Mann, dem die Rechtfertigung aus Gnaden Herzenssache war, die Grundsätze der Reformation mit allem Eifer verfocht; und es war eine glückliche Fügung für die Kirche des Evangeliums, daß ihr in August ein zwar beschränkter, aber warmherziger, nüchtern denkender, auf Ordnung, Gesetzmäßigkeit und Frieden gerichteter Schirmherr erwuchs, der alle Vorzüge der großen ernestinischen Fürsten der Reformationszeit in sich vereinte und zwar keineswegs die Genialität seines Bruders besaß, aber doch ein gewisses diplomatisches Geschick und den ernsten Willen, das Erbe Moritzens ungeschmälert zu erhalten.

Im Jahre 1526 zu Freiberg geboren und in seiner Vaterstadt durch den berühmten Rektor Johannes Rivius, sowie zu Prag am Hofe König Ferdinands erzogen, hatte er sich 1548 mit der gleichgesinnten Anna von Dänemark vermählt und in dem Alter von siebenundzwanzig Jahren die Regierung seiner Lande angetreten, die er über ein Menschenalter mit Ehren geführt hat. Praktischer Verstand, unbeugsamer Wille, unermüdliche Arbeitsamkeit machten ihn zu einem der trefflichsten Regenten Sachsens. Er war weniger Fürst als Landesvater. Freund und Feind verehrte in ihm den ersten deutschen Staats- und Volkswirt seiner Zeit. Er hat zwar die Stifter Magdeburg und Halberstadt, deren Schirmherrschaft er wie schon Moritz besessen hatte, an Brandenburg überlassen und Altenburg durch den Vertrag von Naumburg 1554 an die Ernestiner zurückgegeben, aber er hat neben andern Gebieten 1569 das Vogtland erworben und die drei evangelisch gewordenen Bistümer Merseburg, Naumburg und Meißen thatsächlich an das Kurhaus gebracht. Was er durch seine Landesordnung von 1555 und seine Konstitutionen von 1572 für die Landesgesetzgebung, durch seine staats- und volkswirtschaftlichen Bestrebungen für die Hebung der allgemeinen Kultur seines Landes gethan hat, sichert ihm für alle Zeiten eine Ehrenstelle unter Sachsens Regenten.

In seiner Reichs- und Kirchenpolitik war August durchaus von friedliebenden Bestrebungen beherrscht. Sowohl die Furcht vor seinen noch immer grollenden ernestinischen Vettern als auch die Abneigung gegen die calvinistischen Fürsten, wie die ihm angeborene Loyalität bewogen ihn, sich eng an das Kaiserhaus anzuschließen und damit eine Politik einzuleiten, die unter seinen Nachfolgern dem Lande verhängnisvoll werden sollte. In der äußern Kirchenpolitik sollte es ihm vergönnt sein, auf dem Augsburger Reichstage von 1555 den Religionsfrieden zwischen den Katholiken und Evangelischen, der die Bestimmungen des Passauer Vertrags endgiltig festlegte, mit herbeiführen zu helfen. In diesem Frieden wurde die lutherische Kirche in ihrem damaligen Besitzstande und in ihrer Unabhängigkeit von Papst und Bischöfen anerkannt. War damit viel gewonnen, so enthielt der Reichstagsabschied von 1555 doch auch viele leidige Bestimmungen, welche die Keime späterer Verwickelungen in sich trugen. Die gewährleistete Gleichberechtigung der Bekenntnisse galt nur den Katholiken und Lutheranern, die Reformierten blieben ausgeschlossen; die Religionsfreiheit bezog sich nicht zunächst auf die Einzelpersonen, sondern auf die Reichsstände, von welchen deren Unterthanen nach dem Satze „cuius regio, eius religio“ in Hinsicht des religiösen Bekenntnisses abhängig blieben, während jedem Andersgläubigen die Auswanderung freistand; endlich bestimmte der „geistliche Vorbehalt“, das Reservatum ecclesiasticum, gegen das die evangelischen Stände heftig protestierten, daß jeder geistliche katholische Landesherr im Falle seines Übertrittes zum Evangelium seine Stellung und seine Güter verlor, während

die Güter selbst der römischen Gewalt verbleiben sollten. Trotz dieser Beschränkungen war doch das evangelische Bekenntnis und die Kirchenhoheit der Fürsten von Reichs wegen anerkannt. Auf dieser Grundlage ging August an die schwierige Aufgabe, die kirchliche Gesetzgebung und Verwaltung, die bisher nur erst provisorisch und vereinzelt geregelt worden war, endgiltig und völlig zu ordnen. Er hat es so musterhaft gethan, daß seine Leistungen auf Jahrhunderte hinaus die Grundlage der Verfassung und Verwaltung der Landeskirche geblieben sind. Nachdem er in vielen Visitationen von Kirchen und Schulen und auf mehreren Landtagen die nötigen Unterlagen und Erfahrungen gesammelt und bereits 1557 in seinen Generalartikeln wertvolle Kirchenordnungen veröffentlicht hatte, gab er am 1. Januar 1580 als Ergebnis seiner Lebensarbeit die beiden großen Sammlungen kirchlicher Verordnungen heraus, die er die Kirchenordnung und Generalartikel nannte. Die erste Sammlung mit dem Titel „Kurfürst Augusts zu Sachsen Ordnungen, wie es in Sr. kurfürstlichen Gnaden Landen bei denen Kirchen mit der Lehr und Ceremonien, desgleichen in deroselben beiden Universitäten, Konsistorien, Fürsten- und Partikularschulen, Visitation, Synodis und was solchen allen mehr anhanget, gehalten werden soll", bot genaue Bestimmungen über die zu beobachtende Kirchenlehre, samt der Kirchenagende Herzog Heinrichs, über Anstellung und Amtsaufgaben der Pfarrer, über Schul- und Ehesachen und ähnliches. Ergänzt wurde die Kirchenordnung durch die „Generalartikel, wie es in den Kirchen mit denen Pfarrherren, Kirchendienern, Schulmeistern, Dorfküstern u. s. w. gehalten werden soll." Diese Artikel zeichnen bis ins kleinste das Bild des kirchlichen Lebens im Zeitalter der Orthodoxie und zeugen von hohem Verständnis des Evangeliums und der Volksseele; sie sind eine der besten und ausführlichsten Kirchenordnungen der gesamten lutherischen Kirche.

Alles was diese Bestimmungen von den Gliedern der Kirche forderten, hat der wackre Landesherr in vorbildlicher Weise in seiner eignen Person geleistet. Er ist die Verkörperung der lutherischen Rechtgläubigkeit, wie sie jene Zeit verstand. Frommer Sinn, evangelische Gläubigkeit bildeten den Grundzug seines Wesens. Als ihm 1561 das letzte Wort seiner sterbenden Mutter Katharina berichtet ward: „Ich will an meinem Herrn Christo kleben bleiben wie eine Klette am Rock", rief er: „Gott helfe mir auch also an meinem letzten Ende. Ich will auch durch seine Gnade an ihm kleben bleiben und meinen Herrn Christum bekennen. Er lasse mich im ewigen Leben nur seiner Schuhe Hader sein, so habe ich genug." Die Person Luthers und seine Lehre schien ihm heilig, die lutherische Lehrausprägung war ihm schlechthin unantastbare Wahrheit, alles andre Irrtum. „Ich bin," so schrieb er 1560 an einen Fürsten, „durch göttliche Gnade in der christlichen Religion, so in Augsburgischer Konfession verfasset, von meinen geliebten Eltern auferzogen und erwachsen, daß ich

auch bei meiner Regierung unverfälscht habe lehren lassen und denke vermittelst göttlicher Hilfe dabei standhaftig zu bleiben." Was Luther von seinem getreuen Cordatus sagte: „Wenn es mit mir in die Hölle ginge, so ginge Magister Bugenhagen bis an den Rand der Hölle mit, und Cordatus bis in die Hölle hinein", das galt auch vom Kurfürsten. Insbesondere gab er keinen Titel von Luthers Abendmahlslehre preis. Wenn er reiste, fand sich stets ein Exemplar von Luthers Werken in seinem Wagen. Luthers Schriften, die ihm ohnehin völlig in Fleisch und Blut übergegangen waren, liebte er so, daß er kurz vor seinem Tode die zwölf Bände in dreißig Wochen noch einmal durchlas, von fünf Uhr morgens bis tief in die Nacht, und zu einem Diener, den er in seinem Alter zum Lesen brauchte, einmal sagte: „Entweder mußt du mich, oder ich dich zu Tode lesen." Der Gottesdienst an Sonn- und Werktagen war ihm Herzensbedürfnis. Durch die Lektüre von Luthers Postille bereitete er sich auf die Predigt vor. Einer seiner Lieblingsprediger war Daniel Greser, der ihn auf seinen Reisen begleitete. Als er einmal 1574 eine Abendmahlspredigt von ihm gehört hatte, die ihm besonders gefiel, schrieb er an ihn: „Lieber Herr Gevatter! Aus Eurer Predigt habe ich heute meines Herzens Lust und Freude gehört und bitte Gott aus Grund meines Herzens darum, daß ich möge bei dieser, Gott Lob, erkannten und bekannten Wahrheit und rechtem Gebrauch der hochwürdigen Sakramente beständiglich verharren. Und weil ich Eure heutige Predigt gern in meinem Herzen oft betrachten wollte, bitte ich, Ihr wollet mir dieselbige, so bald es möglich, in Schriften zukommen lassen." Daß er das heilige Abendmahl fleißig gebrauchte, versteht sich von selbst. Täglich hielt er Privatandachten aus dem Psalter und lernte in hohen Jahren noch Hebräisch. Er schrieb selbst Kirchengebete für den Gottesdienst, und es fehlte wenig, daß er selbst als Prediger auf die Kanzel getreten wäre. Diesem religiösen, fast theologischen Eifer entsprach sein Wandel. Von Luxus und Völlerei, den Kennzeichen der Höfe seiner Zeit, war an seinem Hofe keine Rede. „Seine kurfürstlichen Gnaden," so bezeugt sein Hofprediger Mirus, „haben ein nüchtern und mäßig Leben geführt, sich des Trunkes und Vollsaufens nicht beflissen, sondern andre fürstliche Arbeit und Leibesbewegung gehabt." Dazu bot er in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin, mit der die Armen „Einen Beutel, Eine Apotheke, Eine Kirche und Eine Versorgung" hatten, seinem Volke das Beispiel einer beglückten christlichen Ehe. Mutter Anna, die ihm fünfzehn Kinder gebar, war das Ebenbild ihres Mannes, war eins mit ihm im Glauben, auch im Eifer für die reine Lehre, der sie gegen die Calvinisten mitunter selbst hart und grausam machte. Ihr erbauliches Leben krönte ein erbaulicher Tod, wie sie denn 1585 auf ihrem Sterbebette folgende kirchliche Fürbitte für sich verordnete: „Es wird begehrt ein gemein christlich Gebet zu thun für eine arme Sünderin, deren Sterbestündlein vorhanden. Gott wolle ihr gnädig

sein um Jesu Christi, seines lieben Sohnes, willen." An Vater August und Mutter Anna hat wahrlich „das ganze Land einen Spiegel gesehn wahrer Gottseligkeit und andrer christlicher Tugenden", unbeschadet der Flecken, mit denen sie beide in den Lehrstreitigkeiten des Zeitalters ihre Namen bedeckten.

37. Die Lehrstreitigkeiten.

Die Reformation hatte dem nachfolgenden Geschlechte wohl die Bekenntnisse und die Schriften der Reformatoren hinterlassen, aber noch keine bis ins einzelne durchgearbeitete Dogmatik. Luther und Melanchthon hatten einen Bau von Quadern aufgeführt, und den Epigonen fiel die Aufgabe der architektonischen Kleinarbeit zu. Wie aber alle Wahrheit nur im Ringen der Geister gefunden wird, so knüpfen sich an die Ausgestaltung des lutherischen Lehrgebäudes theologische Streitigkeiten, an denen fast durchweg sächsische Theologen beteiligt sind, und die, obwohl im Geiste der Zeit mit Schärfe geführt, doch alle bezeugen, welch heißes Wahrheitsstreben die Väter erfüllte.

Wie Luther und Melanchthon bei aller Einigkeit im Glauben doch keineswegs in allen Anschauungen übereinstimmten, so bildete sich unter ihren Schülern ein leiser Gegensatz von Lutheranern und Philippisten heraus. Schon 1540 hatte Melanchthon das Bekenntnis von Augsburg an bedeutsamer Stelle geändert. Nach Luthers Tode schieden sich die Geister. Während Wittenberg in den Bahnen Melanchthons ging, rechnete es sich Jena zur Ehre, streng den Spuren Luthers zu folgen. Bezeichnend aber ist es für die streitenden Geister, daß sie echt protestantisch nicht Fragen der bloßen Gelehrsamkeit, sondern die eine große Frage nach dem Heilswege zum Gegenstande ihrer Untersuchungen machten.

Schon zu Luthers Lebzeiten war der antinomistische Streit, den Agricola angeregt hatte, lebhaft betrieben und beigelegt worden. Er stellte dem Evangelium gegenüber den Wert des Gesetzes ins rechte Licht; Magister „Grikel" verwies es aufs Rathaus oder an den Galgen, die Reformatoren nahmen es als einen Zuchtmeister auf Christum in Schutz. Der Osiandrische Streit, in welchem das Verhältnis von Rechtfertigung und Heiligung klargestellt ward, wurde in Königsberg ausgefochten und bewegte nur aus der Ferne die Geister in Sachsen. Dagegen bildete Sachsen den Schauplatz des adiaphoristischen Streites. Durch das Leipziger Interim, in welchem gewisse Dinge als religiös und sittlich indifferent, als Adiaphora, hingestellt wurden, entstand die Frage: was ist gleichgiltig und was nicht, wie weit kann man, ohne Verletzung der Wahrheit und des Gewissens, in den Zugeständnissen gehen? Flacius und Amsdorf erklärten sich gegen alle Konzessionen und nannten sie bewußten Abfall vom Luthertume. Mit dem Augsburger Religionsfrieden erlosch die Frage, nicht

aber der Streit. Mit Melanchthon gingen Major und der Leipziger Superintendent Pfeffinger in schwächlicher Willfährigkeit ziemlich weit in der Annäherung an Rom, während Flacius und Amsdorf in Johann Wigand und Heßhusius tapfre Mitstreiter gegen alle Zugeständnisse an die Gegner fanden. Georg Major hat zugleich den majoristischen Streit durch den Satz veranlaßt, daß gute Werke zur Seligkeit notwendig seien, was Amsdorf zu dem Gegensatze verleitete: sie sind zur Seligkeit schädlich, wodurch er dem richtigen Gedanken, daß das Vertrauen auf gute Werke vom Übel sei, eine paradoxe Wendung gab. Aufs engste verwandt mit diesen Verhandlungen ist der synergistische Streit über die Mitwirkung des menschlichen Willens zur Seligkeit, der mit ganz besondrer Bitterkeit geführt ward. Im Jahre 1555 hatte Pfeffinger in Leipzig eine akademische Streitschrift über den freien Willen herausgegeben, worin er diesem mit Melanchthon die Fähigkeit zuschrieb, sich der Gnade hinzugeben. Dies erregte Amsdorf und Flacius so, daß sie Pfeffinger und selbst Melanchthon heftig bekriegten. Sie behaupteten, wenn Gott einen Menschen selig mache, so sei der Mensch dabei genau so passiv wie ein Stück Holz, aus dem der Künstler eine Statue bilde. Selbst die Regierungen nahmen zu der Streitfrage Stellung, und diese Einmischung der politischen Gewalt in rein theologische Dinge ward verhängnisvoll für die Zukunft. Das herzogliche Haus zu Weimar nahm sich aus altem Groll gegen die kurfürstliche Linie des strengen Luthertums an und gab 1559 als eine neue Lehrnorm das Konfutationsbuch heraus, das, ganz von flacianischem Geiste erfüllt, gegen Melanchthon und die Seinen gerichtet war. Weit entfernt Frieden zu stiften, entzweite dies Werk die thüringischen Theologen unter sich selbst und führte einen heftigen Kampf zwischen Flacius und Viktorin Strigel herbei, wobei der erstere in der Hitze des Streites zu dem Satze sich verstieg, die Sünde gehöre zum Wesen des Menschen. Schließlich ward vom Kurfürsten August zur Beilegung der Streitigkeiten 1568 das Kolloquium zu Altenburg anberaumt; Paul Eber, der Philippist, und Johann Wigand, der Flacianer, waren die Wortführer, der Erfolg war so gering, daß man es das Gänse-Kolloquium nannte.

Noch ernster als alle diese Streitigkeiten, weil tragischen Ausgangs, waren die philippistischen oder kryptocalvinistischen Wirren im Stammlande der Reformation. Seit 1546, wo Melanchthon der Führer der Evangelischen geworden war, hatte sich der schroffe Gegensatz zwischen Wittenberg und Genf gemildert, und es schien, als wenn sich die Geister einander näherten. Nach Magister Philipps Tode entdeckten die Lutheraner mit Schmerz, daß sich in Wittenberg selbst ganz im stillen eine kryptocalvinistische Richtung herangebildet hatte. In der That hatten die Schüler Melanchthons sich zu einer gemäßigten Partei zusammengeschlossen, welche die Kirche der deutschen Reformation in dem milden Sinne des Meisters auszugestalten gedachte. Ihr Haupt

war Kaspar Peucer, Melanchthons Schwiegersohn, 1525 in Bautzen geboren, von Haus aus Mediziner, Professor in Wittenberg und Leibarzt des Kurfürsten, aber in jenem theologischen Zeitalter fast ganz zum Gottesgelehrten geworden. Ihm zur Seite traten Männer wie Paul Eber, der Generalsuperintendent von Wittenberg, Georg Major, die Wittenberger Professoren Cruciger, Pezel, Widebram und Möller, der Leipziger Superintendent Pfeffinger, der Kanzler Crakau, der Kirchenrat Stößel, der Hofprediger Schütz u. a. Der Kurfürst August hielt mit seiner Gattin treu an der echten Lehre Luthers fest und sagte, „wenn er nur eine calvinische Ader am Leibe habe, solle sie ihm der Teufel herausreißen"; aber von dem Bestreben der Philippisten, ein von Luther mannigfach abweichendes Christentum zur Geltung zu bringen, schien er nichts zu merken. Wohl sagte er mitunter, argwöhnisch gemacht, zu seinem Leibarzte: „Gevatter, wartet eurer Arznei und besehet das Harnglas", trotzdem aber lebte er, ohne tiefere Einsicht in die Dinge, des Glaubens, es sei gerade das echte Luthertum, was er in Peucer und den Seinen vor sich habe. So geschah es, daß in Sachsen 1569 eine Ausgabe Melanchthonischer Werke als Corpus doctrinae Misnicum mit dem Befehl ins Land ging, „in Ansehung der Lehre sich genau daran zu halten" und alles andre „als flacianischen gefährlichen Irrtum, zänkisch Geschmeiß und giftig Gebeiß zu verdammen." Hiermit glaubte der Kurfürst eine Lehre zu schützen, die sich von flacianischer Übertreibung wie von calvinischer Abschwächung des Luthertums gleich weit entfernt hielt. Die Wittenberger aber benutzten diese Voraussetzung des Kurfürsten zu Gunsten ihrer Lehre, die von Luther in der Lehre vom Abendmahl und der Person Christi nicht unwesentlich abwich; sie täuschten den Kurfürsten, indem sie unter lutherischer Hülle philippistische Tendenzen verfolgten. Im Jahre 1571 gaben sie einen Katechismus heraus, der den heftigsten Widerspruch der Lutheraner erregen mußte. Sie verteidigten sich gegen die „giftigen und heftigen Verleumdungen" der Lutheraner, die den Katechismus einen „unreinen und sakramentiererischen" nannten, in ihrer „Grundveste", und es gelang ihnen, den bedenklich gewordenen Kurfürsten durch den Consensus Dresdensis von 1571 zufrieden zu stellen, eine Schrift, die wie eine Verschmelzung der lutherischen und der melanchthonischen Lehrweise aussah, aber in Wahrheit eine Verhüllung der philippistischen Lehre durch Anbequemung an lutherisch lautende Formeln war. Da erschien 1573 ein kleines Buch, das dem Kurfürsten die Augen öffnete, die Exegesis perspicua. Hier legte ein ungenannter Verfasser die Streitpunkte zwischen Philippisten und strengen Lutheranern so eingehend dar und bekannte sich so unverhohlen zu einer dem Calvinismus verwandten Lehre, daß die Wut der Lutheraner so heftig wie noch nie entfacht ward. Der Superintendent Cornicelius von Großenhain nannte das Büchlein den Inbegriff „greulicher und erschrecklicher Lästerungen, ganz erbitterter Scheuwörter, ehrenrührender Anpfeifung, öffent-

licher Lügen, überteuflischer Gotteslästerungen" u. s. w. Der lange getäuschte Kurfürst aber war außer sich. Er ließ den Mann, der das Buch zum Drucke befördert hatte, hart bestrafen, die Hauptvertreter des nun an den Tag gekommenen Philippismus, Peucer, Schütz, Stößel und Crakau, verhaften und ihre Papiere mit Beschlag belegen. Ein förmlicher Kriminalprozeß ward gegen sie eingeleitet. Den Wittenberger Professoren ward eine Erklärung abgefordert, vier von ihnen, Widebram, Cruciger, Pezel und Möller wurden, weil sie mit der Antwort zögerten, verhaftet und von fünfzig Soldaten als Staatsverbrecher nach der Pleißenburg gebracht, später aber aus dem Lande getrieben. Crakau ward so hart gefoltert, daß er sich freiwillig zu Tode hungerte. Der Kommandant der Festung, der ihm Schreibmaterial geliefert, ward mit Staupenschlag aus der Stadt gejagt. Stößel starb in Wahnsinn und Verzweiflung. August aber ließ eine Denkmünze schlagen mit dem Siege Christi über den Teufel und die Vernunft.

Am längsten litt Peucer unter dem Groll seines grausamen Herrn. Im Frühjahr 1574 nach Dresden geschleppt, ließ er sich ein Geständnis erpressen, nach dem er sich schuldig bekannte, eine fremde, sakramentiererische Lehre in Sachsen haben einführen zu wollen. Im Juli nach Torgau und später nach den Rochlitzer Jupen überführt, durfte er seine Gattin nicht mehr sehen. Damals war's, wo Kaiser Maximilian II. den Kurfürsten in Dresden besuchte und sich den Gefangenen zum Leibarzt erbat. Als der Kurfürst bemerkte: „Ich selbst kann seiner Hilfe nicht entbehren," sagte der Kaiser, es sei doch seltsam, warum er ihn da hinter Schloß und Riegel halte. August antwortete: „Weil ich nur solche Diener gebrauchen will, die in der Religion nur das glauben und bekennen, was ich glaube und bekenne." Der Kaiser aber entgegnete mit mildem Ernste: „Das maße ich mir nicht an, da ich keine Macht über die Gewissen habe und niemand zum Glauben zwingen darf." So antwortete der Katholik ganz gegen den Geist seiner Zeit und seiner Kirche dem Protestanten, der durch sein Beispiel bewies, daß er im Punkte der Einsicht und Liebe noch manches zu lernen hatte. Peucer blieb im Kerker. Seine Gattin hatte in rührendem Schreiben die Kurfürstin gebeten, ihn doch im Gefängnisse pflegen zu dürfen: „Ich armes, elendes, verlassenes, betrübtes Weib weiß in meiner großen Angst und Bekümmernis keinen Menschen auf Erden, bei dem ich möchte meinem armen, bestrickten Manne Rat und Hilfe suchen, denn bei Eurer kurfürstlichen Gnaden." Es ward ihr nicht vergönnt, und sie starb gebrochenen Herzens. Er selbst ward immer härter behandelt. Als er eine Bibel forderte, ward ihm die Konkordienformel gereicht. Alle Bücher wurden ihm weggenommen, alle Mittel zum Schreiben wurden ihm entzogen, so daß er sich statt der Tinte eines Gemisches von verbrannter Brotrinde und Bier bediente, um sein Testament schriftlich zu machen. Die Theologen Andreae und Selnecker, die den zum Skelett gewordenen Mann besuchten, vermochten ihm keinen Wider-

ruf seiner Lehre zu entlocken, worauf sein Inquisitor meinte, man werde schon Mittel finden, und wenn es auch glühende Zangen sein sollten. Der Schloßhauptmann redete schon von einem Eselsbegräbnisse, das man dem verhaßten Manne bereiten wolle, wenn er stürbe. Zwölf Jahre schmachtete der Ärmste im dumpfen Kerker, bis ihm die Stunde der Erlösung schlug. Seine bitterste Feindin, die Mutter Anna, hatte geschworen, so lange sie lebe, werde er nimmer frei. Da träumte der Gefangene in der Nacht auf den 1. Oktober 1585, der ganze Hof ziehe in prachtvollem Leichenbegängnis an ihm vorüber, und er selber ziehe am Glockenstrange; plötzlich riß der Strang, und er erwachte mit dem Psalmwort: Der Strick ist entzwei, und wir sind frei. In derselben Nacht war die Kurfürstin gestorben, und bald ging sein Traum in Erfüllung. Der sechzigjährige Kurfürst vermählte sich nur zu rasch wieder mit der dreizehnjährigen Tochter des Fürsten von Anhalt; auf dessen und der jungen Braut Verwenden ward endlich Peucer befreit. Die Orthodoxen knirschten in die Zähne und ließen eine Denkmünze schlagen, auf der das kurfürstliche Ehepaar als Adam und Eva in der Stunde des Sündenfalls erscheint, mit der Unterschrift: „Adam durch der Eva Rat Gottes Gebot übertrat." Am 11. Februar 1586 starb auch der Kurfürst. Als Peucer an demselben Tage mit den langen Haaren, wie sie ihm im Gefängnisse gewachsen waren, zum ersten Male wieder in der Öffentlichkeit erschien, in der Kirche zu Zerbst, da brach ein Strom von Thränen aus seinen Augen. Er dankte Gott für die Errettung aus zwölfjähriger Qual und daß er ihn trotz allem Glauben und Lebensmut erhalten habe. Peucer lebte noch bis 1602 und hat die Geschichte seiner Gefängnisse selbst beschrieben. Ohne Zweifel war er persönlich im Recht, wenn er zu Melanchthons Lehre hielt, wie andre zu Luthers Lehre, aber daß er sich für einen echten Lutheraner ausgab, wo er es nicht war und seinen Fürsten täuschte, das waren Dinge, die er schwer gebüßt hat. Seine Gefangenschaft ist ein Beweis, wie man damals, völlig gegen die Grundsätze des Protestantismus, „Irrlehren" unschädlich machte und den Geist dämpfte mit fleischlichen Mitteln.

Inzwischen hatte man doch auch andre Wege gesucht, die Streitfragen ins reine zu bringen. Jacob Andreae, Kanzler zu Tübingen, betrieb mit Eifer die Abfassung einer Konkordie, und August bot dazu gern die Hand. Andreae vereinte sich mit den Theologen Chemnitz, Chythräus, Selnecker, Musculus, Körner und bearbeitete unter Zuziehung von zwölf angesehenen sächsischen Gottesgelehrten das große verantwortungsreiche Werk. Die Grundlage des Buches sind sechs gemeinverständliche Predigten Andreaes von 1573. Als schwäbische Konkordie bildeten sie mit der von Lukas Osiander 1576 verfaßten Maulbronner Formel einen Entwurf, der auf Betrieb des Kurfürsten August auf einem theologischen Konvente zu Torgau 1576 zum sogenannten Torgischen Buche umgearbeitet ward. Nochmals gesichtet ward der Stoff zum Bergischen Buche, das 1577 zu stande kam und den Namen

Konkordienformel erhielt. Das scharf und klar geschriebene Buch hatte den Zweck, die seit 1530 entstandenen und noch nicht durchweg geschlichteten Streitigkeiten zu entscheiden und namentlich die Gemeinden zum Frieden zu bringen. Erst in gedrängter und dann in ausführlicher Darstellung werden in zwölf Artikeln alle Streitpunkte mit theologischem Scharfsinn im Geiste des strengen Luthertums geschlichtet, so daß dadurch die melanchthonische Lehre thatsächlich abgewiesen erscheint. Das Werk ist nicht ein Bekenntnis des protestantischen Volkes, sondern der protestantisch-lutherischen Theologie. Man hatte sich's viel kosten lassen, Kursachsen gab allein 80000, Nassau 40000 Thaler zu seiner Herstellung. Angenommen wurde es von Kursachsen, Brandenburg und der Pfalz, im ganzen von 86 Reichsständen. Abgelehnt ward es unter anderen von Hessen und von Dänemark, dessen König an den Landgrafen von Hessen schrieb: „Wir haben die Exemplare, so unsre freundliche Schwester, die Kurfürstin von Sachsen, uns zugeschickt, alsbald auf ein gut Schornsteinfeuer gebracht und verbrannt." Unterzeichnet ward die Konkordienformel von 8000 Namen, Pfarrern und Schuldienern. Andreae versichert: „Ich kann wahrhaftig sagen, daß kein Mensch zur Subskription gedrungen noch deswegen vertrieben worden ist, so wahr der Sohn Gottes mich durch sein Blut erlöst hat." Doch mögen manche Pfarrer aus Not und Nützlichkeit und weniger aus Überzeugung die Unterschrift geleistet haben, von der Frau gemahnt: „Schreib, lieber Herre, schreib, daß er bei der Pfarre bleib." Andreae zog selbst in Sachsen als Kommissar einher, berief die Geistlichen aufs Rathaus, las ihnen die Formel vor und ließ doch einige, die etwa nicht unterzeichnen wollten, des Amts entsetzen. Alle lutherischen Bekenntnisschriften mit der Konkordienformel ließ August im Konkordienbuche sammeln, das zu Dresden am 25. Juni 1580 deutsch erschien. An Angriffen fehlte es nicht. Hospinian ließ seine Concordia discors erscheinen. Den Gegnern aber ließen die drei Kurfürsten durch das Erfurter Buch, eine Apologie des Werkes, antworten. Thatsächlich hat die Konkordienformel, die eine geschichtliche Notwendigkeit war, den Streitigkeiten zwischen der streng lutherischen und der melanchthonischen Schule einen Damm entgegengesetzt und ist der Kirche zum Segen geworden. Die Magna Charta des Luthertums und als solche von hohem zeitgeschichtlichen Werte, ward sie für Jahrhunderte die Grundlage der Theologie der orthodoxen Lutheraner, ja selbst ihr papierner Papst. Für alle Zeiten aber hat sie selbst nicht Regel und Richtschnur sein wollen, wie sie denn den Kampf der Geister um die Wahrheit nur auf wenige Jahre hat bannen können.

38. Der Kanzler Krell.

Kaum waren die Glaubensstreitigkeiten in der Konkordienformel zur Ruhe gebracht worden, da bahnte sich durch den kursächsischen Kanzler Dr. Nikolaus Krell eine neue Ära des Philippismus an mit tragischem Ausgang. Krell, ein geborener Leipziger und von hoher Begabung, hatte in seiner Vaterstadt die Rechte gelehrt und sich auf seinen Reisen in Frankreich und der Schweiz mit calvinischen Grundsätzen befreundet. Der in philippistischen Anschauungen erzogene junge Kurfürst Christian I., Augusts Sohn und Nachfolger, hatte ihn zu seinem Ratgeber erwählt und ließ ihm auch in Kirchensachen volle Gewalt. Nur allzu stürmisch ging der Kanzler daran, das lutherische Kirchenwesen Sachsens in philippistische Bahnen zu leiten. Die höheren Kirchenämter besetzte er gerne mit Gesinnungsgenossen, und wer „ein rechter Philippicus" war, durfte besondrer Gunst gewärtig sein. Die Unterzeichnung der Konkordienformel, an welche August so viel Gut und Kraft gesetzt, wurde seit 1587 in Sachsen nicht mehr gefordert. Als viele Geistliche streng lutherischen Sinnes gegen diese Maßregel predigten, verbot ein Mandat vom 28. August 1588 „das unzeitige und unnötige, auch ärgerliche Gebeiß und Gezänk" in Wort und Schrift. Geistliche, die sich ihre Kanzelpolemik nicht nehmen lassen wollten, wurden als „friedhässige Prädikanten" entsetzt. Der Superintendent Selnecker in Leipzig, der sich nicht an das Mandat kehrte, ward 1589 entlassen und durch den calvinisch gesinnten Wolfgang Harder ersetzt, während an die Thomaskirche der Philippist Gundermann kam. In Wittenberg ließ man Polykarp Leyser, der als strammer Lutheraner an dem Konkordienwerke mitgearbeitet hatte, nach Braunschweig ziehen und berief für ihn den Küstriner Superintendenten Pierius. Besonders hart verfuhr man gegen den Hofprediger Mirus in Dresden. Seine Klage gegen den Kanzler, der den Calvinismus im Lande wieder aufrichten wolle und „calvinisch Geschmeiß" in Sachsen dulde, wurde abgewiesen, und er wandte sich an den Kurfürsten selbst. Einst bei einem Taufschmause erhob sich in Gegenwart des Hofpredigers der junge Fürst mit dem Trinkspruch: „Es gilt der Gesundheit aller ehrlichen Gesellen, die weder calvinisch noch flacianisch sind, und der Wein, den ich in Gottes Namen trinke, wird mir zum Segen ausschlagen, wenn auch kein Priester ihn zuvor eingesegnet hat." Am nächsten Morgen bat Mirus um Audienz: Seine kurfürstliche Durchlaucht seien gestern Abend voll gewesen und haben Gotteslästerliches geredet. Der Kurfürst stellte beides in Abrede und verbat sich solche Worte. Als der Hofprediger heftig bemerkte: „Ew. Gnaden werden doch dem heiligen Geiste das Maul nicht stopfen wollen?" antwortete der Fürst: „Nicht dem heiligen Geist, aber dir!" Und als der Geistliche auf und unter der Kanzel den Streit weiter trieb, ward er aufgehoben und auf dem Königstein hinter Schloß und Riegel gesetzt. Durch die beiden calvi-

nistisch gerichteten Hofprediger Salmuth und Steinbach ward eine Bibel mit Anmerkungen, die Krellsche Bibel, gedruckt, vom Volke die „rebellsche“ genannt, der ein Katechismus ähnlichen Gepräges an die Seite trat. Das Oberkonsistorium ward aufgelöst und alle theologischen Schriften einer scharfen Censur unterstellt. Tiefer griff die Abschaffung des Exorcismus bei der Taufe ins Volksbewußtsein ein. Bisher war es altkirchlichem Gebrauche gemäß Sitte gewesen, über den Täufling zu rufen: „Ich beschwöre dich, fahre aus, du unreiner Geist, und gieb Raum dem heiligen Geiste.“ Luther hat diese Formel gebilligt, Melanchthon nannte sie einen „papistischen Gebrauch“; weil sie aber von den Reformierten nicht angewendet ward, galt sie als Kennzeichen reinen Luthertums, und die Taufe ward zum Sakrament des Exorcismus. Krell nun meinte: „Es ist diese Teufelsbeschwörung auch bei vielen evangelischen Kirchen im Reiche nicht bräuchlich und kann aus Gottes Wort nicht bewiesen werden.“ Kurfürst Christian hat zuerst seine Tochter Dorothea ohne Exorcismus taufen lassen und dann den Brauch durch Mandat vom Juli 1591 im ganzen Kurstaate verboten. Diese Maßregel mußte das lutherische Volk erregen. Man verlangte den Exorcismus. Ein Fleischer in Dresden erzwang ihn in der Kreuzkirche bei der Taufe seines Kindes von dem amtierenden Diakonus mit dem Beile in der Hand, und in Leipzig und anderwärts kam es zu ähnlichen Scenen. Besonders fühlten sich die lutherischen Geistlichen durch das Mandat in ihrem Gewissen bedrängt. Der Superintendent Kademann von Pirna kam mit seinen sämtlichen Geistlichen und that vor dem Kurfürsten einen Fußfall, ihnen die Weglassung des Exorcismus nicht ferner zuzumuten, so daß der Fürst betroffen seinem Kanzler zurief: „Das hab' ich nicht gewußt, daß das Ding so viel zu bedeuten hat.“ Daneben wußte Krell seinen Herrn zu politischen Maßnahmen zu bewegen, die nicht überall Billigung fanden. Auf Krells Rat unterstützte der Kurfürst Heinrich IV. von Navarra und die Hugenotten in Frankreich gegen die katholische Ligue mit Geld und Truppen und nahm ihm nicht mehr, wie es August gethan, das Versprechen ab, die Konkordienformel zu unterschreiben, sondern nur nach gesichertem Besitz des Throns Metz, Toul und Verdun an das deutsche Reich zurückzugeben.

Gewiß würde sich Krell, trotz seiner Mißliebigkeit bei Adel, Geistlichkeit und Volk noch länger in seiner Stellung gehalten haben, wenn nicht eine bedeutsame Wendung der Dinge eingetreten wäre. Der Kurfürst starb, und an Stelle des unmündigen Christian II. führte seit 1591 der strenge Lutheraner Friedrich Wilhelm von Weimar die Vormundschaft. Sofort begann der Rückschlag gegen den Philippismus; auf den Rat der Fakultät von Jena stellte der Fürst durch strenge Maßregeln das Luthertum in Kursachsen wieder her. Alle Kirchen-, Schul- und Staatsdiener wurden auf lutherische Formeln neu vereidigt, wer die Unterschrift weigerte, wurde abgesetzt

und ausgewiesen. Noch vor dem Begräbnisse des Kurfürsten aber war Krell, die Seele des Kryptocalvinismus, auf Antrag der Ritterschaft und im Einverständnis mit der Kurfürstin Witwe seiner Würden entsetzt und in dasselbe Gemach nach Königstein gebracht, in dem bisher sein Gegner Mirus geschmachtet hatte. Ein ähnliches Los traf Salmuth, Pierius, Gundermann. Gundermann wurde auf die Pleißenburg gebracht und ihm in seinem Gewissen dermaßen zugesetzt, daß er in Wahnsinn verfiel. Der lutherische Pöbel in Leipzig brachte den Calvinisten mit Pfannen und Kesseln eine Katzenmusik, plünderte das Haus, wo ein Wirt einigen reformierten Schweizern ein Gastmahl gegeben hatte und erzwang den Abzug aller des Calvinismus verdächtigen Personen. In Dresden ließ das lutherische Volk noch an dem Leichnam des Hofpredigers Schütz, eines Kryptocalvinisten, seine Wut aus und bestand darauf, daß er an dem Begräbnisorte für Verbrecher beigesetzt ward. Zehn Jahre lang saß der Kanzler in dem elenden Gemach der Festung, und lange währte es, ehe das Verhör begann. Trotz mancher Bedenken seitens des Adels und der Universitäten ward eine scharfe Untersuchung gegen den Gefangenen eingeleitet, und die Klage spitzte sich auf folgende Punkte zu: Krell habe den Kurfürsten zum Calvinismus verführt, zum französischen Kriegszuge verleitet, dem Kaiser entfremdet und mit den Ständen entzweit. Vergebens suchte sich der Gefangene zu verteidigen. Schließlich wurden die Untersuchungsakten an die Appellationskammer in Prag gesandt, und das fremde Gericht urteilte unter dem 8. September 1601: Krell habe wegen seiner politischen Praktiken und Arglist Leib und Leben verwirkt und müsse andern zum Abscheu mit dem Schwerte gerechtfertigt werden. Des Religionspunktes war überhaupt nicht gedacht; dem katholischen Tribunale war es völlig gleichgiltig, wenn die eine Religionspartei die andre bekriegte, denn Ketzer waren sie beide.

Das Todesurteil ward von Friedrich Wilhelm bestätigt und am 12. September veröffentlicht. Vergeblich erhob der Kanzler dagegen Einspruch; am 6. Oktober ward der kranke Mann vom Königstein nach Dresden gebracht und dem Pfarrer Bluhme von Dohna nebst zwei andern Geistlichen zur Todesvorbereitung überwiesen. Der Pastor, ein fanatischer Lutheraner, der sich ganz zum Ketzermeister eignete, begann sein Amt mit der Beschreibung eines Calvinisten: „Derselbige ist ein Mensch, der keinen Glauben hat an Gott und sein Wort, der, aufgeblasen durch vermeintliche Heiligkeit und falsche Weisheit, alle verachtet und verleumdet, die es nicht mit ihm halten, der Christo als Menschen seine göttliche Majestät entzieht, allen Ketzereien der Irrtümer Mohameds, dem ganzen Heidentum Thür und Thor aufthut, betrügt die Obrigkeit und die armen einfältigen Leute, erfüllt das Land mit Groll, Aufruhr und Blutvergießen, verläßt sich auf die fleischliche Welt und nicht auf das Fleisch Christi, verwandelt seine Meinung, je nachdem der Wind geht, verleugnet, daß er sei, der er

doch ist, und was er thut, thut er heimtückischer Weise und mit schädlicher Nachstellung. Allhier hat der Herr Doktor eine artliche Beschreibung eines Calvinisten. Ist nun der Herr ein solcher, dafür er männiglich gehalten wird, so trifft ihn auch diese Beschreibung, und vermöge derselben ist er nicht so unschuldig, als er sich macht. Ist darum unser aller treuer Rat, daß er Gott die Ehre gebe und, was er Böses gethan, ansage." Vergebens bat der Kanzler, ihn doch nur in seiner Not mit dem heiligen Evangelium zu trösten. Da setzte der Pastor, wie er später selbst erzählt hat, „die Hörner Mosis" auf und hielt ihm seine Sünden vor: er habe die Taufe vieler Kinder aufgehalten, das Predigtamt um seine Autorität gebracht und damit die Hölle wohl verdient. Er mußte sich den Unterschied des calvinistischen und lutherischen Gottes klarmachen lassen und sich einem Glaubensexamen unterwerfen. Als sich Krell zur Augsburgischen Konfession, ja selbst zu den Aufstellungen der Konkordienformel bekannte, da sagte der Pastor: „Ein Christ mag der Herr Doktor sein; ein rechter Christ aber muß die Widersacher nicht allein verdammen, sondern auch verfluchen." Sein Sündenbekenntnis vor dem Abendmahle ward als Schuldgeständnis gedeutet. Nachdem sie ihn so drei Tage bearbeitet, ward er dem Stadtrate zum Vollzuge des hochnotpeinlichen Halsgerichts übergeben; und Krell hielt doch noch immer nicht für möglich, daß ihm der Tod auf dem Blocke beschieden sei. „Eher hätte er sich Himmels Einfalls versehen, denn eines solchen Urteils." Erst als er in seinen Pelz gehüllt in den Saal getragen ward und der Scharfrichter verkündete, er habe sein Leben verwirkt, da erkannte er den Ernst der Lage und erhob über eine solche Justiz laute Beschwerde. Er appellierte an den Kurfürsten und erklärte, innerhalb einer sächsischen Frist seine Unschuld nachzuweisen. Aber der Stadtrichter entgegnete, hierzu habe er keinen Befehl. Und so ward alter Sitte gemäß der Stab über ihn gebrochen und die Gerichtsbank umgeworfen. Der Kanzler sprach ruhig: „So will ich kaiserlicher Majestät und dem Kurfürsten nicht widerstreben; es geschehe in Gottes Namen!" Noch bat er den Geistlichen, in seinem Namen allen, denen er zunahe getreten sei, eine Abbitte zu thun, und ließ sich auf dem Stuhle zum Schaffot tragen, das auf dem Jüdenhofe aufgerichtet war. Auf die Frage, ob er bereit sei, antwortete er mit Festigkeit: „Ja". Er betete: „Vater, der du mich geschaffen, Jesus Christus, der du mich erlöst, heiliger Geist, der du mich geheiligt, ich überantworte dir, was du mir in diesem Leben zugestellt hast, daß du es aufnehmest und wiederempfahest." Unter dem Lärm der Trommler und Pfeifer beugte er den Nacken auf den Block des Henkers. Als das blutende Haupt in den Sand rollte, rief der Scharfrichter: „Das war ein calvinischer Streich! Seine Teufelsgesellen mögen sich vorsehen; man schont allhier keinen!" Ja, er soll auch noch den Kopf aufgehoben und damit gespielt haben: „O, es stecken in diesem Kopfe viel verwirrte Sachen;

es sind ihrer aber noch mehr unter dem Haufen; ich denke, die sollen auch noch unter meine Fäuste geraten." Noch wird das Richtschwert aufbewahrt; man hatte es mit der Inschrift versehen: Cave Calviniane! Christian II. selbst mochte nicht Zeuge des Trauerspiels sein und war am Hinrichtungstage nach Großenhain verreist. Seine Mutter schaute von der Tribüne zu, wie der Feind des Luthertums verblutete. Am folgenden Tage hielt der Pfarrer von Dohna in der Frauenkirche vor dem Sarge des Enthaupteten die Leichenpredigt und rief im Pharisäertone: „Sonderlich ihr weltlichen Räte, waget euch nicht in geistliche Händel, habt nicht einen Fuß in der Regierung, den andern auf der Kanzel! Laßt's euch treulich gesagt sein, was jener christliche Herr sagte: Ich will lieber den römischen Kaiser als einen Diener Christi zum Feinde haben. Warum? Wenn ich einen Kaiser erzürne, so habe ich einen schlechten Menschen wider mich; wenn ich aber einen treuen Diener Christi wider mich habe, so ist Gott wider mich."

Der Prozeß, der dem Lande 117 972 Gulden kostete und dessen Einzelheiten in gewaltigen Aktenmassen des Hauptstaatsarchivs niedergelegt sind, bildet eins der dunkelsten Blätter in Sachsens Geschichte. Ganz ohne Schuld ist Krell so wenig gewesen wie Struensee. Nicht frei von herrischem Wesen und Überhebung war er so unvorsichtig, durch seine calvinistischen Maßregeln, die man im Lande nicht verstand noch billigte, das Luthertum in Sachsen empfindlich zu kränken, ja in Frage zu stellen. Was seinen Fall besiegelte, das war die Schwäche des Kurfürsten, die persönliche Abneigung der Kurfürstin-Mutter, die Feindschaft der Geistlichen, des Adels und des Volks, auch des Kaisers, der ihm seine Hinneigung zu Heinrich IV. und den Hugenotten nicht verzeihen konnte. Daß solch ein bedauerliches Schauspiel aber überhaupt möglich war, erklärt sich aus der starken konfessionellen Befangenheit des Zeitalters, dessen Fanatismus und Cäsareopapismus auch sonst manch Unheil verschuldete.

39. Der große Krieg.

Wie der Zusammenstoß zwischen Luthertum und Calvinismus vollzog sich auch der große unvermeidliche Zweikampf zwischen Katholizismus und Protestantismus zum guten Teil auf sächsischem Boden. Die ernste Zeit fand in Sachsen kein großes Geschlecht, und so ist dieser dreißigjährige Krieg für Staat und Kirche in Sachsen eine Zeit des Jammers geworden.

Als 1617 im protestantischen Deutschland und auch in Sachsen das erste Reformationsjubiläum gefeiert ward, da lag es wie Gewitterschwüle über dem deutschen Vaterlande. Im Jahre darauf hatten die Protestanten in Böhmen, denen man ihre durch des Kaisers Majestätsbrief verbürgten Rechte verkümmert hatte, auf dem Prager Schlosse Beschwerde geführt und mit dem Fenstersturz der Statthalter sich

selber Hilfe geschafft; dreißig erwählte Direktoren übernahmen Böhmens Verwaltung. Vergebens suchte Kaiser Matthias sie zu züchtigen. Nach seinem Tode weigerten sich die Böhmen wie die Lausitzer, Ferdinand II. als König anzuerkennen und wählten den sächsischen Kurfürsten zum Könige. Johann Georg I. wies das gefährliche Anerbieten zurück, und der calvinische Friedrich V. von der Pfalz erhielt die Krone. Mit Waffengewalt erkämpfte sich der Kaiser Böhmens Besitz zurück und schlug den Pfälzer 1620 am weißen Berge bei Prag aufs Haupt, während sich Johann Georg gegen die Zusicherung, daß die Religionsfreiheit der Protestanten erhalten bleiben solle, herbeiließ, mit 15000 Mann gegen die Lausitzen vorzurücken und nicht nur diese, sondern auch Schlesien dem Kaiser unterwarf. Mit roher Gewalt ging nun der Kaiser dem Protestantismus in Böhmen zu Leibe, zerschnitt den Majestätsbrief, schloß die evangelischen Kirchen, vertrieb die Protestanten von Haus und Hof oder zwang sie durch seine Lichtensteiner Dragoner zum Katholizismus. Grollend wandte sich der lutherische Fürst, mit diesen Gewaltmaßregeln aufs höchste unzufrieden, vom Kaiser ab und seine Erbitterung wuchs, als Ferdinand Friedrich V. der Kur Pfalz entkleidete, um sie dem erzkatholischen Maximilian von Bayern zu übertragen. Erst als er dem Sachsen als Ersatz für die zu sieben Millionen Thaler berechnete Kriegsentschädigung 1623 die Lausitzen verpfändete, ward ein besseres Einvernehmen wiederhergestellt. Bald jedoch ward das Band zwischen Kaiser und Kurfürst wieder gelockert. Immer deutlicher trat die Absicht des Kaisers hervor, den Protestantismus in Böhmen und Schlesien auszurotten. Am 6. März 1629 erließ er das harte Restitutionsedikt, ein unerhörter Gewaltstreich unter dem Scheine des Rechts, nach welchem die Protestanten alle seit dem Passauer Vertrag eingezogenen geistlichen Güter an die katholische Kirche zurückgeben und die katholischen Reichsstände das Recht haben sollten, ihre Unterthanen wieder römisch zu machen. Trotzdem, daß die Bistümer Meißen, Naumburg und Merseburg hiervon ausgenommen sein sollten, machte der Kurfürst dem Kaiser gegen diese Vergewaltigung der Protestanten die ernstesten Vorstellungen und fühlte sich verpflichtet, sich seiner Glaubensbrüder anzunehmen; sein protestantisches Gewissen erwachte. Auf den 10. Februar 1631 rief er alle protestantischen Stände, Lutheraner wie Calvinisten, zu einer Beratung nach Leipzig, wo einmütig beschlossen ward, den Kaiser zur Zurücknahme des Edikts zu zwingen. In dieser kritischen Zeit, wo der Protestantismus aufs äußerste gefährdet war, war am Ostseestrande der Retter in der Not, der Held aus Norden, erschienen, Gustav Adolf. Um die Glaubensbrüder mit der Schärfe des Schwertes dem Verderben zu entreißen, war der fromme, mutige, weitblickende Schwede am 24. Juni 1630 mit 14000 Mann auserlesener Truppen in Pommern gelandet und suchte die protestantischen Fürsten zu einem Bündnisse gegen den Hort des Katholizismus zu vereinen. Er fand unter den schwachen, ängstlichen, mißtrauischen

Fürsten wenig Entgegenkommen, und nur die Not der Zeit bewog Johann Georg zur Waffenbrüderschaft mit dem nordischen Helden. Als der grausame kaiserliche Feldherr Tzerklas von Tilly das belagerte Magdeburg hatte in Flammen aufgehen lassen und auf Leipzig vorrückte, da sah der Kurfürst ein, daß es Zeit sei, mit den Schweden sich zu verbünden. Am 1. September 1631 schloß er mit Gustav Adolf einen Vertrag, und am 4. September vereinigten sich die beiden Heere, um am 7. September in dem glänzenden Siege bei Breitenfeld in der Leipziger Ebene den stolzen Tilly aufs Haupt zu schlagen. Groß war der Jubel über diesen Sieg im ganzen protestantischen Deutschland, man empfand, daß durch den Tag von Breitenfeld der Zwingherrschaft Roms und Habsburgs ein Ende gemacht und dem Protestantismus wieder freie Bahn gebrochen worden sei. Damals schrieb die Kurfürstin Magdalena Sibylle von Sachsen: „Es wäre besser, man ließe den Kaiser in unserm Kirchengebet ausschließen und betete dafür für unsern König — Gustav Adolf — der uns recht von Gott zugeschicket"; und als gegen Weihnachten die Königin Marie Eleonore in Leipzig einzog, da jauchzte alles der Gattin des Mannes entgegen, der das Evangelium für die Welt gerettet hatte. Noch harrte das Werk von Breitenfeld der Krönung. Wohl eroberte der Kurfürst das ganze Böhmen, aber bald wurde sein Heer von Wallenstein aus dem Lande getrieben. Der kaiserliche Generalissimus schickte seine Generale Holk und Gallas nach Sachsen, und diese sengten und mordeten im Vogtlande und Erzgebirge in furchtbarster Weise. In schwerer Not rief der Kurfürst Gustav Adolf aus Thüringen herbei, und am 6. November 1632 kam es bei Lützen zur Schlacht. Der Schwedenkönig bezahlte zwar seinen großen Sieg mit seinem Blut und Leben, aber der Triumph des Protestantismus über Roms und Habsburgs Macht war entschieden. Weit entfernt, an Stelle des gefallenen Helden die Leitung des Protestantismus zu übernehmen, bewahrte Johann Georg von nun an wieder eine schwankende Haltung, die seinem Lande erneute furchtbare Plünderung durch Holk und seine räuberischen Scharen eintrug. Der Unhold verwüstete zum zweiten Male das Erzgebirge und das Vogtland, und als er 1633 von der Pest dahingerafft ward, ohne daß er sein Verlangen nach dem Abendmahle hatte stillen können, da ward das Spottlied gesungen: „Der Holkius ist, wie man thut sagen, von Gott mit Pestilenz geschlagen: die Krankheit thut sich mit ihm ringen, drum ließ er sich eine Sänfte bringen. Aber zu kurz ward ihm die Zeit, beschloß sein End mit großem Leid. Zu Adorf ist er gewiß gestorben. Ob er den Himmel sich erworben, das wird er nun erfahren han, Gott schau seine Seel in Gnaden an." Inzwischen war Wallenstein, der die Lausitzen erobert hatte, in Eger ermordet worden. Johann Georg hatte die Lausitzen wieder gewonnen. Die Niederlage der Schweden, die ihm nach ihres Königs Tod immer mehr als fremde Eroberer erschienen, bei Nördlingen im Jahre 1634

und das Entgegenkommen des Kaisers bestimmte ihn schließlich, am 30. Mai 1635 mit dem Kaiser den Sonderfrieden zu Prag zu schließen. Durch denselben ward das verhaßte Restitutionsedikt aufgehoben, und Johann Georg erhielt die Lausitzen nunmehr erblich und unwiderruflich zugesichert. Ein gesegneter Gau von 180 Quadratmeilen ist dadurch mit dem Kurfürstentum in Personalunion vereint worden. Die Lausitzen hatten einst lehnsweise schon unter der Oberhoheit der Wettiner gestanden und waren bald in brandenburgischen, bald in böhmischen Händen. Als Böhmen an die Habsburger kam, waren auch sie kaiserlich geworden. In kirchlicher Beziehung standen die Lausitzen im Mittelalter größtenteils unter dem Bistum Meißen, aus dessen Domherren der Propst des Kollegiatstifts Bautzen gewählt ward. Zahlreiche Klöster blühten einst im Lande, wie in der Oberlausitz die Frauenklöster Marienstern und Marienthal und die Franziskanerklöster Bautzen, Görlitz, Zittau, Löbau. Ohne jedes Zuthun der landesherrlichen Gewalt hatte sich die Reformation in den Lausitzen durchgesetzt, doch waren das Domkapitel, die beiden Frauenklöster und kleine geschlossene Gruppen katholischer Bevölkerung erhalten geblieben. Diese Stiftungen wurden bei der Übergabe an Sachsen in ihren Privilegien und Rechten bestätigt und geschützt, wie denn auch im evangelischen und im römischen Bekenntnisstande keine Neuerung sollte vorgenommen werden.

Trotzdem, daß man am 24. Juni 1635 in Sachsen ein Freudenfest gefeiert hatte, nahmen die Kriegsdrangsale noch lange kein Ende. Johann Georg, nun wieder ganz an den Kaiser gekettet, verpflichtete sich, die Schweden mit zu vertreiben, die in Deutschland, auch in Sachsen teilweise furchtbar hausten und ihrem gefallenen Heldenkönig wenig Ehre machten. Der schwedische General Baner hatte Thüringen geplündert und das sächsische Heer bei Wittstock geschlagen und drang Anfang 1637 verheerend in Sachsen ein. Zahlreiche Dörfer und Städte gingen in Rauch auf. Der Bürgermeister von Leisnig ward, einem Hunde gleich, von der rohen Soldateska wochenlang umhergeschleppt, Wurzen hatte seine Marterwoche, Kolditz, Döbeln, Strehla, Mügeln litten entsetzlich; der Schwedentrunk quälte die unschuldigen Bauern, ganze Dörfer verschwanden vom Erdboden, ganze Strecken wurden wüste, und der vogtländische Landmann sang: „Die Schweden sen kumme, ham alles mitgenumme, ham die Fenster neigeschlang, ham's Blei fortgetrang, ham Kugeln draus gossen, ham Bauer totgeschossen.“ Nach mancherlei kleinern Erfolgen zogen sich die Schweden ins Brandenburgische zurück, kamen aber nach zwei Jahren wieder, eroberten Zwickau, belagerten Freiberg vergebens, schlugen die kaiserliche und kurfürstliche Armee bei Chemnitz, bereiteten Pirna sein Elend und verzogen sich nach Böhmen. Mit demselben Erfolge focht Torstenson in Sachsen. 1642 siegten die Schweden noch einmal bei Breitenfeld in mörderischer Schlacht. Leipzig fiel in schwedische Hände, Freiberg aber hielt eine neue, lange Belagerung standhaft aus, vor dem eben

so standhaften Großenhain rief Torstenson grollend: „Es ist, als wären die Mauern dieser Stadt aus lauter Vaterunsern zusammengefügt.“ Schließlich fand sich der Kurfürst, des langen Haders müde, bereit, mit den Schweden zu unterhandeln. Im Sommer 1645 ward im Pfarrhause zu Kötzschenbroda ein Waffenstillstand auf sechs Monate unterzeichnet, der später verlängert ward und endlich 1648 den langersehnten Frieden zu Münster und Osnabrück anbahnen half. Nach dreißigjährigem Ringen, zuerst aus religiösen Gründen, später auch aus politischen, begruben die Völker die blutströmende Streitaxt, und am 22. Juli 1650 konnte in Sachsens Kirchen gesungen werden: Nun danket alle Gott!

Der Ertrag des Krieges war auch in Sachsen ein verheertes, verarmtes und menschenleeres Land. Die Blüte Sachsens, wie sie durch den klugen Staatswirt August herbeigeführt worden war, sie war vernichtet. Hatte auch Sachsen durch die Lausitzen an Ausdehnung gewonnen, so war sein Wohlstand auf Jahrzehnte dahin und mit dem Wohlstand auch ein gut Teil seiner geistigen Kultur. Günstiger war der Ertrag des Krieges für die Kirche. Der westfälische Friede sprach die Gleichberechtigung der Protestanten und Katholiken aus. Der Augsburger Religionsfriede sollte unverbrüchlich gehalten werden, über die Kirchengüter der Besitzstand vom 1. Januar 1624 entscheiden. Wo in diesem Normaljahre freie Religionsübung gewesen war, sollte sie bleiben, wo sie nicht war, sollte entweder private Religionsübung ohne Glocken oder Auswanderung gewährt werden. Die Reformierten sollten den Katholiken gegenüber als Augsburgische Konfessionsverwandte betrachtet werden, ein Punkt, bei welchem Sachsen manche Schwierigkeiten machte. Johann Georg I. hat in den Wirren des großen Kriegs eine überaus klägliche Rolle gespielt. Ihm mangelte staatsmännischer Blick, Kühnheit, Beharrlichkeit und Einsicht. Allzu eifrige Ratgeber, wie sein Oberhofprediger Höe von Hohenegg, haben den lutherischen Fürsten immer wieder zu überreden gewußt, es mit dem Kaiser zu halten, und seine Abneigung gegen den Calvinismus geschürt. Johann Georg trug zwei Seelen in seiner Brust: der Protestant wies ihn zu Gustav Adolf, der Kurfürst zum Hause Habsburg. Lutheraner durch und durch und für die Augsburgische Konfession und die Konkordienformel schwärmend, wie kaum ein Fürst seiner Zeit, hat er doch oft und ohne Not gegen seine Glaubengenossen das Schwert gezogen und den Katholizismus gestärkt. So ist der Protestantismus für Sachsen und für die Welt gerettet worden nicht durch ihn, sondern trotz ihm.

40. Protestantische Flüchtlinge.

Nachdem durch die Schlacht am weißen Berge die Niederlage der Evangelischen in Böhmen besiegelt war, wurde dort ein gewaltiger Vernichtungskrieg gegen alle geführt, die sich noch zum Evangelium zu bekennen wagten. Mehr als 30000 der gewerbfleißigsten Familien

und 200 Herrengeschlechter mußten nach und nach ihr Heimatland um des Glaubens willen verlassen. In hellen Haufen wandten sich die Flüchtlinge insonderheit nach dem Horte des Protestantismus, in das benachbarte Sachsen, indem sie bald die Bergstädte Annaberg, Freiberg, auch Chemnitz aufsuchten, bald das Elbthal entlang zogen, bald in die Lausitz pilgerten, die seit 1623 Sachsen verpfändet war. Besonders stark war der Strom der Exulanten in Pirna, Dresden und Zittau. In Pirna zählte man der glaubenstreuen Böhmen anfangs 500, 1629 stieg die Zahl auf 2125, 1631 auf 2256, ja, sie soll einmal 3000 erreicht haben. Natürlich zogen die meisten weiter, aber es bildete sich hier eine feste Emigrantengemeinde. Sie beriefen 1628 mit obrigkeitlicher Genehmigung Martinius von Drazov als Pfarrer, der, selbst ein Prager Flüchtling, mit Entschiedenheit für das lutherische Bekenntnis eintrat, ja sie beschäftigten selbst eine eigene Druckerpresse. Zerstreute sich die Pirnaer Exulantengemeinde etwa nach einem Jahrzehnt, so war die zu Dresden von Bestand. Hier erwarben sich einzelne das Bürgerrecht und kauften sich an. Die Adeligen mußten dem Kurfürsten einen Treueid leisten, in dem es heißt: „Ich schwöre, daß ich kurfürstlicher Durchlaucht, meinem gnädigsten Herrn, unter dessen gnädigsten Schutz ich als ein Exulant mich begeben, getreu und hold sein und mich also bezeugen will, als einem getreuen Schutzverwandten eignet und gebühret.“ Solcher Edelleute wohnten gerade in Dresden viele, so der Graf Wilhelm Kinsky, der 1634 mit Wallenstein in Eger ermordet ward; seine Witwe, die Schwester des Grafen Terzky, behielt sein Haus in Dresden und bewohnte es mit ihrer Familie. Über die Zahl der Exulanten in Dresden haben wir genaue Kunde, 1623 waren es 74 Personen, 1629 schon 58 Familien, 1632 406 Personen und eine Anzahl Dienstboten, 1637 642 Personen; obgleich 1653 noch „täglich neue Exulanten“ ankamen, werden doch nicht über 1000 zu gleicher Zeit in Dresden gewesen sein. Im Jahre 1650 überließ ihnen der Kurfürst auf ihr Gesuch die alte Johanniskirche vor dem Pirnaischen Thore zu öffentlichem Gottesdienst in ihrer Sprache und gestattete die Anstellung eines „reinen, unverdächtigen, qualifizierten und hierzu absonderlich vereideten lutherischen Predigers“. Johannes Hertwicius, früher Pfarrer zu St. Stephan in Prag, war der erste Geistliche der Gemeinde, die 1681 auf nur 50 Personen gesunken war, und deren Armut durch große Zuwendungen in ziemlichen Reichtum sich verwandelt hatte. Noch heute erinnert in Dresden die Kirche der böhmischen Gemeinde an die Zeiten von 1623 und 1650, wenn auch längst die Sprache gefallen und die Gemeinde selbst nur noch den Pfarrer hat und keine Seelen mehr. Noch lebhafter als in Pirna und Dresden wogte der Strom der Exulanten in Zittau. Es war von Emigranten überschwemmt, die bald ihre Gottesdienste und 1690 eine Kirche erhielten.

Wie auch nach dem großen Kriege der katholische Fanatismus in Böhmen wütete und zur Gründung von Exulanten-Niederlassungen in

Sachsen führte, das sei an einem erschütternden und zugleich erbaulichen Beispiel deutlich gemacht. Unter den Orten Nordböhmens, die sich bis 1624 so recht von Herzen des Evangeliums erfreut hatten, Joachimsthal, Gottesgab, Preßnitz, Bleistadt, Abertham, stand Platten, eine Tochter von Schneeberg, nicht an letzter Stelle. Es hatte sich von 1533 bis 1624 nacheinander von elf wackern Pfarren und acht Diakonen das Wort Gottes verkünden lassen. Da traf den elften Pfarrer, Kilian Rebentrost, 1624 wie ein Blitz aus heiterm Himmel der harte Befehl, in die Verbannung zu gehen. Am 11. Sonntage nach Trinitatis nahm er von seiner Gemeinde Abschied und wandte sich mit seinen sieben Kindern nach Annaberg. Der Auszug der Pfarrfamilie war für Platten das Signal zu einem dreißigjährigen Glaubenskampfe, der schließlich mit der Vertreibung von Haus und Hof endete.

Wohl schien es hier und da, als ob das drohende Ungewitter gnädig über Platten dahinziehen werde, aber es schien nur so. Der westfälische Friede war geschlossen worden. Mit neuen Hoffnungen sahen die Evangelischen Böhmens, und auch die Plattner, der Zukunft entgegen. Aber der fanatische Ferdinand III. ergriff nur noch schärfere Maßregeln zur Ausrottung der protestantischen Ketzerei und setzte seinem unmenschlichen Gebaren die Krone auf durch ein Patent vom 10. Oktober 1653, in welchem die angesehensten Bürger von Platten „als Meineidige, Treulose, Ehr- und Pflichtvergessene aus kaiserlichen Landen andern zum Exempel bannisiert“ wurden mit dem expressen Befehl, daß wer von ihnen in Böhmen betroffen würde, in Ketten und Banden nach Prag geschafft und aller liegenden und fahrenden Habe für verlustig erklärt werden sollte. Dies war für die Plattner das Zeichen zur Flucht. Ein andres Mittel gab es nun nicht mehr, als schleunigst das Land zu verlassen. Sie thaten es Ende des Jahres 1653. Da das Patent vom 10. Oktober keine Frist gesetzt hatte, bis zu welcher die Plattner aus dem Lande weichen sollten, so hatten sie zunächst bis zum Eintritte des Winters gezögert. Ihr Augenmerk richteten sie auf den Fastenberg unmittelbar an der Grenze, der nächsten besten Stelle auf sächsischem Grund und Boden. Hier, wo weiter nichts als „Stöcke und Steine“ zu finden waren, hier, wo ein schneidender Wind über das kahle Gestein strich, wo nichts, aber auch gar nichts wuchs, so daß einst eine Kurfürstin, die sich hier bei einer Jagd den Hunger nicht hatte stillen können, unwillig ausgerufen haben soll: „Das mag mir wohl ein rechter Fastenberg sein!“ gedachten sie sich anzusiedeln in der Hoffnung, in den Gängen der Erde edle Erze zu finden.

Bereits in den Jahren 1651 und 1652 hatten sich vereinzelte Plattner hier niedergelassen. Um den täglichen Quälereien der Regierung zu entgehen, war schon vor beinahe drei Jahren ein Müller von Platten hierhergezogen und hatte sich am Fuße des Berges eine Mühle erbaut. Aus gleichem Grunde waren etwas später zwei Bergleute dorthin

übergesiedelt. Beweglich schrieben sie an den Kurfürsten, daß „der römische Kaiser, ihr allergnädigster Herr, wegen der Religion anitzo stark reformieren und den Evangelischen das freie Exercitium religionis entnehmen lassen wollen". „Wenn wir armen Bergleut gleich andern unsern Mitbürgern allhier zu Platten in täglicher Furcht und höchster Bedrängnis stehen, indem möchten wir mit unserem lieben Weib und Kinderlein von unserer häuslichen Nahrung weichen." So bauten sie sich denn an neben der „neuen Mahlmühle am Fastenberg" und hatten die Freude, daß sich sehr bald sechs andere Bergmannsfamilien hinzugesellten und mit ihnen schon eine kleine Gemeinde bildeten. Diesen ersten Anbauern folgte gegen Ende des Jahres 1653 der „helle Haufe", wie der Chronist sich ausdrückt. Es waren zunächst 39 Familien, der Kern der Bürgerschaft, meist Handwerks- und Bergleute. Unter den Handwerkern befanden sich vier Handelsleute, sechs Fuhrleute, vier Köhler, zwei Glasmacher, zwei Bäcker, zwei Zimmerleute und andre. Mitten in kalter Winternacht, die Kinder auf dem Arme, die Habe auf dem Rücken, machten sie sich zum Staunen der römischen Welt vom heimatlichen Herde auf; 56 Häuser ließen sie fast leer im Stich, nach beschwerlicher Wanderung kamen sie auf dem öden Fastenberge an. Acht winzige Wohnhäuser, die auch schon mit Menschen dicht besetzt waren und ein paar niedrige „Zechenstüblein", Hütten für ein- und ausfahrende Bergleute, waren alles, was sich an Gebäuden auf dem unwirtlichen Berge fand. Frierend, hungernd, krank und elend saßen und lagen die Menschen in den engen Stuben bei einander. Zumal nachdem sich noch 18 neue Familen und dann auch später noch größere und kleinere Gruppen von Auswanderern hinzugefunden hatten, mochte das Gedränge in den Häusern fast unerträglich geworden sein. In manchem Hause waren zehn Familien zusammengepfercht, daß die einzelnen Personen nicht einmal sitzen, kaum nebeneinander stehen konnten. Viele mußten des Nachts bei den Köhlern und Holzhauern im Walde liegen. „Da war traun das Lachen teuer", schrieb einer, der es mit durchgemacht, „es verging alles in solcher Trübsal". Auf der andern Seite aber „achteten sie die Schmach Christi für größern Reichtum denn die Schätze Ägyptens" und sagten sich, „der Knecht ist nicht über den Meister!" Und waren sie einmal recht traurig, da stimmten sie nach gut erzgebirgischer Weise einen Gesang an, ein geistliches Lied oder den ergreifenden Bergreihen, den sie nach dem Zeugnis eines Augenzeugen „oftmals sungen". Es heißt darin: „O du hochgekrönter Kaiser, warum müssen wir davon und verlassen unsre Häuser? Macht's nicht die Religion? Laßt doch die Gewissen frei, o Herr Jesu steh uns bei!" So sangen sie, und Gott erweckte ihnen in der Person des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen einen mächtigen Freund und Gönner, der sie reichlich wieder für das entschädigte, was sie um des Glaubens willen dahingegeben.

Es war am 12. Februar 1654, daß sie vom Fastenberg aus an den Kurfürsten von Sachsen ein Gesuch schickten, das als Denkmal

ihrer treu evangelischen Gesinnung wenigstens auszugsweise mitgeteilt sei. „Durchlauchtigster, Hochgeborener, Gnädigster Kurfürst und Herr! Ew. K. D. haben noch in frischem Gedächtnis, wie sie uns armen Einwohnern zur Platten und Gottesgabern mit herrlichen und beweglichen Interceſſionen bei Ihr. Kais. Majestät angelegen sein lassen, wofür wir, nunmehr arme Exulanten, in unterthänigster Demut herzlichst Dank sagen. Dieweil aber Ihr. K. M. zugleich darauf beruhen, wie im ganzen Königreiche Böhmen so auch hier mit der bemeldeten Reformation — d. h. Gegenreformation — fortzufahren, so haben wir Berg- und Handwerksleut von der Platten, welche diese Religion nicht annehmen können, nach viel ausgestandenen Kriegspressuren vollends unsere Hüttlein verlassen und uns in das liebe Exilium begeben müssen. Nachdem nun aber all unser armes Vermögen dahin und bei uns nit möglich, etwan in andere Städte oder Güter einzukaufen, auch mit unseren armen Weibern und Kinderlein in der Irre herumzuziehen sehr schwer fallen thut, dieweil aber Ew. K. D. allbereit etlichen Exulanten von der Platten am Fastenberg, im Amt Schwarzenberg gelegen, Häuser und Hüttlein aufzubauen allergnädigst gestattet — als haben wir uns zusammengefügt, zu Ew. K. D. nächst Gott unsere Hoffnung gesetzt und bedacht, uns unter Dero Kurfürstliche Schutz- und Gnadenflügel zu begeben. Bitten demnach in unterthänigster und gehorsamster Demut, Ew. K. D. geruhen allergnädigst, uns, unseren Weibern und Kinderlein auch ein Örtlein dieses Orts am Fastenberg und einem jeden ein Häuslein aufzubauen benebenst einem Stück Raum, um das Holz zu hauen, dazu verehren um einen leidlichen Erbzins aus Gnaden vergönnen und zulassen. Wiewohl nun zwar dieser Ort am Äußersten in Ew. K. D. Landen, dazu in rauhen Wüsten und kalten Gebirgen, da nichts denn Stöcke und Steine zu finden und auch vorhero niemand allda gewohnt als zwei alte Berghäuslein, so sind wir doch guter Hoffnung, weil sich dieses Gebirg mit allerhand Bergarten beweisen thut. — Weil aber hier unter zwei starke Meilen Wegs keine Stadt noch Flecken zu erlangen, da man sich des heiligen Gottesdienstes und der heiligen Sakramente erholen könnte, gleichwohl unsere Seelen so lange Zeit in Mangel gestanden und herzlich darnach seufzen, so würde es auch Alten, Kranken und ungetauften Kinderlein ingleichen so in Todesnöten, sich des heiligen Ministerii zu gebrauchen sehr beschwerlich. Als gelanget an Ew. K. D. um Gottes Ehre, auch zur Beförderung unserer Seelen Heil und Seligkeit willen, auch zu ehrlicher Erhaltung unserer Weiber und Kinderlein unser unterthänigst demütiges Bitten, Ew. K. D. wollten uns dieses Orts ein Kirchlein, Gottesacker, Pfarre und Schule zu bauen, auch einen christlichen, der Augsburgischen Konfession verwandten Pfarrer und Schuldiener anzunehmen benebenst auch eines Bergstädtleins Freiheit, Zunft und Innungen aus kurfürstlichen Gnaden allergnädigst vergönnen und zulassen; und zwar weil es keiner Stadt noch Zunft zu nahe und dasselbe auch ein ganz neuer Anfang und Ansehen hat,

daß sich noch viel solcher Bedrängter und Verfolgter möchten anhero wenden."

Was hat der Kurfürst zu diesem Gesuche gesagt? Wohl war es ihm bedenklich, daß sich die Exulanten so nahe an der Grenze, noch dazu an einem wüsten Orte, anzusiedeln gedachten, es wäre ihm lieber gewesen, wenn die Vertriebenen in einer bereits wohleingerichteten Stadt wie Schneeberg oder Annaberg sich niedergelassen hätten. Aber das Schreiben vom Fastenberge war zu beweglich, und sein alter, erfahrener Hofprediger D. Weller, den er darum befragte, befürwortete in Gemeinschaft mit einem Geheimen Kammersekretär das Gesuch der Exulanten zu warm, als daß Johann Georg eine ablehnende Antwort hätte geben können. Mit eigner Hand schrieb er unter das Bittgesuch: „Der Name der neuen Stadt soll Johanns Georgens Stadt heißen", und bereits am 25. Februar 1654 entschied er in einem Erlaß an seinen lieben Getreuen in Schwarzenberg folgendermaßen: „Wie diesen armen bedrängten Leuten billig an die Hand zu gehen, also haben wir gnädigst bewilligt, daß sie eine Kirche, Gottesacker, Pfarre und Schule daselbst aufbauen und mit unsers Oberkonsistorii Vergunst und Einwilligung einen Pfarrer und Schuldiener annehmen mögen. Wir sind auch gnädigst zufrieden, daß ihr einem jeden, der dieses Orts an- und aufbauen will, gegen einen leidlichen Erbzins ein gewisses Stück und etwas an Holz ohne Entgelt anweisen und das Städtlein, welches Johanns Georgens Stadt hinfüro genannt werden soll, den anderen Bergstädten gleich mit aller Freiheit, Zunft und Innung u. s. w. versehen möget. Daran geschieht unsere Meinung, und wir sind euch mit Gnaden gewogen. Johann George, Kurfürst."

Dieser Bescheid des Kurfürsten erregte auf dem Fastenberge den lautesten Jubel. Mit Thränen im Auge priesen die Exulanten ihren Wohlthäter. Während sie bis daher Trauergesänge und Klagelieder angestimmt hatten, so sangen sie jetzt: „Auf der Platten, da wir wohnten, plagten sie uns Tag und Nacht, bis wir zogen, da wir konnten bauen Johann-Georgen-Stadt. Jesu, unsre Stadt vermehr, welches gereich zu deiner Ehr!" Den Bescheid des Kurfürsten in den Händen, gingen die Exulanten an den Bau. Sobald der Schnee des Fastenbergs geschmolzen war, begannen sie für die Häuser und Straßen Plätze abzustecken. Es war am 1. Mai 1654. Der Oberförster von Eibenstock wies ihnen auf höhern Befehl Bauholz an, und am 10. Mai konnte bereits die Thürschwelle des ersten Hauses am Markte gelegt werden. Natürlich war der Aufbau der neuen Ansiedlung mit ungemeinen Schwierigkeiten verbunden. Sehr schwer war es, die Stöcke der Bäume aus dem felsigen Boden zu graben. Dazu fehlte es an Wasser und Lehm, nicht weniger mangelte es an Geld zur Einrichtung der Gebäude, einige Häuser hatten keine ordentlichen Dächer, so daß Schnee und Regen ungehindert eindringen konnten, andere blieben acht Jahre lang ohne Fensterglas. Indessen, da das

Werk im festen Glauben an Gottes Gnadenhilfe begonnen war, so wurden die meisten Schwierigkeiten siegreich überwunden, gegen Ende Juli 1654 standen bereits vierzig Häuser ziemlich vollendet da, und Anfang Juni 1659 hatten sie sich bis auf 150 vermehrt. Bald fand sich ein Seelsorger, ein Lehrer, ein Bürgermeister, eine Kirche, eine Schule, ein Rathaus und was sonst zu einer rechtschaffenen Stadt gehört, und als Johann Georg II. dem Orte 1665 einen Besuch machte, konnte er mit Rührung sagen: „Wir haben dem lieben Gott höchlich zu danken, daß er an diesem wüsten und wilden Orte, wo vorher wilde Tiere gewohnet, edle Erze sehen läßt. Und daß er allhier eine Kirche, Stadt und Regiment erbauet und sein heiliges Wort predigen läßt, das ist des höchsten Gottes Güte." —

In ähnlicher Weise entstanden zahlreiche andre Ortschaften in Sachsen, auf dem Grund und Boden des Landesältesten Hiob von Salza Neusalza, wo mit Kollektengeldern aus Sachsen, Schweden, Lübeck und Bremen 1679 die Kirche gebaut ward, sodann Ober- und Niederneuschönberg, Neuwernsdorf, Deutschneudorf u. a.; Orte wie Klingenthal öffneten den böhmischen Exulanten, die neue Industriezweige hierher verpflanzten, gastlich die Thore. Längs der ganzen Grenze kamen fortgesetzt Flüchtlinge über den Kamm des Gebirges.

Etwas später, unter Johann Georg II., sehen wir selbst evangelische Ungarn um des Glaubens willen nach Sachsen flüchten. Schon vor dem Blutbade zu Eperies waren viele gezwungen, ins Elend zu gehen und wählten das Land, wo sie einer guten Aufnahme gewiß waren. Wiederholt ordnete der Kurfürst an, daß ihnen in Dresden und sonst Aufenthalt verstattet und Unterstützung gewährt würde. Im Jahre 1675 schrieb das Oberkonsistorium an den Dresdner Rat: „Aus euerm Berichte haben wir ersehen, welchergestalt die aus der Kirchen zu St. Sophien allhier Vermögen für die 29 ungarischen notleidenden Exulanten verordneten Almosen bisher distribuieret worden", und ordnete an, daß mit den Almosen „noch auf ein halb Jahr kontinuieret werde". Drei Jahre später schreiben die Exulanten selbst an das Oberkonsistorium, danken für die Unterstützung und bitten: „Sie geruhen, uns arme, wegen der wahren evangelischen Religion aus Ungarn vertriebene Exulanten ferner mit den Augen der Barmherzigkeit anzusehen, damit wir nicht so gar elendiglich sterben und verderben dürfen". Die gute Aufnahme der Ärmsten in Dresden lockte später noch andre hierher, und noch bis 1721 hatte das Almosenamt zu Dresden arme Glaubensgenossen aus dem Lande der Stephanskrone zu unterstützen.

Zu den ungarischen Flüchtlingen aber gesellten sich bald auch französische. Schon 1593 finden wir Calvinisten in Leipzig, die dort freilich übel genug behandelt wurden. Vor und nach der Aufhebung des Edikts von Nantes zogen reformierte Franzosen in schwacher Anzahl nach Dresden und Leipzig. Bereits seit 1688 hatten sie in Dresden geheime Zusammenkünfte, mußten aber zunächst zur Kommunion

nach Berlin oder Dessau reisen. In aller Stille stellten sie 1689 einen Pfarrer an, Daniel Roy, den ersten reformierten Geistlichen in Sachsen, der bis 1704 hier wirkte. Von den Bekennern des Calvinismus wird uns ein Perückenmacher Hennequin und ein Graf Segur genannt. Seit 1670 begegnen wir auch in Leipzig einigen Reformierten aus der Schweiz, zu denen 1696 hierher geflüchtete französische Kaufleute calvinischen Glaubens kamen. Da ihnen der Stadtrat die unbenutzte Peterskirche zum Gottesdienste verweigerte, so wandten sie sich an den König mit der Bitte um Erlaubnis zur Übung des Gottesdienstes. Graf Beichling gab ihnen zu verstehen, daß ein Geldgeschenk an den hierfür empfänglichen König viel ausrichten werde. Siebzehn Glieder der Kolonie brachten „eine beträchtliche Geldsumme" zusammen, und 1700 konnte der Prediger Pierre Butini aus Genf sein Amt bei ihnen antreten. Am 25. Juli 1701 erlaubte ihnen der König endgültig den Gottesdienst in einem Privathause. Das Recht der Stolgebühren hatten sie nach herrschendem Kirchenrechte nicht, sie flossen in die Taschen der lutherischen Stadtgeistlichkeit; auch wachten Rat, Universität und Konsistorium scharf darüber, daß den Reformierten weder die Peterskirche geöffnet, noch das Recht freier Religionsübung gewährleistet werde, als welches allein die Lutheraner besäßen. So kam denn endlich am 1. Pfingstsonntage 1702 im Bildersaale von Auerbachs Hof der erste reformierte Privatgottesdienst zu stande, und die Gemeinde konstituierte sich in der Weise der reformierten Kirche Frankreichs. Schlecht angebrachter Religionseifer des Rats und der Stände vertrieb jedoch die Reformierten aus dem königlichen Amthause, wo ihr Gottesdienst später stattfand, so daß sie sich genötigt sahen, ihn aus dem Bannkreise der Stadt nach Pfaffendorf und später nach Volkmarsdorf zu legen. Erst 1707 gelang es ihnen, ins Amtshaus zurückzukehren, wo sie sich mit Kollekten aus dem Auslande den Betsaal herrichteten. Die Erfolge in Leipzig, wo man schon aus Handelsinteresse die calvinistische Ketzerei schließlich doch ertragen mußte, scheinen auch den Dresdner Reformierten, die sich durch Zuzug aus Frankreich stark vermehrten, zu gute gekommen zu sein. Man ließ sie unter Roys Nachfolgern, den Predigern Courtail, Cabrit, Vimielle, gewähren und verpflichtete sie nicht mehr zum Stillschweigen über ihre Privatgottesdienste, die gleichwohl von der Bevölkerung nur eben ertragen wurden, weil der Lutheraner der orthodoxen Zeit im Calvinisten den Feind sah und nicht den Bruder.

41. Die Universitäten.

Für die Pflege des unverfälschten Luthertums im Sinne der Konkordienformel sorgten die Universitäten. Zumal **Wittenberg**, die Cathedra Lutheri, hielt sich für berufen, eifrig über der Reinheit der Lehre zu wachen. Eine ungeheure Menge junger Theologen

zog Jahr aus Jahr ein nach dem lutherischen Zion, um hier zu den Füßen der großen Meister der Polemik und Dogmatik zu lernen. Diese Meister aber, die sich für echte Schüler Luthers hielten, hatten an Stelle des lebensvollen Glaubens, der den Reformator beseelte, eine Dogmatik gesetzt, deren scholastischer Betrieb ein Abfall von dem Geiste der Reformation war. Die Glaubenslehre ward für sie zu einem Gesetzbuche, dessen Paragraphen jeder bei Verlust der Seligkeit zu befolgen hatte. Die geringste Abweichung nicht von dem Inhalte des Evangeliums, sondern schon von der Fassung, die sie den Lehrsätzen gaben, galt ihnen für Ketzerei, gegen die sie mit Schwert und Spieß glaubten zu Felde ziehen zu müssen. Wer nicht auf ihre Satzungen schwur und es wagte, einen leisen Zweifel an dem und jenem Theologumenon zu äußern, war ein Mameluk und Calvinist, ein Leisetreter und Ohrenkrauer, ein Suppenfresser und Moderantist, ein Synkretist, Socinianer, Weigelianer oder gar ein heimlicher Papist. Dabei ward die Krone der Reformation, die Schrifttheologie, merkwürdig vernachlässigt, der ganze Eifer dieser Geister warf sich auf die Dogmatik und Polemik. Es war, als ob diese streitbaren Männer nur zum Kampfe geboren wären, sie stellten sich selbst den lieben Gott „als einen großen lutherischen Pastor“ vor, „der zur Rettung seiner Ehre mit Fäusten drein schlägt“. Dabei ist nicht zu verkennen, daß dieser orthodoxe Eifer im letzten Grunde den besten Beweggründen entsprang. Es war das enge lutherische Gewissen, was sie die evangelische Wahrheit mit haarscharfem Schwerte gegen jeden Feind verteidigen ließ: „Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen.“ Unter dem stahlharten Panzer lutherischer Rechtgläubigkeit pocht oft genug ein warmes Herz für den Herrn und seine Kirche, und mancher dieser Gelehrten, der auf dem Katheder als herzloser Verstandesmensch und ungeistlicher Polterer erschien, hat im Kämmerlein mit kindlicher Inbrunst gebetet und seinem Gotte innige, zarte Lieder gesungen.

Die ersten Vertreter dieser Wittenberger Orthodoxie, die Eber und Major, waren noch von verhältnismäßig milderem Geiste beseelt. Gegen den Ausgang des 17. Jahrhunderts aber nimmt die Wittenberger Theologie an Unduldsamkeit stetig zu, bis sie zu Anfang des 18. Jahrhunderts wieder milder wird. Schon die beiden Hunnius haben den Bogen ziemlich straff gespannt. Der ältere, Aegidius, der von Württemberg kam, war ein echter Streittheologe, der die Calvinisten verfolgte und eine Einigung aller evangelischen Reichsstände zu hintertreiben wußte. Auch Leonhard Hutter wandte sich scharf gegen die „verdammten Calvinisten“ und hat durch sein Kompendium den Schulen Sachsens auf Jahrhunderte hinaus den Geist der Wittenberger Theologie mitgegeben, wie er denn als Hutterus redivivus heute noch fortlebt. Viel schärfer hatte sich der Geist der lutherischen Scholastik in Männern wie Calov, Quenstedt, Deutschmann u. a. ausgeprägt. Der erste, dessen Bildnis mit harten Zügen den streitbaren Mann

verrät, „zeigt nur gemütlose Zähigkeit bei innerlich kochender Leidenschaft“. Er war sechsmal verheiratet und hat außer seinen fünf Frauen dreizehn Kinder mit stattlichen Leichenreden begraben. Er kämpfte wie ein Advokat gegen alle Ketzereien und behandelte die Glaubenslehren wie ein Mathematiker die Ziffern. Etwas gemäßigter ist der „Buchhalter und Schriftführer der Orthodoxie“, Andreas Quenstedt, während Deutschmann, der die Übereinstimmung der Theologie Adams mit der Scholastik des siebzehnten Jahrhunderts bewies, mit Leidenschaftlichkeit gegen alle die sich wandte, die in der Orthodoxie Wittenbergs nicht das Ideal aller Theologie erblickten. Mit ihm ist der Höhepunkt der altorthodoxen Theologie Wittenbergs überschritten. Die Neumann, Kaspar Löscher, Wernsdorf u. a. bedeuten schon wieder eine gelinde Ermäßigung der starren Theologie des Luthertums, und schließlich verfiel auch die Orthodoxie Wittenbergs dem Schicksal aller Orthodoxie, unter dem Einfluß eines freieren Geistes allmählich zu verdunsten.

Neben der Cathedra Lutheri bewahrte auch die andre sächsische Universität ihren alten Glanz. Wie Leipzig schon vor der Reformation auf die studierende Jugend von großer Anziehungskraft gewesen war, so wuchs sein Ruhm mächtig im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts, wo eine vom Geiste des Evangeliums befruchtete Wissenschaft hier gelehrt ward. War gegen den Schluß des vorreformatorischen Zeitalters die Zahl der Studenten mehr und mehr zusammengeschrumpft, so hob sie sich seit 1540 immer mächtiger. Im Wintersemester 1522/23 hatten sich 77 inskribieren lassen, zwei Jahre darauf gar nur 28, 1540 aber waren es 141, 1545 schon 265. Am Schlusse des Jahrhunderts stiegen die Inskriptionen oft bis 600, selbst das Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges war für die Universität Leipzig ein Jahrhundert der Blüte.

Was den Geist der theologischen Fakultät in den ersten zwei Jahrhunderten nach der Reformation betrifft, so setzte sie anfangs eine Ehre darein, die Schrift zu treiben, ängstlich aber suchte sie allezeit die reine Lehre im Sinne der lutherischen Bekenntnisse zu bewahren. Dabei unterschied sich Leipzig jahrzehntelang, wenn auch in geringem Maße, von Wittenberg. Hielten die Theologen Wittenbergs mehr an Luthers Lehranschauung fest, so waltete in Leipzig ein milderer, melanchthonischer Geist. Die Namen Pfeffinger, Strigel, Selnecker, Camerarius bilden hierfür den Beleg. Freilich war es gerade diese mildere Richtung, welche die Leipziger in die kryptocalvinistischen Streitigkeiten mit verwickelte. Nach dem Absterben der zweiten Generation reformatorischer Persönlichkeiten, als die Konkordienformel alleinige Lehrnorm ward, kam wie in Wittenberg so auch in Leipzig das starre Luthertum zur Herrschaft. Aus der Orthodoxie ward oft genug der Orthodoxismus, an Stelle der rechten Gläubigkeit trat oft die bloße Rechtgläubigkeit, Melanchthons Loci communes wurden durch Hutters Kompendium

ersetzt. Als Vertreter dieser Richtung seien genannt Polykarp Leyser, der Sohn jenes gleichnamigen Dresdner Hofpredigers, der lieber mit den Papisten als mit den Calvinisten Gemeinschaft pflegen wollte, Johann Hülsemann, der für Leipzig das bedeutete, was Calov und Quenstedt für Wittenberg waren, Johann Benedikt Carpzov I., der hundert verschiedene Predigtmethoden erfunden hat. Ferner gehören hierher der gelehrte Hebräer und starre Dogmatist Johann Adam Scherzer, der liebenswürdige, aufrichtig fromme Schriftausleger und Liederdichter Martin Geier, der streitbare Johann Benedikt Carpzov II., der die Orthodoxie gegen Spener in Schutz nahm und in zwanzig Jahren kein einziges biblisches Kollegium hielt, wie er denn, als er doch einmal über Jesajas las, in einem ganzen Jahre nicht über die ersten neun Kapitel hinauskam, seinem Tübinger Kollegen ähnlich, der denselben Propheten in fünfundzwanzig Jahren vollendete, sowie endlich die beiden Freunde Löschers, der milde Klausing und der barsche Deyling.

Zahlreiche, teilweise berühmte Schüler waren es, welche in Leipzig all den orthodoxen Lehrern zu Füßen saßen Die Namen Helmbold, Valentin Weigel, Herberger, Keckermann, Rinckart, König, Kortholt, Anton, Francke, Schade, Porst, Schmolck u. a. beweisen, daß in den Hörsälen Leipzigs die theologische Elite Deutschlands sich einfand. Sie meinte: „Ein Leben außerhalb Leipzigs ist ein elendes Leben.“ Von den akademischen Bräuchen und Mißbräuchen hatte die Zeit manches hinweggefegt. Andres war geblieben. Auf eine gewisse Feierlichkeit der akademischen Handlungen hat man in Leipzig immer Wert gelegt, z. B. bei den Doktorpromotionen. Von 1543 bis 1768 wurden sie in der Paulinerkirche gehalten. Dabei mußte der Doktorand einen Knaben, der ihm bei der feierlichen Handlung eine Frage vorzulegen hatte, neu bekleiden lassen. Ward auch durch Reskripte von 1714 und 1723 der übermäßige Aufwand etwas eingeschränkt, so mochte doch einen neuernannten Doktor der Schmaus, das Auswerfen der Handschuhe u. a. auf hundert Thaler zu stehen kommen. Im Jahre 1745 ereignete sich der seltene Fall, daß ein Glied der theologischen Fakultät als Rektor Magnifikus starb, der ehrwürdige Klausing. Die Feierlichkeiten bei dem Begräbnisse waren großartig. Der Verstorbene ward mit den Ehren eines Fürsten beerdigt. Im Leichenzuge, der sich aus dem Paulinerkollegium nach dem alten Neumarkt und der Grimmaischen Gasse in die Paulinerkirche bewegte, gingen dem Leichenwagen, der mit sechs Pferden bespannt war, voran: die Schule, die Katecheten, die Dorf- und Stadtgeistlichkeit, die Pedelle und Universitätsbeamten. Neben dem Wagen schritten sechzehn Magister in Trauerkappen, der Wagen selbst war mit den Insignien der Universität geschmückt. Dann folgte der kursächsische Abgesandte, Herr v. Rex, der fürstlich weißenfelsische Gesandte, der gesamte akademische Körper nebst den übrigen Abgesandten mit dem Prorektor, die theologische, juristische

und medizinische Fakultät, der gesamte Rat und schließlich die „Universitätsbauern", welche durch die Richter der Dorfschaften in schwarzen Mänteln und Flören geführt wurden. Als der alte Klausing zu Grabe getragen ward, da lebten nur noch wenige Vertreter der alten steifen Orthodoxie im Sachsenlande. Die meisten Theologen hatten ihre dogmatische Überzeugung ermäßigt und sich dem Sauerteig einer Richtung nicht verschließen können, die immer siegreicher sich durchsetzte — des Pietismus.

42. Lutherische Charakterköpfe.

Wie auf den Lehrstühlen der Universitäten, so war auch auf den Kanzeln des Landes die lutherische Rechtgläubigkeit durch scharfkantige Persönlichkeiten vertreten, welche wußten, was sie wollten und mit unbeugsamem Ernste, ja mit Trotz und Leidenschaftlichkeit die Ehre der Orthodoxie gegen die calvinische und die römische Ketzerei verfochten, eherne Männer, Charakterköpfe, in denen sich das ganze Zeitalter spiegelt.

In Dresden waren die Oberhofprediger, die vornehmsten Geistlichen im lutherischen Deutschland, die Verkörperung der Orthodoxie. Im Jahre 1594 war hierher der Schwabe Polykarp Leyser als erster Hofprediger berufen worden. Er trat sein Amt mit dem Vorsatz an, „Gottes Wort unverfälscht nach Anleitung der ungeänderten Augsburgischen Konfession und der Konkordienformel zu lehren, sein Lehramt mit christlichem Wandel zu zieren, aber keinen zu hofmeistern, ausgenommen, wo Gottes Wort straft." Er hat es gehalten und in Dresden eine gesegnete Wirksamkeit entfaltet. „Sein Anblick auf der Kanzel war der eines Engels", sagt einer seiner Zeitgenossen. Seiner besondern Anforderungen und Versuchungen als Hofprediger war er sich klar bewußt. In der Vorrede zu seinem „Regentenspiegel" stellt er einen „Regenten-Hofpredigerspiegel" auf, worin er sich die Regeln vorhält, die er zur Bewahrung eines guten Gewissens beobachten müsse. Als er einmal einen Prinzen begraben mußte, sagte er in der Leichenpredigt mit Bezug auf den Kurfürsten Christian II., den man selten nüchtern sah: „Wir haben durch Gottes Gnade einen regierenden Kurfürsten, einen wohlfrommen Herrn, von welchem ich mit Wahrheit sagen mag, daß wir keinen bessern zu wünschen hätten, wenn er ohne ein Gebrechen wäre, von dem wir leider fast alle wissen. Wir wollen aber hoffen, daß Se. kurfürstlichen Gnaden dasselbe noch wird ablegen." Trotzdem zürnte ihm Christian nicht und ließ ihn sogar von Kaiser Rudolf II. bei dem sich Leyser oft für die Duldung der Lutheraner in Oesterreich verwandte, adeln. Die Enge und Härte des konfessionellen Standpunktes, die auch diesem Manne eigen war, ist freilich arg. Er hat in allem Ernste die Frage behandelt: „Ob, wie und warum man lieber mit den Papisten Gemeinschaft haben und gleichsam mehr Vertrauen zu ihnen

tragen soll, denn mit und zu den Calvinisten?" und hat zur Begründung behauptet, „daß wir mit den Papisten in so vielen wichtigen Artikeln übereinstimmen, wovon die Calvinisten das Widerspiel lehren, und daß, wenn Rom der occidentalische Antichrist, der Calvinismus ein Stück des orientalischen, d. h. des Mohamedanismus sei, insofern durch seine Anfechtung der Einigkeit der Personen in Christo der Calvinismus sehr viel zur Erhebung der Türken beigetragen." Im Jahre 1610 starb er, bei seiner Evangelienharmonie gerade mit den Worten beschäftigt: „Lazarus, unser Freund, schläft!"

In lutherischer Leidenschaftlichkeit ihm gleich war sein Nachfolger Matthias Höe von Hohenegg. Aus einem alten österreichischen Adelsgeschlechte, 1580 in Wien geboren, in Wittenberg gebildet, von hohen Gaben des Geistes, war er erst zweiter Hofprediger in Dresden, darauf Superintendent in Plauen, dann Direktor der evangelischen Stände Böhmens und von 1613 bis 1645 erster Hofprediger in Dresden. Ihm zu Gefallen mußte die Stelle mit dem Titel Oberhofprediger benannt werden, eine Bezeichnung, die man auch für die Zukunft beibehielt. Jahrzehntelang war Höe in den schweren Zeiten des großen Krieges das „geistliche Orakel" des gutmütigen aber schwachen Kurfürsten Johann Georg I, der seinen Hofprediger nie mit bedecktem Haupte anzureden wagte. Der Einfluß, den Höe auf ihn übte, war kein günstiger. Er war einer jener politisierenden fürstlichen Beichtväter, wie sie jenem Zeitalter nicht fremd sind. Als österreichischer Adeliger verleitete er seinen Herrn zu einer Politik, die für Sachsen, die Vormacht des Protestantismus, so unnatürlich wie möglich war, redete ihm ein, es mit dem Kaiser halten zu müssen und verschuldete es mit, wenn der Protestantismus nicht diejenigen Erfolge erzielte, die er erzielen konnte und mußte, falls die protestantischen Stände gegen den Feind des Evangeliums sich die Hände gereicht hätten. Gerade dies aber hintertrieb Höe mit allen Kräften. Kaum einer hat so gegen den Calvinismus gehetzt wie er. Hatte er in seinem „Evangelischen Handbüchlein wider das Papsttum" die römischen Irrlehrer mit Peitschen gezüchtigt, so züchtigte er in einer Schrift von 1621, „wie die Calvinisten in 99 Punkten mit den Arianern und Türken übereinstimmen", die Vertreter des „orientalischen Antichristentums" mit Skorpionen. Doch verkehrte er auf dem Kolloquium zwischen lutherischen und reformierten Theologen zu Leipzig 1631 mit seltner Versöhnlichkeit mit den calvinistischen Gegnern; der persönliche Umgang mit ihnen mochte ihn überzeugen, daß die Verwandtschaft der Calvinisten mit Türken und Arianern eine sehr weitläufige sei. Persönlich war Höe ein Mann höchst zweifelhaften Charakters. Sein Ehrgeiz war nicht gering. Für den ungerechten Mammon war er nur allzu empfänglich, wie er denn skrupellos von Fürsten und Großen manch „Donativ", wohl auch Bestechungsgelder, angenommen hat und, ursprünglich ein armer Mann, ein Vermögen hinterließ, das die Ver-

wunderung der Mit- und Nachwelt erregte. Wie weit er in der Verleugnung seiner Oberhofpredigerwürde ging, beweist eine Scene im Feldlager, wo er den Papisten so sehr schmeichelte, „daß die Jesuiten auf seine Gesundheit große Gläser Wein mit entblößtem Haupte ausssoffen". Trotz seiner Talente und unleugbaren Verdienste um die Kirche Sachsens und die lutherische Theologie macht seine Gestalt keinen erfreulichen Eindruck. Der vielgewandte österreichische Kavalier im Priesterrock erinnert mehr an einen jener verschlagenen römischen Würdenträger, die unter der Hülle der Religion ihre ehrgeizigen Ziele verfolgten, als an einen Prediger des Evangeliums. Keinesfalls entsprach sein Thun und Treiben der Lehre, die er predigte.

Ganz anders geartet war sein Nachfolger, der biedre Vogtländer Jakob Weller v. Molsdorf. Einst Professor in Wittenberg, las er vor Hunderten über die Psalmen und die Briefe Pauli; in Dresden sammelten sich Tausende um seine Kanzel. Er wußte das Wort Gottes im Geschmacke der Zeit mitunter höchst volkstümlich zu verkündigen, wie in seinen Predigten über „die unruhige Klaff- und Klappermühle des Gewissens". In Politik mengte er sich nicht, um so eifriger lag er seinem Berufe ob. Es war nicht leicht, am Hofe zu Dresden Seelsorger zu sein, denn bereits unter Johann Georg II. herrschte da viel weltliches Treiben. Der Kurfürst selbst war auch dem Trunke ergeben. Mit Mannesmut ging Weller dem Laster seines Herrn zu Leibe. Er steckte einmal seine Vokation, in der ihm verbrieft war, jederzeit unangemeldet zur Audienz zu kommen, in die Tasche und erschien im Zimmer des Fürsten. Auf die Frage, ob der Herr etwa nicht mehr mit ihm zufrieden sei, antwortete Johann Georg: „Nein, nein, aber wenn Ihr nur nicht so hart wider den Trunk eifertet! Bei Hofe, wo der Leute so viele zusammenkommen, kann es nicht allemal so genau zugehen." Als nun Weller dem Fürsten eindringlich ins Gewissen redete und gerade Hes. 33, 8 zitierte: „Du Gottloser mußt des Todes sterben", trat ein Minister ins Zimmer und gab seine Entrüstung kund, daß der Hofprediger seinen Herrn einen Gottlosen gescholten habe. Ruhig zog der treue Mann seine Vokation heraus, legte sie auf den Tisch und bat um gnädigste Entlassung. Der Kurfürst war tief bewegt. Er reichte dem Doktor die Hand: „Ihr meint es besser mit mir, denn alle meine Hofleute; wir bleiben Euch in Gnaden gewogen." So war sein Nathansgang von Erfolg; so oft später die Hofleute über Weller klagten, der seines Strafamtes in Treue waltete, sagte der Fürst: „Doktor Weller meint's gut."

Durch tadellose Orthodoxie ausgezeichnet war die Theologenfamilie Carpzov. Alles, was diesen Namen trug, glänzte durch Gelehrsamkeit und Rechtgläubigkeit. Die Carpzove waren die Kronwächter des reinen Luthertums in Sachsen, gepriesen von den Gesinnungsgenossen, gefürchtet von den Feinden. Es war, als wenn die Härte ihrer Orthodoxie sich auf den Gesichtszügen aller Familienglieder ausgeprägt hätte.

Benedikt Carpzov II., der Jurist, der 1666 starb und nicht weniger als 20000 Todesurteile unterzeichnete, ging jeden Sonntag zur Kirche und jeden Monat zum Tische des Herrn, las auch die Bibel jedes Jahr einmal durch. Er hat das erste System des protestantischen Kirchenrechts geschaffen. Sein Bruder Johann Benedikt Carpzov I., gestorben 1657, hat die Predigtmethoden auf hundert gebracht und ist in der Theologenwelt als „Vater der Symbolik" bekannt. Dessen Sohn Johann Benedikt II., gestorben 1699, der Zeitgenosse Speners, ist als Anwalt der Orthodoxie eng in die pietistischen Streitigkeiten in Sachsen verflochten. Zu großer Schärfe spitzte sich die antipietistische Stellung der Familie zu in dem Dresdner Superintendenten Samuel Benedikt Carpzov, gestorben 1707, der mit Spener keinen guten Faden spann. Der gelehrteste der Carpzove ist sein Sohn Johann Gottlob, der 1767 in Lübeck starb und sich um die Wissenschaft des alten Testamentes verdient gemacht hat. Der letzte Vertreter dieser orthodoxen Theologenfamilie Sachsens starb erst 1803 in Helmstedt.

Einer der liebenswürdigsten Charakterköpfe der Zeit ist Martin Geier, der nicht nur in Leipzig als Pastor und Professor, sondern auch in Dresden als Oberhofprediger segensvoll wirkte. Bei allem Eifer für die reine Lehre ist in ihm nichts von der kochenden Leidenschaft der orthodoxen Streittheologen. Sinnig vertieft er sich in die Schrift, wie er denn über Daniel, die Psalmen, die Sprüche Salomonis und andre Bücher wertvolle Kommentare geschrieben hat. Von der Zartheit seiner religiösen Empfindung geben seine gesalbten Predigten und seine frommen Lieder Zeugnis. Als ihm der Kurfürst ein Gärtchen schenkte, an dem Geier sein unschuldiges Vergnügen hatte, und ihm ein Landgut im Werte von 10000 Thalern zum Geschenk machen wollte, lehnte der demütige Mann beides ab, um nicht zu den Amtssorgen auch noch Hausſorgen sich aufzuladen.

Um so unliebenswürdiger ist der Leipziger Johann Friedrich Mayer, den man den „Hammer der Ketzer und Pietisten" nannte. Ein glühender Verteidiger der Orthodoxie hat er doch ein keineswegs orthodoxes Leben geführt, das Oberkonsistorium mußte die Ehe des streitbaren Mannes trennen. Sein ungezügelter Ehrgeiz trieb ihn von Ort zu Ort, bis er schließlich in Greifswald landete und in Stettin 1712 starb. Der gelehrte Mann hatte eine Bibliothek von 18000 Bänden gesammelt; die Bücher, die er selbst auf den literarischen Markt warf, bilden, 581 an der Zahl, selbst wieder eine Bibliothek.

Solcher Art waren die Männer, die damals auf Kanzel und Katheder im Sachsenlande lebten. Gewiß ist an ihnen viel Menschliches gewesen; aber sie waren starke Charaktere, welche die Wahrheit suchten und das, was sie als Wahrheit erkannt hatten, mit ihrer ganzen Person vertraten, Männer aus einem Gusse, so hart wie die Zeit, in der sie lebten.

43. Verfassung der Landeskirche.

Was die Reformationszeit Neues geschaffen hatte, erwies sich dem Zeitalter des orthodoxen Kirchentums als so trefflich, daß man es durch Jahrhunderte fast unverändert bestehen ließ. Wie auf dem Gebiete der Kirchenlehre tritt dies auf dem Gebiete des Rechts zu Tage in der Verfassung und Verwaltung der Landeskirche.

Das Verhältnis von Kirche und Staat, über das die Reformationszeit noch nicht völlig im klaren sein konnte, wurde in dieser Periode durch drei Theorien wissenschaftlich festzulegen versucht. Der Leipziger Rechtslehrer Carpzov vertrat das Episkopalsystem, nach welchem die Rechte des Bischofs auf den Landesherrn als das vornehmste Glied der Kirche übergegangen seien, so daß er nunmehr die höchste weltliche und geistliche Gewalt in seiner Person vereinte. Spätere Kirchenrechtslehrer wie Samuel Pufendorf, Christian Thomasius und Justus Henning Böhmer machten keinen Unterschied zwischen weltlicher und geistlicher Macht, sondern schrieben dem Staatsoberhaupt als solchem auch die Kirchengewalt als einen Teil der Staatsgewalt zu, so daß also der Landesherr frei über die Religion in seinem Lande verfügen konnte. Dieses Territorialsystem ward von dem Dresdner Oberhofprediger Carpzov heftig bestritten. Der Kanzler Pfaff in Tübingen stellte diesen Theorien das Kollegialsystem gegenüber, nach welchem das Kirchenregiment im Prinzipe von der Gemeinde geübt und nur in Form eines stillschweigenden Verzichts auf den Landesherrn übertragen werde. Die Gemeinsamkeit der Interessen vereinigte die evangelischen Stände gegenüber dem Corpus catholicorum zum Corpus evangelicorum, der zu einem selbständigen politischen Kollegium organisierten Gesandtenkonferenz der evangelischen Staaten Deutschlands auf den Reichstagen zu Regensburg. Die Konstituierung dieser Konferenz, die bald als höchste Behörde zur Wahrung der evangelischen Interessen galt, erfolgte 1653 unter Vorsitz Kursachsens im Quartiere des kursächsischen Gesandten, wobei Sachsen das Direktorium des Corpus evangelicorum übertragen ward.

War der Landesherr der oberste Leiter der Kirche, so erhellt, daß dieselbe ohne alle Selbständigkeit war. Sie erscheint als Staatskirche, als ein Ressort des absolut regierten und bureaukratisch verwalteten Staates. Doch finden sich bereits in dieser Zeit Ansätze dazu, daß die Kirche gewisse Einzelheiten in ihrem eigenen Schoße beriet. In Lehrangelegenheiten traten Theologenkonvente zusammen, und zur Beratung von Angelegenheiten der kirchlichen Gesetzgebung tagte der Synodus, später auch Generalsynodus genannt, ein aus Vertretern des geistlichen und weltlichen Regiments zusammengesetzter Ausschuß, von dessen Wirksamkeit die Generalsynodaldekrete Zeugnis ablegen.

Besondere Pflege hatte man in Sachsen von jeher der Ausbildung der Konsistorialverfassung gewidmet. In ihr sind einige äußere

Wandlungen und Fortschritte zu verzeichnen. Die Konsistorien, die bisher mit gleichen Rechten und Pflichten nebeneinander standen, drängten nach Konzentration. Schon 1579 hatte Kurfürst August, infolge der Lehrstreitigkeiten, die eben beigelegt waren, den Gedanken erwogen, das Konsistorium von Meißen in seine Nähe zu ziehen. In seiner Kirchenordnung von 1580 bestimmte er: „Nachdem unsre hochlöblichen Vorfahren christlich und wohlmeiniglich ihren Landen und Unterthanen zu gute verordnet, daß drei Konsistoria zu Wittenberg, Leipzig und Meißen gehalten werden, als sein wir entschlossen, daß wir das Konsistorium zu Meißen anhero gegen Dresden transferieren und solches über allen unsern guten Satzungen und Verordnungen mit Fleiß und Ernst zu halten für das Oberkonsistorium, dem die andern zwei mit bescheidner Maß unterworfen sein sollen, bestellen wollen, bei welchem die andern beiden Konsistoria in vorfallenden angelegenen Sachen sich Rats erholen mögen und sollen." Diese Kirchenordnung aber enthält zugleich eine „gleichförmige Konsistorialordnung" für alle sächsischen Konsistorien. Was die beiden Unterkonsistorien Wittenberg und Leipzig betrifft, so sollten sie auch ferner mit je zwei Juristen und zwei Theologen besetzt sein, über Reinheit in Lehre und Ceremonien, Tüchtigkeit und Einigkeit der Schuldiener wachen, die Bücherzensur getreulich ausüben, aber in zweifelhaften Fällen sich an das Oberkonsistorium in Dresden wenden. Zu dem Kreise der Konsistorialgeschäfte sollten gehören alle Ehesachen, Sünden und Laster, Pfarrbesetzungen, Schulsachen, Kirchen- und Schulfinanzen u. a. In ähnlicher Weise giebt die Kirchenordnung Vorschriften über Geschäftsgang, Strafbefugnis und Vollzug der Strafen durch die Konsistorien. Was die Strafen anlangt, so darf allerdings ein Konsistorium Leib- und Lebensstrafen nicht verhängen, wohl aber Geld- und Haftstrafen, während die Anwendung des Banns, d. h. der Ausschluß vom Sakramente, lediglich dem Oberkonsistorium zusteht. Zum Vollzuge der Strafen hat das Konsistorium, wenn es selbst nicht durchdringt, die Hilfe des „weltlichen Armes" anzurufen.

Das Oberkonsistorium zu Dresden stand als Konsistorium mit denen zu Leipzig und Wittenberg auf gleicher Stufe, als Oberkonsistorium aber über ihnen. Es war für beide die höhere Instanz. Da die Arbeitslast hier größer war, so wurden außer dem adligen Präsidenten sowie den beiden theologischen und den beiden juristischen Räten noch mehr Unterbeamte angestellt als bei den übrigen. Zu seinem Geschäftskreise gehörten z. B. die Aufsicht über die zwei Universitäten und die drei Fürstenschulen, die Ausschreibung der zahlreichen Visitationen und des Synodus, die Leitung des Stipendiatenwesens und vor allem die oberste Direktion des gesamten Kirchen- und Schulwesens in Sachsen. Es war eine ungeheure Arbeitslast, die auf dem Oberkonsistorium lag, und wie gründlich man es mit den Geschäften nahm, davon zeugen die bergehohen Aktenmassen im Hauptstaatsarchiv. Die Verordnungskonzepte des Oberkonsistoriums von 1580 bis 1828 füllen

allein 248 riesige Foliobände, und das ist nur erst ein Tropfen in diesem Meere.

Als 1588 das Dresdner Oberkonsistorium wiederum aufgehoben und in Gestalt eines einfachen Konsistoriums nach Meißen verlegt worden war, zeigte es sich sehr bald, daß man daran nicht wohlgethan hatte. Es fehlte an einer Oberaufsicht über alle Konsistorien, und so sah man sich gezwungen, 1602 einen Geistlichen Rat in Dresden zu schaffen, der aus einem adligen Direktor, sowie einem Doktor der Theologie und einem Doktor der Rechte bestand. Im Jahre 1606 beklagten sich die Landstände, daß man die alte Ordnung von 1580 nicht beibehalten habe und baten, das Meißner Konsistorium wieder nach Dresden zu verlegen und mit dem Geistlichen Rate zu verbinden. Es geschah. Der frühere Zustand ward wieder hergestellt. So existiert nun seit jener Zeit, 1606, in innigster Verbindung mit dem Oberkonsistorium ein Kirchenrat, den der Kurfürst deshalb eingerichtet hatte, um ihn teils als unmittelbares Organ seines Willens, teils als Organ der Geheimen Räte zu benutzen. Durch Jahrhunderte hindurch bestand das Kollegium: Kirchenrat und Oberkonsistorium. Der Kirchenrat macht thatsächlich mit dem Oberkonsistorium ein einziges Kollegium aus, sofern beide aus denselben Mitgliedern bestehen, welche ihre Geschäfte in gemeinsamen Sitzungen erledigen. Obgleich nun beide Behörden so innig wie möglich verbunden waren, so daß man nicht sagen kann, wo der Kirchenrat aufhört und wo das Oberkonsistorium anfängt, waren doch die Befugnisse derselben abgegrenzt. Kirchenratssachen unterschieden sich von „bloßen Konsistorialsachen". Man kann sagen, daß theoretisch dem Kirchenrate das ius circa sacra, dem Oberkonsistorium dagegen das ius in sacra übertragen war. Der amtliche Betrieb der geistlichen Behörde, die in der ganzen evangelischen Welt in hohem Ansehen stand, spiegelt sich wieder in seinem Personal, sowie in der Beschaffenheit und Menge seiner Geschäfte. Ursprünglich bestand das Personal des Dresdner Konsistoriums aus einem kleinen Häuflein, im Jahre 1735 finden wir außer dem Präsidenten sieben Räte, darunter zwei geistliche: den Oberhofprediger und den Superintendenten; im ganzen sind es achtzehn Beamte. Diese Zahl ist 1755 bereits auf zweiundzwanzig gestiegen.

Der Amtsantritt eines Konsistorialpräsidenten war immer mit großen Förmlichkeiten verbunden. Der Religionseid, den die Mitglieder der Behörde, wie alle Kirchen-, Schul- und Staatsdiener beim Amtsantritte schwören mußten, lautete: „Ihr sollt geloben und schwören, daß ihr bei der reinen Lehre und christlichem Bekenntnis dieser Lande, wie dieselbe in der ersten ungeänderten Augsburgischen Konfession begriffen und im christlichen Konkordienbuche repetieret und wiederholet ist, beständig ohne einigen Falsch verbleiben und verharren, darwider nichts Heimliches oder Öffentliches praktizieren, auch wo ihr vermerket, daß andre solches thun wollen, dasselbige nicht verhalten, sondern ohne

Scheu alsbald offenbaren; wo auch Gott verhängen möchte, was er gnädig abwenden wolle, daß ihr euch selbst durch Menschenwitz und Wahn von solcher reinen Lehre und Bekenntnis des Wortes Gottes entweder zu denen Papisten, Calvinisten oder andern obbemeldeter reinen Konfession widrigen Sekte abwenden würdet, solches Ihro königlicher Majestät alsobald vermöge eures geleisteten Eides ungescheuet anmelden; hierüber alle und jede dieses Oberkonsistorii fürfallende Sachen beneben dem Herrn Präsidenten u. s. w. getreulich und fleißig nach bestem Verstand und Vermögen raten, bedenken, suchen und befördern helfen, was dem seligmachenden göttlichen Wort, unsrer Kirchen christlichem einhelligen Bekenntnis, der Ehrbarkeit und beschriebenen Rechten gemäß, auch zu Heiligung und Ausbreitung der hohen göttlichen Majestät Namens und Wortes und dann zu Pflanzung und Erhaltung Gottesfurcht, äußerlicher Zucht, Frieden, Ruhe und Einigkeit in den Kirchen und ganzer christlichen Gemeinde gereichen, fruchtbar, nütz- und dienlich sein mag u. s. w."

Wichtig sind die Instruktionen, die dem Oberkonsistorium gegeben wurden. Johann Georg I. erließ eine solche am 25. Oktober 1617. Auf eine Eingabe des Oberkonsistoriums von 1657 ward dieselbe in einigen Punkten abgeändert. Die neue Instruktion trat 1658 in Kraft. Es sollten hiernach an drei Tagen der Woche, Dienstag, Mittwoch und Freitag, Sitzungen gehalten werden und zwar vormittags von $^1/_2$9 bis 12 Uhr, nachmittags aber je nach Bedürfnis von 3 bis 5 oder 6 Uhr. Wer abgehalten sei, sollte sich beizeiten entschuldigen. Die weltlichen Mitglieder sollten in rein religiösen Dingen den kirchlichen Mitgliedern nicht vorgreifen und umgekehrt. Zuständig sollte das Oberkonsistorium in folgenden Sachen sein: Verwaltung des Worts und der Sakramente sowie der Kirchenzeremonien, Bestellung der Kirchendiener, soweit das Patronat landesherrlich ist, Aufsicht über die Stipendien und deren Nießer, Fürstenschulen und deren Bestellung, Universitäten Wittenberg und Leipzig, Anordnung der Visitationen und Synoden, Anliegen der Konsistorien zu Wittenberg und Leipzig, Verwaltung des Kirchenkastens, Klagen von Hospitälern und Gotteskasten im Lande, Sachen, die vormals unter das Konsistorium zu Meißen gehörten. Erwägt man, daß das Oberkonsistorium in Dresden zugleich als Kirchenrat, die Aufsicht über neun Unterkonsistorien, drei Landesschulen, sowie alle Klosterschulen, Gymnasien, Stadt- und Dorfschulen zu besorgen hatte, während es als Konsistorium die Ephorien Annaberg, Bischofswerda, Chemnitz, Dobrilugk, Dresden, Freiberg, Großenhain, Kolditz, Leisnig, Meißen, Oschatz, Pirna und Waldheim sowie die Inspektion St. Afra zu Meißen und die Schloßpredigerstellen zu Netzschkau, Weesenstein und Zehista umfaßte, daß also den Konsistorialen die Oberleitung des gesamten Kirchen- und Schulwesens in Sachsen anheimgegeben war, so bekommt man Respekt vor den Leistungen dieser Behörde. So

viel ist gewiß: wenn die Räte Montags, Mittwochs und Freitags im Konsistorialgebäude auf der Schloßstraße am grünen Tische zur Sitzung vereint waren, so waren das Stunden angestrengtester Arbeit, die sich oft genug selbst bis in die Studierstuben der gelehrten Herren erstreckt haben mag.

Von den Unterkonsistorien kommen außer Wittenberg und Leipzig folgende in Betracht. Ein eignes Konsistorium besaß zunächst das Gesamthaus Schönburg in Glauchau. Die oberste Kirchengewalt hat auch in den Schönburger Rezeßherrschaften von jeher Sachsen ausgeübt. Doch hatten die Dynasten bereits seit dem 16. Jahrhundert eine Kanzlei für Kirchensachen. Als Sachsen 1711 deren Rechte anfocht und gegen ein Glauchauer Konsistorium Einspruch erhob, erklärten die Herren v. Schönburg: sie hätten kein Konsistorium, wollten auch keins aufrichten. Doch wurden sie durch die Rezesse von 1740 im Besitz eines eignen Konsistoriums mit allen Rechten eines solchen bestätigt. Das Gesamtkonsistorium zu Glauchau wurde gebildet aus der fürstlich Schönburgischen Regierung mit Zuziehung der Superintendenten zu Glauchau und Waldenburg als geistlichen Beisitzern. Sein Sprengel begriff die fünf Rezeßherrschaften Glauchau, Waldenburg, Lichtenstein, Stein und Hartenstein in sich und bestand aus den Superintendenturen Glauchau und Waldenburg, sowie der Inspektion oder Superintendentur Lößnitz; es waren insgesamt 40 Orte, worunter 9 Städte und 21 Landparochien. Neben diesem Konsistorium zweiter Ordnung verdient noch das Stiftskonsistorium zu Wurzen hervorgehoben zu werden. Ursprünglich bestand für das Hochstift Meißen ein Konsistorium in Meißen selbst, wurde aber, da der letzte Bischof Johann IX. von Haugwitz sich meistenteils im Kollegiatstift zu Wurzen aufhielt, an diesen Ort verlegt und nach der Amtsniederlegung des Bischofs 1581 als protestantisches beibehalten, ist auch in der Folge, nach völliger Vereinigung des Hochstifts Meißen mit den Erblanden, durch die Kapitulationen von 1663, 1733 und 1763 größtenteils in seiner frühern Verfassung belassen worden, nur daß es bis zu seiner Aufhebung dem Kirchenrate zu Dresden unterstellt wurde.

Eine eigenartige Stellung in Bezug auf Konsistorialverfassung nahm die Oberlausitz ein. Die Religions- und Kirchenverfassung der Oberlausitz ist durch den Traditionsrezeß vom 30. Mai 1635 und durch den Traditionsabschied vom 24. April 1636 vertragsmäßig festgelegt. Da hiernach in kirchlicher Beziehung nichts geändert werden sollte, so konnte die Oberlausitz weder ein eignes Konsistorium erhalten, noch auch einem der bestehenden Konsistorien zugeteilt werden. Sie behielt ihre kirchliche Sonderverfassung und ward dem Geheimen Konsilium unterstellt. Die Rechte der Kirchengewalt wurden von dem Oberamte zu Bautzen ausgeübt. Während aber diesem wesentlich nur die niedern Konsistorialrechte zufielen, übten die höhern andre Konsistorien aus. So mußten sich z. B. designierte Kandidaten der Theologie in einem

der drei Konsistorien zu Dresden, Leipzig oder Wittenberg, dessen Wahl ihnen freistand, prüfen und ordinieren lassen. Die Mängel der Oberlausitzer Kirchenverfassung blieben der Regierung nicht verborgen. Wie aus kurfürstlichen Reskripten von 1638, 1681, 1710, 1711 und 1720 sich ergiebt, hat man damals beabsichtigt, entweder das Oberkonsistorium mit über die Oberlausitz zu setzen oder, was schon 1652 auf dem Oberlausitzer Landtage zur Sprache kam, eine Art Oberlausitzer Provinzialkonsistorium zu gründen. Nach der Zähigkeit, welche die Oberlausitzer kennzeichnet, blieb es jedoch bei der verfassungsrechtlichen Sonderstellung des östlichen Flügels unsers Vaterlandes. Wie die Oberlausitz keine Superintendenten hat, so hat sie auch kein Konsistorium.

Nur eine sehr kurze Dauer hatte das Konsistorium zu Zwickau. Bereits im Jahre 1539 war von Johann Friedrich dort die Gründung eines Konsistoriums beabsichtigt worden. Man erwog damals, neben dem „Stuhl von Wittenberg" einen „Stuhl zu Zeitz" und einen „Stuhl zu Zwickau oder Saalfeld" zu errichten. Dieser Zwickauische Stuhl sollte haben „einen Doktoren der Rechte und der heiligen Schrift, zween legale Notarien der Geschicklichkeit, daß sie beide oder ihrer einer zu Zeiten die Sachen anstatt der Kommissarien erhören und erwägen können". Indes kam die Gründung dieses Konsistoriums, welches gleich in den bescheidensten Größenverhältnissen entworfen war, vorerst noch nicht zustande. „Damals sind alle geistlichen Sachen sonderlich bei D. Luthers Lebzeiten zu Wittenberg erörtert worden. Hernach hat man dies, als das Konsistorium zu Leipzig aufgerichtet worden, dahin verlegt, darbei es verblieben, bis 1602 ein besondres Konsistorium, dem vogtländischen Kreis zum Besten, allhier zu Zwickau angerichtet wurde." Der Hergang war folgender: „Den 8. Mai 1602 ist D. Polykarpus Leyser neben andern kurfürstlichen Kommissarien hier einkommen. Den 9. hat er die Frühpredigt verrichtet und dabei vermeldet, wie ein Konsistorium hier sollte angerichtet werden. Dazu sind zu Assessoren in das Konsistorium verordnet worden: D. Vitus Wolfrum, Superintendens, Dr. Theodoricus Steinmetz, Dr. Magnus Lebzelter, und Magister Bartholomäus Walther, Prediger zu St. Katharinen. Diese haben den 10. Mai ihre Eidespflicht geleistet." Die Sitzungen des Zwickauer Konsistoriums wurden anfangs auf dem Schlosse gehalten, bis man sie Ende Juli in ein zu diesem Zwecke von der Gräfin Sabine von Schwarzburg auf Hohenlandsberg für 1000 fl. erkauftes, neben dem Gasthofe zur güldnen Flasche auf dem Kloster gelegenes Eckhaus verlegte. Bestimmt war das Konsistorium für die Ephorien Zwickau, Chemnitz, Plauen, Ölsnitz, Weida und Neustadt a. O. und wurde nach seinem Sprengel auch das vogtländische genannt. Es umfaßte im ganzen 220 Pfarrer. Bereits 1606 nach nur vierjährigem Bestand ist das Konsistorium zu Zwickau „wieder aufgehoben und nach Leipzig verlegt worden". Wahrscheinlich sind Gründe der Zweckmäßigkeit und Ersparnis hier maßgebend gewesen. Die Konsistorialen zu Zwickau und Meißen, welches von

demselben Lose betroffen ward, beruhigten sich überdies nicht sofort bei der Auflösung ihrer Kollegien, sondern reichten beim Kurfürsten ein Gesuch ein, sie anderweit zu befördern und ihnen an Stelle des weggefallenen Gehaltes „etwas in Gnaden" verabreichen zu wollen.

Die bewährten Mittelbehörden zwischen den Konsistorien und den Pfarrern waren die Superintendenten. Der Geschäftskreis der Superintendenten, deren Amt stets mit einem Pfarramte verbunden war, hatte von Anfang an eine große Ausdehnung, und man versteht es, wenn ein alter sächsischer Kirchenrechtslehrer sagen konnte: „munus superintendentium esse admodum difficile: das Amt der Superintendenten ist ein recht schwieriges". Der Ephorus der alten Zeit hatte die Ehesachen in erster Instanz zu bearbeiten, er hatte die Anstellung und Einweisung der Geistlichen zu bewerkstelligen; die Ordination besorgten die Konsistorien zu Dresden und Leipzig durch die am Orte befindlichen Ephoren. Er hatte den Synodus oder Konventus der Ephoralgeistlichkeit zu leiten und späterhin die „Cirkularpredigten" abzuhören. In der Zeit der Kirchenvisitationen war der Superintendent der geborene Visitator seiner oder einer fremden Ephorie. Dazu hatte er die Aufsicht über das gesamte Schulwesen der Diöcese und mußte auf seine theologische Fortbildung schon deshalb genügend Kraft und Zeit verwenden, um auch darin der Geistlichkeit seines Sprengels als primus inter pares voranzuleuchten. Dafür nahm aber auch in alter Zeit ein rechter Superintendent noch eine ganz andre Stellung ein, als späterhin: er war der erste Mann weit und breit, und noch bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts schrieben Gerichtsdirektoren an den Ephorus: „Magnifice, Hochwürdiger und Hochgelahrter, Hochzuverehrender Herr Doktor und Superintendens, ich freue mich schon im Voraus, daß ich bei Gelegenheit die Ehre haben werde, Ew. Magnificenz mündlich, so wie anietzt schriftlich zu versichern, daß ich mit aller ersinnlichen Hochachtung beharre Ew. Magnificenz ganz gehorsamster Diener". „Die Stellung und Macht des Superintendenten," sagt ein sächsischer Geschichtsschreiber, „war in seiner Ephorie eine überaus ansehnliche; was für Kapaunen und Truthähne, was für Karpfen und Aale, für Schinken und Speckseiten wurden von Pfarrern, Schullehrern und Bauern in die Speise- und Rauchkammer der Frau Superintendentin abgeliefert, bevor sie Sr. Magnificenz ihr unterthänigstes Anliegen vorzutragen wagten, und wie stattlich nahm sich der geistliche Herr aus, wenn er von den Bauern im vierspännigen Wagen zur Kirchrechnung abgeholt ward, bei welcher der mächtige Schmaus dann wieder die Hauptsache war!" Das mag übertrieben sein, Thatsache ist, daß der Superintendent der alten Zeit kraft seines Amtes eine alles überragende Respektsperson war. Freilich ist hierbei nicht zu vergessen, daß die kirchliche Oberbehörde von Anfang an gewissenhaft darauf bedacht war, nur die auserlesensten Männer mit dem Superintendentenamte zu betrauen, zumal wenn es galt, eine

der „fürnehmsten" Stellen, Dresden, Leipzig, Zwickau, Plauen, Ölsnitz, Freiberg, Pirna mit einem geeigneten „Subjekte" zu besetzen. Schon in den Generalartikeln von 1557 heißt es: „Dieweil es ein hohes, schweres, nötiges Amt ist, als wollen Se. kurfürstlichen Gnaden, daß ehrbare, wohlbetagte, erfahrene, gelehrte, wohlgeübte, gottfürchtige Männer in hohen Schulen und anderswo mit Rat der Theologen gesucht" werden sollen. Die Wahl lag in der Hand des Landesherrn, der nach dem gemütlichen Zuge der Zeit dem neuen Ephorus, falls er noch nicht Doktor der Theologie war, zu verstehen gab, Se. Magnificenz möchten doch recht bald zu Wittenberg die höchste theologische Würde erwerben, und der dann mitunter hochherzig die Kosten der Promotion bezahlte und noch obendrein zum Doktorschmause einen Hirsch oder ein Faß Meißner Landwein schickte. Alle Äußerungen behördlicher und wissenschaftlicher Autoritäten laufen darauf hinaus, nur die tüchtigsten Theologen zu dem hohen Amte zuzulassen und namentlich auf tiefgegründete theologische Gelehrsamkeit zu sehen. Eine sächsische Stimme aus dem 16. Jahrhundert mahnt, „daß die Superintendenzen mit gelehrten, gottesfürchtigen, ehrlichen, tapfern, standhaften Männern besetzt werden, die zu Gottes Wort einen sonderlichen christlichen Eifer, dazu ihre guten Testimonia, beide der Lehr und Lebens, haben". Eine kirchenrechtliche Schrift des 18. Jahrhunderts zählt die Eigenschaften auf, die ein rechter Superintendent haben müsse: „in doctrina purus, aptus ad docendum, facundus, integer vitae, persona pia, docta, honesta, constans, fortis". Daß schon damals erkannt ward, ein Superintendent müsse ein tüchtiger Verwaltungsmann mit soliden kirchenrechtlichen Kenntnissen sein, beweist die Äußerung eines Superintendenten: „Ein vollkommener Superintendent muß derer Rechte wohl kundig sein, des Corpus iuris ecclesiastici, auch die von Carpzov, Beyer, Deyling u. a. edierten Decisiones consistoriales et institutiones prudentiae pastoralis atque theologiae casuisticae auswendig wissen und hermeneutice verstehen, auch alle Fälle wohl distinguieren und nicht wie ein legulegus falsch applicieren, bei seinen Wissenschaften auch fidem et prudentiam summam besitzen, nicht weniger bei seinen Konsiliis, Bescheiden, Verfügungen, Registraturen und Berichten das rechte Punktum treffen und sowohl gegen widerspenstige Geistliche als gegen zu weit greifende Beamte, Räte, Kollatores und Gerichtsobrigkeiten seinen ephoralischen Respekt zu maintenieren wissen, übrigens aber seine untergebenen Geistlichen mit allen Kräften beschützen und ihnen von ihren Rechten und Immunitäten nicht das Geringste vergeben oder nehmen lassen. Ein Superintendent, der diese Gaben und Qualitäten nicht besäße, würde eine Null, ein Unglück und Spott seiner Untergebenen, wenn er schon das Lob des besten Pfarrers, auch in seinem theologischen Kolloquio vortrefflich bestanden und die vornehmste Censur erhalten hätte." Dieses theologische Kolloquium, „das gewöhnliche theologische Gespräch", das lateinisch gehalten ward, ist so alt wie das Super-

intendentenamt selbst. Hatte der Designat Sonntags seine Predigt im evangelischen Hofgottesdienst abgelegt, so ward ihm am Montag der Text zu einer zweiten Predigt gegeben, die er am Mittwoch darauf halten mußte. Darnach ging es sofort zum Kolloquium vor den beiden geistlichen Mitgliedern des Oberkonsistoriums. Waren dies, wie gewöhnlich, gründlich gelehrte Männer, so mag es oftmals heiß genug hergegangen sein, und wenn dann über den Erfolg berichtet ward, so mag nicht jeder das Zeugnis erhalten haben: „Hat sowohl in der Predigt als auch im Kolloquium eine vorzügliche Geschicklichkeit bewiesen, so daß an ihm gar nichts auszusetzen ist", wie dies 1709 dem D. Löscher zu teil ward. Ganz von selbst gestaltete sich übrigens das Kolloquium, das ja vorwiegend eine Prüfung in der Gelehrsamkeit sein sollte, zur Prüfung in der Rechtgläubigkeit.

Wie sehr es überdies der obersten Kirchenbehörde von jeher daran lag, tüchtige Männer als Superintendenten im Lande zu haben, zeigt eine merkwürdige Maßregel aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Ende 1749 ward im Kirchenrate beschlossen, jedesmal in einem Zeitraume von vier Jahren alle angestellten Superintendenten in Sachsen nacheinander eine Predigt im Hofgottesdienste ablegen zu lassen, „damit man solchergestalt genauer bemerken könne, ob selbige den Studiis behörig obliegen und die ihnen von Gott verliehenen Gaben zu kultivieren sich gebührend angelegen sein lassen." Für Erstattung der Kosten ward in der Weise gesorgt, daß die Herren Ephoren ihre Diäten erhielten, einen Thaler für jede Meile der Reise hin und her und fünf Thaler für den Aufenthalt in Dresden von Donnerstag bis Montag. Diese Anordnung brachte eine kleine Bewegung in die Kreise der Superintendenten, mancher ehrwürdige geistliche Herr schüttelte sein mit mächtiger Allongenperücke gekröntes Haupt und bat in wohlgesetztem Schreiben, man möge ihm die weite Reise, die er wegen Alters oder Leibesschwachheit nicht machen könne, hochgeneigtest erlassen. Die Mehrzahl aber unterzog sich den Wünschen des Kirchenrats, und alle Monate sah man fortan eine oder ein paar schwerfällige, in Riemen hängende Superintendenturkutschen durch die Thore Dresdens rollen, und drinnen saßen die Herren Ephoren aus Ölsnitz und Annaberg, Penig und Grimma, sorgenvoll zwar, wie sie vor dem hohen Oberkonsistorio bestehen würden und doch getrost, der Herr werde es wohl machen. Ergötzlich zu lesen sind die Akten über dieses Gesamtexamen der sächsischen Superintendenten, am ergötzlichsten die „Censuren", die man den würdigen Herren erteilte. Da giebt es manche, denen das Prädikat „sehr gut" gegeben werden kann, andere erhalten die Note „vollkommen geschickt und tüchtig" oder „gelehrt und geschickt" oder „sehr wohl, so daß man an ihm nichts auszusetzen gefunden", ferner „ganz wohl, gar wohl, noch wohl, noch endlich wohl", es fehlen aber auch nicht Bezeichnungen wie „mittelmäßig, genüglich, noch ziemlich, ziemlich, jedoch cum vitio linquae", und leider haben auch zwei die betrübliche Censur

erhalten müssen: „schlecht sine iudicio". Ob es der im Ganzen befriedigende Stand der Dinge war, der diese Cirkularpredigten der Ephoren bald wieder eingehen ließ, oder ob die Sache zu kostspielig sein mochte und das über Sachsen hereinbrechende Unglück des siebenjährigen Krieges die Fortsetzung verhinderte — wer kann es sagen? Mit dem Jahre 1754 schließt die Sache, nachdem jeder Superintendent gerade einmal in Dresden erschienen war. Zahl und Größe der einzelnen Ephorien ist nicht immer dieselbe geblieben. Während es im 16. und 17. Jahrhundert 49 Superintendenturen in Kursachsen gab, 12 zum Oberkonsistorium, 21 zum Leipziger, 16 zum Wittenberger Konsistorium, waren es Mitte des 18. Jahrhunderts 56 geworden.

44. Kirchliches Leben.

Es liegt in der Natur der geschichtlichen Entwicklung, daß auf Zeiten der Bewegung Zeiten des Beharrens folgen. War die Reformationszeit die Zeit der Stromschnellen gewesen, so war die folgende Periode die Zeit des ruhigen Flusses. Hatten die Reformatoren ihren Glauben bekannt, so glaubten die Epigonen an die reformatorischen Bekenntnisse. Das religiöse Leben des sechzehnten Jahrhunderts entwickelte sich im siebzehnten zur Kirchlichkeit; vom Papismus befreit, geriet die Kirche in die Fesseln des Cäsareopapismus, nach Überwindung des katholischen Unwesens bildete sich ein lutherischer Katholizismus heraus. Was der Frühling der Reformation an duftenden Blüten hervorgebracht hatte, das bewahrte die Orthodoxie gewiß auf das Sorgfältigste, aber im Herbarium. Das frische Leben erstarrte immer mehr unter der Rinde eines Formalismus, wie er dem Mittelalter kaum eigen war. Die lutherische Kirche war zu einer Anstalt geworden, in welcher Satzung und Überlieferung eine so strenge Herrschaft entfalteten, daß für die Freiheit des Einzelnen kein Raum mehr blieb. Aber diese Anstalt war doch auch von Segen für das Volk.

Werfen wir einen Blick auf den sächsischen Pfarrerstand, so fällt ein merkwürdiger Zug ins Auge. Übersieht man die Listen der sächsischen Geistlichen, wie sie uns Dietmann in seiner „Kursächsischen Priesterschaft" bietet, so merkt man sofort, daß die Geistlichkeit auch in Sachsen den Stempel eines beinahe geschlossenen Standes an sich trug. Ähnlich wie der Adel sich in sich selbst zusammenschloß und niemand herein, aber auch niemand hinausließ, bildete auch die Geistlichkeit eine Kaste für sich, und es war schwer, den Ring zu durchbrechen. Wie die Adelsfamilien ihre Stammbäume hatten und ängstlich darüber wachten, ihren Stamm echt zu erhalten, so lassen sich auch von Geistlichen ganze Genealogien zusammenstellen, aus denen sich ergiebt, daß durch Jahrhunderte hindurch nahezu alles, was den Familiennamen trug, dem Pfarrer- oder wenigstens dem Theologenstande angehörte. Wenn ja einmal der Sohn von der sorgsam innegehaltenen

Regel abwich und sich einem „weltlichen“ Berufe widmete, so lenkte gewiß der Enkel in die verlassene Bahn wieder ein. In der That hat Dietmann in seinem Werke eine ganze Reihe solcher Stammbäume dargeboten, so daß man geradezu von sächsischen „Theologenfamilien“ reden kann. Eine der bekanntesten und berühmtesten dieser sächsischen Theologenfamilien ist die Familie Avenarius. Dieser Name ist die lateinische Form des Namens Habermann, den der Verfasser jenes kernigen Gebetbuchs, des „Habermännleins“, zuerst zu Ehren gebracht hat. Nicht weniger berühmt ist das Geschlecht der Löscher. Es stammt von einem alten vogtländischen Landfuhrmanne Johann Löscher in Raschau bei Ölsnitz ab und hat dem Vaterlande ungezählte Pfarrer und Diakonen, mehrere Superintendenten und den einen unvergleichlichen Valentin Ernst Löscher gegeben. Ganz besonders reich an echten, eingefleischten Theologenfamilien war in älteren Zeiten das Zion Sachsens, das altehrwürdige Leipzig. Da finden wir in der Zeit der lutherischen Orthodoxie die Carpzove, sämtlich gelehrte Hebraisten und Dogmatiker, in der Zeit des Pietismus die Olearius, innig fromme Männer, zum Teil auch anmutige Sänger unsrer Kirche, in der Zeit des beginnenden Rationalismus die Teller. Weitere Vertreter dieser Theologenfamilien oder dieser Familientheologie sind die Grohmann, die Manitius, die Schlegel, die Niedner, die Hase, welche der Kirche z. T. namhafte Gelehrte geliefert haben. Besonders aber sei das Geschlecht der Rebhun genannt, an dem sich recht deutlich zeigt, wie sich mitunter die Theologie, ja selbst das Pfarramt und die Pfarrstelle durch Jahrhunderte hindurch von Geschlecht zu Geschlecht forterbte. Im Jahre 1556 zog in Eichigt im Vogtlande ein Pfarrer Johann Rebhun ein, ein Bruder des Ölsnitzer Superintendenten Paul Rebhun, der als Dramatiker bekannt ist. Dem Johann Rebhun I. folgte 1585 sein Sohn Johann Rebhun II., diesem 1605 sein Sohn Georg Rebhun, diesem 1652 sein Sohn Johann Rebhun III., diesem 1684 sein Sohn Johann Rebhun IV., diesem endlich 1722 Johann Rebhun V., der 1752 starb. In ununterbrochener Folge reihte sich zweihundert Jahre lang immer ein Geschlecht an das andre, immer der Sohn an den Vater, und es würde dem Johann Rebhun V. noch ein Johann Rebhun VI. gefolgt sein, wenn nicht 1752 die „Rebhun-Zeit“ zu Ende gewesen wäre. Es fehlte nämlich damals keineswegs an einem neuen Johann Rebhun, aber dieser Ungetreue studierte zum Schmerze seines Vaters nicht Theologie, sondern Medizin, weil ihm — so klagt der Chronist — „kein geistlich Fleisch gewachsen war“.

Fragen wir nach dem Grunde dieses innigen Bandes zwischen Theologie und Familie, so fällt es nicht schwer, des Rätsels Lösung zu finden. Nachdem der Cölibat, diese widerbiblische Zwangseinrichtung, gefallen war und ein evangelisches Pfarrhaus sich gebildet hatte, rekrutierte sich naturgemäß der geistliche Stand mit Vorliebe aus sich selbst, und er konnte dies um so eher, als der Reichtum an Kindern

von jeher zu den Merkmalen des geistlichen Standes gehört hat. Dazu lag es ja dem Pfarrer überaus nahe, seine Söhne wiederum zu Theologen heranzubilden, war doch der Unterricht der Söhne zumal für den Landpfarrer oft die einzige Möglichkeit, seine gelehrten Kenntnisse zu verwerten. So ergab sich für den Sohn das Studium der Theologie von selbst. Dazu kam gewöhnlich dem Wunsche des Vaters eine charakteristische Einrichtung der Zeit entgegen, das Substitutenwesen. Ward nämlich ein Pfarrer alt und gebrechlich, so ward er keineswegs emeritiert, weil es wohl seit 1583 eine Prediger-Witwen- und Waisenkasse, aber eine Pensions- und Emeritierungskasse noch nicht gab; er durfte sich einen Substituten wählen, den er unterhalten mußte, und der nach dem Tode des alten Pfarrers in das volle Amt einrückte. Es erhellt, daß der Vater den Sohn gerne Theolog werden ließ und ihn zum Substituten erbat mit der Pflicht, nach des Vaters Tode für die Seinen zu sorgen und daß der Sohn mit Freuden darauf einging. Auf diese Weise wußten zahllose Geistliche ihre Söhne bequem zu versorgen, und zahllose Söhne rückten geräuschlos und ohne Aufregung ins Amt ein; in das kirchliche Leben kam eine gewisse Stetigkeit, und das Pfarrhaus ward eine Pflanzschule der Theologie, wie sie schöner nicht gedacht werden kann.

War die äußere Lage der Geistlichen noch immer dürftig genug, so waren sie doch alle von regem Streben beseelt, ihren Gemeinden rechte Hirten und Väter zu sein. Was die lutherische Geistlichkeit Sachsens in und nach den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges dem Volke gewesen ist, davon legen die Chroniken der Dörfer und Städte beredtes Zeugnis ab. Daß die Pfarrer in streng kirchlichen Bahnen wandelten, dafür sorgten die Universitäten, die sie in Dogmatik und Polemik, in Kirchenrecht und Homiletik felsenfest im traditionellen Luthertume gründeten, sowie die eidliche Verpflichtung auf das Konkordienbuch, wie sie seit 1602 gefordert ward und in der sie beschwören mußten, nicht einen Finger breit von der Wahrheit der lutherischen Symbole abzuweichen. Das Furchtbarste, dessen sich ein Diener der Kirche schuldig machen konnte, war ein Verstoß gegen den lutherischen Lehrbegriff. Kam dennoch dergleichen vor, so ward mit aller Strenge dagegen eingeschritten. Nur im Verborgenen konnte Valentin Weigel, 1533 in Großenhain geboren, von 1567 bis 1588 Pfarrer in Zschopau, seinen mystischen Gedanken leben, die er in zahlreichen Schriften niederlegte, während er unbedenklich die Konkordienformel unterschrieb. Als aber nach seinem Tode diese Schriften gedruckt wurden und nun an den Tag kam, wie wenig der „Güldene Griff", der „Dialog vom Christentum", die „Theologische Philosophie" und andre mit dem herkömmlichen Lehrbegriffe stimmten und wie der Theosoph die kirchlichen Dogmen nur als Hülle betrachtete, unter denen er sein Christentum des innern Lichts zu verbergen gewußt hatte, da ließ Johann Georg I. 1624 die Bücher des Ketzers in Chemnitz öffentlich verbrennen, ohne

indes ihrer Verbreitung damit Einhalt thun zu können. Wenig besser erging es Weigels Geistesverwandten, dem Görlitzer Schuster Jakob Böhme, der in seiner „Aurora“ und andern Schriften seine harmlose Theosophie entwickelte. In seiner Heimat wegen bedenklicher Irrlehren auf Anstiften eines Geistlichen verhaftet, fand er in Zittau freundliche Aufnahme und ging 1624 nach Dresden, wo er vor Höe v. Hohenegg, Meisner, Balduin, Gerhard, Leyser und andern im Beisein des Kurfürsten seine Lehre prüfen ließ. Die Unterredungen, die man hier mit ihm anstellte, bestand er ehrenvoll und nahm die Versicherung des Beifalls und Schutzes mit nach Hause. Johann Gerhard sagte von ihm: „Ich wollte wohl die ganze Welt nicht nehmen und den Mann verdammen helfen.“ In demselben Jahre starb er mit den Worten: „Nun fahr' ich hin ins Paradies.“ Die orthodoxe Menge konnte sich mit Böhme nicht befreunden und sah in ihm einen Enthusiasten, dessen Lehre bekämpft werden müsse; erst einer spätern Zeit blieb es vorbehalten, den größten Theosophen der lutherischen Kirche in seinem Werte zu erkennen.

Im gottesdienstlichen Leben bildete die Predigt die Hauptsache. Es ward ungemein viel gepredigt in diesem Zeitalter, Sonntags und in der Woche. Aber die Predigten jener Tage waren von einer Umständlichkeit und Schwerfälligkeit ohnegleichen. Bis zu zwei Stunden lang standen die Prediger auf der Kanzel und warfen mit lateinischen, griechischen und hebräischen Brocken um sich, daß die Zuhörer gewaltigen Respekt vor ihrer Gelehrsamkeit bekommen mußten. Die Sucht, Neues und Überraschendes zu bieten, verleitete die Prediger zur Erfindung der wunderlichsten Predigtmethoden und Predigtthemen. Der ältere Carpzov in Leipzig erfand allen Ernstes hundert verschiedene Arten zu predigen und stellte einmal in einem Jahrgang Predigten Jesus als den besten Handwerksmann dar, und zwar als besten Tuchmacher nach Matth. 6, 25, als besten Laternenmacher nach Luk. 2, 47, als besten Brunnengräber am Sonntag Miserikordias, als besten Tapezierer zur Himmelfahrt. Weller stellte einst folgende Disposition auf: „Christus als rechter Paradies- und Lustgarten, in welchem 1. die Dreifaltigkeitsblume, 2. die Pfingstblume, 3. die Christwurz blüht.“ Dabei wurden die Predigten jener Zeit in einer Form gehalten, die mehr an akademische Vorträge oder an Lehrbücher der Dogmatik erinnerte. Inhaltlich behandelten sie systematisch in einer Weise, die meist über das Verständnis der Zuhörer hinausging, das ganze Gebäude der lutherischen Lehre, sie waren gesprochene Dogmatiken. Ermüdende Länge, erdrückender Citatenreichtum, philiströse Lehrhaftigkeit, herbe Polemik und scholastische Beweisführung mußte sie für viele ungenießbar machen, und es ist völlig verständlich, wie unter solchen Umständen der Kirchenschlaf etwas so Gewöhnliches war, daß von Johann Gerhard in der Leichenpredigt gerühmt werden konnte, er habe nie in der Kirche geschlafen. Diese Leichenpredigten aber waren selbst

wieder Einschläferungsmittel. Bei vornehmen Personen wurden sie meist gedruckt, und es sind ihrer manche bis zu neunzig Seiten lang. Mit staunenswerter Umständlichkeit pflegte man da vom Tod und ewigen Leben zu handeln, mit allen Titeln ward jeder der Leidtragenden angeredet, sogar die Leiche selbst schonte man nicht, wie einmal ein Redner sagte: „Zuletzt wende ich mich auch zu dir, du hochadeliger, seliger Leichnam und rede dich also an.“ Gewiß fehlte es auch in Sachsen nicht an solchen, die von derartiger Geschmacklosigkeit und Verschrobenheit sich frei hielten. Wie früher Jonas, Bugenhagen, Linck, Fröschel, Amsdorf, Selnecker u. a., so vertraten später Männer wie Habermann, Mirus, Hunnius, Leyser, Geier und ähnliche eine biblisch erbauliche, warmherzige Predigtweise. Auch echte Volksprediger gab es in Sachsen, wie Strigenitz in Meißen und Lucius in Wilsdruff. Letzterer predigte einst zur Erntezeit, wo es ununterbrochen geregnet hatte, so: „Gott ist ein barmherziger Vater und weiß wohl, daß wir, seine armen Kinder, nicht von der Luft leben und Steine essen können. So wird er schon gut Wetter geben, daß wir den lieben Feldsegen einernten können. Glaubts nur, ihr Kinder, das jetzt anhaltende Regenwetter ist nur eine Strafe eurer Sünden. Ihr nehmt dem lieben Gott seinen Sonntag, so nimmt er euch sechs Wochen dafür. Ihr wollt den Sonntag nicht feiern, so müßt ihr die ganze Woche feiern. Seht, so geht's euch; ja so werdet doch klug! Da lob' ich mir meinen Feldnachbarn Matthäus Richter. Als ich am Sonntag auf meinem Felde spazieren ging, traf ich Matthäus Richter auf seinem Acker an. Der sagte zu mir: „Herr Gevatter, sehet nur, wie alles überall griebelt und wiebelt und wabelt auf den Feldern mit Schneiden und Binden. Die werden den lieben Gott erzürnen, daß es morgen wieder regnet; da müssen sie wieder feiern, und wir andern müssen es mit entgelten. Ich aber will nicht einernten am Sonntag, der liebe Gott, der mir's hat wachsen lassen, wird doch wohl Wetter bescheren, daß ich's einernte.“ Das war eine christliche Rede von meinem lieben Nachbar und Gevatter; ja, macht es alle so, ihr lieben Zuhörer.“ Soweit der Prediger. Matthäus Richter aber saß unten im Kirchenschiffe mitten unter den Andächtigen und nickte mit dem Kopfe. Diese drastische Rede ward dem Dresdner Superintendenten D. Carpzov erzählt. Carpzov stand einen Augenblick still und rief bewegt aus: „Ach, wollte Gott, daß wir alle so einfältig predigten, das wäre die beste und erbaulichste Art! So hat Lutherus und andre alte Lehrer gepredigt und haben mehr ausgerichtet, als wir leider heutzutage ausrichten, da wir meinen, es müsse alles nach Methoden wohl elaborieret und ausstudieret sein.“

Wie zur Predigt, so drängte sich damals das Volk in dichten Scharen auch zum heiligen Abendmahle. Die Kommunikantenzahlen sind erstaunlich. Dresden hatte 1686 bis 1691 bei 30 000 Seelen 49 000 bis 56 000, kleine Städte wie Schneeberg bei 4000 Seelen 8500 bis 9000 Abendmahlsgäste, und auf Dörfern war das Verhältnis oft noch günstiger.

Ist das Zeitalter nicht eben eine klassische Zeit der Predigt gewesen, so doch eine Blütezeit des Kirchenliedes. An der Pflege der geistlichen Dichtung hat auch Sachsen ehrenvollen Anteil genommen. Nikolaus Selnecker dichtete: Laß mich dein sein und bleiben; Johann Mühlmann in Leipzig ließ sein Morgenlied erklingen: Dank sei Gott in der Höhe; Paul Fleming aus Hartenstein sang sein Reiselied: In allen meinen Thaten und pries das Glück der Liebe in dem Liede: Ein getreues Herze wissen. Der Leipziger Michael Schirmer steuerte zu den lutherischen Gesangbüchern Lieder bei wie diese: Nun jauchzet all', ihr Frommen; O heil'ger Geist, kehr' bei uns ein. Tobias Clausnitzer aus Thum lieferte: Wir glauben all' an Einen Gott; Liebster Jesu, wir sind hier. Der Otterwischer Pfarrer Liscovius sang: Schatz über alle Schätze, Crasselius aus Wernsdorf bei Glauchau: Dir, dir, Jehova, will ich singen, der Zittauer Rektor Christian Keymann: Meinen Jesum laß ich nicht, Martin Rinkart in Eilenburg: Nun danket alle Gott. Sie alle übertrifft der unvergleichliche Paulus Gerhardt, der gleichfalls dem Sachsenlande angehört. Eine große Menge Gesangbücher trat im Laufe der Zeit ans Licht. Wie treu neben der geistlichen Dichtung auch die geistliche Musik gepflegt ward, bezeugen die zahlreichen Kantoreigesellschaften und die Wirksamkeit der großen Tonmeister wie Hermann Schein, Hermann Schütz und Johann Sebastian Bach.

Der katechetische Kultus hielt sich streng an die lutherischen Katechismen, die nicht nur in der Kinderlehre, sondern auch in Katechismuspredigten eingeprägt wurden. Fasten- und Brautexamina waren überall, Kirchenbuße für Sünder gegen das zweite und sechste Gebot an einzelnen Orten üblich. Bußtage waren seit 1664 als feste Ordnung eingerichtet, anfangs sieben, später einer, zwei, auch sechs, von 1710 an regelmäßig drei. Die Bußtagsfeier der guten, alten Zeit hat folgende Gestalt: Nachdem das Oberkonsistorium im Einvernehmen mit dem Geheimen Konsilium, dem die Bestimmung der Bußtage zusteht, die Tage erkoren und sie samt den Texten ausgeschrieben hat, rüstet man sich im Lande auf die ernste Feier. Etwaige Gerichtstermine, Märkte oder Vergnügungen werden abbestellt. Gewissenhaft kündigt der Pfarrer am Sonntag vorher den Bußtag ab. Am Morgen, wie schon am Vorabend, wird er feierlich eingeläutet. Um von dem Tage den rechten Segen zu haben, sitzen die Familien am Abend vorher daheim über ihrer Bibel und bringen die Stunden des Feierabends mit Lesen, Singen und Beten zu. Der Tag bricht an, die Glocken läuten. Auf den Straßen sieht man keine Menschenseele, es ist wie ausgestorben. Ohne die Morgensuppe angerührt zu haben, machen sich die Kirchgänger auf zum Gotteshause, nur den Kindern und Schwachen, auch den Frauen, die Gott gesegnet hat, vergönnt man, ein paar Löffel Speise zu sich zu nehmen. Wohl ist das Kirchlein allzeit dicht gefüllt, aber heute sitzen und stehen die Andächtigen Kopf an Kopf. Die Kirche

hat schwarze Gewänder angelegt, sie trauert, und sie stimmt und mahnt zur Trauer. Die Orgel, die traute Begleiterin der Kirchengesänge, sie schweigt von Anfang bis zu Ende. Da beginnt der Gottesdienst mit dem alten Lutherliede „Aus tiefer Not schrei ich zu dir". Nach den üblichen Wechselgesängen folgen noch „Kyrie, Gott Vater in Ewigkeit" und „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'". Dem schließt sich die Kollekte an mit der Verlesung von Psalm 79. Ein neues Lied ertönt: „Erbarm' dich mein, o Herre Gott". Die zweite Verlesung ist einem Propheten entnommen. Nun folgt die Litanei, die vom Geistlichen am Altare gesprochen und von den Chorknaben knieend gesungen wird. Die würdige Gestalt des Liturgen, die knieenden Knaben um den Altar her, die stets sich brünstiger wiederholenden Bittrufe, in welche die Gemeinde bewegt mit einstimmt, das alles macht einen feierlichen Eindruck. Nun besteigt der Pfarrer die Kanzel und predigt eine gute Stunde lang im Stile Wellers oder Calovs über Jeremias 13, 15 bis 17, jene Stelle, die mit den ernsten Worten anhebt: „So höret nun und merket auf und trotzet nicht, denn der Herr hat es geredet!" Nach den üblichen Gebeten, zumal dem Vaterunser, während dessen Pfarrer und Gemeinde knieen und droben vom Turme dreimaliger Glockenruf erklingt, tönt es durch das Gotteshaus „Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort". Kollekte und Segen nebst dem Liede „Gott sei uns gnädig und barmherzig" beschließen die ernste Feier, die auf alle Teilnehmer ergreifend gewirkt hat. Die Andächtigen wandern nach Hause, und nun erst gönnen sie sich einen Imbiß, ja besonders gewissenhafte Gemüter dehnen die feine äußerliche Zucht der Enthaltsamkeit bis zum Nachmittag oder Abend aus. Und wehe dem, der den Ernst des Tages durch Leichtsinn oder weltliches Treiben entheiligt. Er hat nicht bloß vom Pfarrer nachdrücklichen Vorhalt, sondern vom weltlichen Arme, der in „Malefiz-Sachen" kein Erbarmen kennt, empfindliche Strafe zu gewärtigen.

Auch die Feier des Reformationsfestes hat bereits in diesem Zeitraume ihre Wurzeln. Schon Melanchthon gedachte in seinen Vorlesungen alljährlich des 31. Oktobers als des Tages der Thesen. Doch hat man erst später daran gedacht, einen besonderen Tag im Jahre für eine Gedächtnisfeier der Reformation auszuwählen und festzulegen. Ein Jahrhundert verging, ehe in Sachsen ein Reformationsfest gefeiert ward. Da war es Kurfürst Johann Georg I., der für den 31. Oktober 1617 und die folgenden Tage ein großes kirchliches Fest ausschrieb, das hundertjährige Jubelfest der Reformation. Mit derselben einmütigen Begeisterung wie dies ward sodann vom 25. bis 27. Juni 1630 das hundertjährige Jubelfest des Augsburgischen Bekenntnisses im Lande begangen. Von jener Zeit her mag sich in der Dresdner Schloßkapelle der Brauch eingebürgert haben, alljährlich am 31. Oktober der Reformation zu gedenken; im Lande war eine solche Feier bis 1667 unbekannt. Am 19. Oktober 1668 erließ Johann Georg II. die

Verordnung, daß hinfort jedes Jahr der Tag des Thesenanschlags als halber Feiertag im ganzen Lande gefeiert werden solle: „Wir haben aus schuldigster Dankbarkeit gegen Gott gnädigst beschlossen, forthin den 31. Oktober, er falle auf welchen Tag es in der Woche sei, zu Ehren und Gedächtnis des großen von Herrn Luthern seligen am selbigen Tage angefangenen Reformationswerkes jährlich vor Mittage als einen halben Feiertag durch unser Kurfürstentum und desselben inkorporierte Lande in Städten und Dörfern mit Singen und Predigten, dazu entweder die Superintendenten den Text bestimmen oder den Pfarrherren freistellen, feierlich begehen zu lassen." Hiernach war die Verordnung auch für die Oberlausitz bestimmt; das Ausschreiben ist jedoch in Wirklichkeit an die Behörden der Oberlausitz nicht mit erlassen worden, und so wurde dort der 31. Oktober so gut wie nicht gefeiert. Der Erlaß des Kurfürsten aber ward im Lande mit größter Befriedigung aufgenommen. Eine erhöhte Bedeutung gewann das Reformationsfest für Sachsen, als sein Fürstenhaus vom lutherischen zum römischen Glauben sich wendete, und wie alljährlich den 31. Oktober, so feierte man 1717 und 1730 die Jahrhundertfeiern der Reformation mit besondrer Hingebung. Die halbtägige Feier des 31. Oktober blieb im Lande bis 1823 bestehen.

Die häusliche Erbauung, die allgemeine Sitte war, hielt sich an die kernhaften lutherischen Erbauungsschriftsteller, an Luthers, Wellers, Geiers Schriften, an Habermanns Gebetbüchlein, vor allem natürlich an die heilige Schrift. Luthers Bibel, in Sachsen unzählige Male gedruckt, lag damals in jedem Hause auf dem Simse. Man ließ sie in Pergament oder Leder binden, betrachtete sie als den köstlichsten Hausschatz und schrieb die Chronik der Familie hinein. Des Abends, wenn alles still war im Hause, des Morgens, wenn man sich zur Morgenandacht versammelte, des Sonntags Nachmittags, wenn die Hausgenossen im großen Familienzimmer traulich beisammensaßen, bei Taufen, Hochzeiten, Leichenbegängnissen und sonstigen Wendepunkten des Familienlebens nahm der Hausvater die Hausbibel zur Hand und las daraus einen Psalm oder ein Evangelium. So entstand ein bibelfestes Geschlecht in Schloß, Bürgerhaus und Bauernhütte, ein Geschlecht, das die Unbilden des dreißigjährigen Krieges mannhaft überwand, ein Geschlecht, dem man es auch im Leben anmerkte, daß es fleißig aus der Quelle lebendigen Wassers geschöpft hatte, die ihm Luther, der Gottesmann, wieder erschlossen. Erstaunlich ist der Eifer, mit dem man sich in die Bibel versenkte. Kurfürst August las sie kurz vor seinem Ende noch einmal von Anfang bis zu Ende durch. Johann Georg II. ließ sich jeden Morgen ein Stück aus ihr vorlesen und versuchte sogar noch hebräisch zu lernen. Christian I., der die Bibel über zwanzigmal durchgelesen hatte, schrieb sich in sein Handexemplar dies Gebet: „Ewiger Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, verleihe mir die Gnade, daß ich die heilige Schrift wohl und

fleißig studiere, Christum darin suche und finde und durch ihn das ewige Leben habe. Das helfe mir Gott mit Gnaden! Amen." Der Leipziger Professor Carpzov, der gestrenge Jurist, fand bei seiner ungeheuern Amtsarbeit noch Zeit, die Bibel dreiundfünfzigmal durchzuarbeiten. Wenn manche ihr Bibelbuch lasen, nur um es gelesen zu haben, wie jene Stadtrichtersgattin in Schneeberg, die täglich ihr Kapitel las, um zu wissen, wie oft die Namen Jesus und Christus darin vorkommen, so war's doch der Trieb, sich zu erbauen, was die meisten an die heilige Schrift fesselte. Man wußte, daß nur Gottes Wort die Seelen selig machen kann. Erquicklich ist es, zu sehen, wie man bereits im 16. und 17. Jahrhundert den evangelischen Wenden, denen in siebzig Kirchspielen in ihrer Zunge gepredigt werden mußte, Bibel, Katechismus und Agende in ihrer Sprache zugänglich machte. Ein Pfarrer, Michael Frenzel, der 1706 starb, hat zuerst biblische Bücher und Erbauungsschriften ins Wendische übertragen. Auch an Militärseelsorge in Kriegszeiten hat man bereits seit Moritz und August gedacht. Im ganzen Zeitalter herrscht ein kirchlicher Geist, die Kirche mit ihren festen Formen nimmt die erste Stelle ein im Geistesleben des 16. und 17. Jahrhunderts, aber den Formen fehlte nur zu oft der rechte Inhalt und der Pulsschlag warmen religiösen Lebens.

45. Kultur und Sitte.

Nach reicher Kulturarbeit hatte Kurfürst August sein Land in blühendem Zustande hinterlassen. Aber die Nachfolger haben sich nicht allenthalben des Ahnherrn würdig erwiesen; auch that die Ungunst der Zeiten das Ihre, die Wohlfahrt Sachsens zu hemmen, ja das arme Land in tiefes Elend zu stürzen.

Schon Christian I., der von 1586 bis 1591 regierte, war das Gegenbild seines Vaters. Gutmütig und unerfahren überließ er das Regiment seinen Dienern und huldigte nur allzustark den Freuden der Jagd, der Tafel und des Bechers. Als er jung gestorben war, übernahm für den unmündigen Christian II. sein Vetter Friedrich Wilhelm von Weimar die Regentschaft. War Christian I., dessen Berater Krell gewesen war, dem Calvinismus günstig gewesen, so begann nun unter dem Weimaraner ein um so strengeres lutherisches Regiment. Im Jahre 1601 ergriff der junge Kurfürst selbst die Zügel der Regierung, aber er führte sie so übel, daß seine Regierungszeit zu den traurigsten Perioden der sächsischen Geschichte gehört. Daß ihn seine Zeitgenossen „das fromme Herz" nannten, darf gegen seine Schwächen und Sünden nicht blind machen. Er war dem Trunke stark ergeben und fühlte sich nur bei Tafel wohl. Alle günstigen politischen Gelegenheiten versäumte er. Als der letzte Herzog von Jülich, Cleve und Berg gestorben war und es nur der entschlossenen Forderung des Kurfürsten bedurft hätte, die Lande, auf die er begründetes Anrecht hatte, zu erhalten, da hatte der

saumselige Herr das Nachsehen und kam wohl in den Besitz der Titel, aber nicht der Lande. Als die Politik des Kurfürsten von der Pfalz die protestantischen Reichsstände gegen die rasch vordringende katholische Reaktion zur Union vereinte, schloß sich der kurzsichtige Christian I. aus, teils aus Mißtrauen gegen den Calvinismus, teils aus Neigung zum Kaiserhause, ja, er soll nicht abgeneigt gewesen sein, sich der katholischen Liga anzuschließen, wenn sie ihm die jülichschen Lande verschaffe. In blühendem Alter sank er dahin, ein Opfer seines Lasters, das gleichwohl der Superintendent D. Garth in Freiberg in seiner Leichenrede zu entschuldigen suchte: „Se. kurfürstlichen Gnaden haben zum starken Trunke etlichermaßen Zuneigung gehabt, welches sie hin und wieder im römischen Reiche, bevorab aber bei den Feinden des heiligen Evangelii, den Papisten und Jesuiten, Zwinglianern und Calvinisten sehr verschreit gemacht. Denn da hat er müssen ihr toller, voller Nabal, ihr Saufbruder und Trunkenbold sein.“ Durch seine Politik, die den Reformierten abhold war und an den Kaiser sich anlehnte, waren seinem Bruder Johann Georg I. die Wege vorgezeichnet. Auch er, „der sächsische David“, war seinen Herrscheraufgaben nicht gewachsen. Biederkeit und Treuherzigkeit ließen sich ihm nicht absprechen. Wie er Luthers Siegelring stets am Finger trug, so war er im Luthertume fest gewurzelt, und sein Lieblingswort „Meinen Jesum laß ich nicht“ bezeugt, daß ihm sein Bekenntnisglaube Herzenssache war. Aber die Neigung zu Trunk und Jagd war bei ihm nicht schwächer als bei seinen beiden Vorgängern. Die Jesuiten nannten ihn in ihren Spottschriften: „Merseburger Bierkönig, Bierjörglein, sächsischer Bacchus, sächsisches Jägerlein, Rehbockjürge“. Über 113000 Stück Wild soll er mit eigner Hand erlegt haben. Gewissenhaft und sorgsam hat er sich den laufenden Regierungsgeschäften unterzogen, aber er hatte nicht die Kraft, in den harten Zeiten des großen Krieges eine feste, des Sachsenvolkes würdige Politik zu treiben, nicht einmal den Scharfblick, die Tragweite dieser Politik des Schwankens zu ermessen. Und so hat er sein Land in völliger Zerrüttung hinterlassen und es, obwohl er die Lausitzen gewann, doch wieder dadurch erheblich geschwächt, daß er von dem Stammlande für seine drei jüngeren Söhne August, Christian und Moritz die Herzogtümer Sachsen-Weißenfels, Sachsen-Merseburg und Sachsen-Zeitz abtrennte. Die Sache des Protestantismus aber hat er durch sein orthodoxes Luthertum ebenso geschädigt, wie er die Macht des Erzfeindes der Evangelischen, des katholischen Kaisers, gestärkt hat. Ohne es zu wissen und zu wollen, hat er emsig daran gearbeitet, der Vormacht des Protestantismus das Grab zu graben und der römischen Propaganda die Wege zu ebenen.

Sein Sohn Johann Georg II., 1656 bis 1680, hatte nicht die Fähigkeit, der verfahrenen Politik andre Wege zu weisen und das zerrüttete Staatswesen zu heben. Außer der Jagd nahmen ihn Komödien, Feuerwerk und ähnliche Festlichkeiten stark in Anspruch. Das

Beispiel des Hofes Ludwigs XIV. wirkte bereits auf das Dresdner Hofleben. Eine große Menge Ausländer, Franzosen und Italiener, Tänzer und Sänger, ward unter ihm nach Dresden gezogen. Doch hat er, dem Luthertume treu ergeben, vielen protestantischen Exulanten in Sachsen eine Zufluchtsstätte eröffnet. Seinem Sohne Johann Georg III., 1680 bis 1691, hat die Mitwelt den Namen des „sächsischen Mars" gegeben, und er hat ihm Ehre gemacht. Nach dem Vorbilde Brandenburgs schuf er das stehende Heer und focht wacker mit gegen die Feinde des deutschen und des christlichen Namens. Im Westen kämpfte er gegen das räuberische Frankreich, während er im Osten unter dem Polenkönige Johann Sobieski an dem Entsatze Wiens glänzenden Anteil nahm. Durch sein Zerwürfnis mit Spener hat er sich freilich in der Kirchengeschichte kein glänzendes Denkmal gesetzt. Durch und durch ruhmlos war die Regierung des begabten Johann Georgs IV., 1691 bis 1694. Stark ausgeprägte Sinnlichkeit verleitete ihn zu Ausschweifungen, wie sie bisher am Dresdner Hofe unerhört waren. Obwohl vermählt, erkor er sich mit naivster Frivolität die schöne Sibylle v. Neitzschütz zur Geliebten, die ihm zwei Kinder gebar und die er sich allen Ernstes antrauen lassen wollte, ohne sich von seiner Gattin zu scheiden. Er erhob sie zur Gräfin von Rochlitz und ließ ihr allenthalben fürstliche Ehren erweisen. Nur die Geistlichen beugten sich vor dem buhlerischen Weibe nicht. Als die Gräfin zur Beichte kam, verweigerten ihr alle nach einander die Absolution. Das Fräulein erklärte, zur römischen Kirche übertreten zu wollen, in der man ihr leichter gewähren würde, was die lutherische Geistlichkeit versagte. Sie hätte den Schritt gethan und das Verlangte erreicht, wenn sie nicht im Frühjahre 1694 von den Blattern dahingerafft worden wäre. Johann Georg war über den Tod der Geliebten so untröstlich, daß er von ihrem Sterbelager nicht zu trennen war; selbst von der tötlichen Krankheit ergriffen, starb wenige Tage darauf auch er. Sein Bruder und Nachfolger August aber machte der Mutter der Gräfin den Prozeß, in welchem die schamlosesten Dinge zum Vorschein kamen. Würdigere Vertreter fand das Haus Wettin in den Nebenlinien. Ernst der Fromme von Gotha, der unter Gustav Adolf mit fürs Evangelium gefochten, glänzte durch persönliche Tugenden und ward durch seine landesväterlichen Bestrebungen fast das Ideal eines christlichen Fürsten. Bernhard von Weimar, sein großer Bruder, würde das Lebenswerk Gustav Adolfs zu Ende geführt haben, wenn ihn nicht ein früher Tod dahingerafft hätte.

Das ganze Kulturleben entbehrte durchweg des frischen Hauchs. Zumal nach den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges war ein Zustand geistiger Öde eingetreten. Es gab wohl Talente, aber keine Genies. Nur wenige sind es, die über die Masse sich erhoben nnd neue Gedanken ins Volk warfen. Erst am Ende des siebzehnten Jahrhunderts tauchen verheißungsvolle Gestalten auf wie der sächsische Pfarrerssohn

Pufendorf, der Begründer des Naturrechts, und die Leipziger Thomasius und Leibnitz. Aber für sie alle hatte man in Sachsen, im Lande der Pedanterie, wo neue Gedanken stets nur schwer sich durchrangen, keine Verwendung; sie gingen ins Ausland. Die Wissenschaft, wie sie damals auf den sächsischen Schulen und Universitäten getrieben ward, hielt sich streng in den Bahnen der Überlieferung. Die lutherische Dogmatik beherrschte die Geister ebenso wie im Mittelalter die Scholastik und hemmte die freie Forschung auf allen Wissensgebieten. Von allgemeiner Bildung konnte nicht die Rede sein, da die Bildung der höheren Stände zu einseitig von der theologisch-humanistischen Gelehrsamkeit beherrscht war; doch war dem Sachsen zu allen Zeiten ein reges Streben nach Bildung eigen, und bis tief hinein in den Kleinbürgerstand schickte man die Söhne in die Lateinschulen. Aberglaube und Hexenwahn wucherte noch vielfach fort im Volke. Unter den Künsten fand die Dichtung in dem Zittauer Rektor Christian Weise, dem Verfasser beliebter Schulkomödien, sowie in den zahlreichen Kirchenliederdichtern ihre würdigen Vertreter, während die Musik in Heinrich Schütz den Schöpfer der deutschen Oper verehrte. Die Neuordnung des Post- und Münzwesens belebte den Handel und Verkehr, die Einwanderung böhmischer und französischer Emigranten kam den Gewerben zu gute. Umfassende Armenordnungen setzten der Bettelei einen Damm entgegen. Lange wehrte man sich in Sachsen gegen den gregorianischen Kalender. Während ihn Rudolf II. 1584 in der Lausitz eingeführt hatte, dergestalt, daß man unmittelbar nach dem 6. Januar den 17. schrieb, protestierte August mit den evangelischen Ständen dagegen wegen „gefürchteter Verwirrung und wegen der unantastbaren Hoheit des Kaisers und Reichs“. Erst 1699 fand der verbesserte Kalender, den auch Leibnitz für richtig befunden hatte, in Sachsen Eingang; nach dem 18. Februar 1700 schrieb man sofort den 1. März.

Das sittliche Leben des Volkes entsprach im ganzen der ernsten Kirchlichkeit, welche das Zeitalter beherrschte. Die Wirren des dreißigjährigen Kriegs förderten freilich die Roheit der Sitten. Es ringen Geist und Fleisch miteinander, und dem Geiste gelingt es nicht immer, das Fleisch zu dämpfen. Der Hof huldigte unter den Christianen und Johann Georg I. einem plumpen Lebensgenusse, aber Gottes Wort stand noch in Achtung. Die naive deutsche Derbheit wich schon unter Johann Georg II. welscher Feinheit, und je näher das Zeitalter Augusts des Starken heranrückt, um so rascher schlägt die Courtoisie in Frivolität um. War's bis etwa 1691 Zuchtlosigkeit im Essen und Trinken, was den Hof zu Dresden kennzeichnete, so beginnt nunmehr die Periode der Unzucht; an Stelle der Derbheit ehrlicher Naturen, wie es Johann Georg I. war, trat nun die galante Heuchelei des starken August. Die Sünden der oberen Stände fanden im niederen Volke nur spärliche Nachahmung. Kirche und Staat, häusliche Zucht und Sitte hielten da die sinnlichen Triebe heilsam in Schranken. Es war eine Zeit, da

man noch Respekt hatte vor der Heiligkeit des sechsten Gebotes. Wie günstig es am Ausgange des 17. Jahrhunderts um die geschlechtliche Sittlichkeit stand, lehren einige Zahlen aus Schneeberg. Dort stand in den Jahren 1687 bis 1694 die Zahl aller Geburten zu den unehelichen in folgendem Verhältnisse: 181 zu 6, 169 zu 2, 159 zu 5, 174 zu 2, 181 zu 6, 173 zu 3, 164 zu 6, 127 zu 1. So aber war's in allen Gemeinden in Stadt und Land. Selbstmorde gehörten vielerorts zu den unbekannten Dingen. Gegen die Trunksucht, das Erbübel der Deutschen, erließ man scharfe Verordnungen. In der Landesordnung von 1612 heißt es: „Weil das übermäßige Zutrinken zu gemein worden und fast kein Gastmahl ist, in welchem nicht Gottes Gaben an Wein und Bier ganz schändlich und übel verschwendet, auch mancher über sein Vermögen in Ganzen und Halben zu trinken gezwungen wird, dergestalt daß sich Schwelgen für keine Sünde, sondern vielmehr für eine Tugend und Kunst geachtet werden. will und mancher durch dieses Laster in Verderben Leibes und der Seelen gerät, auch Gottes und aller Zucht und Ehrbarkeit dabei vergißt und von einem Tage zum andern ein wüstes und tolles Leben führt, was nicht wenig Gottes gerechten Zorn über das Vaterland bringt, daß seine göttliche Allmacht mit Teuerung, Pestilenz und anderen schweren Plagen das Land zu strafen pflegt, als soll hiermit alles übermäßige Zutrinken zu Ganzen und Halben gänzlich verboten, auch keinen bei Gelagen über zehn Uhr zu verweilen nachgelassen, in öffentlichen Schenkhäusern aber niemand über acht Uhr geduldet werden, alles bei Vermeidung von zwanzig Thaler Strafe." Das Wirtshausleben war durch „Zechordnungen zur Erhaltung von Zucht, Ehre und geselliger Einigkeit" geregelt. Es hieß darin: „Verboten ist alle Gotteslästerung, sie möge geschehen aus Zorn oder böser Gewohnheit, bei Strafe der Gerichte. Untersagt ist das Schwören, das unzüchtige Reden und Singen, item unordentliches Geschrei. Niemand darf in trunkenem Zustande vom h. Evangelio und Glaubenssachen reden und zanken bei Buße eines guten Schocks. An Sonn- und Festtagen ist nur eine Zeche von vier bis neun Uhr Abends. Wer Bier oder Wein auf die Erde gießt und trunkener Weise sich übergiebt, zahlt zehn Groschen Strafe."

Kleiderordnungen schoben dem Luxus einen Riegel vor, namentlich bei den niedern Ständen: „Man soll," so steht in der Polizeiordnung von 1612, „dem Dienstgesinde und Tagelöhnern an jedem Orte einen gewissen Lohn setzen und darüber eine Steigerung nicht verstatten, und da dem zuwider gehandelt würde, beides Herr und Knecht wegen der Neuerung in gebührende Strafe nehmen. Dienstboten, Knechten und Mägden, soll zu ihrer Kleidung nichts als Leder, Barchent, gemeines Landtuch und Leinwand zugelassen sein. Alldieweil auch die Mägde insgemein ihren Lohn zur Treibung ihrer Hoffart gebrauchen, sonderlich zu weitärmeligen Kitteln, großen Schürzen, ausgenähten Jacken und Trippschuhen, daß sie mit ihrem Lohne nicht

mehr zukommen können, so soll solche übermäßige Hoffart denselben gänzlich verboten sein." Dieselbe Polizeiordnung schärft mit Strenge die Heilighaltung des Sonntags ein: „Weil die Verachtung Gottes und seines seligmachenden Wortes der Brunnquell alles Unheils ist, so wollen wir unsre Unterthanen vor allen Dingen zur Gottesfurcht hiermit treulich und so lieb ihm ihre zeitliche und ewige Wohlfahrt, auch dieser Lande Wohlstand ist, ermahnt und der Obrigkeit jedes Orts ernstlich befohlen und auferlegt haben, daß sie keinem, wo er auch sei, die Predigten, sonderlich aber die, so an Sonntagen gehalten werden, mutwilliger Weise und ohne genugsam erhebliche Ursachen zu versäumen nachlassen, vielweniger verstatten sollen, daß in den Wirts- oder andern Häusern Zusammenkünfte oder Zechen gehalten oder sonst etwas, das einem oder dem andern am Gehör des göttlichen Wortes hinderlich sein kann, fürgenommen werde. Und damit man die Verächter der Predigten und dieser unserer Verordnung desto eher in Erfahrung bringen möge, soll an einem jeden Orte durch die bestallten Diener in den öffentlichen Gast-, Schenk- und anderen Häusern fleißige Nachforschung geschehen und beides der Wirt wie der Gast, so oft herwider gehandelt wird, entweder mit vier Tagen Gefängnis belegt werden oder ein jeder fünf Thaler zur Strafe zu entrichten schuldig sein." Der Druck der Mandate und Verordnungen regelte im bureaukratischen Polizeistaate alle Verhältnisse, auch die Religiosität und Sittlichkeit, und ein Zeitalter wie dies hat eines solchen Zuchtmeisters wohl bedurft und unverkennbaren Segen von ihm gehabt, wenn er auch die Entwickelung und Bewegung des Individuums mächtig gehemmt hat. An den Ketten und Banden, die ihm Herkommen und Gesetzgebung anlegten, trug das Volk nicht allzuschwer; keineswegs konnten sie ihm die Lebensfreude verkümmern. In ausgelassener Lust feierte es seine Schützenfeste. Der Handwerker fand sich wohl beim Zunftgelage, wie der Bauer beim Kirmesschmaus. Zu Fastnacht ergötzten jung und alt harmlose Mummereien und Fastnachtsspiele; auch begann bereits das Weihnachtsfest, das man immer mit hoher kirchlicher Weihe gefeiert hatte, zum fröhlichen Volksfeste zu werden. Bereits seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erstrahlen die Kirchen zum Christfest in hellerem Lichtglanz als an anderen Festen, vermummte Personen ziehen als h. Christ oder als Ruprecht umher, fröhliche Lieder erschallen, und aller Herzen jubeln. Die Sitte der Bescherung herrschte bereits seit Luthers Tagen in Sachsen. „Die Kinderlein", so sagt der Wolkensteiner Pfarrer Winzer in einer Weihnachtspredigt von 1572, „finden in ihren Bündlein gemeiniglich fünferlei Dinge. Erstlich güldige, als Geld, viel oder wenig, nachdem der Haus-Christ vermag und reich ist; doch lassen sich auch die armen Kinderlein an einem Pfennige oder Heller, in einen Apfel gesteckt, genügen und sind guter Dinge darüber. Darnach finden sich auch genießliche Dinge, als Christstollen, Zucker, Pfefferkuchen und auf diesen allen mancherlei Konfekt und Bilder, daneben Apfel, Birnen,

Nuß und gar mancherlei Gattungen allerlei Bestes. Zum dritten finden sie ergötzliche und zu Freuden gehörige Dinge als Puppen und mancherlei Kinderwerk. Zum vierten finden sie nötige und zur Bekleidung und Zier des Lebens dienstliche Dinge, gar mancherlei und hübsche Kleiderlein von gutem Gezeug und Seiden, Gold und Silber gefertigt. Zum letzten finden sie auch, was zu Lehre, Gehorsam, Zucht und Disziplin gehöret, als ABC-Täfelein, Bibeln und schöne Bücherlein, Schreib- und Federgezeuge, Papier und die angebundene Christrute." Gregor Strigenitz, Superintendent in Meißen, beschreibt uns das fünfte Stück, die auf die Schule bezüglichen Sachen, folgendermaßen: „Es sind solche Sachen, die in die Haus- und Stadtschule gehören, und damit die Schulknaben und Schulmägdlein pflegen umzugehen. Da beschert ihnen der Haus-Christ unter andern ABC-Täfelein, Katechismus, Gebetbüchlein, Evangelienbüchlein, Gesangbüchlein oder sonsten andre gute Büchlein, die fein reiniglich und schön gebunden, auf dem Schnitt und sonsten vergoldet sind. Item allerlei schöne gemalete Handkörblein, darin sie ihre Bücherlein und ihr Morgenbrod fassen können, wenn sie wollen in die Schule gehen. Item allerlei schöne Schreibzeuge, Pennal oder Tintefaß, Papier und Federn und dergleichen." Wie es dazumal der Hof mit der Christbescherung hielt, wissen wir aus dem Dresdner Archiv. Es war im Jahre 1572, daß Vater August für seine Kinder, den zwölfjährigen Christian, die zehnjährige Dorothea und die fünfjährige Anna, in Leipzig eine Reihe Spielwaren bestellte, die z. T. erst eigens angefertigt werden mußten, für den Prinzen eine Jagd, die aus 75 Pferden, Reitern, Jägern, Hirschen, Hunden, Schlitten u. a. m. bestand, für die Prinzessinnen eine Puppenstube und Puppenküche mit vollständiger Ausstattung, 36 Löffeln, 71 Schüsseln, 106 Tellern, 40 Bratentellern u. a. m. Auch Hampelmänner fehlten nicht: „9 gepappte Docken, da man mit Schnürlein zeucht," das Stück zu 1 fl. 10 gr. 6 pf., sowie zwei Ruten zu 6 pf." Sind Weihnachtsmarkt und Weihnachtsstollen seit alten Zeiten in Sachsen bekannt, so hat man in dieser Periode von einem Christbaum in Sachsen noch nicht die leiseste Spur. Zum erstenmale taucht er in Sachsen 1737 auf, wo ihn ein Professor Kißling aus Zittau als eine Merkwürdigkeit erwähnt. Volkssitte ward er erst, als sich das Zeitalter der Empfindsamkeit seiner bemächtigte.

VI. Der Pietismus.

46. Philipp Jakob Spener.

Wandelte die evangelisch-lutherische Kirche Deutschlands bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts in Bahnen, die sich von den reformatorischen Idealen ziemlich weit entfernt hatten, hatte sich die Theologie, welche die Schrift hinter das Bekenntnis setzte, zur lutherischen Scholastik verhärtet und war das sittlich-religiöse Leben durch die Wehen des dreißigjährigen Krieges heruntergekommen und verwildert, so erstand seit 1675 eine heilsame Gegenbewegung im Pietismus, der weniger auf die Rechtgläubigkeit als auf die rechte Gläubigkeit den Nachdruck legte und das Zeichen wahrer Frömmigkeit in gottseligem Wandel sah. Vorbereitet durch die gottinnigen Sänger und die geistgesalbten Prediger und Erbauungsschriftsteller der Kirche wie Valerius Herberger, Johann Arnd, Heinrich Müller, Christian Scriver, Paulus Gerhardt u. a., theologisch angebahnt durch Männer wie Valentin Andreae, Valentin Weigel und Jakob Böhme, hat diese Richtung doch erst in Philipp Jakob Spener ihren eigentlichen Vertreter gefunden. Er ist der „Vater" des Pietismus.

Spener, 1635 zu Rappoltsweiler im Elsaß geboren, seit 1651 auf der Universität Straßburg, 1653 Magister, 1654 bis 1656 Lehrer der Söhne des Pfalzgrafen von Zweibrücken, dann auf einer akademischen Studienreise in die Schweiz, seit 1663 Freiprediger in Straßburg und 1664 Doktor der Theologie, war 1666 als Pfarrer und Senior der Geistlichkeit nach Frankfurt a. M. berufen worden, wo er eine höchst segensreiche Thätigkeit als Prediger, Seelsorger und Katechet entfaltete. Eine lautere, leidenschaftslose Natur, ein Mann von tiefster, ungeheuchelter Frömmigkeit, der „nie aus der Taufgnade gefallen" war, dazu von weitem kirchlichen Blick und umfassender theologischer, philosophischer und geschichtlicher Gelehrsamkeit, sollte er berufen sein, der zweite Reformator der Kirche zu werden. Auf dem Boden des Luthertums stehend, war er doch gleichwohl überzeugt, daß mit der Reformation der Lehre noch nicht alles geschehen sei und daß eine Reform des Lebens hinzutreten müsse. Die herrschende Scholastik und Buchstabentheologie, wie sie von Wittenberg ausging, hielt er zu diesem

Werke unfähig. Rückkehr von der Theologie zur heiligen Schrift, vom Verstandesglauben zur Herzensfrömmigkeit, vom Lärm des Marktes zur stillen Bewährung des Christentums im Leben, das waren die Ziele, die er sich im Gegensatze zum herrschenden Kirchentum gestellt, das waren die wesentlichen Stücke der neuen Reformation, die er im Auge hatte. Hielt er sich auch selbst in seiner Bescheidenheit nicht für den Mann, der berufen wäre, solch ein Werk durchzuführen, so glaubte er doch zu des christlichen Standes Besserung Hand ans Werk legen und dem Zeitalter Mittel und Wege weisen zu müssen. Seit 1670 schon veranstaltete er in seinem Arbeitszimmer private Versammlungen der ernster Gesinnten aus seiner Gemeinde, Collegia pietatis genannt. Zweimal in der Woche kam man zusammen, Spener hielt ein kurzes Gebet, dann ward aus einem frommen Buche vorgelesen, auch wohl die letzte Sonntagspredigt wiederholt. Allmählich wuchs die Zahl der Teilnehmer bald auf Hunderte an, so daß die Versammlungen 1682 aus dem Hause in die Kirche verlegt wurden. Machten diese Bestrebungen anfangs nur in Frankfurt selbst Aufsehen, so erhielt die Welt davon Kenntnis durch die kühne Schrift, die Spener 1675 herausgab: „Pia Desideria oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren christlichen Kirche.“ Das war das Programm des Pietismus, das die Geister aufrüttelte und der Kirche Arbeit für Jahrzehnte gab; wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun. Spener beginnt sein Büchlein mit Jeremias' Klage: „Ach, daß ich Wassers genug hätte in meinem Haupte und meine Augen Thränenquellen wären, daß ich Tag und Nacht beweinen möchte den Jammer unsers Volks!“ und bespricht dann mit bewegter Seele die tiefen Schäden des kirchlichen Lebens. Ihnen gegenüber empfiehlt er sechs Heilmittel: Reichlichere Verbreitung des göttlichen Wortes und Privatversammlungen zur Förderung gründlicherer Kenntnis der Schrift; Wiederaufrichtung und Übung des allgemeinen Priestertums; Mahnung, das Christentum nicht ins Wissen zu setzen, sondern ein Christentum der That zu pflegen; rechtes Verhalten in Religionsstreitigkeiten, herzliche Liebe gegen Irrende anstatt herzloser und unfruchtbarer Polemik; bessere Erziehung der Geistlichen auf Schulen und Universitäten, dabei es nicht nur auf Gelehrsamkeit, sondern wesentlich auch auf gottseliges Leben ankomme; erbaulichere Einrichtung der Predigten.

Im Sinne dieser Reformvorschläge hatte Spener zwanzig Jahre in Frankfurt gewirkt, als an ihn der Ruf herantrat, nach Dresden zu gehen. Sachsens Kurfürst Johann Georg III. hatte auf einer Reise zu seinem Kriegsheer am Rhein ihn in Frankfurt predigen hören und bei ihm kommuniziert. An seiner Predigt wie an seiner Person hatte er großes Wohlgefallen gefunden. Es soll ihn besonders erfreut haben, daß Spener sich ausbat, ihn bei der heiligen Handlung „ohne Titel und Ceremonien“ nur mit schlichtem „Er“ anreden zu dürfen. Nach

andrer Nachricht soll auf den Fürsten das Lied „Menschenkind, merk' eben, was da sei dein Leben", dessen sich Spener bei der Absolution bediente, großen Eindruck gemacht haben. Genug, schon seit 1680 war der Frankfurter Senior für Dresden in Aussicht genommen, ein Plan, der 1684 zur Ausführung kommen sollte. Im Mai des Jahres ließ ihm Johann Georg durch Seckendorf den Antrag machen, nach dem Abgange des D. Lucius das Amt eines Oberhofpredigers, Kirchenrates und Beisitzers im Oberkonsistorium zu Dresden, wie auch kurfürstlichen Beichtvaters anzunehmen. Das Oberhofpredigeramt in Dresden galt damals als das erste geistliche Amt im evangelischen Deutschland. Wie der Kurfürst von Sachsen den Vorsitz im Corpus evangelicorum führte, so hatte sein Oberhofprediger das höchste Ansehen im Corpus theologorum. Der Senior von Frankfurt war überrascht von dem Antrag. Er traute sich die Gaben zu solchem Amte nicht zu, „wenn dich die müde machen, die zu Fuße gehen," antwortete er mit Jer. 12, 5, „wie will dirs gehen, da du mit den Reitern laufen sollst?" Auch war er zu lang und zu innig mit Frankfurt verbunden. Eine Krankheit befiel ihn, er bat, vorläufig nicht weiter in ihn zu dringen. Als inzwischen der alte Lucius gestorben war, wurden von Dresden aus die Unterhandlungen von neuem angeknüpft, und im März 1686 kam die wirkliche Berufung. Noch immer wagte Spener nicht, sich selbst zu entscheiden, er überließ es dem Rate der Stadt. Als dieser die Entscheidung ablehnte, wandte er sich an fünf Theologen und bat sie um ihr Gutachten. Erst als alle fünf den Ruf nach Dresden für göttlich erklärten, trug er kein Bedenken, ihn anzunehmen. Er meldete dies dem Kurfürsten in einem Briefe, in dem er mit Freimut die Zuversicht aussprach, „daß derselbe die aus göttlichem Rechte solchem und allen geistlichen Ämtern anhangende Freiheit, das Wort des Herrn getrost und nach der Wahrheit im Gesetz und Evangelium zu treiben, gnädigst gönnen, auch die Seelsorge seines Oberhofpredigers allezeit an sich fruchtbar sein lassen werde."

Im Sommer 1686 machte sich der Gottesmann nach Sachsen auf. Als er den ersten Ort des sächsischen Gebiets berührte, traten Chorschüler an seinen Wagen und sangen: „Darum spricht Gott, ich muß auf sein, die Armen sind verstöret, ihr Seufzen dringt zu mir herein, ich hab' ihr' Klag' erhöret." Zu gleicher Zeit berichtete ihm eine Standesperson, sie habe für ihn gebetet und einen stärkenden Spruch gesucht, da sei beim ersten Aufschlagen der Blick auf Sach. 4, 7 gefallen: „Und er soll aufführen den ersten Stein, daß man rufen wird: Glückzu! Glückzu!" Das war von guter Vorbedeutung. Mit Freudigkeit trat er am 11. Juli sein Amt an und predigte in der Schloßkapelle über das Sonntagsevangelium Matth. 5, 20 bis 26. Da grüßte er seine neue Gemeinde mit dem Friedensgruße, zeugte laut und warm von der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, sprach von den Pflichten des Predigtamts und erinnerte die Zuhörer mit edlem Frei-

mut an das, was sie von nun an ihm, als einem Diener Christi und Haushalter über Gottes Geheimnisse, zu leisten hätten. Der ganze Hof war im Gottesdienste, der Kurfürst soll nach der Predigt zu seinen Kavalieren geäußert haben, er hätte nicht geglaubt, daß ihm jemals einer so das Herz rühren könnte.

Der Boden, auf dem nun Spener seine Säemannsarbeit thun sollte, war nicht ohne Dornen und Steine. Wohl fehlte es in dem Sachsen und Dresden von 1686 nicht an Regungen ernster Frömmigkeit; aber zwischen dem Weizen wuchs üppig das Unkraut. Neben einer frommen Fürstin, Anna Sophie von Dänemark, stand ein Fürst, der sich zwar durch zielbewußtere Politik vor seinen Vorgängern auszeichnete, aber persönlich kaum besser war als sie. Tapferen Sinnes, von Zeitgenossen der „sächsische Mars" genannt, leicht empfänglich, aber auch leicht reizbar, ohne Tiefe des Geistes und ohne feste Grundsätze, ließ er der Sinnlichkeit weiten Spielraum und that nicht nur zuweilen, sondern sehr häufig „einen Trunk zuviel". Die Lust am Sinnengenuß aber ging in verstärktem Maße auf seine Söhne über, von denen damals der eine achtzehn, der andre sechzehn Jahre alt war. Das getreue Abbild der Fürstlichkeiten war der gesamte Hof. Auch hier wohnten neben einigen Frommen recht viele minder Fromme, und der Hofteufel ging meist in Gestalt des Saufteufels um. Auf den Universitäten herrschte die alte Orthodoxie, die über die reine Lehre ängstlich wachte, im Lande war vielfach Entheiligung des Sonntags, Trunksucht, Leichtfertigkeit in geschlechtlicher Beziehung, mangelhafte Armenversorgung, Bettelei und Prozeßsucht eingerissen. Da gab es wacker zu arbeiten, und Spener hat nach allen Richtungen hin Wandel zu schaffen gesucht. Seine Hauptkraft wandte er auch in Dresden an die Predigt. In drei Jahrgängen behandelte er von 1686 bis 1689 die ganze Dogmatik und Ethik: die Glaubenslehre, die Lebenspflichten, den Glaubenstrost, um seinen Zuhörern etwas Abgerundetes zu bieten. In einer Gastpredigt in Leipzig wandte er sich mit seinen Mahnungen an die Professoren und Studenten. In der Landtagspredigt von 1687 redete er vor den versammelten Ständen ernst und freimütig von den Pflichten christlicher Obrigkeiten und Unterthanen und legte den Finger auf die Gebrechen des Volks. Zwei Einweisungspredigten in Chemnitz und Kolditz ließen ihn mitten im Lande von den Aufgaben christlicher Prediger und ihrer Zuhörer zeugen. Nicht minder bedeutsam war seine katechetische Thätigkeit. Die religiöse Unterweisung der Jugend durch die Pfarrer war bereits in der Reformationszeit in Sachsen geübt worden, aber im dreißigjährigen Kriege fast in Vergessenheit geraten. Schon vor Speners Amtsantritte hatte sie der fromme Oberkonsistorialpräsident v. Friesen wieder angeordnet, und die Dresdner Geistlichkeit hatte dazu einen Katechismus, den „Kreuzkatechismus", herausgegeben. Sofort nach seinem Eintreffen in Sachsen machte sich Spener ans Werk und begann mit seinen eignen sowie

mit Nachbarskindern katechetische Übungen im Hause. Er betrieb die Sache so eifrig, daß die Hofleute witzelten, der Kurfürst habe statt eines Oberhofpredigers einen Schulmeister bekommen. Es gelang ihm zwar nicht, für die Unterredungen die Schloßkapelle zu erhalten, aber er hatte die Freude, zu erleben, daß durch kurfürstliche Verordnung die Einführung des Dresdner Kreuzkatechismus und der Katechismusexamina mit jung und alt allsonntäglich nach dem Gottesdienste für das ganze Land angeordnet wurde. Was Spener seinen Amtsbrüdern zu sagen hatte, das sprach er in Hunderten von Briefen aus, die er ins Land sandte. Im Frühjahr 1687 aber erließ er in seinem Büchlein „Natur und Gnade“ einen evangelischen Hirtenbrief an Sachsens Geistliche. Da schüttet er ihnen sein Herz aus. Er versichert sie seiner vollen Rechtgläubigkeit, erbietet sich, jedem Einzelnen mit Rat und That zur Seite zu stehen, ermahnt sie, das eigne Heil und das Heil der Kirche beständig vor Augen zu haben, das Amt in Treue zu führen, die Predigten nicht aus dem Ärmel zu schütteln, die Kinderlehre nicht zu vernachlässigen und durch gottseligen Wandel allen voranzuleuchten. Auch an die Universitäten wandte er sich in gewichtigem Wort. Als Examinator in Dresden, wobei er abweichend von dem Herkommen in deutscher und nicht in lateinischer Sprache prüfte, hatte er Gelegenheit genug, die Unzulänglichkeit des damaligen theologischen Studiums kennen zu lernen. Die Kandidaten waren oft kaum in den Anfangsgründen sicher, und während sie im hebräischen alten Testamente schlecht und im griechischen neuen mittelmäßig bewandert waren, zeigten sie sich in den gerade schwebenden dogmatischen Schulstreitigkeiten wohl unterrichtet. Hiergegen richtete Spener 1689 die Schrift de impedimentis studii theologici, von den Hemmnissen des theologischen Studiums, in der er ausführte, wie die Theologie nicht nur mit dem Kopfe, sondern zuerst mit dem Herzen erfaßt und getrieben, auf die Schrift gegründet und im Leben bewährt sein will. Und wie er so für die sächsische Kirche unablässig arbeitete, hob er, der still und eingezogen in seinem „Oberhofpredigerhaus“ auf der Schloßstraße dahinlebte, täglich betend die Hände für sie auf.

Die Wirkungen, die von solchem Manne ausgingen, konnten nicht gering sein; Spener hat viele zur Gerechtigkeit geleitet in Sachsen und Dresden. Aber sein Wirken fand auch nicht geringen Widerstand, offen und geheim. Die Geistlichen Dresdens, die ihn, den „Ausländer“, 1686 mit Mißtrauen hatten kommen sehen, waren und blieben gegen ihn kühl. Die Hofleute mochten einen Mann nicht leiden, der vom heitern, geselligen Verkehre sich abschloß und das Leben so ernst nahm, daß nicht einmal ein Trunk oder ein galantes Abenteuer erlaubt schien. Den Professoren zu Wittenberg und Leipzig galt er nicht einmal als rechtgläubig. Der Widersacher rüstete sich gegen das Werkzeug des Herrn. „Ich sehe“, schrieb Spener schon im September 1686, „vor mir und neben mir eine starke Macht des Satans, auch

so viel Difficultäten, welche zu überwinden über alle menschliche Hilfe und Hoffnung geht." Die Erbitterung gegen den kühnen Reformator ging von Leipzig aus und pflanzte sich bald nach Dresden fort, wo im Frühjahr 1689 das Ungewitter über Spener hereinbrach.

Der Kurfürst, der anfangs für Spener so begeistert war, wurde im Laufe der Jahre immer kühler. Er kam nur selten nach Dresden und hat seinen Oberhofprediger überhaupt nur achtmal gehört. Er war gewiß der Kirche nicht abgeneigt, wie er denn zu seinem Wahlspruche das Wort erkoren hatte: „Jehova mein Panier", aber sein Christentum ging nicht in die Tiefe. Das aber eben war's, was Spener zu Herzen ging. Demgegenüber wollte er kein „stummer Hund" sein. Als der Kurfürst im Februar 1689 von einer längeren Abwesenheit nach Dresden zurückgekehrt war, faßte Spener, darin dem Beispiele seiner Vorgänger Weller und Geier folgend, den Entschluß, dicht vor dem Bußtage dem Kurfürsten bescheidene aber ernste Vorstellungen über den Zustand seines Gemütes und Lebens zu machen, wie es als Beichtvater sein Recht war. Und nun kam das Ereignis, über das er in einem Briefe an Rechenberg vom 14. März 1689 selber berichtet: „Du erinnerst dich, daß ich vom Kurfürsten berufen worden, nicht bloß um in der Hofkapelle zu predigen, sondern auch als sein Beichtvater. Im Bewußtsein dessen, was zur Pflicht dieses Amtes gehört, habe ich anfangs, so oft er zum Abendmahle zu gehen beschlossen hatte, um Zugang gebeten und ihn erhalten, um alles, was zur Gewissensprüfung dient, ihm unter vier Augen vorzulegen. Als ich das aber dies letzte Mal beabsichtigte, bin ich nicht zugelassen worden. So mußte denn ein andrer Weg versucht werden, wenn ich nicht mein eigenes Gewissen verletzen wollte. Die Gelegenheit gab der neuliche Bußtag, an welchem ich privatim ihn anzusprechen, wenn er in der Stadt wäre, beschlossen hatte, um von dem, was zur Buße nötig, Erwähnung zu thun, wo nicht, ein Schreiben desselben Inhalts zu erlassen. Ehe jener Tag kam, war der Fürst schon nach Moritzburg gezogen. So habe ich denn den Entschluß, den ich nach reiflicher Überlegung und wiederholtem Gebete gefaßt, ausgeführt und ein ziemlich langes, freimütiges, doch auch bescheidenes Schreiben an den Kurfürsten gefertigt, worin ich den Zustand seines Lebens und was darin mit dem göttlichen Willen streitet, auseinandergesetzt, unter Hinzufügung dessen, was seinen Sinn unter göttlichem Beistande zur Änderung bewegen könnte. Hierüber habe ich aber vorher mit niemand verhandelt, weil ich glaubte, daß sich dies in einer Sache, die das Gewissen des Kurfürsten beträfe und wo ich als Beichtvater aufträte, gezieme. Diesen Brief habe ich ihm versiegelt zugeschickt mit einem andern, worin ich bat, da ihm meines Wissens die meisten Briefe vorgelesen wurden, daß er den eingeschlossenen für sich behalte, um ihn gelegentlich zu lesen. Nachdem er ihn gelesen, ist er ganz in Zorn entbrannt und hat ich weiß nicht welche Drohungen und andre harte

Worte, wie katholisch werden zu wollen, ausgestoßen. Am folgenden Tage hat er auch einen Brief von drei Blättern, dem er den meinigen beigeschlossen, an mich geschrieben, worin er damit anfängt, mir für meine Sorge um ihn zu danken, über Mehreres sich entschuldigt, aber denen droht, die mir dies hinterbracht. An demselben Tage schrieb er auch der v. Schellendorf und v. Reitzsch, indem er beiden den Hof und, wenn ich mich recht erinnre, auch die Teilnahme an meinen katechetischen Übungen untersagte, als ob sie mir das zugetragen hätten, was ihm mein Brief vorwarf, obwohl sie hierin ganz unschuldig sind. Der Kurfürst bleibt aber bei dieser Meinung und ändert nicht, was er verboten hatte. Nach einigen Tagen schrieb ich also abermals an ihn, berichtete etwas, was er zu wissen begehrte, und bezeugte die Unschuld jener Frauen in dieser Sache. Diesen Brief schickte er mir am andern Morgen unerbrochen durch den Geheimrat Knoch zurück." Mit diesem Selbstzeugnisse des Hofpredigers stimmt völlig der Thatbestand der Geschichte. Der beichtväterliche Brief Speners war am 22. Februar nach Moritzburg abgegangen; was er im einzelnen enthielt, ist nicht mehr festzustellen, da er nicht mehr erhalten ist. Am 24. schrieb ein Sekretär von Moritzburg nach Dresden: „Gleich itzo wird mir von kurfürstlicher Durchlaucht befohlen, zu gedenken, wie sie mit dem, was Herr Doktor Spener an sie geschrieben, überaus übel zufrieden wären." Wie erbittert der Kurfürst über den Mann war, der ihm zum Nathan geworden, geht daraus hervor, daß er erklärte, den Anblick Speners nicht mehr ertragen zu können und mit dem Gedanken umging, seine Residenz von Dresden nach Torgau oder sonstwohin zu verlegen. Noch heftiger entbrannte sein Zorn, als ihm hinterbracht ward, Spener habe eine Abschrift der Briefe, die im Mittelpunkte der Sache standen, dritten Personen gezeigt. Auf das Entschiedenste bestritt Spener diese Beschuldigung, aber der Kurfürst war nicht wieder zu begütigen, weder durch seine Gattin noch durch seine Behörden, noch durch den Oberhofprediger selbst. Letzterer wollte sich späterhin wieder einmal brieflich dem Kurfürsten nahen; „allein Se. Durchlaucht — so berichtet ein Sekretär — hörten nicht sobald den Namen, so sagten sie: ich mag von diesem Manne nichts mehr sehen noch hören." Er war fest entschlossen, sich des unbequemen Mannes zu entledigen. Auf eine Anfrage beim Oberkonsistorium, ob der Fürst an seine Entlassung denke, kam die Antwort: „an seine Entlassung denke er, könne sie aber nicht gewähren, damit nicht wegen dieser Ursache das Auge von ganz Deutschland auf ihn gezogen werde." Anna Sophie machte den Vorschlag, Spener möge statt in der Schloßkapelle fortan nur in der Sophienkirche predigen und fortan nicht mehr des Kurfürsten, nur noch der Kurfürstin Beichtvater bleiben; aber der Kurfürst war mit diesen „Weiberhändeln" nicht einverstanden, er verfügte: wenn Spener nicht freiwillig unter Annahme einer Pension gehe, so erhalte er seinen Abschied, die Kurfürstin könne ihn immerhin als ihren Beichtvater be-

halten. Wiederholt suchte man Spener zur freiwilligen Abdankung zu bewegen, aber standhaft weigerte er sich, auch wenn er täglich in Dresden auf Dornen gehen müßte, sein ihm von Gott anvertrautes Amt eigenmächtig aufzugeben. So harrte er auf seinem schwierigen Posten aus, bis von Berlin aus die Lösung kam. Durch diplomatische Vermittlung ward Spener im Frühjahr 1691 als Propst von St. Nikolai berufen, und wie gern nahm er diesen Ruf an. Am 31. März erhielt er die Entlassung, der Kurfürst versicherte ihn für die Zukunft seiner Gnade, gewährte ihm die Reisekosten und verhieß seiner Frau bis ans Lebensende ein Jahrgeld. Am 3. Juni reiste der vielgeprüfte Mann aus Dresden ab.

Der Zwischenfall von 1689 hatte die ganze Geistesgröße Speners und die ganze Charakterschwäche seines fürstlichen Beichtkindes dargethan. Hier der gekrönte Despot, der es mit dem Grundsatze des absolutistischen Zeitalters hielt: „Große Fürsten und Herren sind den Gesetzen der Privatleute nicht unterworfen", und der es als Privileg betrachtete, ohne Buße nach seines Herzens Gelüsten leben zu dürfen. Und dort der bescheidne Prediger, der keine andre Waffe hatte als das Wort und sich nicht scheute, dem Fürsten klar zu machen, daß Sünde Sünde ist, gleichviel wer sie thut, und daß gekrönte Häupter auf keinem andern Weg in den Himmel kommen als Zöllner und Tagelöhner. Er ist unterlegen dem Scheine nach, und sein Gegner hat gesiegt; in Wahrheit ist er der Sieger geblieben. Nachdem Johann Georg seinen Nathan von sich gestoßen, ging es mit ihm bald zu Ende. „Wenn er so zu leben fortfährt", schrieb Spener 1689, „haben ihm die Ärzte einen plötzlichen Tod verkündigt." Schon zwei Jahre darauf war der Kurfürst nicht mehr unter den Lebenden.

Bei seinem Scheiden ließ Spener eine große Zahl wahrer Freunde in Dresden zurück. Freilich brach mit seinem Abgang auch der lange verhaltene Groll gegen den Pietismus in Sachsen los: Carpzov und die Seinen suchten sich reichlich zu entschädigen für das, was ihnen ihrer Meinung nach 1686 bis 1691 geschehen war. Mit Anna Sophie blieb der „deutsche Fenelon" bis zu seinem Tode 1705 in innigster Verbindung, jährlich kam er einmal nach ihrem Witwensitze Lichtenburg, um ihr das heilige Abendmahl zu reichen und trauerte mit ihr 1697 und sonst. Die gleiche Freundschaft verband ihn mit der „Betsäule Sachsens", Christiane Eberhardine, die noch härter geprüft war als ihre fürstliche Schwiegermutter. Beide Frauen hätten ihn so gerne wieder nach Dresden gezogen; 1691, 1694 und 1698 erging an ihn der Ruf, wieder dahin zu kommen, wo er einst in Segen gewirkt, aber er war auf immer gegangen. Sein Weggang von Dresden nach Berlin ist mehr als der Umzug eines Geistlichen von einem Orte zum andern, er ist für Deutschlands Geschichte von typischer Bedeutung. Die Führerrolle in der protestantischen Welt, die ein unfähiges und entartetes Herrschergeschlecht wegwarf, weil es sie nicht zu schätzen wußte, ward

von dem Herrschergeschlechte der Zukunft, den Hohenzollern, verständisvoll aufgenommen, und nur ein Fürstenhaus konnte Deutschland groß machen, das fest im Protestantismus wurzelte.

47. Die Leipziger Bewegung.

Speners „Fromme Wünsche" von 1675 waren wie eine Bombe in die Festung der Orthodoxie gefallen; auch in Leipzig sollte sie zünden. Hier war von der amtlichen Theologie, wie sie von Hülsemann, Scherzer, Olearius und den Carpzoven vertreten ward, wohl Dogmatik und Homiletik eifrig gepflegt worden, aber das Studium der Bibel fristete ein kümmerliches Dasein. Neben den beiden älteren Predigerkollegien, dem montägigen seit 1624 und dem donnerstägigen seit 1640 waren damals noch dreißig andre derartige Gesellschaften aufgekommen. Es war nur eine Frage der Zeit, daß sich die Gegenwirkung geltend machen mußte. Sie ging merkwürdigerweise von dem Manne aus, der einer der hervorragendsten Träger der orthodoxen Überlieferung war und späterhin einer der heftigsten Gegner des Pietismus wurde.

Es war im Sommer 1686, just zu der Zeit, als der Senior von Frankfurt nach Sachsen übersiedelte, da saßen zu Leipzig zwei junge Magister in der Thomaskirche. Johann Benedikt Carpzov der jüngere stand auf der Kanzel und kam im Verlaufe seiner Predigt auf die Bestrebungen Speners zu sprechen. Während man sonst ziemlich abschätzig über sie urteilte, nahm er sie ausdrücklich in Schutz, ermahnte „die Burschen zur bessern Traktierung der heiligen Schrift", indem er sie anspornte, doch neben den dogmatischen und homiletischen Übungen auch biblische Übungen einzurichten. Bei den bedeutsamen Worten des Predigers sahen die beiden jungen, von Speners Gedanken erfüllten Theologen einander verständnisvoll an, und sofort war der Beschluß gefaßt, einen Verein zur Erklärung der heiligen Schrift zu begründen. Die zwei Magister hießen Paul Anton und August Hermann Francke, und der Verein ist das Kollegium philobiblikum. Anton, ein geborener Lausitzer, war seit 1680 in Leipzig und hatte Spener auf einer Reise in Frankfurt kennen gelernt; in Leipzig Magister geworden, ward er später nach Halle berufen, wo er 1730 als Professor der Theologie starb. Francke stammte aus Lübeck und hielt sich seit 1684 in Leipzig auf, wo er 1685 Magister ward; auch er kam später als Pastor und Professor nach Halle, wo er durch sein Waisenhaus, seine Predigten und Vorlesungen und seine praktisch-kirchliche Wirksamkeit „einen neuen Salzquell eröffnete".

Der Anfang des Kollegiums ward in Antons Zimmer gemacht; bald mußte man die Zusammenkünfte wegen zu großen Andrangs der Professoren, Magister und Studenten in die Wohnung des Professors Alberti verlegen, der sich den Bestrebungen günstig erwies. Wöchent-

lich einmal versammelte man sich. Nach einem Gebete wurde der Text aus dem alten oder neuen Testament in der Grundsprache vorgelesen, dann folgte die Erklärung; Anmerkungen und Erinnerungen der Mitglieder und Gäste schlossen sich daran, bis ein Gebet den Abschluß brachte. Im August 1686 erhielt Spener, ohne dessen Mitwirkung, aber in dessen Geiste das Kollegium gegründet worden war, die erste Mitteilung von seinem Bestehen und trat nun zu den Magistern in Beziehungen. Er schrieb an Anton, gab seine Freude zu erkennen, machte Vorschläge zur weiteren Ausgestaltung des Unternehmens und betonte namentlich den praktisch-erbaulichen Zweck der Vereinigung. Bei seiner Gastpredigt in Leipzig im April 1687 besuchte er das Kollegium, wobei ihn Francke das erste Mal sah, und richtete bald darauf ein Schreiben nach Leipzig, in dem er wiederum darauf drang, den erbaulichen Zweck der Sache recht im Auge zu behalten. Doch behielt die Vereinigung immerhin mehr die Gestalt einer akademisch-theologischen Gesellschaft als eines Konventikels, und solcher Gesellschaften und Korporationen tauchten bald zu Speners Freude noch mehr auf, nicht nur in Leipzig, sondern auch in Jena und Wittenberg. Zu den beiden Magistern hatte sich 1687 noch eine dritte treibende Kraft gesellt, Kaspar Schade. Als in demselben Jahre Anton und Francke Leipzig zeitweilig verließen, trat im Kolleg ein Rückgang ein, der sich in einen entschiedenen Aufschwung verwandelte, als sie beide 1689 wiederkamen.

Eine entschiedene Wendung erhielt die Leipziger Bewegung durch eine dem Kollegium philobiblikum verwandte Erscheinung, die Kollegia biblika d. h. Vorlesungen über biblische Bücher, wie sie Francke nach seiner Rückkehr hielt. Das war etwas Neues an der Alma Mater Lipsiensis, neu an sich selbst, denn die exegetischen Vorlesungen waren so ziemlich eingeschlafen, neu auch durch den warmen, erbaulichen Ton, der in den Auditorien nie erklungen war. Seit dem Frühjahr 1689 behandelte der junge, von heißer Liebe zum Herrn erfüllte Dozent den Philipperbrief, nach Pfingsten die an die Epheser und Korinther, dazwischen las er über Hemmnisse und Beförderung des theologischen Studiums. Der Zulauf war ganz außerordentlich. Francke mußte seine Vorlesungen in den großen Hörsaal des Paulinums verlegen. In den Hundstagsferien legte er vor dreihundert Studenten den ersten Timotheusbrief aus und und erklärte gleichzeitig in seiner Behausung den Titusbrief. Auch Schade und Anton eröffneten derartige biblische Kollegien. Die Früchte dieser Thätigkeit zeigten sich bald. Die Kollegien der Professoren der Fakultät verödeten, der Student vernachlässigte die philosophischen, dogmatischen, polemischen und homelitischen Vorlesungen und eilte in die biblischen Kollegien. Einige riß der Eifer so weit fort, daß sie den akademischen Gewohnheiten entsagten, die Kollegienhefte ihrer Professoren zerrissen oder verbrannten, ihre gelehrten Bücher als überflüssigen Hausrat wegschenkten und sich allein auf Bibel und Erbauungsbücher warfen. Der alte

Professor Olearius legte selbst ein Zeugnis von dem Segen ab, der von Franckes Wirksamkeit ausging. Er umarmte einmal unter Thränen den jungen Magister und sagte, „er sehe den Nutzen seiner Vorlesungen an seinem Sohne, der diese Vorlesungen mit besuche; dieser fange nun an, nicht allein sich selbst, sondern das ganze Haus zu bekehren." Spötter freilich goßen über die Anhänger Franckes ihre Lauge aus und nannten sie „Pietisten", und der sich am schärfsten gegen sie wandte, war Professor Carpzov. In der Leichenpredigt beim Begräbnis eines frommen Studenten, der Franckes Kollegien besucht hatte, ereiferte er sich gegen die Leute, „die nur von der Pietät und Gottseligkeit reden und um die Glaubensartikel sich wenig oder nichts kümmern, die gute Art, Predigten zu disponieren, verachten und die Studiosos davon abführen"; auf diese Weise bekomme man wohl „fromme", aber ungelehrte Studenten. Der Professor der Poesie aber, Joachim Feller, verfaßte bei derselben Gelegenheit zu Ehren des verstorbenen jungen Mannes ein Leichengedicht, in dem es heißt: „Es ist jetzt stadtbekannt der Nam' der Pietisten. Was ist ein Pietist? Der Gottes Wort studiert und nach demselben auch ein heilig Leben führt." So ist der Spottname zum Ehrennamen geworden und zum Schiboleth der ganzen Bewegung. Mit ihrem Wachstume freilich steigerte sich auch die Feindschaft.

Die Kunde von der Leipziger Bewegung drang auch nach Dresden. Am 12. August 1689 berichtete die Fakultät an den Kurfürsten: Francke bringe neue Dogmen auf. Es kam die Weisung, den Neuerer zu vernehmen, und Spener reiste selbst einmal nach Leipzig. Bei der Vernehmung vom 4. bis 10. Oktober wird nur gesagt, daß Francke nicht das Recht habe, theologische Vorlesungen zu halten, aber sonst nichts Stichhaltiges gegen ihn vorgebracht. In einer späteren Eingabe bemerkt die Fakultät: „Alles hat seine Zeit: die Prediger, zu denen wir die Studenten in die Kirche weisen, sollen sie fromm, wir sollen sie gelehrt machen", die Vorlesungen zu Predigten zu gestalten, das gehört sich nicht; „wir haben die Pietisten gar nicht nötig, sondern können sie bei der Universität wie bei der Kirche wohl entbehren; es hat die Universität ohne dieselben so viele Jahre florieret." Ende 1689 hatte Francke Leipzig verlassen, und Schade war für ihn eingetreten. Als Anfang 1690 auch Laien erbauliche Versammlungen hielten und die Universitätsangelegenheit zu einer öffentlichen Frage ward, da erregte dies Speners Bestürzung, und diese Beteiligung des Laienelements führte die Wende herbei. „Daß Laien — bemerkt der neueste Historiker Speners — daß der dritte Stand in der Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse und in der Bethätigung seines religiösen Lebens sich emanzipierte von der Bevormundung des landeskirchlichen Regiments und der zünftigen Theologie, widersprach so sehr den kirchlichen Überlieferungen des Landes, den herrschenden Amts- und Standesbegriffen, daß es nicht nur im Interesse der kirchlichen, sondern überhaupt der öffentlichen Ordnung als eine unerträgliche Neuerung erschien. Im

Sinne der Zeit handelte es sich nicht nur um eine religiöse, sondern um eine staatliche, soziale Gefahr, um ein gemeingefährliches Beginnen." So verbot denn ein kurfürstlicher Befehl vom 10. März 1690 diese bedenklichen und gefährlichen Privatzusammenkünfte, wo allerlei Neuerungen vorgenommen würden, ein für allemal und belegte Zuwiderhandelnde mit Gefängnis, und die Fakultät überreichte ein Verzeichnis der Irrtümer, die dort im Schwange gehen sollten; von den Kanzeln Leipzigs erscholl das Wehe über den Pietismus, und das Kollegium philobiblikum verfiel von Tag zu Tage. Vergebens wies Spener in einem Gutachten vom 14. Juni 1690 nach, daß von einer Ketzerei oder einem Schisma in Leipzig nicht die Rede sein könne, wenn auch Thorheiten vorgekommen sein könnten. Er erklärte sich für die Berechtigung erbaulicher Versammlungen, riet, das Kollegium philobiblikum wiederherzustellen und beantragte eine neue Untersuchung. Diese zweite Untersuchung brachte nur ein neues Verbot der Versammlungen. Als Speners Stellung in Dresden immer unhaltbarer geworden war, wagte sich Carpzov mit seiner Feindschaft immer offener heraus und zog in drei Programmen, namentlich im Pfingstprogramm 1690, heftig gegen die Pietisten und Enthusiasten los. Als Spener Dresden und Sachsen verlassen hatte, fühlte sich die orthodoxe Partei als Herrin im Lande. — Die ganze Bewegung zeigt, daß der Pietismus in Leipzig die erste akademische Vertretung fand, daß Spener zwar nicht ihr eigentlicher Urheber, aber ihr Patron gewesen ist, daß die Seele der Leipziger Bewegung der jugendliche Francke war und daß die Orthodoxie mit Hilfe des Staates noch die Kraft hatte, sich der neuen Regung des religiösen Geistes zu erwehren.

Der Sieg der Orthodoxie über den Pietismus ist trotz allem nur ein äußerlicher und vorläufiger gewesen, innerlich ward die theologische Fakultät so stark von dem pietistischen Sauerteige durchdrungen, daß sie gegen früher ein wesentlich anderes Gesicht zeigte. Es ist zwar grundfalsch, wollte man sagen, Leipzig sei von nun an ein pietistische Fakultät geworden. Die Universität des Pietismus ward Halle, neben der Kathedra Lutheri als Kathedra Langii die bedeutendste Nebenbuhlerin Leipzigs. Leipzig blieb orthodox, doch nicht ganz im Sinne Wittenbergs; es hielt zwischen den Extremen Wittenberg und Halle die Mitte und vertritt nunmehr eine durch den Pietismus erweichte Rechtgläubigkeit. Beweis hierfür sind die Persönlichkeiten, die damals als ordentliche Professoren auf den theologischen Kathedern Leipzigs standen. Daß Alberti der pietistischen Bewegung nicht feindlich gegenüberstand, ist erwähnt. Eine ähnliche Haltung beobachtete der würdige Johannes Olearius. Rechenberg, der Schwiegersohn Speners, mochte schon als solcher an der strengen Anschauung eines Carpzov keinen Gefallen finden; in ihm — so sagten die Gegner — nähre die Universität Leipzig ohnehin eine giftige Schlange an ihrem Busen. Seligmann, der spätere Oberhofprediger, gehörte gleichfalls nicht der extremen

Richtung an. Der hochachtbare, würdige Börner, der sich um die Universität die größten Verdienste erworben hat, hat zwar Luthers Werke herausgegeben, aber keineswegs das Wittenberger Luthertum vertreten. Noch weiter entfernt von der Wittenberger Orthodoxie war der jüngere Olearius, Gottfried, der im jugendlichen Alter starb; er bekannte in seinen letzten Tagen gut pietistisch, er habe nichts in der Welt vollkommen erfunden als das Verdienst Jesu Christi, dessen er sich herzlichst tröste, und ließ auf sein Grab die Worte setzen: Herr, erbarme dich mein, wie du mir verheißen hast.

Als es sich 1721 um Anstellung des außerordentlichen Professors Johann Gottlieb Pfeiffer handelte, kam es, wie es scheint, zum letzten Male in Leipzig zu einem offnen Zusammenstoße der alten Wittenberger Orthodoxie und einer freiern, durch den Pietismus und die Wolffsche Philosophie beeinflußten Richtung. Die Fakultät hatte gegen Lehre und Wandel des Professors im ganzen nichts einzuwenden, nur Klausing, der als ehemaliger Wittenberger die alte Theologie eines Calov und Quenstedt noch vertrat, machte gegen die Lehre Pfeiffers den Einwand, „daß sie mit der Orthodoxie der evangelisch-lutherischen Kirche nicht übereinkomme". Stärker noch und entschiedener machte Löscher in Dresden gegen die Anstellung eines Mannes Front, der für die reine Lehre eine große Gefahr bedeute. In einer sechsseitigen Eingabe an den Kirchenrat bemerkte der eifrige Anwalt des strengen Luthertums, daß Pfeiffer offenkundig „neue und auf den Kathedern und Kanzeln hiesiger Lande nicht recipierte Principia den Studiosis vortrage. Es ist höchst bedenklich, jemand zum publico theologiae doctore und professore zu machen, der wissentlich a recepto in ecclesiis electoralibus Saxonicis doctorinae genere abweichet, wodurch unter andern große und fortwährende dissidia inter docentes verursachet werden." Nun führt Löscher eine lange Reihe dogmatischer Sätze aus Pfeiffers Schriften und Vorlesungen auf und schließt: „Dergleichen haben die vorherigen Theologen zu Wittenberg nie, sondern das Gegenteil gelehret." Ein Mann, der seinen Hörern Schriften Calixts angelegentlich empfehle, der manche Geistliche „Quacksalber" und ihre Leichenpredigten „Lügenpredigten" nenne, der über grundlegende Sätze noch nie sich „herausgelassen" und bereits früher einmal um seiner Predigten willen beim Oberkonsistorium verklagt worden sei, könne als Neuerer mit Fug nimmermehr in Leipzig Doktor und Professor der Theologie werden. Die Regierung dachte indessen anders. Gerade weil Löscher, der durch seinen Eliaseifer dem sittlich verkommenen Hofe Augusts des Starken höchst unbequem war, dagegen protestiert hatte, ward Pfeiffer „in höchsten Gnaden" mit gutem Gehalte zum Professor ernannt, Löscher erhielt einen Verweis, Klausing aber eine gesalzene Verwarnung und den Befehl, den Kollegen bei hundert Thaler Strafe nicht wieder zu kränken und ihm, wenn er wünsche, eine Ehrenerklärung zu geben.

48. Orthodoxie und Pietismus.

Was die Jahre nach Speners Abgang von Dresden kennzeichnet, ist der wissenschaftliche Kampf der altorthodoxen Denkweise gegen die neuen Gedanken des Pietismus. Dieser Kampf vollzog sich zwar nicht ausschließlich und wesentlich auf sächsischem Gebiete, sondern zog ganz Deutschland in Mitleidenschaft; aber Sachsen ist an ihm stark beteiligt.

Schon 1691 erschien von unbekannter Hand eine Aufsehen erregende Streitschrift gegen Spener und die Seinen: „Ebenbild der Pietisten", wo den Pietisten neun Mißbräuche und elf Irrtümer zur Last gelegt wurden. Der ehemals sächsische Freiherr v. Seckendorf setzte dieser immerhin sachlichen Schrift eine Antwort entgegen, in der er den Pietismus in Schutz nahm. Das hatte nur zur Folge, daß der Verfasser des Ebenbilds eine „Doppelte Verteidigung des Ebenbilds der Pietisterei" erscheinen ließ, wo es heißt: „D. Spener ist nicht so heilig, als er sich stellt; es kann sich auch der Teufel in einen Engel des Lichts verwandeln." Weitere anonyme Schriften reihten sich an. Nicht mit verdecktem Visiere, sondern offen, aber mitunter plump und gehässig stritt der Mann gegen die Pietisten, der einst 1686 den ersten Anstoß zur Leipziger Bewegung gegeben hatte und nun zum grimmigsten Pietistenhasser geworden war, Johann Benedikt Carpzov. Sein „Bedenken von Pietisterei", in dem er förmliche Verdammung dieser „Sekte" und Ermittelung ihrer Anhänger unter den sächsischen Geistlichen forderte, ward 1692 den Ständen vorgelegt, hatte aber ebensowenig wie sein 1694 eingereichter „Katalog der Irrtümer Speners" den erhofften Erfolg. So wählte er denn wieder den Weg akademischer Programme, den er schon 1690 und 1691 beschritten hatte. Im Reformationsprogramm von 1694 gab er zunächst einen Panegyrikus des bestehenden Zustands der Kirche, im Osterprogramm von 1695 eiferte er gegen die neuen Heiligen, und im Pfingstprogramm desselben Jahres kämpfte er mit Namensnennung gegen Spener. Lateinische Schriften gegen die Pietisten folgten. War es Carpzov auch nicht gelungen, die ganze theologische Fakultät Leipzig zum Kampfe gegen den Pietismus zu entflammen, so ward doch Alberti, sein besonnener Amtsgenosse, der anfangs die Leipziger Bewegung gehegt hatte, veranlaßt, mit in den Streit einzugreifen. Von den Pietisten herausgefordert, nahm er 1695 gegen sie Stellung. In einer gelehrten Schrift suchte er den Pietismus prinzipiell zu begreifen und findet den Grundirrtum in der Einbildung einer niemals erreichbaren Heiligkeit und einer Überschätzung des christlichen Lebens auf Kosten der Rechtgläubigkeit. Diese Schrift machte auf Spener tieferen Eindruck als die gehässigen und kleinlichen Angriffe Carpzovs; er bezeichnete Alberti als den gelehrtesten und klügsten seiner Gegner, freute sich über die gemäßigte Kampfesweise und schlug in einer „Gründlichen Verteidigung"

„billige und leichte Friedensbedingungen" vor; vor allem lag ihm daran, daß man den Namen Pietisten und die Fabel einer neuen Sekte abschaffen und alle Bitterkeiten vergessen möge. Alberti ließ hiergegen 1696 eine „Ausführliche Gegenantwort" erscheinen, in der er etwas schärfer gegen die Pietisten ward und den Orthodoxen noch mehr herauskehrte; nur der Tod hinderte ihn, den Kampf noch weiter zu treiben. Er hatte das richtige Gefühl, daß der Unterschied der Orthodoxie und des Pietismus nicht in der und jener Kleinigkeit liege, sondern in einer prinzipiell verschiedenen Fassung des christlichen Lebensideals. — Bedeutete die Polemik Albertis einen Fortschritt in der Behandlung der pietistischen Frage gegenüber den Angriffen Carpzovs, so verfielen die Wittenberger Theologen um so gründlicher in die Weise des streitbaren Leipziger Superintendenten. Nachdem Hanneken 1694 in einem Programme die Feindseligkeiten eröffnet hatte, erschien in demselben Jahre aus der Feder Deutschmanns die feierliche Verdammung des Pietismus unter dem Titel: „Christlutherische Vorstellung in deutlichen, aufrichtigen Lehrsätzen nach Gottes Wort und den lutherischen Kirchenbüchern, sonderlich der Augsburgischen Konfession und unrichtigen Gegensätzen aus Speners Schriften aufgesetzt und publizieret von den Theologen zu Wittenberg." Diese Schrift, welcher „der Charakter der Altersschwäche in mehr als einer Hinsicht aufgeprägt" ist, und von der Spener sagte, er habe lange nichts elenderes gelesen, ist der klassische Ausdruck des Unverstandes und der Überhebung der orthodoxen, scholastischen Denkweise, die hier den handgreiflichen Beweis lieferte, daß sie „abgewirtschaftet" hatte. Aus Form und Inhalt dieses Machwerks trat das hippokratische Gesicht der lutherischen Orthodoxie zu Tage. Nach gut römischem Muster werden dem D. Spener nicht weniger als 284 einzelne Ketzereien und Irrtümer vorgeworfen. Jedem Irrtume wird stets der richtige Lehrsatz altwittenbergischer Theologie mit der feierlichen Erklärung vorangestellt: „Wir glauben, lehren und bekennen." Dann kommt die Verdammung dessen, was die „neue Sekte" gelehrt hat oder gelehrt haben soll. In höchst gezwungener Weise werden die einzelnen Sätze mit den einundzwanzig Artikeln der Augsburger Konfession verknüpft; alles läuft hinaus auf Sicherung der reinen Lehre. Die Schrift der Wittenberger, die wie eine neue Bekenntnisschrift auftrat und an alle Superintendenten des Landes verschickt ward, fand keineswegs überall günstige Aufnahme. In Dresden war man über sie nicht erbaut, da sie den kirchlichen Befugnissen der Landesobrigkeit zu nahe getreten sei. Spener setzte ihr im Herbste 1698 seine „Aufrichtige Übereinstimmung mit der Augsburgischen Konfession" entgegen, und es war ihm leicht, den Gegnern nachzuweisen, wie er die Schrift, sowie Luther und die Bekenntnisschriften auf seiner Seite habe. Ein Unbekannter leistete ihm Beistand in der wunderlichen Schrift: „Freudiges Zujauchzen der erwählten Fremdlinge hin und her über den Sieg Speners wider die Theologen zu Wittenberg".

Die letzteren aber warfen 1696 einen dickleibigen Quartanten, die „Abgenötigte Antwort", auf den Kampfplatz, und Spener konnte nur erklären, daß es ihn viel Mühe koste, „das verwirrte Zeug ganz oder meistenteils durchzulesen". Ein Freund von ihm, der Wolkenburger Pfarrer Christoph Matthäus Seydel, antwortete statt seiner 1697 mit einem „Lutherus redivivus", auf den sich nun wieder Deutschmann und die Seinen stürzten. Überhaupt laufen neben den Angriffen des Seniors der Fakultät die der übrigen Mitglieder nebenher, so Hannekens und Neumanns, während im übrigen Deutschland Mayer, Schelwig, Pfeiffer u. a. gegen Spener die Streitaxt schwangen. Jedem Gegner antwortete der Angegriffene in längeren oder kürzeren Streitschriften bis 1698, wo eine Denkmünze mit dem Brustbilde Speners dessen endgiltigen Sieg über seine Feinde verherrlichte.

Außer auf theologisch-polemischem, spielte überdies der Kampf zwischen Orthodoxie und Pietismus auch auf kirchenregimentlichem Gebiete. Als Johann Georg IV. im Januar 1692 in Berlin weilte, ersuchte ihn Spener, sich der vielgeschmähten Pietisten anzunehmen. Der Kurfürst versprach es, und am 26. Juli 1692 erfolgte ein Reskript, worin alle Superintendenten aufgefordert wurden, über den Pietismus zu berichten. Ein neues Reskript vom 8. November 1693 bestimmte, daß die gehässigen Angriffe gegen den Pietismus in Predigten und „Schandschriften" aufhören sollten.

Etwa von 1699 an herrschte auf dem Kriegsschauplatze so ziemlich Waffenstillstand. Die Anhänger des alten Systems wirkten im Stillen für ihre Sache weiter, indessen der Pietismus überall sich offene und heimliche Freunde gewann. Von Leipzig schrieb 1705 Polykarp Leyser III. mit der Sicherheit, die damals manche Orthodoxe kennzeichnete: „In diesen Gegenden leben wir durch Gottes Gnade in erwünschtem Frieden und Eintracht, und den inneren Kämpfen, welche die orthodoxe Kirche anderwärts beunruhigen, sehen wir nur von ferne zu." Trotzdem wirkte der pietistische Sauerteig auch in dem orthodoxen Sachsen mehr und mehr. Spener hatte in sächsischen Landen manchen Nikodemus, den späteren Oberhofprediger Pipping, den Kolditzer Superintendenten Thieme, den Röhrsdorfer Pfarrer Klimper, den Lockwitzer Pastor Gerber und viele Adlige, Männer und Frauen. Es brach sich in manchen Kreisen die heimliche Überzeugung Bahn, daß der Pietismus mit seinem Drängen auf Reform des Lebens doch manches Wahre enthalte, und ein streng Wittenbergisch gerichteter sächsischer Geistlicher konnte 1703 „Pia Desideria der antipietistischen Theologen" schreiben, in denen er die Forderungen des Pietismus im Hinblick auf das kirchliche Leben sich zu eigen machte. Dieser Mann war Valentin Ernst Löscher, dem die sächsische Kirchengeschichte auch an anderem Orte eine Ehrenstelle anweisen muß. Orthodox durch und durch hat er eifrig gegen Arnold und ähnliche Geister gestritten und zeitlebens Bedenken getragen, Spener „selig" zu nennen. Seit

1701 gab er, der Sohn Kaspar Löschers, der mit Deutschmann gegen Spener gestritten hatte, seine „Unschuldigen Nachrichten" heraus, die erste theologische Zeitschrift, die in würdigster Weise alle theologischen und kirchlichen Erscheinungen beleuchtete und zum Schutze des rechtgläubigen Luthertums gegründet war. Im dritten Jahrgange hat er seine Reformpläne entwickelt, in einer Weise, daß ein Spener seine Freude daran gehabt haben muß; der Unterschied ist nur der, daß Löscher die Besserung ausschließlich vom geistlichen Stand und den kirchlichen Behörden erwartet, während Spener Herzen und Leben auch unabhängig von ihnen erneuert wissen will. Löscher wendet sich scharf gegen die Veräußerlichung in der Verwaltung des heiligen Amtes. „Es ist ja unleugbar, geliebte Mitbrüder, daß unter uns, die wir verordnet sind zum Dienste der Kirche und zur Heilung der Gewissen, viele ihrem Berufe Genüge gethan zu haben meinen, wenn sie nur regelmäßig die Predigten vor der Gemeinde halten und häufig die Sakramente verwalten! Wollen wir doch ja nicht vergessen, daß uns die Herzen und nicht die Ohren anvertraut sind, und daß eine solche Vernachlässigung ewiges Verderben nach sich zieht." Predigerversammlungen, Belebung der Kirchenzucht, Einzelseelsorge und andres sollten hier Wandel schaffen. In den Studierenden und Kandidaten habe die Kirche sich ein neues Geschlecht frommer und berufstreuer Geistlichen heranzubilden; die Kandidaten müßten in Vereinen organisiert sein, die Professoren müßten bedenken, daß sie nicht Gelehrte, sondern Pastoren zu bilden hätten. Daneben befürwortet er prophetischen Geistes die Wiedereinführung der Kirchenvisitationen, die Belebung des Gemeindebewußtseins, die Abhaltung apostolischer Liebesmahle, die Erneuerung des altkirchlichen Diakonats, die Beförderung einer wahrhaft kirchlichen und christlichen Sonntagsfeier, kurz alle die Bestrebungen, die eine spätere Zeit unter dem Namen „innere Mission" zusammenfaßte; denn wie die innere Mission, so wollen und sollen auch seine Reformen nicht in pietistischer Weise zur Kirche in Gegensatz treten, sondern der Kirche dienen und im kirchlichen Geiste gethan werden; des christlichen Standes Besserung erstrebt er nicht durch methodistische Erweckung, sondern durch kräftige, geistesmächtige Verwertung und Anwendung der bereits im Besitze der Kirche befindlichen Mittel. So ist es doch ein andrer Geist, der in Löscher lebt, als der Geist des Pietismus, zumal wie er in den Ultras und Epigonen desselben zum Ausdruck kam, es ist aller Schwärmerei und Überspanntheit abholder kirchlicher Geist, der den besonnenen, nüchternen Mann beseelt; und dies war's, was den „orthodoxen Pietisten" wie man ihn nannte, trotz der Verwandtschaft mit dem Pietismus gegen diesen auf den Kampfplatz rief.

Als Löscher auf einer gelehrten Reise 1695 in Berlin weilte, war der einzige berühmte Mann, den er nicht aufsuchte — Spener. Er hätte ihn gerne gesehen, aber er mied die Berührung mit dem

Vater des Pietismus, damit seine Wittenberger Orthodoxie fleckenlos bleibe. Persönlich bekämpft hat er ihn nicht. Sein Kampf galt nicht dem Berliner, sondern dem Hallischen Pietismus, nicht sowohl der ersten, als vielmehr der zweiten Generation der Pietisten, einem August Hermann Francke und vor allem Joachim Lange. Und während früher der Pietismus der angegriffene Teil war und die Orthodoxie der angreifende, so trat nunmehr das umgekehrte Verhältnis ein: der Pietismus ging zur Offensive über, und die Orthodoxie sah sich genötigt, sich ihrer Haut zu wehren.

Spener war gestorben. Als Vorkämpfer des Pietismus trat ein Mann auf, der ihm an Geist und Charakter nicht das Wasser reichte, Joachim Lange, Gymnasialrektor und Prediger in Berlin, seit 1709 Professor der Theologie in Halle. Sein Widerspruch richtete sich gegen Löschers Unschuldige Nachrichten, welche, dem Pietismus abhold, in der Theologenwelt eines wachsenden Einflusses sich erfreuten. So trat er 1706 mit der Schrift auf den Plan: „Aufrichtige Nachrichten von der Unechtheit der Unschuldigen Nachrichten". Hier wird freilich ein sehr leidenschaftlicher Ton angeschlagen, Lange schalt die Orthodoxen Epikuräer, Pelagianer, ja Atheisten und behauptete, die wirkliche Orthodoxie fände sich nur bei den Pietisten. Ihm antwortete Löscher, durch neue Schriften Langes, wie den Antibarbarus orthodoxiae und die „Mittelstraße" noch mehr dazu veranlaßt, in einer Reihe von Aufsätzen in den Unschuldigen Nachrichten, die er „Timotheus Verinus" nannte. Lange beantwortete die gemäßigte Schrift des Dresdner Theologen durch seine „Gestalt des Kreuzreichs", in der er mit Überhebung und Roheit gegen Löscher vorging; dieser sei ein schamloser, teuflischer Lästerer, der Satan in der Hölle könne es nicht schlimmer thun als er. Löscher schwieg zunächst und suchte durch Buddeus in Jena Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Da dies nichts fruchtete, veröffentlichte er 1718 seinen „Vollständigen Timotheus Verinus". In sechzehn Kapiteln behandelt er hier Geschichte und Kennzeichen des Malum pietistikum. Diese Kennzeichen sind ihm die Gleichgiltigkeit gegen die reine Lehre, die Geringschätzung der Gnadenmittel und des geistlichen Amtes, die Vermengung der Glaubensgerechtigkeit mit den Werken, die Hinneigung zum Chiliasmus, die methodistische Einschränkung der Bußzeit, die Verdammung aller natürlichen Freude und der Mitteldinge, der Mysticismus oder die Vermischung von Natur und Gnade, die Vernichtung des äußeren kirchlichen Organismus mit Bekenntnisschriften, Gottesdienst, Kirchenzucht, Kirchenregiment, die Überspannung der Forderung christlicher Vollkommenheit, die Unterschätzung der Reformation Luthers und die Überschätzung der Reformen Speners und schließlich der Separatismus, welcher kleine Kirchen in der großen Kirche errichten will. So wahr viele dieser Beobachtungen sind und so gemäßigt Löscher sie vorgetragen hatte, so trugen sie ihm doch wieder eine heftige Entgegnung Langes ein. Dieser konnte, wie

einer von den Seinen sagte, „sein loses Maul nicht halten“ und schrieb sofort: „Abgenötigte völlige Abfertigung des sogenannten vollständigen Timotheus Verinus.“ Da legte sich ein Mann ins Mittel, der damals in Wittenberg studierte und am Frieden zwischen beiden Parteien um so größeres Interesse hatte, als er sowohl Spener und Francke als auch Löscher schätzte, Graf Zinzendorf. „Unser Herr Graf Zinzendorf,“ schrieb im November 1718 Professor Wernsdorf in Wittenberg an Löscher, „will mit aller Gewalt zwischen den Wittenberger und den Hallenser Theologis Frieden stiften. Sein Projekt will ich nächstens übersenden. Der liebe Herr meint's wohl gar gut, ich zweifle aber, daß er es auszuführen kapable sei.“ Im Dezember berichtet derselbe weiter: „Des Herrn Grafen v. Zinzendorf Projekt habe ich beigelegt; Du wirst gewiß manches darin vermissen,“ während es in einem Schreiben Wernsdorfs vom Februar 1719 heißt: „Mit den Hallensern hier zu kolloquieren, habe ich dem Herrn Grafen v. Zinzendorf schon ausgeredet, er inkliniert aber auf Torgau wegen der Erinnerung an die Formula Konkordiae, ich glaube aber, er werde auch Wurzen sich gefallen lassen. Er vor seine Person treibts sonst sehr ernstlich und hat wiederholt tausend Thaler zur Beförderung des Friedens herzugeben sich erboten.“ Schließlich ward für den 10. Mai eine Zusammenkunft in Merseburg bestimmt. Die Unterredung Löschers mit Francke und Herrnschmidt verlief erfolglos. Am Schlusse übergab vielmehr Francke seinem Widerpart eine versiegelte Schrift, in der jedes Zugeständnis, daß Halle in einem Punkte geirrt hätte, abgelehnt und Löscher ermahnt ward, in Zukunft von einem pietistischen Übel nicht mehr zu reden und — sich zu bekehren. Damit schien die Hoffnung auf vollen Frieden vernichtet, aber einer Verständigung der streitenden Parteien ward durch die Merseburger Tage doch der Weg gebahnt. Man hatte sich kennen gelernt und vielleicht doch erkannt, daß man sich näher stehe, als man dachte. Ein Briefwechsel zwischen Dresden und Halle machte die Brücke nur fester. Am 1. Juni 1719 schrieb Löscher an Francke: „Meine erst am 19. Mai geschehene Zurückkunft nach Dresden und die daselbst vorgefundenen vielen Geschäfte haben verursacht, daß ich die versprochene Zuschrift jetzo erst verrichte. Dem Geber alles Guten danke ich zuförderst in aller Demut, daß er bei unsrer Zusammenkunft einige Hoffnung zum heilsamen Frieden geben wollen. Hernach statte ich Ew. Hochehrwürden und Herrn D. Herrnschmidten, welchen ich sowohl als die übrigen Herren Kollegen dienstlich begrüße, schuldigsten Dank davor ab, daß sie mit vieler Sanftmut und Glimpf mir begegnen, auch Zeit und Mühe zu dieser Sache willig anwenden wollen. Der Gott der Wahrheit und des Friedens lasse es nicht umsonst gethan sein, sondern daraus eine rechtschaffne Frucht des Friedens entstehen, worum ich ihn zumal bei dieser Zeit, da von den Liebes- und Friedensgaben des heiligen Geistes gepredigt wird, herzlich angerufen habe und ferner anrufen werde.“ Nachdem er im ein-

zelnen die Bemerkungen der Hallenser über seine Lehrauffassung beleuchtet und zurückgewiesen hat, kommt er auf einen Punkt zu sprechen, der im Lager der Pietisten viel böses Blut gemacht hatte, da er ihr Haupt betraf. „Gleiche Bewandtnis hat es mit der geforderten absoluten Absonderung von allen denjenigen Lehrern, welche Ew. Hochehrwürden „irdisch gesinnte Verfolger Speners“ nennen. Den wackern Herrn Spenerum verdamme ich nicht, sondern gönne und appreciere ihm das ewige Heil, gebrauche das Wort „selig“ von Verstorbenen überaus selten und werde auch ferner mit Ehrerbietung von ihm reden. So lange ich aber nicht überzeugt bin, daß er für seinem Ende eins und das andre Übel, so nebst dem Guten, das Gott durch ihn gewirket, einigermaßen von ihm herrühret, erkannt und abgethan wissen wollen, enthalte ich mich Gewissens wegen solcher Formel, dadurch meinem Begriffe nach alles recht gesprochen wird, weiß auch nimmermehr von ihm auf die Art, wie Joh. 9 von unserm hochgelobten Heiland geschehen, zu reden.“ Nachdem er auf diesen Brief keine Antwort erhalten, drückte er in einem höchst freundlichen Schreiben an Francke vom 25. September sein Bedauern darüber aus, bat um eine kurze Benachrichtigung und erklärte, falls auch dies nicht geschehe, öffentlich auf die Sache zurückkommen zu müssen, aber — mit Glimpf. Geraume Zeit darauf erfolgte doch noch eine Antwort, und Löscher wandte sich am 23. Dezember 1719, weihnachtlich gestimmt, in einem letzten höflichen Brief an Francke. Mit dem Jahre 1720 *schwiegen* die Feindseligkeiten, da Pietisten und Orthodoxe nun gemeinsam einen Feind zu bekämpfen hatten, die Wolffsche Philosophie. Löscher gab 1722 nur noch den zweiten Teil seines Timotheus Verinus heraus, und die Streitäxte waren begraben.

Es würde weit gefehlt sein, die Kämpfe zwischen Pietismus und Orthodoxie nur als theologische Zänkereien anzusehen. Wohl sind sie von der Wut der Theologen mehr als gut war begleitet gewesen, aber im Grunde war es doch ein ehrliches Ringen um die Wahrheit, von welcher jede Partei ihren Anteil besaß. Heute darf es gelten: die streitenden Parteien standen sich weit näher, als sie meinten. Das fühlte schon Löscher, wenn er 1718 schrieb: „Wir sind ja *einig* in dem Zwecke, das Herz, den Wandel zu bessern und das rechtschaffne Wesen zu fördern. Geht es denn nicht auch in den Mitteln?“ Ein schöner Beweis, wie der Groll zwischen Orthodoxie und Pietismus immer mehr schwand, ist der Umstand, daß Löscher 1730 seinen eigenen Sohn zum Studium nach — Halle schickte und ihm einen freundschaftlichen Brief an Francke den jüngeren mitgab, auf welchen dieser antwortete: „Ew. Hochwürden bin ich gar sehr verbunden für das gütige Vertrauen, welches Sie bei der Anhersendung des Herrn Sohnes auf allhiesige Akademie gegen mich bezeugen; ich mache mir eine besondere Freude, bei dieser Gelegenheit meine Hochachtung vor Ihro geehrteste Person als einen um die Kirche Christi hochverdienten Theologen zu erweisen. Ich werde alle

Sorge tragen, demselben mit Rat und That an die Hand zu gehen, auch demselben Gelegenheit geben, daß wir einander zuweilen sprechen. Gott erhalte Ew. Hochwürden noch viele Jahre zum Trost seiner evangelischen Kirche und wache in seiner Vorsorge über Ihrem geehrtesten Hause. Ich meinesteils empfehle mich zu Ihrem andächtigen Gebet und schätzbarer Gewogenheit und verharre mit aller Hochachtung Ew. Hochwürden gebet- und dienstergebener Gotthilf August Francke."

49. Zinzendorf und die Brüdergemeinde.

„Am 26. Mai im Jahre 1700 Mittwoch abends gegen 6 Uhr hat der allerhöchste Gott mich in Dresden mit meinem ältesten Sohne Nikolaus Ludwig aus Gnaden beschenkt" — so schrieb die Frau Kabinettsminister Charlotte Justine Gräfin Zinzendorf und Pottendorf geb. v. Gersdorf in ihre Handbibel. Am 28. Mai war im gräflichen Hause Scheffelgasse 9 reges Leben; das Knäblein ward durch Hofprediger Freiesleben unter Anwesenheit von neun Paten aus den Familien v. Gersdorf, v. Friesen, v. Meisebach a. a. getauft. Der Knabe sollte zu hohen Ehren gelangen nicht im Staatsdienste, wie die Verwandten erwarteten, aber im Reiche Gottes; er ist der Erneuerer der Brüderkirche geworden und hat das pietistische Lebensideal übertragen auf die Gemeinde.

Graf Zinzendorf stammt aus einem alten, reich begüterten niederösterreichischen Dynastengeschlechte, von dem sich ein Zweig in der Reformationszeit dem Evangelium zugewandt hatte. Sein Vater war ein Freund von Spener, der auch mit den Familien v. Gersdorf und v. Friesen innig verbunden war, wenn es auch irrig ist, daß er des jungen Zinzendorf Pate gewesen sein soll. Frühzeitig vaterlos ward der Knabe 1704 bis 1710 von seiner gottseligen und hochgebildeten Großmutter Katharina v. Gersdorf auf dem Gute Hennersdorf erzogen. Hier pflegte das frühreife, fromme Kind den Umgang mit dem, der sein Leben lang seine einzige Passion blieb, dem Heiland. Von 1710 bis 1716 unter Franckes Augen auf dem Pädagogium in Halle erzogen, stiftete der kleine Lutz, „das naseweise Gräfchen", mit Watteville eng befreundet, den „Senfkornorden" zur Heidenbekehrung und lag 1716 bis 1719 in Wittenberg juristischen und theologischen Studien ob. Nach einer Bildungsreise von 1719 bis 1720, die auch religiös und kirchlich seinen Blick erweiterte, ließ er sich im Herbst 1721 als Hof- und Justizrat bei der Regierung in Dresden anstellen. Am 7. September 1721 vermählte er sich mit der gleichgesinnten Erdmute Dorothea Gräfin Reuß. Die Pflichten, die ihm sein Amt auferlegte, waren herzlich gering, er bekleidete es nur dem Namen nach. Seine Lebensaufgabe sah er nach seinen eigenen Worten darin, „dem Herrn Jesu Seelen zu gewinnen". Zu diesem Behufe suchte er Verkehr mit Frommen aus allen Ständen und hielt in seiner Mietswoh-

nung auf dem Kohlmarkt in Neustadt, der heutigen Körnerstraße, im Hause des Stuckaturarbeiters Schuhmann zunächst mit seiner Dienerschaft religiöse Versammlungen. „In Dresden," so berichtet er, „habe ich ohne Widerspruch meiner weltlichen und geistlichen Obern alle Sonntage eine auch öffentliche Versammlung für jedermann und bei offenen Thüren gehalten. Das Singulare dabei war nur, daß ich ein Prediger war, der aus Gehorsam gegen seine Eltern einen Degen trug und auf die Regierung ging. Der liebe Superintendent zu Dresden, D. Löscher, hatte deswegen ein christliches Mitleiden mit meiner unterdrückten Gabe und ließ mich machen." Dabei hielt er sich von den Lustbarkeiten, an denen der Hof Augusts des Starken überreich war, zurück und konnte selbst bei Einladungen, wenn er etwa Schmähungen oder lose Reden über Religiöses hörte, höchst unangenehm werden. Die Versammlungen wurden bald immer länger ausgedehnt und währten von drei bis sieben Uhr. Man besprach sich vertraulich über Bibelstellen, man betete, es ward ein Lied gesungen. „Wir sind im Herrn vergnügt und so einfältig wie die Kinderchen, jung und alt beisammen. Diejenigen, die noch unter uns gelehrt sein wollen, tragen wir mit Geduld." Sein Ansehen als Laienprediger wuchs, und wer ein Anliegen hatte, kam zu ihm oder zu seiner Gemahlin. — Gegen Ende 1723 mochten die Zusammenkünfte am Kohlmarkte zur Kenntnis des Superintendenten gekommen sein. Er hielt es für Pflicht, die Sache zu untersuchen. Schon 1714 und 1715 hatte er mit Konventikeln in Dresden zu thun gehabt: vor dem Pirnaischen Thore waren religiöse Versammlungen ohne Geistlichen gehalten worden; auch hatte die Generalin von Hallard auf der Borngasse, eine spätere Anhängerin Zinzendorfs, der von ihr sagte: „ihr Herz brannte, Lettland selig zu machen," täglich zwei öffentliche Betstunden gehalten. Als Gegner pietistischen Wesens stand Löscher auch diesmal auf der Wacht. Im Januar 1724 frug er beim Pfarrer von Dresden-Neustadt, Magister Hilscher, amtlich an, „ob der Graf von Zinzendorf Conventus religiosos mit allerhand Leuten halte." Hilscher antwortete: „Ich habe bisher fleißige Nachfrage gehalten, weiter aber nichts in Erfahrung bringen können, als daß er gegen Abend mit seinen Domesticis seine Hausandacht halten sollte, auch da mir eines und das andre suspekt vorgekommen, doch nichts Zuverläßliches ausforschen können, wie ich denn auch, als er kurz hierhergekommen, bei meinem Zuspruch ihm zu verstehen gegeben, daß, wenn außer seinen Leuten jemand von unsern Zuhörern bei seinen Betstunden sollte admittiert werden, es leichte geschehen könnte, daß über mehreres, als etwa vorginge, davon möchte geredet werden, überhaupt aber, wenn es publik würde, desselben Inhibition geschehen dürfte; da er sich dann so viel merken lassen, daß er bloß seine Hausandacht fortsetzen wollte. Unterdessen kommt er jezuweilen Sonntags in die Predigt, wie er denn eine eigne Emporkirche oder Betstübchen inne hat, auch sich sodann bei dem Gottesdienst gar an-

dächtig bezeiget. Ich habe noch vor weniger Zeit bei einem Nachbar allda Erkundigung eingezogen, ob um gewisse Zeit etwan Leute da ausgingen, wann er hätte singen und beten gehöret, auch den Wirt selbsten darüber befragt, aber nichts vernehmen können, daß fremde Leute dabei zugegen wären." Die Folge war, daß der Graf sich befliß, seinen Versammlungen das private Gepräge zu wahren. Sie seien zunächst für seine Hausgenossen, ließ er sagen; wer sonst komme, sei ihm angenehm, niemand aber möge sich vorher anmelden, „denn es könnte leicht sein, daß etwas geredet werde." — So ließ ihn denn Löscher „machen". Ein Zwischenfall im Jahre 1725 schien indes den Superintendenten etwas zu erkälten. Eine Gichtelianerin, Glied einer zweideutigen Sekte, war in der Residenz gestorben und sollte als Kirchen- und Abendmahlsverächterin „auf dem Anger" begraben werden. Sofort erhob sich der Graf, beschwerte sich beim Minister und schrieb an Löscher: man möge die Anordnung aufheben, oder er werde die Sache zu seiner eignen machen. Mag er seinen Zweck erreicht haben oder nicht; genug, daß Zinzendorf für Gichtelianer eintrat, mußte den Superintendenten stutzig machen. Fortan wachte er noch eifriger über Zinzendorfs Treiben und sandte am 12. und 17. Dezember 1726 junge Leute unmittelbar in die Konventikel am Kohlmarkt. Einer berichtete, in einem großen Saal mit Sitzen und Bänken seien am Sonntag über fünfzig Personen mit Bibeln und Gesangbüchern versammelt gewesen. „Man habe angefangen zu singen, worauf ein Lakai das Positiv gespielet. Der Herr Graf sei hernach aufgestanden, habe einen Diskurs formieret und gesagt, so weit wären sie neulich kommen, man müsse nun fortfahren. Er habe ferner einen fremden Prediger aufgeführet, welcher den Vortrag fortgesetzet und davon geredet, daß das Kirchengehen keinen Christen mache." Ein andrer, ein Magister, sagte aus, „daß er in des Herrn Grafen v. Zinzendorf Konvente am andern Adventsonntage gewesen, allwo er über hundert Personen, teils mit Bibeln und Gesangbüchern versehen, angetroffen. Der Herr Graf habe über anderthalb Stunden geredet über den Spruch Joh. 17, 3. Er habe unter anderem gesagt: Es sei nicht nötig, daß man Gottes Wesen, Eigenschaften und Personen kennen lerne; ingleichen wer das ewige Leben in sich habe, brauche keinen Pfarrer, auch keine Trostsprüche auf seinem Todesbette; wir hätten die apostolische Religion nicht mehr, die christliche Religion wäre bei uns ganz geändert worden; Christi Menschheit intercediere vor uns bei seiner Gottheit." Diese Aussagen nahm Löscher sorgsam zu Protokoll, griff aber nicht ein, da andres wieder für Zinzendorf sprach. Hatte doch der Graf noch 1725 einen Auszug aus Löschers Katechismus in Druck gegeben, vielleicht um den gestrengen Herrn zu beschwichtigen, und hatte er sich doch durch seine in Dresden entstandenen Lieder, z. B. „Jesu, geh' voran", viele Freunde erworben. Ohnehin schien es, als wenn der Graf Dresden bald verlassen würde. Sein Amt führte er

immer nachlässiger, Monate lang war er auf Reisen. Im Jahre 1728 schied er von Dresden, am 12. September 1731 reichte er nachträglich sein französisch geschriebenes Abschiedsgesuch ein, am 8. März 1732 legte er sein Amt mit feierlicher Rede nieder.

Was ihn mächtig von Dresden fortgezogen hatte, war Herrnhut. Dorthin waren seit 1722 evangelische Auswanderer aus Böhmen und Mähren gekommen. Zinzendorf nahm sie auf seinem Grund und Boden am Hutberg an, gründete Herrnhut und ward der Stifter der erneuerten Brüderkirche, „in der das alte böhmische Brüdertum mit dem jungen deutschen Pietismus zu einem höchst eigenartigen und lebenskräftigen Gebilde zusammenwuchs.“ Die böhmisch-mährischen Brüder waren die Reste der Hussiten, besonders der Taboriten, die sich nach der Eroberung Tabors 1453 um Peter von Chalczic als Mittelpunkt geschart hatten. Deutsche Waldenser hatten sich ihnen angeschlossen. Unter Gregor Rokyczana und Pfarrer Michael v. Bradacz hatten sich die Böhmen 1457 auf dem ihnen angewiesenen Schlosse Kunwald bei Senftenberg als Unitas fratrum, Brüderunität, konstituiert. Vertrieben und verfolgt flüchteten sie in Wälder und Einöden, erstarkten aber von neuem und erwählten 1467 für ihre 400 Gemeinden in Böhmen und Mähren einen Bischof in Matthias v. Kunwald. Später gab es immer vier Bischöfe zugleich. In der Reformationszeit hielten sich die Brüder teils mehr zu Luther, teils mehr zu Calvin, blieben aber selbständig und ließen 1575 in der Confessio Bohemica ein gemeinsames Bekenntnis mit melanchthonischer Abendmahlslehre ausgehen. Durch die Schlacht am weißen Berge 1620 wurden sie vernichtet oder zur Auswandrung gedrängt, darunter der Bischof Amos Comenius; nur ein geringer Rest fristete im Lande sein Dasein. Aus diesen Kreisen stammten die Exulanten, die 1722 über die sächsische Grenze zogen. In einer Unterredung vertraute Christian David, der Führer der Brüder, dem Grafen die Not seiner Glaubensgenossen an, und Zinzendorf war bereit, den Auswanderern auf seinem Gute eine Stätte anzuweisen. Am 17. Juni ward der erste Baum gefällt und die Kolonie „unter des Herrn Hut“ gestellt. Als der Graf die Ansiedlung besuchte und das erste neuerbaute Haus an der Straße erblickte, ging er hinein, dankte mit den Brüdern knieend dem Heiland, segnete den Ort und empfahl ihn der weiteren Gnade des Herrn. Im Vereine mit dem Berthelsdorfer Pfarrer Rothe übernahm der Graf die Leitung der Gemeinde und erbaute 1727 eine gottesdienstliche Stätte. Um dem Werke ganz sich widmen zu können, trat er in aller Form in den geistlichen Stand, legte in Stralsund sein Examen ab, hielt eine Probepredigt und ließ sich in Tübingen von dem Kanzler Pfaff ordinieren. Der mährische Bischof Jablonsky in Berlin weihte ihn durch Handauflegung zum Bischof. Auf weiten Reisen in Deutschland und über den Ozean breitete Zinzendorf seine Gedanken immer weiter aus, gründete zahlreiche Kolonien

und machte das Werk der Heidenmission zur Sache seiner Gemeinde. Die konfessionellen Zwistigkeiten der aus den verschiedensten Elementen zusammengewürfelten Gemeinde wußte Zinzendorf mit großem organisatorischen Geschicke dadurch auszugleichen, daß er sein Werk auf den Versöhnertod Christi gründete und den einzelnen Bekenntnissen durch einen dreifachen Lehrtropus, den mährischen, lutherischen und reformierten, Rechnung trug. Nach dem Muster der ersten Christengemeinde gestaltete er Verfassung und Leben der Gemeinde aus. An der Spitze des Ganzen stand die Ältestenkonferenz der Brüderunität, an der Spitze jeder Gemeinde das Ältestenkollegium. Die vornehmsten Geistlichen hießen Bischöfe. Andachtsübungen zu bestimmten Stunden und Liebesmahle hielten die Gemeinde wie eine Familie zusammen. Bei wichtigen Entscheidungen nahm man seine Zuflucht zu dem Loose; der Tod hat für den Herrnhuter die Schrecken verloren, ihre Gottesäcker sind Stätten des Friedens und Gärten der Freude.

Es konnte nicht fehlen, daß die Gründung einer Kirche in der Kirche die Aufmerksamkeit der Regierung und des Oberkonsistoriums erregte, zumal die Gemeinde nach zehnjährigem Bestande bereits auf 500 angewachsen war, viele religiöse Sonderlinge in ihren Reihen zählte und der Wiener Hof wegen Auswandrung so vieler Böhmen und Mähren beim Dresdner sich beschwert hatte. Darum sandte die Regierung 1732 unter dem Görlitzer Amtshauptmann v. Gersdorf eine Kommission nach Herrnhut, „um von dem Zustande der Gemeinde nach Lehre und Leben die genaueste Kunde einzuziehen". Die Kommission überzeugte sich, daß eine Verleitung zum Auswandern nicht stattgefunden hatte, nahm aber an dem Kultus Anstoß, der in Herrnhut herrschte und von dem landeskirchlichen abwich. Zinzendorf sah sich genötigt, auf Reisen zu gehen und ließ sich von der theologischen Fakultät Tübingen ein Gutachten ausstellen, das der Brüdergemeinde ihre Übereinstimmung mit der Augsburgischen Konfession bestätigte. Das Gutachten befriedigte das Oberkonsistorium nicht. Es entsandte 1736 eine zweite Kommission. Die Seele derselben war D. Löscher. An ihn schrieb die Gräfin: „Ich bitte Sie, daß Sie unser gutes Volk recht ins Auge fassen. Sie werden sehen, wie das Wort Gottes lauter und rein gelehrt wird und wir auch darnach leben. Gehen Sie und holen sich einen Segen in der Oberlausitz." Am 9. Mai traf die Kommission in Herrnhut ein und erklärte, von Verfolgung sei keine Rede, man werde glimpflich verfahren, verlange aber Offenheit in allen Stücken. Am 10. Mai besuchte man einen Gottesdienst. Nach eingehendem Verhör, in dem wohl viel Abweichungen vom Landeskirchentum, aber nichts eigentlich Nachteiliges gefunden ward, sagte Löscher nassen Auges mit aufgehobenen Händen: „Ihr Brüder und Schwestern, mit Angst habe ich die Kommission angetreten, als Bote des Friedens bin ich gekommen. Nun danke ich Gott um euertwillen. Ihr seid eine gottesfürchtige Gemeinde. Ihr habt eben die

reine Lehre, die wir haben, nur eure Verfassung haben wir nicht." Löschers Auftreten hatte in Herrnhut den besten Eindruck gemacht. Zinzendorf äußerte: „Herr D. Löscher mag sein, wer er will, seine patriotischen Thränen und Interceſſionen auf dem Saale von Herrnhut haben gewiß viel bei den Brüdern ausgerichtet." Ein königliches Konservatorium sprach 1737 die Duldung der Brüder in Sachsen aus, falls sie bei der Augustana blieben, der Graf aber mußte dem Befehle von 1732 gemäß außer Landes bleiben; Edikte von 1736 und 1738 verboten ihm die Heimkehr. Erst 1747 ward ihm die Rückkehr ins Vaterland gestattet und 1748 eine dritte Kommission nach Herrnhut geschickt, welche die volle Anerkennung des Herrnhutertums aussprach. Noch dreizehn Jahre waltete Zinzendorf, der nach dem Tode seiner Gattin mit Anna Nitschmann eine zweite Ehe eingegangen war, an der Spitze der Gemeinde seines Amtes, bis er 1760 sein Haupt zum Schlummer neigte. In Gemeinschaft mit Spangenberg, dem zweiten Gründer der Gemeinde, baute er sein Werk in Lehre und Verfassung weiter aus. Auf Synoden wurden die Gemeindeangelegenheiten in Frieden geordnet. Im Jahre 1778 erhielt die Gemeinde ein eigenes Gesangbuch und in der Idea fidei fratrum eine Zusammenfassung ihrer Lehre. Fast zwei Jahrhunderte ist nun die Brüdergemeinde durch Pflege biblischen Christentums ein Licht und Salz für die Welt. Was sie auf dem Gebiete der Gemeinschaftspflege, der Erziehung, der innern und äußern Mission geleistet, ward der ganzen evangelischen Welt zum Segen.

Der Mann, auf den das ganze Werk zurückgeht, war ohne Frage ein Großer im Reiche Gottes, aber ein Mann voller bizarrer Eigenheiten, ein religiöses und organisatorisches Genie, das „zu Extravakanzen aufgelegt war wie irgend eins". „Bruder Ludwig", wie ihn seine Anhänger nannten, war ein echter Edelmann, von hohem Wuchs und kräftigem Gliederbau, in der Jugend schlank, in den letzten Jahren wohlbeleibt. Haltung und Geberden verrieten den vornehmen Stand. Ungezwungen und fein wußte er mit Großen ebenso wie mit Handwerkern umzugehen. Aus seinen wohlgebildeten Zügen, den blauen Augen, die unter einer hohen Stirn freundlich und feurig hervorblitzten, sprach ein kühner, edler Geist. Er hatte nach Schrautenbachs Zeugnis eine angenehme, männliche, volltönende Stimme. Sein Vortrag war hinreißend. Wenn er einen Bischof weihte und die Hand aufhob, um den Segen des Herrn auf sein Haupt zu legen, so zuckte eine Bewegung durch die Gemeinde. Sanguinische Raschheit bezeichnete sein Denken, Reden und Handeln. Wer ihn nur sah, ahnte sofort, daß er es mit einer außergewöhnlichen Erscheinung zu thun hatte. Was diesen Mann, der ganz Gefühl und Wille war, beherrschte, war unbedingte Hingabe an den Herrn. Diese Liebe zu Christus, dem Gotteslamm, zu dem er durch den Anblick eines Kreuzigungsbildes mit der Inschrift: „Das that ich für dich, was thust du für

mich?" bekehrt worden war, verleitete ihn zu theologischen Wunderlichkeiten aller Art. „Unser eigentlicher Vater ist der Herr Jesus, das Vaterunser gehört für ihn. Gott, der Vater unsers Herrn Jesu Christi, ist nicht direkt unser Vater, sondern was man in der Welt einen Groß- oder Schwiegervater nennt." Christus aber war ihm nicht nur der Vater, sondern auch der Bräutigam, der Ehemann der Seele, eine Vorstellung, die er mit einer sinnlichen Anschaulichkeit ohnegleichen zum Ausdruck brachte. „Eigentlich ist jede Ehe des Weibes eine Ehe mit Christo; der Gatte ist nur Prokurator, Vicechrist." In seinen Liedern, in denen er Töne von wunderbar tiefer religiöser Wahrheit anzuschlagen wußte, finden sich viele, die eine geradezu anstößige Verliebtheit in den Heiland zur Schau tragen. „Wenn ich in meinem Winkelein umarm' und küss' mein Lämmelein, sind die fünf Wunden meine. Ich leg' mich in die Höhl' vom Speer, bald in die Läng', bald in die Quer', als wär' sie mein alleine. Denn mein Bettlein ist die Lende, und die Hände nebst den Füßen brauche ich zu meinen Küssen." Solche und schlimmere Lieder sangen die Herrnhuter zu ihren Gottesdiensten, und bei den Liebesmahlen wuschen die ledigen Brüder den ledigen Schwestern die Füße bis an die Kniee, trockneten sie ab und küßten sie. Auch seine Prosaschriften, die er geradeso aus den Ärmeln schüttelte wie seine Lieder, wimmeln von rednerischen und religiösen Geschmacklosigkeiten. Es ist erst Spangenbergs Verdienst, den Geist der Nüchternheit für Herrnhut gerettet zu haben. Graf Zinzendorf ist mit seinen Vorzügen und Schwächen ein treues Abbild des Geistes, an dem er sich genährt hat, des Pietismus. Seine Person und seine Werke sichern ihm doch für alle Zeiten eine Ehrenstelle unter den bahnbrechenden Geistern der Kirchengeschichte. Was er sterbend gesagt hat: „Welche formidable Menge steht schon um das Lamm herum aus unsrer Ökonomie," das gilt auch noch für die Gegenwart, wo alljährlich die „Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeinde" Tausende evangelischer Christen im Sinne des Glaubens an den Gekreuzigten zu zarter Gemeinschaft im heiligen Geiste vereinen.

50. Gegner des herrschenden Kirchentums.

Scheint in der sächsischen Theologenwelt, die im ganzen an der streng lutherischen Kirchlichkeit festhielt, der Pietismus weniger tief Wurzel geschlagen zu haben, so treten doch aus dem Chore der Geistlichen jener Tage einzelne heraus, die, an Spener und den Seinen gebildet, mit dem orthodoxen Wesen zerfallen, im Pietismus ihr Lebensideal erblickten, fromme, wenn auch oft wunderliche Gegner des überlieferten Luthertums, treu evangelische Naturen, die das Beste wollten, aber nur mit halbem Glück gegen das Bestehende kämpften, Geister, nicht frei von Schwärmerei, Subjektivismus und Hartnäckigkeit und doch Propheten und Pioniere einer neuen Zeit.

Als Spener in Dresden wirkte, pflog er mit jungen Theologen einen lebhaften Verkehr. Hier besuchte ihn Francke und erhielt von seinem persönlichen Umgang einen Anstoß zu ewiger Bewegung. Hier trat ihm ein junger Feuergeist aus dem Erzgebirge nahe, der zu einem Zeichen werden sollte, dem widersprochen ward, Gottfried Arnold. Im Jahre 1666 in Annaberg geboren und in Wittenberg gebildet, erhielt er 1689 auf Speners Empfehlung die Stelle eines Erziehers in einem adeligen Hause in Dresden. Hier gingen ihm die Augen auf über seine eignen Sünden und über die Sünden der lutherischen Kirche. Was ihm früher Zion schien, galt ihm nun als Babel, und in tiefer sittlicher Entrüstung und bitterm religiösen Pessimismus sang der junge Theolog diesem Babel das „Grablied“: „Der Meister Rat, den Gott bestellet hat, spricht die Sentenz schon über Babels Wunden, es sei kein Arzt noch Kraut für sie gefunden, so gar verzweifelt böse sei der Schad', den Babel hat.“ Solche Anschauungen bedeuteten den Bruch mit der Kirche. Als Arnold im Hause seines Herrn gegen das weltliche Treiben der Hausgenossen auftrat und in Folge dessen seinen Dienst verlor, ward er von Spener zu einer ähnlichen Stellung in Quedlinburg empfohlen. Hier fand in separatistischen Kreisen seine Abneigung gegen das herrschende Kirchentum nur neue Nahrung. Aus der argen Gegenwart flüchtete er sich in die Zeit der „ersten Liebe“, in das apostolische Zeitalter, das er in einem erbaulichen Werke, nicht ohne stark zu idealisieren, darstellte. Eine Stellung als Professor der Geschichte in Gießen gewährte ihm keine wahre Befriedigung. Im Hause eines Quedlinburger Pietisten ging er nun an das Hauptwerk seines Lebens, in dem er die Grundsätze des Pietismus auf die Behandlung der Kirchengeschichte übertrug, er begann die „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie“, die seinen Namen berühmt gemacht hat. Das Buch ist der historische Protest des Pietismus gegen die starre Orthodoxie der Zeit. Hatte die letztere die wahre Kirche nur bei den Rechtgläubigen gefunden und die andern als Ketzer gebrandmarkt, so kehrte dies Arnold um und bemühte sich nachzuweisen, wie gerade den Ketzern die wahre Frömmigkeit eigen, die bei den Rechtgläubigen zu vermissen sei. Demgemäß hat er mit großem Fleiß und erstaunlichem Scharfsinn in allen Jahrhunderten die Schwächen der Orthodoxie und die Vorzüge der von ihr geächteten Gegner aufgedeckt und in die Geschichte der Kirche vielfach neue Blicke eröffnet. Aber sein Eifer hat ihn zu weit getrieben, und so ist seine Kirchengeschichte nicht eine „unparteiische“ geworden, sondern so parteiisch wie nur denkbar, eine historische Tendenzschrift ersten Ranges, die nicht das erzählt, was geschehen ist, sondern das, was ein durch und durch pietistischer Geist über die Thatsachen gedacht hat. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich gegen dies Ketzerwerk. Professor Cyprian von Helmstedt und andre traten gegen den Verfasser in die Schranken, und mancher orthodoxe Dorfpfarrer hielt sich für verpflichtet, dem Brandstifter „einen

Stein an den Kopf zu werfen". Bei Schwärmern und Separatisten freilich fand das Buch um so lautern Beifall, und es war ein Verhängnis für Arnold, daß ihn die Ketzergeschichte mit Männern wie Gichtel und Dippel zusammenführte; im Verkehre mit diesen unklaren Geistern geriet er in mystische Spekulationen hinein, aus denen heraus sein geistvolles, aber wunderliches Buch „Geheimnis der göttlichen Sophia" entstand. Bald jedoch trat ein bedeutsamer Wendepunkt in seinem Leben ein. Er trat in den Ehestand und nahm ein geistliches Amt an, die verwitwete Herzogin von Sachsen-Eisenach machte ihn 1701 zu ihrem Schloßprediger in Allstedt. Doch war hier seines Bleibens nicht lange. Arnold, noch immer Pietist, hatte es abgelehnt, bei Antritt seiner Stellung den Eid auf die Konkordienformel zu leisten; darum wollte ihn der Herzog nicht im Lande dulden, auch dann nicht, als ihn der König von Preußen zu seinem Historiographen ernannt hatte. Gerne folgte Arnold 1704 dem Rufe seines königlichen Gönners ins Preußische. Er ward geistlicher Inspektor zu Werben in der Altmark und 1707 in Perleberg. Nun erst, als sein Lebensschiff in ein ruhigeres Fahrwasser gekommen war, klärten sich seine Anschauungen über Theologie und Kirche. Der Stürmer und Dränger ward zum gesegneten, praktisch wirkenden Seelsorger und Prediger. Mit der Kirche versöhnt, durch manche Prüfung geläutert, doch durch innere und äußere Kämpfe erschöpft, starb er, erst achtundvierzig Jahr alt, 1714. Die Wissenschaft wird ihm für seine kirchenhistorischen Arbeiten immer dankbar sein; hat er in seiner Kirchen- und Ketzerhistorie dem Subjektivismus auch die Zügel schießen lassen, so zwang er doch durch dies sein Werk die Kirchengeschichte, ihre Urteile über die Helden wie über die Ketzer der Kirche ernstlich zu revidieren und hat somit durch seine Kritik eine wahrhaft wissenschaftliche Betrachtungsweise mit herbeiführen helfen. In der Gemeinde lebt er durch seine geistlichen Lieder fort, an deren Wärme und Inbrunst viele Geschlechter sich erquickt haben.

Hat sich Arnold mit Hilfe des geistlichen Amtes aus der Gegnerschaft gegen die Kirche wieder in die Kirche zurückgefunden, so war für eine verwandte Natur, den Pfarrer Töllner in Panitzsch bei Leipzig, das geistliche Amt der Herd, an dem sich das Feuer der Opposition entzündete. Justinus Töllner, 1656 in Gera geboren, seit 1682 Pfarrer in Panitzsch, sah seine geistliche Aufgabe darin, gegen die Gebrechen des Gemeindelebens in Wort und That zu kämpfen. Das weltförmige Treiben seiner Bauern war ihm ein Greuel, zum wahren Christentum schien ihm, dem Pietisten, der gottselige Wandel vor allem erforderlich. Der redliche Mann wurde gewahr, daß das Laster des Saufens in der Gemeinde sehr verbreitet war und namentlich beim sogenannten Pfingstbier geübt ward; das Fest des heiligen Geistes war in Panitzsch ein Tag geworden, wo die Völlerei ihre Triumphe feierte. Hierzu konnte der treue Eckart der Gemeinde nicht

schweigen, er strafte das Laster in Predigt und Seelsorge. Aber niemand ließ sich durch den Eifer des Geistlichen bestimmen, dem Trunke zu entsagen; im Gegenteil, die Gemeinde, die sich ihr altes Recht nicht nehmen lassen wollte, zu trinken, wann und wieviel sie wollte, ward gegen den unbequemem Bußprediger erbittert, und als Töllner am Sonntag Exaudi und an den Pfingstfeiertagen 1691 wieder besonders gegen das Pfingstbier donnerte, verklagten ihn die Bauern bei seinem Superintendenten. Nichtsdestoweniger setzte der Pfarrer, in seinem Gewissen gedrungen, seine Warnungen fort, er sprach es aus, daß diejenigen, die sich herbeiließen, mit der Welt das Pfingstbier zu saufen, nicht bußfertig sein könnten, und daß er die, die es thun wollten, gewissenshalber nicht zur Beichte und Abendmahlsfeier zulassen könne. Die Folge war, daß die Bauern, weit entfernt, sich belehren und gewinnen zu lassen, ihn abermals verklagten und zwar beim Leipziger Konsistorium. Das Konsistorium freilich war andrer Ansicht als der Panitzscher Pfarrer. Es sah die Sache vom rechtlichen Standpunkt an und befahl dem Geistlichen, die Absolution niemanden zu versagen, der sie im Beichtstuhl suche, wenn er nur äußerlich bußfertig erscheine. Töllner wollte und konnte sich hierzu nicht verstehen, sondern blieb, vom Gewissen getrieben, bei dem Entschlusse, diejenigen, die das Pfingstbier nicht einstellen wollten, weder zum Beichtstuhle noch zum Altare zu lassen. Deshalb ward er wegen Widerspenstigkeit gegen die Kirchenbehörde am 12. Juni 1696 auf ein Vierteljahr suspendiert. Er bat in einer Bittschrift an das Geheimratskollegium in Dresden um Aufhebung der Suspension, allein er fand nicht nur kein Gehör, sondern ward vom Oberkonsistorium zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, die er lediglich durch eine unterthänigste Supplik an den Landesherrn von sich abwendete. Nach Ablauf der Suspension meinte Töllner sein Amt wieder aufnehmen zu können, aber er sah sich getäuscht. Noch einige Male mußte er sich vor dem Konsistorium stellen, man versuchte ihn von seinen harten Grundsätzen abzubringen. Da er sich indes noch immer nicht weisen lassen wollte, so erfolgte am 12. März 1697 seine Amtsentlassung. Töllner wandte sich mit seiner Gattin und sieben unerzogenen Kindern nach Halle ins Waisenhaus, wo man den Märtyrer mit offenen Armen aufnahm. Dort erhielt er die Stelle eines geistlichen Inspektors, die er bis Mitte 1718, wo er starb, bekleidete. Von seinen theologischen und religiösen Überzeugungen hat er in einigen Schriften Kunde gegeben. Rührend ist die „Christliche Abschiedsrede eines um der Wahrheit und seiner redlichen Amtstreue willen abgesetzten evangelischen Priesters an seine gewesenen Zuhörer, darinnen er ihnen teils die treue Verrichtung seines Amts, teils auch ihren Undank und Verhetzung vorhält, sie zur Buße ermahnt und segnet", ein Büchlein, das er statt einer Abschiedspredigt, die er nicht halten durfte, 1697 ausgehen ließ. Eine förmliche Rechtfertigungsschrift ist die „Unrechtmäßige Absetzung, das ist ausführliche deutliche Beschreibung dessen, wie man etliche

Jahre hier mit ihm um der Wahrheit willen sehr übel umgegangen, ihn heftig verfolgt, an vielem Guten in seinem Amte gehindert, drei Vierteljahre suspendieret und endlich gar removieret", ein umfängliches Buch, das zweimal gedruckt ward. Einer seiner Biographen, Dietmann, urteilt: „Daß Herr Pastor Töllner ein gutes Herz und reine Absichten gehabt hat, scheint wohl gewiß zu sein; daß man ihm dies aber als einen Fehler anrechnen könne, daß er das Wesen des Christentums auch in Verleugnung der Mitteldinge gesetzt und dafür gehalten, daß zum wahren Christen die gänzliche Enthaltung von allem Spielen, Tanzen u. dergl. gehöre, als welche Dinge er alle für Sünde gehalten, scheint auch richtig zu sein. Sonst soll er auch zum Chiliasmus geneigt gewesen sein und eine zwiefache biblische Auferstehung, auch ein tausendjähriges Reich geglaubt haben, welche mit der rechtgläubigen Kirche nicht übereinstimmende Meinungen zu seiner Absetzung wohl etwas, hauptsächlich aber der eigenmächtige Brauch des Bindeschlüssels, mag beigetragen haben." Töllner hat es mit seinen Bauern eben so wohl gemeint, wie Spener mit seinem Kurfürsten. Beiden gelang es nicht, harte Herzen zu beugen; aber daß sie ihr Amt in gleicher Seelsorgertreue geführt und ihrer pastoralen Gewissenhaftigkeit zum Opfer gefallen sind, kann niemand bezweifeln. Ebenso wenig ist zu leugnen, daß, während Spener von eigner Verschuldung frei ist, Töllner nicht ohne Halsstarrigkeit und fleischlichen Eifer zu Werke ging. Nicht seine Treue, sondern seine pietistische Härte, seine gesetzliche Strenge war's, was das Leipziger Konsistorium zu jenem ernsten Schritte veranlaßte, und nicht zuletzt seine Unzugänglichkeit gegen alle Vorstellungen seiner gottgesetzten Obrigkeit.

Weit bedeutender als Töllner, wenn auch weniger bedeutend als Arnold ist ein dritter Kämpe gegen die tote Orthodoxie seiner Zeit, der vom Pietismus erfüllt war, einer der originellsten, wenn auch derbsten Erbauungsschriftsteller und Moralprediger der lutherischen Kirche: Gottlieb Cober. Er hat es nicht bis zum Pastor, nur bis zum Kandidaten gebracht, aber er ist ein Kandidat, der seinen Namen unauslöschlich in die Tafeln der Kirchengeschichte eingezeichnet hat. Sein „aufrichtiger Kabinetsprediger", sein „beweglicher Passionsprediger", seine „Vesperglocke" und andre Werke sichern ihm in der Geschichte des erbaulichen Schrifttums einen Ehrenplatz. Wegen seiner ungemeinen Frische und fast witzigen Darstellungskunst hat man ihn den „Abraham a Santa Klara der evangelischen Kirche" genannt, aber er übertrifft den guten Ullrich Megerle an Ernst der Gedanken und Gediegenheit der Gesinnung, wenn er ihm auch an sprachlicher Virtuosität und Humor nicht gleich kommt. In kurzen, knappen Sätzen, in muntrer, klarer Darstellung, in lebensvoll bewegtem Stil, wie das Volk spricht und wie ihn nächst Luther Heinrich Müller und Lassenius so meisterlich zu handhaben verstehen, weiß Cober gar fesselnd und eindringlich zu reden. Trotz seiner Jugend ein Herzens- und Menschen-

kenner von feinem und scharfem Blick entrollt er in seinen Schriften ein farbenreiches Bild seiner Zeit und hält in seinen konkreten und anschaulichen Skizzen — ein Shakespeare im Kandidatenrock — seinen Zeitgenossen einen Spiegel vor, in dem sie mit schmerzlicher Überraschung ihr Bild erblickten. Seiner feinen Seelenkenntnis kommt dabei seine Unerschrockenheit und Derbheit völlig gleich, ja sein Eifer wider die Sünden der Zeit und sein Hang zum Konkreten verführen ihn nicht selten zu allerlei Drastischem und Übertriebenem. Gottlieb Cober ist am 10. Juni 1682 als Sohn eines armen Steinsetzers in Altenburg geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte Theologie. Nachdem er vor dem Altenburger Konsistorium das Kandidatenexamen bestanden, lebte er, der Sitte der Zeit gemäß, von „Informationen". Da es ihm in einer Periode der Überfülle an Theologen nicht gelang, ein Pfarramt zu erhalten, so legte er sich aufs Schriftstellern. Und er hat mit seiner gewandten, spitzen Feder außerordentlichen Erfolg gehabt, der erste Teil seines Kabinetspredigers allein erlebte in vier Jahren eine Auflage von 20000 Stück. Freilich trugen ihm diese litterarischen Arbeiten auch viel Ungemach ein. Sein Leben wurde das eines Märtyrers. Das sollte er bei seiner bedeutendsten Schrift, dem Kabinetsprediger, besonders bitter erfahren. In diesem Buche geißelt er mit schonungslosem Eifer die Sünden der „hohen und niedern Standespersonen". Das Buch, vom Publikum verschlungen, übte namentlich auf die „hohen Standespersonen" eine Wirkung aus wie ein Wasserstrom auf ungelöschten Kalk. Es wurde verboten, der Verfasser angeklagt, festgenommen und ins Altenburger Gefängnis gesetzt. Das war 1711. Cober leugnete entschieden, in seinen Schilderungen bestimmte Personen des Landes haben geißeln zu wollen, gewisse Leute indes erkannten in den meisterhaft gezeichneten Typen Cobers ihr eignes Konterfei, und so erfolgte im April 1712 das Urteil: Der Verleumder und Pasquillant Gottlieb Cober hat das Land zu räumen und „Urfehde" zu schwören. Was die Räumung des Landes betrifft, so konnte Cober wegen Krankheit diese Strafe nicht sogleich antreten. Urfehde zu schwören weigerte er sich im Bewußtsein seiner Unschuld auf das Entschiedenste. Nach damaligem Gerichtsbrauch übernahm es deshalb trotz Cobers entschiedenen Einspruchs ein Amtsfrohn, „in seine Seele" den Eid zu leisten. Nachdem Cober fast dreiviertel Jahre in Haft gesessen, ging er unter stillschweigender Billigung der Regierung 1712 mit seinem Wärter nach Leipzig, wo er mit regem Fleiße seine Schriftstellerei fortsetzte. Bald aber verwickelte ihn seine litterarische Thätigkeit in einen neuen, lang andauernden Prozeß, der über die Grenzen des altenburger Landes sich nach Leipzig und Dresden zog.

Im Jahre 1712 hatte Cober bei dem Buchhändler Kallenbach in Leipzig ein neues erbauliches Werk herauszugeben begonnen: „Herzerquickende Blumen und gemütslabende Äpfel aus dem Lustgarten der

heiligen Schrift frisch abgebrochen, mit Kalmus und Cinament reich bestreuet". Gegen diese Schrift, auch „Blumenschalen" genannt, erschien 1713 eine in Leipzig gedruckte ausführliche und sehr gesalzene Kritik: „Unpassionierte Gedanken über den geistigen Äpfel- und Blumenkramen Herrn Gottlieb Cobers". Als Verfasser dieser Schmähschrift bezeichnete sich „Lauterwein", jedermann aber wußte sofort, daß dies nur ein erdichteter Name war. Kaum hatte Cober die Kritik gelesen, so griff er, heißblütig wie er war, zur Feder und antwortete dem Verfasser mit einer ganz grimmigen Gegenschrift: „Antwort des Narren Johann Friedrich Lauterweins auf seine Narrheit von Constantino Wahrmund, Herrn Cobers Landsmanne. Sprüchwörter 31, 5. Glückstadt. 1713." Da geschah's, daß bei dem Oberkonsistorium in Dresden ein Schreiben des Pastors Magister Wolfgang Friedrich von Roda in Zschernitzsch bei Altenburg einlief, eines Mannes, der keines sonderlichen Leumunds sich erfreute und sich mehr der Ökonomie als der Theologie befleißigt zu haben scheint. Derselbe forderte, den Verfasser und Verleger der Schrift Wahrmunds sofort strafrechtlich zu verfolgen, weil dieselbe gegen ihn gerichtet sei. Er bemerkte, der Verfasser sei höchstwahrscheinlich Cober selbst. Auch das Altenburger Konsistorium nahm sich der Sache an, in Leipzig waren schon vorher Untersuchungen über die Herkunft des Büchleins angestellt worden, wobei sich ergeben hatte, daß Cober der Verfasser war; und bald ward der Vertrieb der Broschüre in Dresden und Leipzig von Obrigkeits wegen verboten. Da Cober inzwischen im Sommer 1713, vielleicht um einem Arrest zu entgehen, den ihm die Universität angedroht, von Leipzig sich nach Dresden gewendet hatte, so erhielten der Rat und der Superintendent der Residenz vom Oberkonsistorium Befehl, Cober vorzufordern und die Sache zu untersuchen. Es geschah. Ein langer Prozeß entspann sich. Cober mußte sich zur gerichtlichen Abbitte und zur Zahlung von 96 Thaler 21 Groschen Gerichtskosten bequemen. Er legte Berufung ein, aber umsonst. Die Juristenfakultät zu Wittenberg entschied: der Mann ist entweder ein Jahr lang des Landes zu verweisen oder mit sechs Wochen Gefängnis zu bestrafen oder aber zu sechs Neuschock Geldstrafe zu verurteilen. Der arme, gehetzte Kandidat wählte das letztere. Auf dem letzten Blatte der Akten findet sich von der Hand des Ratssyndikus die Notiz: „Den 4. Maji 1715 hat Gottlieb Cober sechs Neuschock Strafe erkanntermaßen abgestattet, welche in des Rats Kämmerei gegeben worden."

Damit war Cobers Prozeß, aber auch so ziemlich sein Leben zu Ende. Am 12. April 1717 erlöste der Tod den viel angefochtenen Mann von seinem Erdenleid; auf dem Elias- oder Johannisfriedhof zu Dresden mag er begraben worden sein. Es ist kein Zweifel, daß Gottlieb Cober an der Tragik seines Lebens nicht ganz ohne Schuld ist. Er ist zu leidenschaftlich vorgegangen und war nicht frei von persönlicher Polemik. Aber er muß im Zusammenhange mit der Kirchen-

und Kulturgeschichte seiner Zeit aufgefaßt werden, und da erscheint er als das personifizierte Gewissen der Kirche in einer Zeit der Veräußerlichung, als notwendige Reaktion gegen das tote Kirchentum des Jahrhunderts.

Eine tiefgehende Bewegung in der sächsischen Landeskirche rief auf kurze Zeit ein merkwürdiger, origineller Geist in Leipzig hervor, der Oberkatechet Magister Adam Bernd. Geboren 1676 in Breslau, auf der Universität Leipzig gebildet, hielt er dort unter allgemeinem Beifall seit 1701 Vorlesungen und wirkte seit 1712 als Frühprediger an der Peterskirche. Auch als Prediger war er beliebt, da er, von der alten, orthodoxen Predigtweise abweichend, das Wort Gottes geschickt und fein auf Herz und Leben anwandte und auch in der Sprache die Bahnen des herkömmlichen Zopfes verließ. „Er war bekanntermaßen in Erfindung derer Themata, so den Leuten besonders gefielen, sehr sinnreich, und sie sind meistens in einer fließenden und angenehmen Schreibart abgefasset." So hielt er einmal eine Predigt mit dem Thema: „Für die Leute, die gerne lachen." Eine andre begann er mit den Worten: „Unser Evangelium sieht aus wie der halbe Mond, oder wenn er das erste Viertel hat." Eine dritte hatte das Thema: „Der sündliche Eigenruhm hochmütiger Leute Eigentum." Einem Predigtjahrgange legte er zu Grunde: des Christen Erfahrung und deren Übereinstimmung mit der heiligen Schrift. Ein andrer Jahrgang handelte von siebzig Quellen des gottlosen Lebens. Viele seiner Predigten wurden zum Drucke verlangt und erschienen einzeln oder in Sammlungen. So gehörte Adam Bernd zu den angesehensten Theologen Leipzigs, bis eine unvorsichtige Schrift seinen Namen stinkend machte. Im Jahre 1728 erschien in Leipzig ein Buch: Einfluß der göttlichen Wahrheiten in den Willen und in das Leben der Menschen von Christian Melodius. „Es wird — so heißt es noch auf dem Titel — hierinnen deutlich gezeigt, daß die Wahrheiten nicht in dem Verstande, sondern in den Urteilen zu suchen, daß solche Urteile von der menschlichen Freiheit dependieren, daß die völlige Erleuchtung nicht ohne Heiligung, daß die Irrtümer der christlichen Sekten keine an und für sich verdammlichen Irrtümer und des Eusebii System das beste System der christlichen Religion sei." Thatsächlich fanden sich in dem Werke die gewagtesten Behauptungen: Gut und böse ist, was einer dafür hält; die Sünde entspringt also nicht aus dem Willen; das Evangelium besteht lediglich in der Beschränkung des mosaischen Gesetzes auf das der Liebe; der heilige Geist ist allen Menschen natürlich; an Christum glauben heißt Christo glauben; dies können die Heiden, auch ohne ihn zu kennen; von der Buße, der Anrufung der Geschöpfe, der Ungewißheit der Seligkeit lehrt das Tridentinum richtiger als die evangelische Kirche. Das merkwürdige Buch des unbekannten Autors ward Stadtgespräch. „Anfangs meinte man hier — schrieb der Leipziger Superintendent Deyling an Löscher in Dresden — das

Zeug dürfte nudo contemptu evilescieren; aber wenn solche Dinge geregt werden, so sind unsre Leipziger kurios und lesen desto begieriger, was sie sonst des Ansehens nicht gewürdigt hätten." Um so mehr machte die Geistlichkeit gegen das Buch Front: „Hiesiges Ministerium bezeuget seinen Abscheu über dergleichen greuliche Errores." Es ward nach dem Urheber der Schrift geforscht, und als Verfasser entpuppte sich: Adam Bernd. Er hatte das Buch zwar nur geschrieben in der Absicht, in seinen Zweifeln widerlegt zu werden, aber er hatte es verfaßt und mußte sich verantworten. Deyling berichtet über das Verhör vor dem Leipziger Konsistorium: „Am 13. August haben wir im Konsistorio Magister Bernd vernommen, da er denn gestanden, daß er selbst der Melodius sei, dieses gottlose Buch gefertiget, zu Zeitz ohne Censur drucken lassen und alle Bogen selbst korrigieret und revidieret. Er bekennet sich zu allen Passagen und Irrtümern, so in diesem Buche zu finden, suchte auch öffentlich zu behaupten, es wäre zwischen uns und den Papisten kein dissensus fundamentalis. Wir haben über drei Stunden mit ihm zugebracht und ihn zu keiner Erkenntnis seiner Irrtümer bringen können. Was ist nun weiter mit diesem verrückten Menschen vorzunehmen? Ich will doch nicht hoffen, daß er beim Amte gelassen werden wird." Das Oberkonsistorium trat dem Urteile des Leipziger Konsistoriums bei, verbot das Buch und entsetzte den Verfasser seines Amtes, weil er unevangelisch lehre und zum Katholizismus neige. Auch Vorlesungen durfte er nicht mehr halten. Löscher, Gaudlitz u. a. widerlegten Bernds indifferentistische und naturalistische Schwärmereien in besonderen Schriften. — Durch dies alles scheint der wunderliche Mensch rasch ernüchtert worden zu sein. Er widerrief seine Irrtümer und schrieb an Löscher in Dresden einen ergreifenden Brief. Schon früher hatte er mit dem Hüter der Rechtgläubigkeit im Briefwechsel gestanden. „Wenn in meinem Buche — so hatte er 1720 an ihn geschrieben — etwas sollte vorkommen, was bedenklich schiene, so bitte ich, Ew. Magnificenz wollen denken, daß es aus Eifer hergekommen, dem Mißverstande und Mißbrauche unsrer Lehrsätze zu steuern. Es sind beinahe schon achtzehn Jahre, daß ich die Schriften Ew. Hochwürden nächst der Bibel unter meine Hauptbücher gerechnet, selbige fleißig gelesen, mir manche vergnügte Stunde damit gemacht und Unzähliges daraus gelernt, auch in meinem Amte und Predigten nächst der heiligen Schrift mich nach denselben gerichtet." Kein Wunder, daß er sich, nunmehr bedrängt und geächtet, an diesen Vertrauensmann wandte. Er schrieb ihm: „Vor einigen Jahren wankte ich nur. Nun bin ich gar gefallen, ja recht gröblich angelaufen. Doch Gott hat nach seiner Erbarmung mich wieder aufzurichten angefangen, und ich habe die Hoffnung, er werde mich auch noch ferner aufrichten. Ich bin durch diese Anfechtung zeither bis in die Thore des Todes und der Höllen gekommen. Die Not hat mich zur Lesung der Lehr- und Trostbücher unsrer Theologen angetrieben,

so daß ich verdammen muß, was ich geschrieben, und mir die Augen in vielen, ja in den meisten Dingen aufgegangen. Ich bin verbunden vor die gute Information, so Melodius von Ew. Hochwürden bekommen, und wünschte, daß noch mehr darwider geschrieben würde, dem Skandalo zu remedieren, der von mir causieret worden. Im übrigen bin ich bereit, auf die allerdemütigste Weise unsrer Kirche und allen Lehrern in derselben zu deprecieren, so ich was Herbes über dieselben geschrieben habe. Haben Sie Erbarmen mit mir armem Manne, und helfen Ste durch Dero hohe Autorität, daß ich mit gnädiger Strafe angesehen werde, und es, wie es anders ja nicht sein kann, bei der bloßen Remotion verbleibe, die ich wohl verdienet habe. Ich will treulich mein Versprechen halten und, so lange ich lebe, nicht das Geringste gegen unsre Kirche schreiben, würde auch wider mein Gewissen handeln, wenn ich es thun wollte. Kein besser Frenum und Zaum in dieser Sache wäre, daferne ich in Leipzig gelassen würde unter der Bedrohung, daß, wo ich dergleichen ferner thäte, ich von Stadt und Land sollte verjagt werden. Denn davor erschrecke ich mehr als vor dem Tode selbst, weil ich ein dreiundfünfzigjähriger schwacher Mann. Wo sollte ich hin? Wer sollte mich annehmen? Keine Mittel zu leben sind vorhanden, und ich würde den größten Versuchungen und Trübsalen unterworfen sein." — Der demütige Mann erhielt ein kleines Jahrgehalt, schrieb mehrere geschätzte Schriften über christliche Moral und führte ein stilles, völlig tadelfreies Gelehrtenleben. Jahrelang körperlich und seelisch krank, starb er 1748 zu Leipzig am Schlagfluß. Adam Bernd hat weder aus Übermut noch aus Neuerungssucht zeitweilig gegen die Kirchenlehre die Feder geführt; er war ein selbständig denkender Kopf und ward, vom Pietismns beeinflußt, von seinen Spekulationen weiter geführt, als er wollte. Ohne Zweifel trägt an der Schrift, die er als Melodius schrieb, körperliches Leiden ein starkes Teil von Schuld. Wie seine „Eigene Lebensbeschreibung" bezeugt, die er 1738 herausgab, war Bernd zeitlebens in hohem Grade Hypochonder; es darf gesagt werden: wo er die reine Lehre verleugnete, da hat er mehr oder minder unter dem „Einfluß der — Krankheit in den Willen" gestanden.

51. Die Anfänge der Mission.

Heidenmission war nicht die Aufgabe der Reformatoren. Ihre Sendung war nicht, hinauszugehen und draußen den Heiden das Wort vom Kreuze zu verkünden, sondern drinnen den Tempel zu reinigen, den die Wechsler und Händler zum Kaufhaus und zur Mördergrube gemacht hatten. So darf es nicht wunder nehmen, wenn Luther und die Seinen bei der Riesenarbeit der Tempelreinigung auf das Werk der Mission nur gelegentlich einen Blick werfen und es in ihren Worten und Liedern nur streifen. Verwunderlich aber und ein Zeichen un-

gesunder Zustände war es, wenn die Kirche des ausgehenden Jahrhunderts der Reformation und der folgenden Periode im großen ganzen auf die Predigt der reinen Lehre sich zurückzog und darüber vergaß, daß auch das Leben, das Missionsleben, gepflegt sein will. Dem Kirchentume des 16. und 17. Jahrhunderts, das uns so bedeutsame Dogmatiker, Kirchenhistoriker, Prediger, Sänger und, was mehr ist, Charaktere gegeben hat, ist die Heidenmission fremd, ja oft geradezu widerwärtig. Ein Mann wie Superintendent Ursinus in Regensburg, der als Verfechter des lutherischen Bekenntnisses aller Achtung wert ist, konnte Missionsprojekten entgegenhalten: „Hunden und Säuen soll man Gottes Heiligtum nicht vorwerfen." Derselbe Löscher, der sonst auf jeglichem Gebiete, selbst auf dem der innern Mission, genug Beweise seines weiten und scharfen Blickes ablegte, trat der größten und herrlichsten Aufgabe des lutherischen Zion in seinen „Unschuldigen Nachrichten" mit ziemlicher Kühle und Zurückhaltung gegenüber. Und ein Mann wie Erdmann Neumeister, der in den süßesten Tönen rufen konnte: „Jesus nimmt die Sünder an" — fand sich gemüßigt, nicht nur seine Predigt, sondern auch seine Poesie in den Dienst der Missionsgegnerschaft zu stellen; in einer Predigt „bewies" er, „daß die sogenannten Missionen heutzutage nicht nötig seien" und schloß mit den Worten: „Vor Zeiten hieß es wohl: geh' hin in alle Welt; jetzt aber: bleib' allda, wohin dich Gott bestellt."

Ohne Frage gebührt dem Pietismus und den von ihm berührten Geistern das Verdienst, das Erwachen des Missionslebens herbeigeführt zu haben. Schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts regte sich der Missionssinn in deutschen Landen. Die Gesandtschaft Ernsts des Frommen nach Abessinien, die Reise Adam Olearius' und Paul Flemings nach Persien lenkten die Blicke der deutschen, auch der sächsischen Lutheraner in die Ferne. Ein Balthasar Meisner in Wittenberg zählte zu den Schäden der Kirche vom Katheder herab auch „den Mangel an Missionen unter Juden, Türken und Heiden". Wie ein Morgenstern am nächtlichen Himmel erschien sodann 1664 der Missionsprophet Justinian v. Welz mit seinem Weckruf: „Eine christliche und treuherzige Vermahnung an alle rechtgläubigen Christen der Augsburgischen Konfession, betreffend eine sonderbare Gesellschaft, durch welche nächst göttlicher Hilfe unsre evangelische Religion möchte ausgebreitet werden." Mit Gichtel vereint plante er ein Missionsseminar, zog selbst nach der holländischen Kolonie Surinam, um dort praktisch Heidenmission zu treiben, fand aber schon 1668 den Tod, vielleicht von wilden Tieren zerrissen. Mit heiligem Ernste hat er in seinen Schriften der Kirche die Missionspflicht ins Gewissen geschrieben: „Ist es recht, daß wir evangelischen Christen das Evangelium allein für uns behalten und dasselbige suchen nirgends auszubreiten? Ist es recht, daß wir allerorten so viel Studiosos Theologiae haben und geben ihnen nicht Anlaß, daß sie anderwärts in dem geistlichen Wein-

berg Jesu Christi arbeiten helfen?“ Solche Fragen zündeten in manchem Gemüt. Ein Dannhauer beantragte Seminare zur Ausbildung von Missionszöglingen; ein Scriver betete um neue Heidenapostel; ein Seckendorf klagte die „Faulheit und Nachlässigkeit“ derer an, die nicht dafür sorgen, „daß die reine evangelische Lehre zu den barbarischen Völkern komme“; ein Leibnitz sann über die Bekehrung Chinas nach. Vor allem aber ließ der weitschauende Spener zum Preise der Heidenmission seine Stimme ertönen: „Die gesamte Kirche ist verbunden, hierin zu thun, was sie kann. Da haben sonderlich die beiden obern Stände, Obrigkeit und Prediger, darauf bedacht zu sein, nach Leuten zu trachten, sie mit notwendigen Mitteln zu versehn und sie dann auszusenden. Wir müssen leider zu unsrer schlechten Ehre gestehen, daß man bisher so sämmig bei unsrer evangelischen Kirche in diesem Stücke gewesen. Was aber versäumt worden, soll mit so viel wahrem Ernste künftig verbessert werden.“

Der erste praktische Missionar sächsischen Blutes, zugleich ein Bahnbrecher im Werke der Heidenbekehrung, war der Pulsnitzer Kaufmannssohn Bartholomäus Ziegenbalg. In Kopenhagen war's, wo um 1705 der Hofprediger Lütkens seinen König auf die Missionspflicht der dänischen Kirche in der heidnischen Bevölkerung der Kolonien Dänemarks aufmerksam machte. Dieser Hinweis fand ein williges Ohr. König Friedrich IV. beauftragte seine drei Hofprediger, sich nach geeigneten Sendboten umzusehen. Da sich in Dänemark niemand fand, wandte sich Lütkens nach Deutschland, nach Berlin. Zwei Berliner Prediger, Lysius und Campe, wiesen auf den jungen sächsischen Kandidaten Ziegenbalg hin, der sich damals in der Nähe aufhielt und als Missionar geeignet schien. In der That war er der rechte Mann. „Seine Jugendgeschichte war auf die Ordination zum Missionar von oben her angelegt.“ Er war am Johannistage 1683 geboren. Es spricht für den Ernst des Vaters, daß er sich schon bei Lebzeiten seinen Sarg hatte machen lassen und für die Frömmigkeit der Mutter, daß sie den Kindern als besten Schatz die Bibel hinterließ. Das Kind solcher Eltern wandelte die Bahn des Glaubens; oft fiel der kleine Bartholomäus unter Gottes Himmel nieder und betete. Früh verwaist, in Görlitz erzogen, auf das Heil seiner Seele bedacht, wandte er sich an Francke in Halle, und dieser wies ihn an Joachim Lange. Unter der Leitung des Vorkämpfers der pietistischen Sache und in Speners Nähe vollendete Ziegenbalg die Gymnasialstudien und bezog 1703 die Pietistenuniversität. Bereits hier erfüllten ihn Missionsgedanken. Breithaupt sagte einst zu ihm: „Wenn man eine Seele unter den Heidenvölkern rechtschaffen zu Gott führt, so ist solches ebensoviel, als wenn man in Europa hundert gewinnt, indem diese täglich genugsam Mittel und Gelegenheit zu ihrer Bekehrung haben, jenen aber dergleichen mangeln.“ Im August 1705 in Berlin auf Besuch, erhielt er das Anerbieten von Lütkens, sich zu den Heiden senden zu

lassen. Anfangs unschlüssig, ging er doch bald mit Freuden darauf ein, zumal sich ihm in Heinrich Plütschau aus Mecklenburg ein Gleichgesinnter zugesellte. Am 1. Oktober 1705 erklärten die beiden: „Wir gehen in des Herrn Namen; und wenn uns Gott nur eine Seele aus den Heiden schenken möchte, würde unsre Reise schon belohnt sein.“ Ziegenbalg schrieb an Francke: „In höchster Eile gebe ich meinem wertgeschätzten Freunde und Gönner zu erkennen, wie wunderbarlich und weislich mich Gott bisher geführt hat, und es nunmehr auf inständiges Verlangen der Freunde mit Abraham heißt, aus meinem Vaterlande und aus meiner Freundschaft gehen in ein Land, das er mir zeigen will, seinen Namen unter den Heiden zu verkündigen.“ Am 15. Oktober landeten beide in Kopenhagen, am 11. November wurden sie ordiniert, am 29. November stachen sie auf dem Schiffe Sophia Hedwig in See. Das Ziel ihrer Reise war Trankebar auf der ostindischen Küste Koromandel, womit der sächsisch-lutherischen Mission auf Jahrhunderte hinaus das Arbeitsfeld angewiesen war. Als sie am 9. Juli 1706 in den Hafen von Trankebar einliefen, da fingen sie völlig ungerüstet die Arbeit in einem Lande an, wo seit sechzig Jahren reformierte, seit zweihundert Jahren römische Mission am Werke gewesen war. Die deutschen Lutheraner wandten zunächst ihre ganze Kraft an die Erlernung der schweren tamulischen Sprache. Ziegenbalg, mit besonderem Sprachtalent begabt, mischte sich unter die heidnische Menge und las eifrigst tamulische Bücher, so daß er bald mit Sprache und Volkstum der Eingeborenen vertraut war. Schon am 5. Mai 1707 konnten die ersten fünf Tamulen, arme Sklaven, nach sorgfältigem Unterrichte getauft werden. Mit Aufopferung ihres halben Gehaltes, der 200 Thaler betrug, bauten sie eine kleine Kirche. Ende 1707 waren 35 Heiden bekehrt und zu einer Gemeinde zusammengeschlossen, Luthers Katechismus ward ins Tamulische übertragen, ein tamulisches Gesangbuch hergestellt, ja 1713 war durch Ziegenbalgs eisernen Fleiß das Neue Testament in tamulischer Zunge fertig. Mit jugendlichem Eifer predigte der Sachse das Evangelium, wo er nur konnte, während er über sein Wirken getreulich in die Heimat berichtete. Als Plütschau wieder nach Europa zurückgekehrt war, lag das Werk völlig auf seinen Schultern, und auch Kreuz und Kerker lähmten seine Freudigkeit nicht. Im Jahre 1714 besuchte er selbst die ferne Heimat noch einmal, überall, zumal in Halle, freudig begrüßt; 1716 kehrte er, vom dänischen Könige zum Missionspropst ernannt, mit seinem zu Merseburg ihm angetrauten Weibe Dorothea Salzmann, einer Verwandten Speners, nach Ostindien zurück. Am 10. August grüßten ihn die Heiden wieder im Hafen von Madras. Mit seinem bewährten Gehilfen Gründler wirkte er im Tamulenlande noch drei schöne Jahre, bis er am 23. Februar 1719, noch nicht 36 Jahr alt, im Frieden entschlief. Er hinterließ als Früchte seines treuen Wirkens in Trankebar die stattliche Jerusalemskirche, die er am 11. Oktober 1718

geweiht hatte, und die noch heute steht, sowie eine Gemeinde von 250 Heidenchristen; die Zahl aller derer, die unter ihm zu Christo geführt worden, ist 450. Unvergänglich bleibt sein Ruhm als Pionier der Mission, als Sprachforscher, Bibelübersetzer, Prediger, Gemeindegründer und Erzieher. Sein „Bericht der königlich dänischen Missionare aus Ostindien" von 1710 und sein Wirken in der Heimat 1715 weckten und belebten in hohem Maße das Missionsinteresse. Seine Arbeit im Tamulenlande ward von Gründler, Walther, Fabricius, Schwartz, Gericke u. a. fortgesetzt; nach der Blütezeit kam ihr eine Zeit des Verfalles, bis es Gott gefiel, sie zu neuer Blüte zu erwecken. Auf dem Eliasfriedhof in Dresden begrub man um die Mitte des Jahrhunderts einen treuen Mann, der im Hause seines Lehrers, des Kreuzschulrektors Schöttgen, verschieden war, Christoph Theodosius Walther, „welcher von 1720 bis 1739 denen Heiden zu Trankebar in Ostindien das Evangelium geprediget und als designierter Pastor der deutschen Kirche auf Christianshafen in Dänemark allhier zu Dresden den 29. April 1741 sanft und zufrieden verschieden, alt 42 Jahre 7 Monate 10 Tage." Sein Grabstein blieb lange Zeit ein einsamer Zeuge evangelischen Missionssinnes im Sachsenlande, bis aus den Gräbern neues Leben blühte und die große Sache der Heidenbekehrung zur Volkssache ward.

War Ziegenbalg Bahnbrecher in der Missionspraxis, so erwuchs gleichzeitig mit ihm dem Sachsenlande ein Missionstheoretiker in dem schlichten Landpfarrer Christian Gerber. Er stammte aus einem sächsischen Pfarrhause und war 1660 in Görnitz bei Borna geboren. In Leipzig studierte er Theologie, war dann in Dresden Hauslehrer, bis er auf die Pfarrstelle zu Rothschönberg bei Meißen berufen ward. Die längste Zeit seines Lebens war er Pastor in Lockwitz bei Dresden, wo er 1731 starb. Seiner theologischen Richtung nach gehörte er zu den Freunden Speners, mit dem er mündlich und brieflich in der vertraulichsten Weise verkehrte. Es hatte sich damals in Dresden ein Kreis gläubiger Christen aus den höheren Ständen zusammengeschlossen, der von Spener erweckt war: die Familien v. Friesen, v. Gersdorf, v. Schönberg, Senfft v. Pilsach, Johann Burkhard Freystein, Graf Beichlingen u. a. Diesem Kreise stand Christian Gerber nahe und erbaute ihn durch Wort und Lied. Eine seiner Erbauungsschriften heißt: „Unerkannte Sünden der Welt". Dies Werk nun ist für die Vorgeschichte der Missionsbestrebungen in Sachsen bedeutsam. In ihm finden sich die Ausführungen Gerbers über Heiden- und Judenmission, zu denen er vielleicht durch Weltz und Spener angeregt war. Im 105. Kapitel der „Unerkannten Sünden" steht die Abhandlung „Von der Nachlässigkeit und Schlafsucht in Ausbreitung und Förderung des Reiches Christi und seiner Ehre", welche Gedanken über Heidenmission bietet, die, um 1700 auf einer sächsischen Landpfarre geschrieben, überraschen müssen. Die Weissagungen des alten Testamentes, die klaren Befehle Christi,

das Beispiel der Apostel, das evangelische Ehrgefühl — dies alles führt Gerber ins Feld, seinen Zeitgenossen die Pflicht der Mission ans Herz zu legen. Begeistert für die heilige Sache erließ er einen förmlichen Aufruf an die junge Theologenwelt, sich dem Dienste der Mission zu widmen: „Wohlan, ihr Herren Studiosi, die ihr gerne wollet befördert sein und oft zehn und mehr Jahre darauf wartet, lasset euch Instruktion und Reisekosten von euern Landesfürsten und Konsistoriis geben und ziehet im Namen Gottes nach Ost- und Westindien, oder in Persien und Siam, haltet euch daselbst eine Zeit lang unter den christlichen Kaufleuten auf, begebet euch auch gar, wenn es sich schicket, in ihre Dienste, bis ihr derselben Völker Sprache gelernet. Alsdann prediget den armen Leuten das Evangelium auf das Einfältigste, wie es etwan im Katechismus enthalten ist, und seid versichert: euer Lohn wird groß sein im Himmel. Prüfet euch aber vorher wohl, ob ihr auch wollet einen guten Wandel führen unter den Heiden. Wollet ihr euch die Instruktion Pauli 2. Kor. 6 lassen zur Regel dienen, so ziehet hin. Wo nicht, so lasset es anstehen und begebet euch nimmermehr in dieses Amt, welches so große Verantwortung auf sich hat." Daran fügt er eine Reihe wohlerwogener Vorschläge. Es gelte, junge, tüchtige Männer auszuwählen, die, mit der Gabe der Sprachen ausgerüstet und im Katechisieren geschickt, rechtmäßig zu Missionaren ordiniert werden müßten; Landeskollekten müßten die Mittel dazu bieten. Es sei gut, wenn die Missionare als Nebenberuf ein Handwerk betrieben und nötig, sie nach ihrer Heimkehr aus den Heidenlanden im Dienste der Kirche anzustellen.

Von demselben Reize wie die Ausführungen über die Heidenmission sind Gerbers Gedanken, Beobachtungen und Winke über Judenmission. Etwas mehr als für jene war im 16. und 17. Jahrhundert für diese geschehen, da ja das Volk Israel inmitten der Christenheit wohnte. So zieht sich eine Kette von evangelischen Männern, welche für Bekehrung Israels sich begeisterten, durch die Jahrhunderte. Wie Luther schon den Juden hold gewesen, so blieb ihnen auch mancher Lutheraner gewogen. Im Ahnensaale der Freunde Israels aber hängt auch das Bildnis Christian Gerbers. Gerade Sachsen beherbergte seit alten Zeiten viele Juden, in Dresden und Leipzig waren sie keine seltne Erscheinung. So ward der sächsische Student, Kandidat und Pastor auf die Kinder Israel aufmerksam und hat sich für sie bis ans Ende ein Herz bewahrt. In zwei Kapiteln seines Werkes spricht er sich über die Judenmission aus. Im 104. Kapitel des ersten Bandes redet er zunächst „vom Haß der Christen gegen die Juden und deren Verachtung." Da hat er die Bedenken gegen die Möglichkeit, Nützlichkeit und Notwendigkeit der Judenmission trefflich zurückgewiesen und deren Recht und Pflicht kräftig beleuchtet. Dem Haß und der Verachtung der Juden geht er scharf zu Leibe, der unverantwortlichen Lauheit aller christlichen Kreise in einer so wichtigen

Sache des Reiches Gottes begegnet er mit den richtigen Waffen; und das evangelische Volk, die Kirche Luthers, aus der bedenklichen „Schlafsucht“ aufzurütteln, den faulen Schläfern einen Rippenstoß zu versetzen und ihnen die Augen für Israel zu öffnen, darauf kam es ihm ja an. Hat er so den Grund zum Gebäude gelegt, so giebt er in einem zweiten Kapitel den Aufbau selbst. Es handelt „von der Nachlässigkeit in Bekehrung der Juden“. „Wer mit Juden umzugehen hat und ist der Schrift mächtig, daß er die Juden eintreiben und überzeugen kann, daß unser Herr Jesus Christus der rechte von Gott verheißene Messias sei, der soll es bei aller Gelegenheit nicht unterlassen. Kann aber einer gar nichts in der That beitragen zu ihrer Bekehrung, so soll er zum wenigsten Gott für ihre Bekehrung ernstlich anrufen, welches auch die christliche Kirche in der Litanei thut, da wir singen: Alle Irrigen und Verführten wiederbringen. Sollte auch Gott Gnade geben, daß christliche Obrigkeiten Anstalt machen, der Juden Bekehrung zu befördern, und es würde dazu eine freiwillige Beisteuer erfordert, so soll ein jeglicher Christ, nachdem seine Hand es vermag, willig das Seinige beitragen.“ Dabei macht Gerber die feine Bemerkung, es sei zwar gut, die Übergetretenen in christlichen Anstalten zu verpflegen, aber mindestens bedenklich, ihnen zu viel Geld in die Hände zu geben und sie nicht arbeiten zu lassen; wem es mit seiner Bekehrung Ernst sei, der werde selbst arbeiten und sich verdienen, was er braucht; nur im Notfalle dürfe man ihnen mit Geldunterstützung zu Hilfe kommen. Am besten läßt sich die Judenmission betreiben, wenn man wie für Kunst und Wissenschaft so auch für diesen praktischen Zweck eine „Genossenschaft“ gründet. „Und ob wir wohl wissen, daß Gottes Werke auch ohne unser Gebet gedeihen, so sollen wir ihn anflehn, daß er der Bekehrung Israels gesegneten Fortgang verleihe.“ Spott und Hohn, der naturgemäß den Eifer für Judenbekehrung trifft, dürfen uns nicht im geringsten abhalten, wie Gerber an seiner eignen Person beweist. Die Judenmission ist eine Pflicht der Kirche, ihre Unterlassung gereicht der Kirche zu größerer Last und Unehre, als manche gedenken mögen.

Damit schließt Christian Gerber seine durchaus gesunden Ausführungen über die Judenmission — ein einsamer Zeuge für eine große Sache. Was er so treffend und warm über die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden und Juden gesagt, es zündete freilich in den Herzen seiner Zeitgenossen nicht, es wurde gelesen, und es wurde vergessen; aber es war nicht umsonst geredet, es war „Saat auf Hoffnung“.

52. Durch die Zeitphilosophie zur Aufklärung.

Neben dem Pietismus, der den Rückschlag des religiösen Gemütes gegen das erstarrte Kirchentum bedeutete, erhob sich als Rückschlag des natürlichen Verstandes gegen den Zwang der Rechtgläubigkeit die

Zeitphilosophie. Der denkende Geist suchte sich nicht nur von der Herrschaft der Orthodoxie, sondern selbst der Theologie zu befreien, die in Kirche und Staat, in Sitte und Gesellschaft bis dahin das erste und einzige Wort zu sprechen pflegte. Von der berechtigten Forderung der Selbständigkeit des Natürlichen gegenüber dem Religiösen schritt diese neue Denkweise bis zur Ablehnung von Kirche und Christentum, ja der geoffenbarten Religion überhaupt fort.

Vorbereitet war der Boden für diese neue Richtung teils durch die Stürme des dreißigjährigen Krieges, der die Oberherrschaft der Kirche und Theologie mächtig erschüttert hatte, teils durch die stille Arbeit der Denker. Was die Weigel und Cartesius, die Keppler und Newton im Kämmerlein sannen, das kam der neuen Bewegung zu gute, die auf einmal mit Staunen sah, was der Menschengeist aus eigner Kraft zu leisten vermag, und ihn deshalb ganz auf sich selbst zu stellen suchte. Ein Drang nach Befreiung der Wissenschaft und des Lebens von der theologischen Bevormundung ging auf einmal durch die gebildete Welt. Daß dieser Trieb auch Sachsen ergriff, ja hier seinen Herd hatte, ist bei dem Vorherrschen des Verstandes im sächsischen Volkstum erklärlich. Zwei Sachsen waren denn auch die Bannerträger dieser neuen Ideen, Leibnitz und Thomasius. Gottfried Wilhelm Leibnitz, geboren 1646 in Leipzig, mit fünfzehn Jahren Student, mit zwanzig Doktor, dann, weil sein Vaterland keine Verwendung für ihn hatte, im Ausland angestellt und mit Ehren überhäuft, 1716 in Hannover gestorben, war, wie Aristoteles, ein Universalgenie, ein Mann von unermeßlichem Wissen und der Begründer der neuen deutschen Philosophie, auf welchen alle Denksysteme bis hinein in die Gegenwart zurückgehen. Mit seiner Lehre von den Monaden, lebendigen mathematischen Punkten, aus denen sich das Weltall zusammensetze, mit seiner prästabilierten Harmonie, welche die Welt zusammenhalte, mit seiner Lehre von der besten aller Welten, als welche die vorhandene Welt anzusehen sei, mit seinen philosophischen Beweisen des Daseins Gottes und seiner ganzen abgeklärt optimistischen Weltanschauung ist er scheinbar ein philosophischer Apologet des Christentums geworden, hat aber doch durch den Aufbau seiner Lehre rein mit den Mitteln des Verstandes thatsächlich die geoffenbarte Religion in den Hintergrund gerückt und den Anstoß gegeben, das Wissen über den Glauben zu stellen, ja den Glauben durch das Wissen zu ersetzen. Das Volk sah daher in Leibnitz mehr den „Glöbenichts“ als den denkgläubigen Christen. — Was Leibnitz in wissenschaftlicher Form lehrte, das richtete ein andrer Leipziger, Christian Thomasius, für den Hausgebrauch zu. Geboren 1655, hielt er seit 1688 akademische Vorlesungen in deutscher Sprache und vertrat hier wie in seiner Monatsschrift mit Klarheit, Witz und Spott das Recht des gesunden Menschenverstandes. Ohne den Lehrbegriff der Orthodoxen als solchen zu verlassen oder zu bekämpfen, hat er doch für einige Dogmen, z. B.

die von der Erbsünde und vom Teufel, freiere Auslegung sich vorbehalten. Feind alles Theologengezänks sah er den Kern des Christentums in der Liebe zu Gott und in der Selbstverleugnung, das höchste Gut in der Glückseligkeit und Gemütsruhe. Mächtig kämpfte er gegen Tortur und Hexenwahn, hat aber auch Doppelehe und Gewissensehe in Schutz genommen. Auch er fand in Sachsen keine bleibende Stätte; seit 1690 in Halle, dessen Universitätsgründung er in die Wege geleitet hat, starb er dort 1728. Ein heller Kopf, aber kein schöpferischer Geist, die personifizierte Aufklärung, der Advokat des bon sons, hat er mit einer an die Franzosen erinnernden Laune gegen den „Bocksbeutel“ der bisherigen Gelahrtheit Sturm gelaufen. Man nenne ihn, so sagt er, einen Gelehrten, aber mit Unrecht, denn er sei bei keiner Fakultät unterzubringen; er sei kein Theolog, denn er könne nicht predigen noch mit Ketzern disputieren; er sei kein Jurist, die Praxis habe ihm blutwenig eingetragen, und das Jus sei grundverdorben; er sei kein Mediziner, denn er liebe den Rheinwein mehr als die Perlessenz; er sei kein Philosoph, von den Grillen der Metaphysik wüchsen einem höchstens Würmer im Hirn. Trotzdem hat er das deutsche Geistesleben mächtiger und nachhaltiger beeinflußt als alle zünftigen Gelehrten seiner Zeit. Von den einen verehrt als Reformator und Wohlthäter der Menschheit, von den andern verabscheut als abtrünniger Freigeist, hat er mit seinem Freimut und seinem Esprit, seinem Spott und Witz die schwüle Luft seiner Zeit gereinigt, unbekümmert ob dabei auch Gutes und Heiliges mit in Trümmer ging. Daß sich gegen einen solchen Geist der mannigfachste Widerspruch regte, ist verständlich. Seine Ausfälle gegen den geistlichen Stand und die Mitglieder der Leipziger Fakultät seit 1687 riefen neben Privatprozessen eine Gesamtanklage des frivolen Journalisten beim Dresdner Hof hervor, um ihm das litterarische Handwerk zu legen. Die Stadtgeistlichkeit zu Leipzig klagte 1689 beim Oberkonsistorium über den Religionsspötter und Gottesverächter. Der Theologe August Pfeiffer las ein gegen ihn gerichtetes Kolleg über den Atheismus. Der dänische Hof verlangte Genugthuung wegen einer Kränkung, die Thomasius dem Hofprediger Masius in Kopenhagen angethan hatte. Die Wittenberger Fakultät verklagte ihn, weil er die Ehe zwischen dem lutherischen Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz mit der reformierten Amalie von Brandenburg für zulässig erklärt hatte. Was das Maß der Schuld voll machte, das war der Umstand, daß Thomasius 1689 eine Verteidigungsschrift für Francke und die Pietisten gegen die Leipziger Theologen verfaßte. Als aus diesem Anlaß die Theologenfakultät eine Anklageschrift gegen den Verächter Gottes und des heiligen Amtes nach Dresden geschickt hatte, erließ das Oberkonsistorium am 10. Mai 1690 gegen den Unhold den Befehl, bei Strafe von zweihundert Gulden weder Vorlesungen zu halten noch Schriften herauszugeben. Damit war Thomasius in Sachsen unmöglich, die Kraft seiner Ideen freilich hatte man damit

für Sachsen nicht getötet. Der Geächtete hat, in Preußen warm begrüßt, von seiner neuen Heimat aus um so mächtiger auf die Welt gewirkt, auch auf die Welt an der Elbe und Pleiße. — Ernster und systematischer als Thomasius, aber nicht tiefer als er hat Christian v. Wolff seine Zeitgenossen Weltweisheit gelehrt, ein geborner Breslauer, der durch theologische, mathematische und physikalische Studien hindurchgegangen, seit 1706 in Halle Professor war, bis er 1723 von Friedrich Wilhelm I. wegen seiner Philosophie „bei Strafe des Stranges" angewiesen ward, Stadt und Land zu verlassen; 1723 bis 1740 Professor in Marburg, ward er vom großen Friedrich mit Ehren zurückgerufen und starb 1754 nach glänzender Wirksamkeit. Seine auf Leibnitz zurückgehende Philosophie ist die des gesunden Menschenverstandes, der nur das als wahr anerkennt, was klar ist. In nüchtern verständiger Weise wendet er die Mathematik auf die Philosophie an und beweist das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit, die Bestimmung des Menschen und die Zweckmäßigkeit der Welt mit derselben Genauigkeit wie daß zwei mal zwei gleich vier ist. Seine Sittenlehre ist die des ehrenfesten Spießbürgers; Glückseligkeit ist das Ziel des Einzelnen, Wohlfahrt das der Gesamtheit. Daß diese Methode, alles im Himmel und auf Erden an den fünf Fingern zu demonstrieren, der Theologie und Kirche gefährlich werden konnte, ja die Offenbarung als unnötig erscheinen ließ, ist klar.

In der Verurteilung dieser Zeitphilosophie waren Pietisten und Orthodoxe einig. Während von den Pietisten ein Lange und Francke gegen die neue Vernunfttheologie ankämpfte, trat auf orthodoxer Seite Löscher auf den Plan und ließ in mächtigem Worte seine Warnung erschallen. Die methodische Geschlossenheit der Wolffschen Philosophie hatte für ihn, den logischen Denker, etwas Imponierendes, hatte er doch selbst einmal die mathematisch-demonstrative Methode in seiner Widerlegung der römischen Lehre angewandt; aber es war ihm unerträglich, wie nunmehr alles Religiöse des Geheimnisses entkleidet ward und nur in der nackten Gestalt des Verstandesmäßigen erschien. Schon als Wittenberger Professor gegen Naturalismus und Deismus eingenommen, sah er lange Jahre das Treiben der Aufklärer schweigend mit an, vorläufig noch ganz mit dem Kampfe gegen die Pietisten beschäftigt. Als die Fehde mit Halle beendet war, da warf er sich auf den philosophischen Feind und begann in Wort und Schrift „die freiere Art zu denken", „den philosophischen Indifferentismus" zu bekämpfen. Als 1722 ein leichtfertiges französisches Buch „Freie Gedanken über die Religion" ans Licht getreten war, sagte er: „Die Zeiten rücken nunmehr gewaltig heran, da den Leuten bange wird auf Erden. Auch Deutschland bringt bereits jedes Jahr ärgerliche und seelenverderbliche Bücher hervor. Solches Übel ist von fremdem Acker zu uns kommen und zwar größtenteils durch die französischen Schriften. Hierdurch wird der Geschmack unsrer Deutschen ungemein stark verderbt, und die

schändlichen Prinzipia, welche dergestalt in unsern Acker versetzt werden, wachsen allda recht dick in die Höhe. Aus der Erfahrung habe ich gelernt, daß die aus dem Englischen übersetzten französischen Schriften die gefährlichsten für uns sind. Die deutschen ärgerlichen Schriften, z. B. die Thomasischen, sind nur Bäche aus den französischen und englischen Quellen." Je ausschließlicher die Wolffsche Philosophie die Theologie und die ganze Welthildung zu beherrschen begann, um so mehr vertiefte sich Löscher in die Gedanken der Hallischen Philosophie und seiner Anhänger und führte nach zehnjährigem Studium einen Hauptschlag gegen sie aus. Seit 1735 trat er unter dem Titel „Quo ruitis?" mit einer Reihe gewichtiger Abhandlungen gegen die Leibnitz-Wolffsche Zeitphilosophie auf als mit einer „treuherzigen Anrede eines bejahrten Lehrers an die den philosophischen Studien ergebene Jugend." „Diese Vorstellungen," beginnt er, „sind nicht heute oder gestern gewachsen, sie kommen von keiner Jugendhitze, von keinem Affekt oder Interesse her; sondern ein Mann, welchem die Wohlfahrt der Kirche und der Studien wegen seines Berufs obliegt, hat sich, nachdem er über zehn Jahre damit zurückgehalten und immer ein Besseres gehofft, bei sehr verschlimmertem Zustande genötigt gesehen, daß er, ehe Gott ihn davongehen heißt, diese Warnung verrichte, welche sonst allzuspät kommen möchte." Vier große Stürme seien über die lutherische Kirche hereingebrochen, der Philippismus, der Naturalismus, der Pietismus und nun die Leibnitz-Wolffsche Philosophie. Er ehre beide Männer als große Mathematiker, aber ihre Philosophie sei verwerflich. Zuerst habe Cartesius die Menschen zweifelsüchtig gemacht, die Achtung vor der heiligen Schrift sei untergraben worden, ohne Geheimnisse könne keine geoffenbarte Religion bestehen, der Wolffianismus aber wolle die christlichen Wahrheiten mathematisch demonstrieren: er schnappe wie der Hund in der Fabel nach dem Schatten und lasse das Fleisch fahren, die ganze Welt werde mechanisiert, eine große Maschine, das Wunder werde aus der Welt geschafft. „Die Gefahr ist groß! O wie grauet mir vor diesen heranrückenden bösen Zeiten! Ach, ihr Feinde der Gläubigen, denkt zurück und bewahret eure Seele! Ich rufe euch treumeinend zu: Quo ruitis?"

Das war der Warnungsruf des letzten großen Vertreters der absterbenden Rechtgläubigkeit, der freilich von denen, für die er berechnet war, nicht beherzigt wurde. Doch stand Löscher mit seinem Quo ruitis nicht allein. Bis 1740 waren über siebzig Gegner Wolffs litterarisch aufgetreten, darunter auch der Dresdner Oberhofprediger Marperger. Noch 1739 ward in Wittenberg angefragt, ob ein Kandidat, der Wolffs Schriften lese, nicht vom Predigtamte auszuschließen sei. Mit welchen Augen damals die Kirche in die Zukunft blickte, das lehrt eine Auswahl Stellen aus dem Briefwechsel Löschers. Im Jahre 1720 schrieb ihm Bernd, damals noch nicht im Geruche der Irrlehre: „Ich wünschte, daß meine Gesundheit es zuließe, so hätte ich Lust, die bösen philo-

sophischen Systemata unsrer verderbten Weltweisen aus dem Grunde zu widerlegen. Sie thun der christlichen Religion mehr Schaden als alle Ketzer, indem sie viel hundert Studiosos Juris und Theologiae nicht nur um Luthern, sondern um Christum, ja um alle Religion bringen. Man sollte den Juristen und Medizinern nicht gestatten, Philosophie zu lesen; sie möchten von ihrem Jure und Medicina leben, wenn sie nicht Brot haben. Vor einem halben Jahre wirft einer von den Müllern die Frage auf im Kollegio — weiß nicht, ob D. Müller oder Magister Müller — de existentia diaboli, und da er viel Argumente gebracht, daß keiner wäre und im Docieren doch seiner Gewohnheit nach öfters geflucht: „Der Teufel soll mich!“, so macht er endlich auch daraus ein Argument, daß keiner sein müsse. Denn er habe ihn nun wohl im Reden zehnmal provociert, daß er ihn holen sollte; wenn einer wäre, warum holte er ihn denn nicht?“ Ebenso lehrreich sind die Briefe Klausings, der bis 1745 in Leipzig für das orthodoxe System kämpfte, an seinen Herzensfreund in Dresden. „Meine Kollegen, sonderlich unser Senior — so schreibt er 1719 — nennen Ew. Magnificenz fast nimmer ohne cum addito eines Scheltwortes. Sie mögen ihren Magister Francken von Halle wieder verschrieben haben, daß er hier ehestens und zwar, wie ich vermute, in der Messe öffentlich predigen soll. Mir sagen sie nichts davon, aber die ganze Stadt ist davon voll. Da neulich ist er hier gewesen, hat seine privaten und ganz frequenten Konventikula zu etlichen Stunden abgewartet und viel geschadet, zum wenigsten die Leute vermirrt und gegen die andern hiesigen Lehrer und Prediger als Unwiedergeborene angehetzet. Das hiesige Ministerium hat Francken nicht predigen lassen wollen.“ Im folgenden Jahre klagt er: „O, wenn ich mich doch wieder nach Wittenberg wälzen könnte, so wollte ich es thun. Es reißen hier die Conventus privati sehr ein. Itzo soll ein begeisterter Schuster aus Halle gekommen sein, der soll großen Anklang finden. Summa, die Pietisterei und Philosophie hat fast alles eingenommen. Und Herr Professor Pfeiffer ist der allgemeine Handlanger zu allem. Du großer Gott!“ Trotz alledem ist Klausing mit dem äußerlichen Zustande der Fakultät und Universität nicht unzufrieden. Zwar klagt er einmal 1720: „Es geht hier in Leipzig wie leider an vielen Orten: was die Orthodoxen gut machen vormittags, das machen die pietistischen Leute wieder schlimm nachmittags“ — aber er kann berichten: „Unsre Akademie ist, Gott sei Dank, vor Jena und andern Orten in beständiger Frequenz und Flor, sie hat fast 3000 Studenten.“ Daß die Orthodoxie noch nicht tot ist, geht daraus hervor, daß Pfeiffer, der pietistisch und philosophisch angekränkelte Mann, in seinem Dogmatikum „kaum 12“, Klausing aber in dem seinigen „fast 100“ und in seinem Publikum „mehr als 250“ Zuhörer hat. Die Kollegen sind ihm zwar nicht gerade freundlich gesinnt, aber es gelingt, daß bei einer Besetzung 1722 Klausing in D. Deyling einen Gesinnungsgenossen und die Recht-

gläubigkeit eine neue Stütze erhält. Zehn Jahre später freilich muß er bekennen: „Mit uns Leipzigern steht es auf einem schlüpfrigen Grunde, wir haben nichts als äußerlich scheinenden Flor“, und im Jahre 1736, als die gesamte evangelische Theologie bis auf wenige Ausnahmen von der strengen Rechtgläubigkeit der Wittenberger abgekommen war, faßte er die Lage in folgende Worte zusammen: „Der Zustand unsrer Akademie hat ja noch einen äußerlichen Splendorem und Frequentiam, doch hat sie keinen Splendorem internum, sondern dagegen viele und große Mala. Hierunter ist nun eins mit von den vornehmsten, wie ich sie zu nennen pflege, die philosophische Sintflut, da die Wolffische höchstgefährliche und schädliche Philosophie hier, in Wittenberg, in Jena u. s. w. fast alles zu überschwemmen gesucht und, was noch gute Theologi zu bessern und zu erhalten sich bemühen, einreißet. Da ist jetzo insonderheit Herr Professor Gottsched, der dieses unter die Jugend bringet mit großem Applause; er hat nur dieser Tage gewünschet in seinen Kollegiis, daß erst das alte Testament von der Wertheimischen Bibel möchte komplett sein, weil er kein Hebräisch verstände, so wollte er das neue Testament auch auf gut Wolffisch dazu machen, und so würden ihnen die Augen erst aufgehen und sie sehen, wie man die Bibel müßte verstehen; indessen sollten sie sich das erste Stück von dieser Bibel vor allem rekommandieret sein lassen. Nebst dem sind noch einige andre Magistri, welche entweder Wolffii oder Rüdigeri Philosophiam mit einer so freien und frechen Art vortragen, und zwar alles deutsch, daß sie dabei der studierenden Jugend sehr schaden. Es geschieht dadurch, daß viele, ja sehr viele, wenn sie eine Zeit lang hier gewesen, alle Religion verlieren.“ So schlimm kam es freilich nicht; nicht die Religion, nur die Orthodoxie sank dahin und ward von einer freieren, aber darum nicht unchristlichen Denkweise abgelöst.

53. Kirchliches Leben.

Nicht allzugroß war der Einfluß, den der Pietismus auf das kirchliche Leben Sachsens ausübte, aber spurlos ist er nicht an ihm vorübergangen. Das pietistische Gefühlschristentum fand bei den religiösen Gemütern besonders in den höheren Ständen Anklang. Wie Anna Sophie und ihre Schwiegertochter Christiane Eberhardine Spener geneigt waren, so stand der Hof zu Sachsen-Saalfeld mit Zinzendorf in Verbindung. Dort richtete der fromme Herzog Christian Ernst, der sich „lieber in Stücke zerreißen als vom Herrn Jesu abbringen lassen“ wollte, häusliche Gottesdienste im Sinne des Pietismus ein, „Herzensstunden“, in denen Männer und Frauen, Knaben nnd Mädchen „laut aus dem Herzen“ beteten. Ähnliches trieb der Hof zu Ebersdorf, und viele Grafenschlösser wurden zu Pflegestätten pietistischen Christentums. In Dresden fanden Männer wie die Minister v. Friesen,

und v. Gersdorf, und Frauen wie die Generalin v. Hallard, im Pietismus das, was sie brauchten, während unter den Theologen die Oberhofprediger Pipping, Bucke und Marperger, so orthodox sie standen, unverkennbar mit einigen Tropfen Spenerschen Öles gesalbt waren. Im Sinne eines milden Pietismus wirkte mit Nachdruck und Erfolg der liebenswürdige Lockwitzer Pfarrer Christian Gerber. An Scriver und Spener gebildet, vertrat er in seiner amtlichen Wirksamkeit wie in seinen Schriften, den „Unerkannten Wohlthaten Gottes", den „Unerkannten Sünden der Welt", der „Historie der Wiedergeborenen", ein lebendiges Herzenschristentum.

Besonders erfreuliche Zeugnisse des pietistischen Sauerteigs liegen in den zahlreichen geistlichen Liedern vor, in denen sächsische Anhänger Speners ihre herzliche Liebe zum Herrn bekundeten. Einen hohen Flug nahm Gottfried Arnold mit seinem Hymnus: O Durchbrecher aller Bande. Von dem, was Zinzendorf sang, gehört vieles zum klassischen Gute unsrer Gesangbücher: Jesu, geh' voran; Herz und Herz vereint zusammen; Christi Blut und Gerechtigkeit u. a. m. Sein früh verstorbener Sohn Christian Renatus hat sich mit Liedern von gleicher Tiefe unsterblich gemacht: Die wir uns allhier beisammen finden; O drückten Jesu Todesmienen; Laß mir, wenn meine Augen brechen. Sie hatten die Dichtergabe von ihrer Ahnfrau Henriette Katharina v. Gersdorf geerbt. Der Kemnitzer Pastor Johann Mentzer jubelte: O daß ich tausend Zungen hätte, Johann Andreas Rothe, einst Zinzendorfs Patronatspfarrer in Berthelsdorf, bekannte: Ich habe nun den Grund gefunden, während der Dresdner Jurist Johann Burkhard Freystein mahnte: Mache dich, mein Geist, bereit, wache, fleh' und bete, und der Oberhofprediger Marperger warnte: Wer sich auf seine Schwachheit steurt, der bleibt in Sünden liegen. Den Dichtern gesellt sich eine Reihe Erbauungsschriftsteller zu, deren Werke auf pietistische Töne gestimmt sind, Johann Quirsfeld mit seiner etwas süßlichen „Himmlischen Gartengesellschaft", der gottselige Jurist Ahasverus Fritsch mit fünfzig Bänden Erbauungsschriften, Joachim Teller mit seinem „Andächtigen Studenten", Paul Anton mit zahlreichen körnigen Werken, Gerber mit seinen Schriften, Graf Heinrich Reuß und Marperger mit ihren Kommunionbüchern. Auch auf die Predigtweise in Sachsen hatte der Pietismus einigermaßen Einfluß. Predigte man auch noch immer nach „Methoden" und „Jahrgängen" dergestalt, daß man die Texte eines ganzen Jahres unter einem bestimmten Gesichtspunkt abhandelte, z. B. „Jesus alles in allem: 1. im Glauben, 2. im Leben, 3. im Leiden, 4. im Sterben" — so ward doch die Predigt einfacher und biblischer. Ohnehin hatte die Regierung 1726 ein Mandat erlassen, durch welches den Predigern das allzustarke Polemisieren, das „Holhippeln", untersagt und namentlich der „Elenchus nominalis", das Streiten gegen bestimmte, mit Namen genannte Gegner und der Gebrauch des Wortes „Pietist" als eines Scheltwortes strengstens verpönt war.

Im gottesdienstlichen Leben blieben die Formen, die das Zeitalter der Reformation und der Rechtgläubigkeit geschaffen hatte, fast völlig unberührt, nur teilweise füllten sie sich mit neuem Gehalt. Nachdem bereits Orthodoxe wie Gerhard, Quenstedt u. a. den Exorcismus bei der Taufe als unwesentlich, ja entbehrlich erklärt hatten, sprachen sich Spener und andre Pietisten gegen dessen Beibehaltung aus. Auf Anregung des Pietismus wurde den Erstkommunikanten wieder diejenige Unterweisung zu teil, die in den Generalartikeln von 1580 vorgesehen, aber vielfach in Vergessenheit geraten war. Man führte die Konfirmation da und dort als feierliche gottesdienstliche Handlung ein. Gerber erteilte seinen Konfirmanden einen höchst eingehenden vierwöchentlichen Vorbereitungsunterricht und hat Erfahrungen und Winke über die „evangelische Firmung" veröffentlicht, die für Sachsen bahnbrechend geworden sind. Der Beichte, die in der Form der Privat- und Einzelbeichte üblich war, fehlte bisher die feierliche Beichtvermahnung an die Gemeinde vor dem Genusse des Sakramentes. Gerber führte bei jeder Beichte solch einen Sermon ein. Als die Sache im Oberkonsistorium ruchbar ward, wollte man gegen diese Neuerung einschreiten. Der Präsident Graf Beichlingen ließ den Pfarrer kommen und seinen letzten Beichtsermon wiederholen. Dem Grafen gingen dabei die Augen über; als Gerber geendet, sagte er, er wollte wünschen, daß er allezeit dergleichen Sermon hörte, so oft er zur Beichte ginge. Dies gab den Anstoß, daß 1713 solche Beichtreden kirchenregimentlich fürs ganze Land befohlen wurden.

Im Gemeindeleben ward vielfach der Geist persönlichen Christentums rege in subjektiver Auffassung und gemütlicher Bethätigung des Glaubens. Wenn in dieser Zeit statt der Leichenpredigt schon hie und da die Parentation, die Leichenrede, auftritt, wenn seit 1690 in Dresden und sonst von frommen Christen darauf gedrungen wird, am Karfreitag Nachmittag, in der Todesstunde des Heilands, eine gottesdienstliche Feier zu halten, und von nun an die „gestifteten Predigten" sich häufen, wenn der Schneeberger Handelsmann Georg Meyer „aus Liebe zu seinem gekreuzigten Heiland und weil ihn Gott in seiner Nahrung und geringen Herkommens gesegnet", auf dem Gottesacker, der sein Grab einst bergen sollte, ein hochragendes, steinernes Kruzifix errichtet und der Dresdner Kaufherr Georg Ehrlich einen großen Teil seines Vermögens zur Stiftskirche und Stiftsschule bebestimmt, so spricht aus dem allen der fromme Geist des Pietismus.

In ethischer Beziehung freilich legte dieser Pietismus mitunter allzu philiströse Maßstäbe an. Er verlor den Grundsatz aus dem Auge: alles ist euer, ihr aber seid Christi, und betrachtete die Welt oft genug mit dem Auge des moralisierenden Pedanten. Der alte Gerber, der selbst recht harmlose Dinge unter dem Gesichtspunkte der „Unerkannten Sünden" ansah, ereifert sich heftig nicht nur über den Knecht Ruprecht und über den Christengel, den doch Luther in seinem Hause hatte auf-

treten lassen, sondern sogar über die — Weihnachtsbescherung. „Man weiß — so schreibt er — daß bei uns die Kinder mit großem Verlangen auf den heiligen Abend und auf die Christbescherung warten und hoffen, weil man sie überredet, der Herr Christus komme mit einem großen Wagen voller schöner Sachen durch das Dach und Fenster herein in Begleitung der heiligen Engel und teile Kindern, so fromm gewesen, schöne Kleider, Puppen, Störche, Vögel, Pferde, Wagen, Äpfel, Birnen, Nüsse und andre Sachen aus. Und das haben die Eltern darum also angestellet, daß die Kinder sollten ein Verlangen nach der Ankunft Christi bekommen. O elender Unterricht vor die armen Kinder! So malet man ihnen einen jüdischen Messiam vor, von dem sie nur leibliche Gaben und Glückseligkeit erwarten, und sie lieben einen solchen Herrn Christ nicht länger, als die Geschenke währen. Kann man ihnen nicht lieber den Herrn Jesum als einen wahren Gott und Menschen beschreiben, ihnen die ganze Geburt Christi erzählen und sie unterrichten, daß er geboren sei, uns von der Hölle zu erlösen und uns wieder in das rechte himmlische Paradies zu verhelfen!“ Auch der Pietismus hatte seine Schranken und bedurfte der Korrektur, und er hat sie gefunden. Aber nie ist zu vergessen, daß er der Kirche heilsame Dienste geleistet hat.

VII. Die römische Propaganda.

54. Vorgeschichte.

War das Evangelium unter Herzog Heinrich in Sachsen eingeführt und unter Moritz durchgeführt worden, so hatte es sich unter dem langen Regimente des Kurfürsten August eingelebt. Am Ausgange des 16. Jahrhunderts waren in Sachsen die letzten Bekenner des Katholizismus gestorben, wie denn ein römischer Schriftsteller sagt: „Nach dieser Zeit ist jede Spur der katholischen Kirche in den sächsischen Erblanden verschwunden.“ Aber der römische Priester sollte wieder einziehen. „An eben dem Himmel, an welchem einst das hehre Gestirn der katholischen Kirche hinter schweren Gewitterwolken sich verborgen hatte und untergegangen war, sollten nach den ewigen Gesetzen der göttlichen Fürsehung die milden Strahlen des Katholizismus wieder von neuem leuchten.“ Auf das Zeitalter der Reformation folgte auch in Sachsen das der Gegenreformation. Nachdem Rom den Jesuitenorden gegründet und im Trienter Konzil mit sich selbst abgerechnet hatte, ward der große Feldzug gegen den Protestantismus ins Werk gesetzt, der an vielen Stellen für Rom von Erfolg begleitet war und in Sachsen von schüchternen Ansätzen zu kühnem Sturmlauf fortschritt, um später stille zu stehen, aber nie völlig zu erlahmen.

Besondern Eifer entfaltete die Propaganda in Sachsens Nachbarlanden, wo das römische Wesen nie ganz erloschen war, in Böhmen und der Lausitz. In der Oberlausitz bildeten das Domkapitel in Bautzen und die beiden Frauenklöster Marienstern und Marienthal die Herde der Gegenbewegung. Hielt Johann Leisentritt, der erste bischöfliche Administrator in Bautzen, mit Feindseligkeiten zurück, so erwiesen Reinolt v. Reichenau, Khattmann v. Maurugk und viele ihrer Nachfolger den Evangelischen „gar viel Tort“. Nachdem es den oberlausitzer Ständen nicht gelungen war, ihrem böhmischen Nachbar gleich, eine dem Majestätsbrief von 1609 ähnliche Religionssicherheit zu erlangen, traten sie 1619 notgedrungen dem gegen Ferdinand abgeschlossenen „Bündnisvertrage“ der Stände von Böhmen, Mähren, Schlesien und der Niederlausitz bei. Zur selben Zeit wählte man wie in Böhmen, so auch in der Oberlausitz „Defensoren“, fünf-

undzwanzig an der Zahl, welche für die militärische Verteidigung und für die Aufrechterhaltung des evangelischen Glaubens, namentlich da, wo katholische Grundherren ihren Fanatismus entfalteten, sorgen sollten. Diese Defensoren, unter denen Hans Fabian v. Ponickau durch heroischen Eifer fürs Evangelium besonders denkwürdig ist, schirmten die Freiheit des Glaubens und erreichten manche kleinen Vorteile, bis die Schlacht am weißen Berge die Hoffnungen der Evangelischen vernichtete. Johann Georg I. warf wie Schlesien, so auch die Lausitzen nieder, und es war ein Glück für die Evangelischen, daß ihm die letzteren erst verpfändet, dann dauernd verliehen wurden. Freilich hob er den Bündnisvertrag von 1619 auf und führte das kirchliche Wesen auf den Stand vor der „böhmischen Rebellion" zurück, aber es blieben den Evangelischen, die nun unter evangelischem Regimente standen, die Schrecken blutiger Gegenreformation erspart. Immerhin waren die Drangsale, die sie dulden mußten, nicht gering. In den katholisch gebliebenen Pfarreien der Oberlausitz galt der „Parochialzwang geschlossener Parochien": alle Bewohner des Kirchspiels wurden ohne Rücksicht auf ihr Bekenntnis als zahlungspflichtige Parochianen der herrschenden Kirche angesehen, die Evangelischen durften keine eigenen Gemeinden bilden, sondern mußten Taufen, Trauungen und Begräbnisse in der katholischen Pfarrkirche vollziehen lassen. Das gab zu endlosen Quälereien Anlaß. Die Äbtissin Dorothea Schubertin von Marienstern verlangte, „daß die Protestanten zu Wittichenau dato sich zur römisch-katholischen Religion bekennten und das heilige Abendmahl sub una gebrauchten; wenn sie dem nicht Folge leisteten, sollten sie das Ihre verkaufen und weiter ziehen." Sogar in Krankheitsfällen wollte man den Evangelischen keinen evangelischen Geistlichen zugestehen. Man beschimpfte die protestantischen Pfarrer und vergriff sich an ihnen, hinderte protestantische Kirchenbauten, versagte Evangelischen das Begräbnis, und das alles, trotzdem daß die Römischen nur eine verschwindende Minderheit bildeten im evangelischen Lande. Was Bernstadt, Ostritz und andre Orte litten, steht mit dem Märtyrertum der evangelischen Böhmen auf gleicher Stufe. Der konfessionelle Krieg dauerte jahrhundertelang und steigerte auf beiden Seiten die konfessionelle Zähigkeit.

Noch im Zeitalter der Reformation setzte Rom seine Hebel in Sachsen an; an der Wiedergewinnung des klugen, gebildeten Sachsenvolkes lag ihm viel. Insbesondere warf es auf Kurfürst August sein Auge, der sein Land mustergiltig regierte. Die Urbanität seines Wesens ließ einen Versuch nicht ganz aussichtslos erscheinen. In der That hat der Jesuit Canisius mit Albrecht von Bayern darüber verhandelt, welche Schritte zur Bekehrung Augusts rätlich seien und wollte schon nach Sachsen sich aufmachen, als dies der Bayernfürst als unthunlich zurückwies. Dreimal, 1551, 1554 und 1573, hat der Jesuit nach dem Sachsenlande die Fühlhörner ausgestreckt. Die Bemühungen des Canisius wurden später fortgesetzt. Wir haben einen Bericht des

päpstlichen Nuntius Minuzzi vom 25. November 1585 über die zur Gewinnung des Kurfürsten angewendeten Mittel. Das Schriftstück ist zwar das Werk eines bornierten Geistes, der es liebt, sich und andere zu belügen, zeigt aber doch, mit welchen Plänen und Hoffnungen man in Rom sich trug. Es bestätigt, daß Albrecht bei einem Besuch in Freiberg an August Bohrversuche gemacht hat, die letzterer mit sächsischer Höflichkeit abwies, und daß Kurfürstin Anna eifrig über dem Evangelium wachte; es erzählt von weiteren Bemühungen Albrechts auf Reichstagen, vom mündlichen und schriftlichen Verkehr eines Jesuiten Possevino mit August, von der geplanten Absendung des aus Sachsen gebürtigen Jesuiten Michael Cordineo u. a. m. Zum Schluß aber führt es eine reiche Fülle von Mitteln an, die man in Zukunft anwenden solle und die jedem Jesuiten Ehre machen: geheime Absendung des Pater Cordineo, Vermittlung des Bischofs von Würzburg, des durch besonders große „Verstellungsgabe" ausgezeichneten Erzbischofs von Köln, Gewinnung der sächsischen Minister für die Sache. Um den Sachsenfürsten zu ködern, müßte man ihm die Kirchengüter sichern, seine Feindschaft gegen die Calvinisten ausnutzen, ihn mit der Freundschaft des Papstes und der katholischen Herrscher locken, ihn von dem Wert einer einzigen Religion fürs ganze Reich zu überzeugen suchen und ihn auf die Streitigkeiten der Ketzer und den inneren Verfall des Protestantismus hinweisen. „Im Allgemeinen sagt man," so schließt der Bericht, „daß der Kurfürst von Sachsen ein Fürst von angenehmen Sitten und dem Frieden und der Gerechtigkeit geneigt ist, nicht hartnäckig von Natur, sondern Vernunftgründen zugänglich, die von ihm bei allen Gelegenheiten mit vieler Geduld angehört und besprochen werden; er ist höchst dankbar und gedenkt der empfangenen Wohlthaten mit immerwährender Treue, er hält viel auf Verwandte und Freunde und achtet die Häuser Österreich und Bayern", lauter Dinge, welche die Gewinnung eines solchen Fürsten wünschenswert und möglich erscheinen lassen.

Alle Versuche waren indes erfolglos. August hielt zwar politisch durchaus zum Kaiser und hat damit die verfehlte Politik eingeleitet, die Sachsens Ruin werden sollte, aber religiös und kirchlich war und blieb er der Hort des Luthertums. Ebenso aussichtslos war es, die beiden Christiane für Rom zu begeistern. Dagegen schien Johann Georg I., der in jungen Jahren eine Reise nach Rom gemacht hatte, der Mann zu sein, unter dem man einmal einen Kundschafter nach dem noch verschlossenen sächsischen Kanaan senden konnte. Im Jubeljahre der Reformation 1617 machte Kaiser Matthias am sächsischen Hofe einen Besuch. Unter den Wagen seines Gefolges fiel ein mit rotem Samt ausgeschlagenes Gefährt auf. Darin saß neben andern hohen Herren der kaiserliche Minister Kardinal Melchior Klesel, der einst Protestant gewesen, später übergetreten war und das Evangelium hart verfolgte. Der Hofnarr Taubmann trieb seinen Scherz mit ihm und frug ihn über Tische, „wo Gott nicht sei", die Frage selbst mit dem Schwanke be-

antwortend, „in Rom, denn da hat er seinen Statthalter"; auch meinte er später: „in diesem einen CL Esel sind 150 Esel enthalten." Aber so harmlos war Klesel doch nicht zu nehmen; hat er doch, um der Propaganda Grundlage und Handhabe zu bereiten, allen Ernstes zwischen dem Kaiser und der Witwe Christians II. eine Heirat stiften wollen, die freilich nicht gelang. Noch war jede Propaganda unmöglich. Johann Georg, dem Kaiser sehr ergeben, hatte zwar im großen Kriege mit dem Hause Habsburg gemeinschaftliche Sache gemacht und die konfessionell gemischten Lausitzen erworben, auch neigte sein Beichtvater, Höe von Hohenegg, bedenklich nach Wien — aber das alles wollte keine Brücke von Rom nach Dresden werden. Auch auf Johann Georg II. durfte Rom nicht rechnen; er gab den Landständen auf Verlangen die bündige Erklärung, sie sollten ihres Eides entlassen sein, wenn er auch nur das Geringste in der Religion ändern werde. Doch hat er Rom manche Pförtchen geöffnet. Der kunstliebende Monarch hatte nicht bloß welsche Sänger und Tänzer in seinem Dienst und einen Mann in seiner Nähe, der dem Volk als Kryptokatholik galt, den Geheimrats-Direktor Abraham von Sebottendorf, er trug auch kein Bedenken, bei der Taufe des Kurprinzen 1647 den Kaiser Ferdinand III. zu Gevatter zu nehmen und mußte sich von seiner Mutter 1658 inständigst bitten lassen, seine einzige Tochter an keinen katholischen Herrn zu verheiraten. — Dazu kamen andre Erscheinungen, die die Besorgnisse nährten. Im Jahre 1675 erschien ein sogenannter Ireniker und Unionist, in Wahrheit päpstlicher Spion und Proselytenmacher, der schlangenkluge Kardinal Christoph Rojas v. Spinola, Beichtvater Leopolds I., mit Empfehlungsschreiben von Wien und Rom an den protestantischen Höfen Deutschlands und suchte durch Unterredungen, Stiftung von Mischehen u. dergl. für die Kurie zu wirken. Auch am Dresdner Hofe fand er Eingang; und siehe, kurz darauf berichtete der Sekretär der Propaganda, Urbano Cerri, an Innocenz XI.: Johann Georg II. habe große Neigung zum Katholizismus, ein deutscher Jesuit, der sich lange in Sachsen und namentlich in Dresden aufgehalten, bestätige es. Welchen Wert dies hat, beweist der Umstand, daß Rom auch vom großen Kurfürsten von Brandenburg das Gleiche glaubte, und er war protestantisch bis aufs Mark. Was die Gewissen ungemein beunruhigte, das waren Vorkommnisse bei den sogenannten Gesandtschaftsgottesdiensten. Die Geschäftsträger fremder Staaten, Österreichs und Frankreichs, hielten in ihren Wohnungen auf der Seestraße und Töpfergasse in Dresden katholischen Privatgottesdienst, zu dem sie sich ihre Priester mitgebracht hatten. Ihnen war vom Kurfürsten das Messelesen bei verschlossenen Thüren gewährleistet worden, aber kein Dresdner Bürger, Protestant oder Katholik, durfte bei Strafe daran teilnehmen. Hieran kehrten sich jedoch weder die Bürger, die der Reiz der Neuheit und des Verbotes lockte, noch die Priester, die für ihren Glauben eifrig Propaganda zu machen wußten: sie öffneten die Thüren. Das

Verbot des Besuchs ward erneuert und verschärft. „Da es vorgekommen," heißt es in einem kurfürstlichen Patent von 1673, „daß Personen haufenweise sich einfinden, wir aber den durch Gottes Gnade von unsern hochseligen Vorfahren auf uns lauter und rein gebrachten evangelischen Gottesdienst in unsern Landen einig und allein zu erhalten und dagegen nichts Widriges noch einige Mengerei zu verstatten festiglich entschlossen sind, auch dessen unsre getreue Landschaft öfters versichert haben, so tragen wir darob nochmals ein ernstliches, ungnädiges Mißfallen und können keineswegs verstatten, daß durch solches eigenthätiges Unternehmen unser hoher landesobrigkeitlicher Respekt aus den Augen gesetzt, Gottes Zorn gereizet und wir unverschuldeterweise bei unsern Glaubensgenossen auch in und außer Reichs in unwahrhafte Nachrede gesetzt werden wollen." Dies fruchtete indessen bei der neugierigen Menge wiederum nichts. So fand man beim kaiserlichen Gesandten auf der Seestraße im Goldnen Adler bis zu 200, bei dem Franzosen auf der Töpfergasse über 100 Zuschauer beim katholischen Gottesdienst. Noch 1679 erging der Befehl, den Pfaffen auf der Seestraße ungesäumt aus der Stadt zu schaffen, da er die Seele dieser Propaganda war; aber auch das hatte keinen Erfolg. Im Jahre 1681 wurden die wenigen Katholiken, die es in Dresden gab, behufs ihres Gottesdienstes nach der Lausitz und nach Böhmen gewiesen, fuhren aber doch fort, beim kaiserlichen Gesandten die Messe zu hören, so daß 1685 ein Exceß mit blutigem Ausgang entstand, infolgedessen der Kaiser an den Kurfürsten einen Brief schrieb, und Johann Georg III. 1681 den Besuch der Messe „durch Konnivenz" gestattete. Wenn das Patent von 1679 bestimmte, „Meßpriester, die sich in die Häuser einzuschleichen, unschuldige Leute in ihrem Glauben irre zu machen und zu verführen oder ihren päpstlichen Gottesdienst auszuüben sich unterständen, sollten angehalten und mit den Wirten, die dergleichen in ihren Häusern gestatteten, unnachläßig bestraft werden", so beweist dies, daß die Sendboten Roms auch unter den lutherischen Bewohnern Dresdens ihr Wesen trieben. Von Johann Georg III. übrigens behauptet Theiner, daß er ein Jahr vor seinem Tode einen „schönen, rührenden Brief an den Kaiser geschrieben habe des Inhalts, daß er „nicht allein die katholische Religion annehmen, sondern auch seinen katholischen Unterthanen die freie Ausübung derselben gestatten werde", ein Schriftstück, das man späterhin August dem Starken vorgezeigt haben soll, um ihn in dem Entschlusse überzutreten zu bestärken. Dieser rührende Brief ist niemals veröffentlicht worden, weil er niemals vorhanden war. Erwiesen ist nur, daß der Kurfürst aus Groll über den Ernst seines Beichtvaters Spener, der auch für fürstliche Sünder Buße für unerläßlich hielt, gedroht hat, katholisch zu werden, um dadurch in seinen keineswegs einwandsfreien Lebensgewohnheiten nicht mehr durch Forderungen belästigt zu sein, die wohl für gewöhnliche Sterbliche, aber nicht für gekrönte Häupter schicklich seien. Er hat die Drohung, mit der es

ihm ohnehin nicht Ernst war, niemals ausgeführt und starb bereits 1691. Ähnlich aber hat die Geliebte seines Sohnes, das Fräulein von Neitzschütz, katholisch werden wollen, um dadurch nach ihrer Meinung der Erfüllung des sechsten Gebotes überhoben zu sein, das ihr die lutherische Geistlichkeit Dresdens sehr ernstlich vorhielt; aber sie hat ihr Wort nicht erfüllen können, da sie bald durch einen frühen Tod dahinsank. Bald hatte Rom den Weg gefunden, auf dem es den lang ersehnten Erfolg errang. Es faßte zunächst die Bekehrung hervorragender Personen aus den sächsischen Nebenlinien ins Auge, um mit ihrer Hilfe zum Kurhause fortzuschreiten, durch dessen Beispiel es dann das ganze Volk zu gewinnen hoffte. Schon 1623 hatte es den Prinzen Rudolf Maximilian von Sachsen-Lauenburg und 1687 den Herzog Albrecht von Sachsen-Weißenfels zum Abfall gebracht, der bereits 1692 starb. Die Übertritte dieser beiden Prinzen indes waren wegen ihrer persönlichen Bedeutungslosigkeit ebenso ohne alle Folgen, wie später diejenigen der beiden Ernestiner Karl Ernst von Saalfeld und Josef Friedrich von Hildburghausen, von denen jener 1719, dieser, der unglückliche „Held von Roßbach", 1727 in Neapel dem Glauben seiner Väter entsagte. Von größter Bedeutung dagegen war der Glaubenswechsel eines andern nachgeborenen Albertiners, weil sich an seine Person der Übertritt des Kurhauses knüpft, des Herzogs Christian August von Sachsen-Zeitz.

55. Der Kardinal von Sachsen.

Christian August war der Enkel Johann Georgs I. und der Sohn Herzog Moritz' von Sachsen-Zeitz. Johann Georg hatte testamentarisch sein Land in vier Teile geteilt. Die Kurlande erhielt Johann Georg II., die drei andern Söhne aber die neugebildeten Herzogtümer Sachsen-Merseburg, Sachsen-Weißenfels und Sachsen-Zeitz; letzteres fiel dem Herzog Moritz zu.

Wie fest Johann Georg I. an seinem evangelischen Bekenntnis hielt, das bezeugt sein letzter Wille von 1652. Da heißt es: „Seine Herren Söhne sollen den Ihrigen und männiglich mit gutem Beispiel voranleuchten, die Religion in dem Stande, wie sie bisher nach den prophetischen und apostolischen Schriften und der darauf gegründeten Augsburgischen Konfession, Apologie, Schmalkaldischen Artikeln, Katechismen Luthers, Konkordienformel und sächsischen Kirchenordnung gehalten worden, unverfälscht lassen und sorgfältig bewahren. Ihre lieben Söhne sollen sie in der wahren Gottesfurcht und in unsrer christlichen, evangelischen Religion und allen christlichen Tugenden, wohl auferziehen, auch die Räte und andre Bediente, wie bisher gebräuchlich gewesen, zu dem Religionseide verpflichten und in Kirchen- und Konsistorialsachen keine Neuerung vorstellen." Solch ein Mann war auch sein Sohn Moritz, er darf als Muster eines lutherischen Regenten

hingestellt werden. In dem Testamente, das er 1681 unter dem Beistande seines Kanzlers Veit Ludwig v. Seckendorf verfaßt hatte, schrieb er: „Wir ermahnen unsre geliebten Söhne samt und sonders, auch ihre Kinder und Nachkommen, um ihrer eignen ewigen Seligkeit und zeitlichen Wohlfahrt willen, daß sie den teuern Schatz unsrer christlichen, evangelischen Religion seiner hohen Würdigkeit nach erkennen und wie wir selbst zeitlebens bis an ihr Ende bewahren. Das sollen sie nicht bloß mit Worten und äußerem Scheine bezeugen, sondern von Grund des Herzens und solches durch fleißige Besuchung und andächtige Anhörung der Predigten, tägliches Gebet und christlichen Gebrauch des heiligen Abendmahls, vornehmlich aber durch einen unsträflichen, christlichen Lebenswandel ihrem Hofstaate zu einem erbaulichen Exempel erweisen. Sie sollen aus der Religion kein gleichgiltig Werk machen, sondern sich zu der einmal erkannten Wahrheit unsrer Religion eifrig und beständig halten und sich weder durch Drohungen noch durch Verheißungen davon abwendig machen lassen. Und wenn sie einmal nicht alsobald allen Einwürfen zu begegnen vermöchten, welche aus menschlichem Witze erfunden und auf die Bahn gebracht werden, so sollen sie sich doch nicht irren lassen, zumal der Abfall von unsrer Religion mehrenteils aus äußerlichen Antrieben und nicht aus innerlichen Bewegnissen zu geschehen pflegt. Auch sollen sie, wie bei dem Hause Sachsen herkömmlich, nur evangelische Räte und Diener annehmen." Es ist, als ob der Fürst geahnt hätte, was im Schoße der Zukunft lag.

Die Zerstückelung des Sachsenlandes durch Johann Georg war nicht weise gewesen. Sie hatte eine Überfülle regierender Fürsten zur Folge und dadurch Verarmung der Fürstenhäuser. Was diese souveränen Herren in erster Linie brauchten, war Geld; und Geld war nicht vorhanden. Wie verhängnisvoll dies auch für die evangelische Kirche ward, lehrte die Folgezeit. Moritz hatte drei Söhne, Moritz Wilhelm, geboren 1664, Christian August, geboren 1666, Friedrich Heinrich, geboren 1668. Alle drei wurden streng lutherisch erzogen und versprachen wackre Protestanten zu werden. Moritz Wilhelm erbte den Hauptteil des kleinen Landes mit dem Stifte Naumburg-Zeitz, Heinrich ward mit Pegau und Neustadt abgefunden, Christian August ward Statthalter der Deutschordensballei Zwätzen bei Jena mit einer Jahresrente von nur 6000 Thalern. Dieser Wirkungskreis war dem ehrgeizigen Manne zu klein. Sein Thatendrang trieb ihn in die Welt. Er trat ins Heer und focht an der Seite seines Vetters Friedrich August unter Karl von Lothringen in österreichischen Diensten gegen die Türken. Er beteiligte sich an der Eroberung von Ofen am 2. September 1686, sowie am Rhein am Kampfe gegen die Franzosen. Als Soldat jedoch fand er seine Rechnung nicht. Getrieben von der Begier, in der Welt einmal etwas zu gelten, ließ er sich von dem katholischen Domherrn v. Plettenberg überreden, die Laufbahn eines Kirchenfürsten ins Auge zu fassen; das hatte für ihn viel Lockendes,

denn die geistlichen Fürstentümer waren reich dotiert, und durch „Accumulation von Ämtern“ ließ sich beträchtlicher Gewinn erzielen. Die erste Neigung zum Katholizismus soll der Deutschmeister Ludwig Anton, Pfalzgraf von Neuburg, ein eifrig katholischer Herr, in ihm erweckt haben. Unter der Leitung Plettenbergs ward der Jüngling rasch in die Lehre der Papstkirche eingeführt, und am 14. Juli 1689 trat er im Karmeliterkloster zu Frankfurt a. M. im geheimen zum Katholizismus über. Damit war ein Schritt gethan, der in seinen Folgen der Geschichte der sächsischen Landeskirche und des ganzen Sachsenlandes eine Wendung gab, wie sie niemand ahnte.

Zwei Jahre lang blieb der Schritt des Herzogs selbst seinen nächsten Verwandten verborgen. Es fiel auf, daß Christian August, der bald in Plauen, bald in Zwätzen, bald im Auslande wohnte, die lutherische Kirche mied, aber niemand vermutete, daß der glatte Kavalier Kryptokatholik sei. Im Frühjahr 1691 erfuhr sein Bruder Moritz Wilhelm das Geheimnis und erkannte sofort, daß „die Sache von großer Konsequenz und Wichtigkeit“ sei. Er wandte sich an das lutherische Domkapitel von Naumburg-Zeitz und bezeugte ihm, „wie sehr ihn dieser leidige Abfall afficieret und betrübet habe“. Zugleich schüttete er dem Herzog von Sachsen-Merseburg, seiner Schwester Gemahl, sein bekümmertes Herz aus: „Ew. Gnaden werden leicht ermessen, wie sehr uns die unvermutete Nachricht, daß Christian August die wahre evangelische lutherische Religion verlassen und zu der römisch-katholischen sich öffentlich bekennet habe, konsternieret, zumal derselbe, als wir ihn bei dero gestrigen Gegenwart hierüber zur Rede gesetzet, gar nicht in Abrede sein können, daß er die päpstliche Lehre bereits angenommen, wie wir denn auch mit unsern beweglichen Gegenremonstrationen etwas auszurichten noch zur Zeit nicht vermocht.“ Zugleich versicherte er, nichts zu unterlassen, was den Verirrten wieder auf den rechten Weg bringen könne und bat den Herzog um seine Mithilfe dazu. Auch der regierende Kurfürst Johann Georg III. bedauerte „hochbekümmerten Gemütes“, daß der Prinz „von der reinen seligmachenden evangelisch-lutherischen Religion abgefallen“, versprach „zur Redressierung alle ersinn- und möglichsten Mittel anzuwenden“, „dehortierte ihn mündlich und schriftlich“ und sandte sogar seinen Kanzler von Pöllnitz an ihn ab, um ihn auf andre Gedanken zu bringen. Christian August war weit entfernt, einen Schritt zurück zu thun und schrieb an seinen Bruder in einem Tone, der jede Bemühung, ihn wieder lutherisch zu machen, als vergeblich erscheinen ließ: „Weil solche Veränderung zu keinem andern Ende geschehen, als bloß zur Beruhigung meines Gewissens, welches so viel Jahr in Zweifel gestanden, und ohne einiges Ansehen alles Zeitlichen sowohl Glücks als Unglücks, als werden Ew. Liebden mir desto weniger verdenken, daß ich von der neuen, selbst erdichteten, falschen lutherischen Religion zu der von Christi Zeiten an allezeit gewesenen alleinseligmachenden und durch

Vergießung des Blutes schon so viel teurer Märtyrer bekräftigten katholischen Religion getreten, in welcher man seiner Seligkeit gewiß ist. Daß Ew. Liebden aber in Dero Schreiben vermeinen, ich hätte durch solches Changement die angelobte Treue, die ich in der heiligen Taufe gethan, gebrochen, so kann ich Ew. Liebden versichern, daß man in keiner Religion sich mehr angelegen sein läßt, dasjenige, so man unserm heiligen Gotte versprochen, zu halten, als in der katholischen und werde ich in solchem Glauben bis an mein Ende beständig bleiben und darinnen alles ausstehen, was mir begegnen möchte." Schließlich spricht er die Hoffnung aus, Gott wolle das ganze fürstliche Haus Sachsen „nicht länger mehr in der Irre und schändlichen Verführung herumgehen lassen, sondern ihnen sämtlich benebenst aller andern übrigen auf den seligen Weg" der katholischen Kirche verhelfen. Wie sehr der Prinz trotz dieser Erklärung am Irdischen hing, bezeugt seine inständige Bitte an den Kurfürsten, ihm die Einkünfte der Ballei, deren er nach seinem Abfalle gesetzmäßig verlustig ging und gehen mußte, zu belassen, eine Bitte, die ihm Johann Georg III. abgeschlagen, Friedrich August aber späterhin erfüllt hat. Christian August mochte die 6000 Thaler nicht missen, er war, sagt Ranft in seiner Geschichte der Kardinäle, trotz seiner zur Schau getragenen ausbündigen Frömmigkeit und trotz „großem Verstande und vieler Gütigkeit" „der Welt und ihrer Lust und Herrlichkeit ergeben."

Der heilige Vater war außer sich vor Freude. Das hatte er nicht zu hoffen gewagt, daß ein weiteres Glied des Hauses Wettin, ein Nachkomme jener Fürsten, an deren Brust die Reformation groß geworden war, sich in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche begeben würde. Das war ein außerordentliches Ereignis, das mußte man belohnen; und über schlechte Behandlung von seiten der Kurie hatte sich der Konvertit nicht zu beklagen. Selten hat ein Kleriker so viele Ämter gleichzeitig bekleidet und so enorme Summen bezogen wie er. Sein Aufstieg von Würde zu Würde geschah mit einer Schnelligkeit ohnegleichen. Was ihm an Alter und Fähigkeiten fehlte, das ersetzte fürstliche Geburt und Konvertitentum. Am 12. März 1691 erhielt er Firmung und Tonsur. Rührende Sorge für die eigne Person ließ ihn gleich am Anfang seiner Laufbahn wiederholt an den Papst schreiben: Gebt mir Prälaturen und Kanonikate, und ich werde Sachsens Bekehrer sein; „die Zurückführung des Hauses Sachsen namentlich des Kurhauses in den Schoß der katholischen Kirche und die Wiederherstellung der katholischen Religion in sämtlichen sächsischen Landen soll der alleinige Zweck meines Lebens sein." Ja selbst auf das Haus Brandenburg dehnten sich die Hoffnungen aus, die man an den Neophyten knüpfte. Innocenz XII. jauchzte vor Wonne und ermunterte den hoffnungsvollen Sachsenfürsten in mehreren Schreiben zur Ausführung seines Lebensplanes. Als der Prinz 1692 dem Papste für die Erteilung eines Kanonikates von Lüttich dankte, erneute er sein Versprechen,

aber auch seine Bitte um Beförderung im geistlichen Stande. Als Christian August im Frühling 1693 selbst in Rom erschien, um sich dem heiligen Vater zu Füßen zu legen, ließ ihm der Papst unter Dispens von der Irregularität des Alters und der Neubekehrtheit das Breve der Wählbarkeit für jedes Bistum oder Erzbistum im deutschen Reiche und den Staaten des Kaisers überreichen und sandte ein besonderes päpstliches Empfehlungsschreiben an den Kaiser ab. Bald erhielt der Prinz die niederen geistlichen Weihen und zur Lütticher Dompfründe noch andere von Münster und Breslau. Am 20. Februar 1695 erhielt er im Karmeliterkloster zu Frankfurt am Main die Priesterweihe, und am 19. März las er im Kölner Dom unter Kanonendonner seine erste Messe. Noch im selben Jahre stieg er zur Würde eines Dompropstes und Schatzmeisters des Erzstifts Köln empor. Schon ein Jahr darauf ward ihm das Bistum zu Raab in Ungarn verliehen. Nun war er, kaum dreißig Jahr alt, ein Mann von einiger Bedeutung, aber noch lange nicht am Ziele seiner Wünsche. Er wußte sein Verdienst um die Propaganda des Glaubens in Sachsen und Ungarn dem Papste gegenüber immer wieder so nachdrücklich geltend zu machen und erfreute sich der Gunst des schwachen, bigotten Kaisers Leopold I. in so hohem Maße, daß er rasch Stufe für Stufe aufwärts erklomm und dabei kraft päpstlichen Briefes stets die früheren Ämter mit ihren Einkünften behalten durfte. Im Jahre 1699 machte ihn der Kaiser zu seinem Wirklichen Geheimen Rate und präsentierte ihn bereits 1700 zum Koadjutor des Erzstifts Gran mit dem Rechte der Nachfolge. Im Jahre 1706 schenkte ihm Clemens XI. den Kardinalshut, und als „Kardinal von Sachsen" lebt er in der Geschichte fort. Darauf trat er in den wirklichen Besitz des Erzbistum Gran und wurde Primas von Ungarn. Im Jahre 1716 übertrug ihm Karl VI. die einflußreiche Stellung eines kaiserlichen Prinzipalkommissars beim Reichstage zu Regensburg, in der er eifrig zur Förderung katholischer und zur Schädigung protestantischer Interessen thätig war. Nachdem er sich längst nach fieberhafter Thätigkeit für die Sache Roms und seine eigne Sache aufgerieben, — „ich denke viele Jahre schon, wie ich mich retirieren und in Ruhe leben kann, denn ein solches Leben macht vergnügt und alt" — starb er im Alter von 59 Jahren am 23. August 1725 zu Regensburg. Kaiser Karl VI. ließ den Leichnam in der Kirche zum heiligen Martin zu Preßburg beisetzen, wo er vom Kardinal 1712 zum Könige von Ungarn gekrönt worden war.

Was den Charakter des Prinzen betrifft, so wird er von römischen Schriftstellern als der Inbegriff aller Tugenden hingestellt, die einen römischen Kirchenfürsten zieren. Damit ist indes noch nicht gesagt, daß er als Mensch und Christ ein Musterbild gewesen sei. Obgleich in hohen geistlichen Ämtern, ist Christian August kein Theolog gewesen, sondern lediglich Diplomat. Als solcher hat er mit unverkennbarem Geschicke gewirkt. Mit eiserner Zähigkeit des

Willens verband er kalten Verstand und nie ermüdende Arbeitskraft. Er wußte zu warten, wo das Warten nötig und ersprießlich war, und verstand im rechten Augenblicke zu handeln. Durch sein weltmännisches Wesen öffnete sich dem Fürstensohne manche Thüre, die andern verschlossen blieb; durch sein diplomatisches Geschick errang er Erfolge, die den Neid andrer erregten. Den deutschen Kirchenfürsten war der Emporkömmling verhaßt, erfolgreich wußten sie es zu verhindern, daß Christian August jemals einen geistlichen Kurstuhl in Deutschland bestieg, wie er es so eifrig wünschte und wie es Kaiser und Papst so gerne gesehen hätten. Auch in Ungarn war er mißbeliebt; nie war zum Koadjutor des Erzbistums Gran ein Ausländer gewählt worden; als nun vollends ein Deutscher zu dieser Würde befördert ward, da „sperrten die Ungarn gewaltig die Augen darüber auf.“ Seine Politik hatte ein doppeltes Ziel, den Glanz des Hauses Habsburg und die Förderung der römischen Kirche. Theiner nennt ihn den Schutzgeist des Hauses Österreich, und er hat nicht nur in Österreich österreichische Politik gemacht, sondern auch in Sachsen, und sich redlich bemüht, das Haus Wettin noch mehr ins Schlepptau Österreichs zu bringen, als es ohnehin schon war. Sein Haß gegen das evangelische Bekenntnis und sein Eifer für Rom grenzte an Fanatismus. Er hätte alle protestantischen Fürsten Europas, er hätte die Welt zum Katholizismus bekehren mögen. Wo er einen Ketzer zum Abfall bringen, einen Konvertiten befördern, einen Evangelischen schädigen konnte, da trat er mit seiner ganzen Person dafür ein. Dabei war es ihm völlig gleich, ob Recht und Moral mit Füßen getreten wurden; der Zweck heiligte die Mittel, und ihm waren alle Mittel recht. Er liebte die Heimlichkeit und betrachtete die Diplomatie als eine Kunst, in der erlaubt sei, was der Katechismus verbietet. Zwei Schriftstücke in einer Sache abzufassen, eins zum Scheine, das andre für die Akten, war ihm ein Leichtes; nicht nur die Ketzer, auch die Glaubensgenossen zu täuschen erschien ihm gut und löblich, wenn es der Erreichung seiner Ziele galt. So verfuhr er bei seinem eignen Übertritte, wie bei der Bekehrung seines Bruders und seiner Vettern. Trat er in Sachsen vorsichtiger auf, so nahm er in Ungarn keinerlei Rücksicht. Während seiner ganzen Amtsführung war er eifrig bemüht, den Protestantismus im Reiche der Stephanskrone zu vernichten. Im Jahre 1721 protestierte er feierlich gegen den Schutz, den die kaiserliche Kommission den Unterdrückten gewähren wollte. Sein Spruch ging dahin, die Evangelischen seien gewaltsam zur Kirche des Papstes zu zwingen, oder sie müßten untergehen; ihre Duldung widerspreche den Reichsgesetzen, schon vermöge des Krönungseides müsse sie der Kaiser unterdrücken. So hat der „gefährliche Kardinal“, wie man ihn nannte, in Ungarn und Sachsen der Sache des Evangeliums mehr geschadet als die Tilly und Pappenheim im dreißigjährigen Kriege. Seinem Fanatismus kam nur sein maßloser Ehrgeiz und seine brennende Gier nach den Schätzen dieser Welt gleich. Der Mann, der Berge

von Würden und Ämtern für sich zu gewinnen gewußt hatte, streckte immer wieder nach neuen Erwerbungen die unersättliche Hand aus; er, der einen Bischofsstuhl und den Primat von Ungarn sein eigen nannte, bewarb sich zugleich noch mit Eifer um die Bistümer zu Münster und zu Lüttich, nicht um dem Volk und der Geistlichkeit ein guter Hirte zu sein, sondern seine Herrschaft über die Seelen immer weiter auszudehnen und das blitzende Gold in seinen Säckel fließen zu lassen. Seine jährlichen Einkünfte beliefen sich auf 200000 Thaler, eine unermeßliche Summe für einen Diener dessen, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte. „Weil er aber der Pracht und der Welt mit ihrer Lust und Herrlichkeit allzusehr ergeben war, wollte es trotzdem immer nicht bei ihm zureichen." So hinterließ er bei seinem Tode nur 120000 Thaler, nach anderm Berichte nichts als Schulden. — Solch ein Mann war die Seele der Gegenreformation in Sachsen.

56. August der Starke und Christiane Eberhardine.

Nach dem Tode Johann Georgs IV. im Jahre 1694 hatte sein Bruder **Friedrich August** den Thron bestiegen. Er war 1670 geboren und hatte Spener zum Lehrer gehabt. Von Natur künstlerisch angelegt, hatte er von seinen Reisen in West- und Südeuropa ein lebhaftes Interesse an dem leichten, schönheitsvollen, aber auch sittenlosen Leben des romanisch-katholischen Südens mitgebracht, das ihn seiner bescheidenen Heimat und seiner ernsten Kirche entfremdete und ihn für eine Religion empfänglich machte, die weder Abkehr von der Welt, noch Hingabe an den Herrn verlangte, sondern dem natürlichen Menschen entgegenkam. Ohnehin war er „von Jugend auf ein kleiner Freigeist, der nichts mehr glaubte, als was viele unsrer Fürstenkinder insgemein zu glauben pflegen, nämlich daß ein Gott im Himmel sei, sie aber auf Erden thun könnten, was sie wollten."

Der Prinz war ein Mann von imponierendem Äußern, eine überaus reich ausgestattete Fürstennatur. Eine edle Gestalt von unerhörter Leibesstärke, aller ritterlichen Künste Meister, in Krieg und Jagd von nicht zu erschütternder Unerschrockenheit, reichgebildeten Geistes, in Musik und Baukunst sachkundig, stolz in seinem Auftreten, liebenswürdig im Umgang — so übte er auf alle, zumal auf Frauen, einen berückenden Zauber aus. Nie ist ein Fürst mit solchem Glanze aufgetreten wie August der Starke, dieser deutsche Louis XIV. in verkleinertem Maßstab. Dennoch wurden seine nicht gewöhnlichen Anlagen ihm und seinem Volke nicht zum Segen, sondern zum Fluche. „Das Fleisch, bei seinen protestantischen Vorfahren noch von der Macht des angeerbten Kirchenglaubens niedergehalten, hat bei diesem Manne die Herrschaft". In ihm hatte sich die Prachtliebe seines Großvaters Johann

Georg II., die Ruhmbegier seines Vaters Johann Georg III. und die niedere Sinnlichkeit seines Bruders Johann Georg IV. zu einer Einheit verschmolzen. Wohl verstand er zu repräsentieren, und er hat in seinem Leben nur zu sehr repräsentiert, wohl beanspruchte er alle Rechte der Majestät, aber ohne deren Pflichten mit zu übernehmen. Sein schmetterlingsgleicher Charakter kannte weder das Pflichtgefühl noch die Arbeitsfreudigkeit der Hohenzollern, ja nicht einmal die Selbstbeherrschung eines Louis XIV. Ein Pesthauch ging von seinem Hofe aus und dazu die wirtschaftliche und politische Zerrüttung des Volks. Wen es gelüstet, das schamlose, lasterhafte Treiben des damaligen Hofes kennen zu lernen und August den Starken in seinen Abenteuern mit der Kessel, der Königsmark, der Spiegel, der Teschen, der Kosel, der Dieskau, der Dupark, der Esterle, der Orselska, der Dönhoff, der Moschinska und dem ganzen Schwarm entarteter Frauen zu beobachten, mag es bei Pöllnitz, Vehse und anderen nachlesen oder in den Memoiren der Schwester Friedrichs des Großen, Markgräfin Wilhelmine von Baireuth, blättern, die dem „galanten" Könige die fast unglaubliche Zahl von 354 unehelichen Kindern nachgerechnet hat.

Im Jahre 1693 hatte sich der Prinz mit Christiane Eberhardine von Brandenburg-Baireuth, einer Prinzessin von sehr ernstem Charakter und treu evangelischer Gesinnung, vermählt. Die jugendliche Fürstin scheint es von Anfang an nicht recht verstanden zu haben, den flatterhaften Sinn des Gemahls zur Stetigkeit zu gewöhnen. Der Fürst war fast immer auf Reisen und jagte von Genuß zu Genuß, die fromme Gattin saß daheim bei Bibel und Gebetbuch. Bereits 1694 begann die Entfremdung der Herzen, die zu einander paßten wie Feuer und Wasser. Am 27. April desselben Jahres starb Johann Georg IV., und Friedrich August trat das Erbe des Bruders an. Drei Jahre darnach that der junge Kurfürst jenen Schritt, der für Sachsen von einer Bedeutung war wie keiner seit Jahrhunderten, er wechselte sein Glaubensbekenntnis.

Am 5. März 1697 machte der Kurfürst in Geschäften eine Reise nach Wien. Es galt einem wichtigen Zwecke, dem Erwerb der polnischen Königskrone. Polen hatte am 17. Juni 1696 seinen König Johann Sobieski durch den Tod verloren. Es war ein Wahlreich, nach dessen Krone acht Bewerber trachteten, deren Reihe der ehrgeizige und ruhmsüchtige Kurfürst sich anschloß. Im Grunde hatte August wenig Aussicht gewählt zu werden. Französisches Geld sprach für den Prinzen Conti, Österreich wirkte für Jakob Sobieski, andere Mächte begünstigten wieder andere Prätendenten. Aber gerade aus dieser Verwirrung wußte der kluge Wettiner für seine Person Nutzen zu ziehen. Mit Hilfe des sächsischen Obersten v. Flemming und guten sächsischen Silbers gelang es ihm bald, alle seine Mitbewerber auszustechen und dem Ziele seines glühenden Ehrgeizes nahezukommen.

Vorerst aber stellte sich der Wahl Friedrich Augusts ein großes Hindernis in den Weg. Er war evangelisch-lutherischen Glaubens, und ein König von Polen mußte römisch-katholisch sein. War der Kurfürst römischer Christ, so hatte der kühne Soldat, der in Polen für ihn wirkte, leichtes Spiel. Vor der Hand erhielt Flemming den Auftrag, seinen Herrn für übergetreten auszugeben — das weitere würde sich finden. Und es fand sich. Längst hatte Christian August auf den Kurfürsten sein Auge geworfen; längst hatte er auf den Augenblick gewartet, den Vetter in seine Netze zu ziehen. Jetzt war der Augenblick gekommen. Christian August eilte nach Wien und wich nicht von der Seite des Kurfürsten. Mit jesuitischer Überredungskunst wußte er dem Vetter, der niemals sonderlich fest im Luthertume gewurzelt war, etwaige Bedenken zu zerstreuen, und am Dreieinigkeitsfeste, den 2. Juni 1697 legte der Kurfürst nach einem Unterrichte von etlichen Wochen in Baden bei Wien in aller Stille seine Generalbeichte und das römische Glaubensbekenntnis vor seinem Vetter ab. „Darauf, als dieses geschehen," schrieb dieser an Moritz Wilhelm, seinen Bruder, „habe ich solches an meine guten Freunde in Polen geschrieben, welches auch soviel genützet, daß der Kurfürst zum König in Polen ist erwählet worden." In Wahrheit hatte Christian August über den Übertritt eine Bescheinigung ausgestellt, in der die Jahreszahl ausgelassen war, um nötigenfalls den Schein zu erwecken, als sei der Fürst schon jahrelang Katholik. Daß ihn dies beunruhigte, sagt er selbst in einem Schreiben an Fürstenberg vom 3. Juli 1697: „Wie werden wir bestehen, und was wird der König für eine Liebe und Vertrauen bei den Polen bekommen, wenn sie sehen werden, daß er sie gleich im Anfang in den Hauptpunkten wegen der Religion betrogen hat! Das kann unserm lieben Könige das größte Unglück von der Welt verursachen." Das nötige Geld aber — und es waren zur Bestechung der Wählenden Riesensummen nötig — lieferten die Jesuiten zu Wien gegen Versatz der kurfürstlichen Kronjuwelen und Eröffnung eines Kredits bei ihren Ordensbrüdern in Warschau; auch legte Christian August vom Ertrage seiner Pfründen gerne noch einige tausend Thaler bei. Nun hatte die Wahl von statten gehen können. Am 27. Juli bekannte sich August vor dem Bischof von Samogitien in der Kirche zu Deutsch-Piekar auch öffentlich zum römischen Glauben. Nach dem Tedeum erklang es: „Es lebe der König August II.!", und am 12. September zog er in Krakau ein.

So hatte ein verschlagener Priester durch kluge Diplomatie in Gemeinschaft mit einem Dragoneroberſten, der die sächsischen Thaler geschickt zu verteilen gewußt hatte, dem Kurfürsten eine Königskrone erworben. So war der Fürst, der berufen gewesen wäre, treu dem Vorbild seiner Ahnen, ein Schirmherr des Evangeliums zu sein, zu dem Glauben abgefallen, gegen den er sich noch kurz vorher in mehreren Religionsversicherungen eifrigst verwahrt hatte. In einer Erklärung vom 6. August 1697 aus Lobskowa wagte der neue König seinem

evangelischen Volke über seinen Übertritt zu versichern, „daß er nämlich nicht etwa aus Konsideration einiger Würden oder Nutzens, sondern allein Gott vor Augen habend, den römisch-katholisch-apostolischen Glauben unlängst auf- und angenommen". Dem Papste erklärte er: „Fern seien von mir alle menschlichen Absichten; mich beschäftigt hierbei nur die Erlangung der glückseligen Ewigkeit." Darf man es nach alledem Friedrich dem Großen verdenken, wenn er über August äußerte: „Der König von Polen ist auf der ganzen Welt der falscheste Fürst, gegen den ich die meiste Abneigung habe; er hat weder Ehre noch Treue, und die Heuchelei ist seine einzige Maxime"?

Wie aber ward der Übertritt des Kurfürsten im Lande und von der Kurfürstin aufgenommen? Als die Nachricht der Wahl und des Abfalls des Landesherrn nach Dresden kam, löste man zwar auf allerhöchsten Befehl die Geschütze, denn die Sachsen waren gute Patrioten, und nie würde es in jener Zeit politischer Unmündigkeit zu elementareren Äußerungen des Volksunwillens gegenüber dem Landesfürsten gekommen sein. Wohl sang man auch in allen Kirchen nach Vorschrift das Tedeum laudamus. Aber nach Beendigung des Gottesdienstes stimmte die Gemeinde aus freien Stücken das Lied an: „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ, weil es nun Abend worden ist"; und dieser Gesang bekundet deutlich genug die Stimmung des Volks. Und als der neue Polenkönig in einer Verordnung vom 1. Juli 1698 aus Warschau dem Oberkonsistorium aufgab, es sollte die Lieder: „Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort" und „O Herre Gott, dein göttlich Wort" im Sachsenlande nicht mehr singen lassen, da wiesen die geistlichen wie die weltlichen Behörden dies Ansinnen mannhaft zurück. Wie die Stimmung des Adels war, das bezeugen die Landtagsverhandlungen jener Tage, sowie das Schreiben eines sächsischen Edelmanns, welches, wenn es auch nicht an seine Adresse gelangte, doch als Zeuge des Unwillens in Dresdner lutherischen Adelskreisen in Anspruch genommen werden darf: „Wie schmerzlich mir das zu Gemüte gegangen, daß mein allergnädigster König, Kurfürst und Herr von dem wahren, unverfälschten, reinen Worte Gottes sich abgezogen und in die Finsternis verwickelt, ist nicht genugsam mit der Feder zu beschreiben, denn dessen hohe Vorfahren ihren Leib, Gut und Blut darangesetzet." Vor allem ging die schmerzliche Wendung der Dinge den Geistlichen der Landeskirche nahe. Unter Seufzen nur sprachen sie von dem harten Schlage, wie denn der Oberhofprediger Carpzov im Sommer 1697 nach Wittenberg schrieb: „O Jammer, wir sind in Zeiten gefallen, die kein Mensch, nicht einmal im Traume, hätte vorhersehen können. Es ist schlechterdings jede Hoffnung auf menschliche Hilfe in Staub gesunken, und es ist kein Zweifel, die Klerisei, die die ganze Sache angerichtet, wird nicht eher ruhen, bis sie Sachsen unter das päpstliche Joch gebracht hat. Der Kurfürst, den der Durst nach der unseligen Krone in jenes Lager getrieben, will dies für jetzt wohl nicht, aber nach dem Gebaren des

Klerus ist es sattsam klar. Wenn je, gilt es jetzt zu beten, daß Gott plötzlich eingreifen möge, und jeder sieht, daß es ihm im Augenblick ein Leichtes ist.“ Ähnlich dachte Spener, wenn er schrieb: „Die Seele dessen, welchen es zuerst angehet, zu retten ist wohl zur Zeit nicht wohl zu gedenken, sondern es kommt alles darauf an, wie nicht nur der Schade des Beispiels, sondern auch der unfehlbarlich von der würdigen Klerisei, von der sich die jungen Regenten, die sich einmal in deren Arme geworfen, auch wider ihren Willen müssen regieren lassen, zu erwarten habenden Ratschläge, welche auf die Nachziehung der teuern kurfürstlichen Frau Gemahlin und wertesten Kurprinzen, endlich aber auch der Lande gerichtet sind, auf gottgefällige Weise nach Möglichkeit abgewendet werden möge.“

So erfüllte ein Trauergefühl die Herzen aller Sachsen, und wenn dies Gefühl sich nicht in lauten Äußerungen des Unwillens kundthat, so ist dies keineswegs der konfessionellen Gleichgiltigkeit, sondern neben der politischen Unreife der unentwegten Treue des nur allzu gutmütigen Volks zu verdanken. Allerdings fehlt's an Streitschriften, die sich unmittelbar gegen den Kurfürsten wandten, wie dies in jenem Zeitalter des fürstlichen Absolutismus nicht anders zu erwarten war; aber trotz ihres Fehlens kann der Geschichtsschreiber aus den erwähnten Zügen nur den allgemeinsten Schmerz über den Abfall des Fürsten konstatieren. Und daß der Schmerz und Zorn doch sich öffentlichen Ausdruck suchte, bezeugt ein Klaggedicht, das damals gedruckt oder geschrieben verbreitet ward und so beginnt: „Schau Sachsen, wo du kannst vor Gram und Wehmut sehen: Es ist um Deutschlands Ruhm und deinen Ruhm geschehen, dein Fürste und dein Held ist vor den andern allen zwar auf den Thron erhöht, doch auch zugleich gefallen. O umgekehrte Welt! O unerhörte Zeit! Wo bleibt die Frömmigkeit und deutsche Redlichkeit!“

Am empfindlichsten getroffen war neben der Mutter des Kurfürsten, der treuen Protestantin Anna Sophie von Dänemark, welche August selbst einmal in einem Briefe nach Rom „eine glühende Anhängerin des lutherischen Glaubens“ nannte, die regierende Kurfürstin Christiane Eberhardine. Nachdem sie die Nachricht von dem Abfall ihres Gatten vernommen, schloß sie sich in ihre Zimmer ein und war erst nach langer Zeit, am 28. Juli, zu bewegen, sich wieder öffentlich zu zeigen. Sie weigerte sich anfangs heftig, den Titel einer Königin von Polen anzunehmen und gab sich erst auf wiederholtes Drängen dazu her, die Aufwartung der Minister zu gestatten. Indessen es sollten noch härtere Prüfungen an sie herantreten. Die polnischen Pacta conventa enthielten als ersten Satz die Bestimmung: „Der König und die Königin müssen katholischen Glaubens sein und bleiben; der König soll die Königin zum katholischen Glauben vermögen.“ So hing also die Giltigkeit der Wahl und Krönung schließlich von dem Übertritte der Gemahlin des Königs ab. Alle Hebel

wurden in Bewegung gesetzt, um auch dieses zu erreichen. August lud sie brieflich ein — aber Eberhardine wies dies Ansinnen von sich. Der Kardinal von Sachsen erbat sich am 17. August vom Papste Reiseurlaub, um auch die Königin zu bekehren, und der Papst flehte den „Geber aller guten Gaben" an, daß er das schöne Werk „mit gutem und erwünschtem Erfolge kröne"; aber sie hofften zu kühn. In dringendem Schreiben wandte sich August schließlich an seine Mutter, um deren Einfluß auf Eberhardine in Bewegung zu setzen. „Man verlanget allhier einhellig," so schrieb er unter dem 20. August 1697 aus Krakau, „daß die Königin rein kommen möchte" und fügte listig hinzu: „welches auch sein könnte, ohne daß sie die Religion changierte, indem der Exempel schon vorhanden sind." Obgleich er die Gemahlin als treue, überzeugte Lutheranerin kannte, schreibt er deren Weigerung, nach Polen zu kommen und zu konvertieren, dritten Personen zu und wagt es seiner Mutter anzusinnen, sie möge die Königin „persuadieren" Die Aufregung der beiden Fürstinnen stieg immer mehr, in ihrer Kümmernis wandte sich Anna Sophie an Spener in Berlin, ihren Beichtvater, und frug, wie sich die Königin in diesem Falle zu verhalten habe, ohne ihr evangelisches Gewissen und ihren ehelichen Gehorsam zu verletzen. Der feine Menschenkenner schrieb unterm 28. August: es sei bekannt, daß Regenten, einmal in die Hände Roms gefallen, auch Rom gehorchen müßten; ohne Zweifel würde der König die Gemahlin zum Übertritte nötigen müssen und es auch thun, schon um sich die Krone zu erhalten; darum sei es besser, die Königin warte noch, bis die Krönung vorbei und in Polen alles wieder ruhig sei, dann könne sie reisen, ohne für ihren evangelischen Glauben fürchten zu müssen; übrigens sei es nunmehr eine Hauptsache, den Kurprinzen bei der evangelischen Wahrheit zu erhalten.

Eberhardine war in ihrem Glauben gestärkt und in ihrem Gewissen beruhigt. Sie ging nicht nach Polen, wie sie denn in ihrem ganzen Leben niemals dorthin gekommen ist. Die Krönung geschah, ohne die Königin, am 15. September. Zwar wurde die auf ihren Übertritt bezügliche Stelle der Pacta conventa noch einmal zur Sprache gebracht, aber sonst nicht weiter betont. Als der König in theatralischem Aufputz an den Altarstufen des Doms zu Krakau das römische Glaubensbekenntnis ablegte, da wandelte den starken Mann eine Ohnmacht an; erst von der Waffenlast befreit, vermochte er das neue Bekenntnis abzulegen. Noch am 3. Dezember 1697 hatte er von Krakau aus einen letzten Versuch gemacht, die Gattin zum Abfall zu bringen. In einem höchst bezeichnenden Briefe schrieb er an seine Schwiegermutter, die streng lutherische Markgräfin von Baireuth: „Ich werde suchen, die Königin zu persuadieren, hereinzukommen, befürchte aber, daß ich nicht werde dazu bringen können, daß sie gekrönt, noch viel weniger, daß sie beständig hierin bleiben wird können, so sie sich nicht resolvieret, einen Effort in Änderung des Namens der Religion zu thun. Denn

so man es recht betrachtet, besteht der Unterschied nur im Streite der Geistlichen. So Ew. Liebden die Güte haben wollten, ihr ein wenig zuzureden, würde es viel ausgeben, dabei aber meinen Namen nicht zu gedenken." Auch dieser letzte frivole Schritt war völlig umsonst.

So war denn August König von Polen. Er hatte, wie einst Heinrich IV. von Frankreich, die Krone eines Königreichs eine Messe wert gefunden; und es war nur eine Flitterkrone. Es kann niemand zweifelhaft sein, daß einem Manne wie ihm der Religionswechsel eitel Gaukelspiel war. Wie August bei seinen „Festins" mitunter als Türke erschien, so zog er auch einmal das Gewand eines andern Glaubens an. Er wechselte sein Bekenntnis, wie man einen Rock wechselt. Ist's ihm aber, wie die römische Kirche unter Hinweis auf seine Andachtsübungen, Schreiben an den Papst und dergleichen behauptet, mit dem Glaubenswechsel Ernst gewesen — gut, so ist August ein Beweis dafür, daß in der römischen Kirche Frömmelei mit sehr „freiem" Leben auf das beste sich verträgt und daß das, was man dort für Christentum ausgiebt, auf sittliche Erneuerung des Menschen oder auch nur auf Zähmung der Sinnlichkeit wenig Einfluß übt, also keinen wahrhaft sittlichen Wert hat. Denn seitdem August römisch geworden war, beginnt eine neue Ära seines Lasterlebens; die Aufnahme in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche war ihm ein Freibrief zu um so größerer sittlicher Schrankenlosigkeit. Wenn Theiner sagt, August habe „eine so hohe Stufe christlicher Vollkommenheit" erreicht, daß er im Orient und Occident „zu den frömmsten Herrschern" zu zählen sei, so ließe sich das wie eine beißende Satire oder eine grenzenlose Frivolität. Am treffendsten hat jedenfalls Herr von Loën über den Glaubenswechsel Friedrich Augusts geurteilt, wenn er schreibt: „Man sagt, der Kurfürst habe seine Religion verändert. Ich würde es zugeben, wenn ich wüßte, daß er vorher eine Religion gehabt hätte; er hatte, als er zur römischen Kirche überging, eigentlich keine Religion. Man kann also nicht sagen, daß er die seinige verändert habe, er nahm nur zum Scheine eine andre an."

Mit ungeheuerm Jubel ward natürlich das große Ereignis im Vatikan begrüßt. Am 27. September zeigte August dem Papste seine Krönung an und erhielt aus Rom die süßesten Schmeichelreden. In feierlichen Konsistorium verkündete Papst Innocenz XII., daß das Haupt unter den Bekennern der schändlichen Ketzerei in Deutschland die Irrtümer, in denen er geboren und erzogen sei, abgeschworen habe und der katholischen Wahrheit zugefallen sei. In echtem Proselytentone wiederum ließ sich der König dem Papste gegenüber vernehmen: „Um einigermaßen der so großen Gnade zu entsprechen, deren mich der Vater der Barmherzigkeit gewürdigt hat, mich von den Finsternissen des Luthertums zum wahren und wunderbaren Lichte der katholischen Religion zu rufen, hegte und nährte ich sogleich den glühenden Wunsch, den Kultus dieses allerheiligsten Glaubens nicht allein zu beschützen,

sondern mit Aufopferung meines Lebens zu verbreiten. Hierauf allein, heiligster Vater, sind alle meine Gedanken und Unternehmungen gerichtet. Für diesen alleinigen Zweck habe ich mein Haupt der Last dieser Krone unterworfen. Eure Heiligkeit hat sich gewürdigt, mit so zärtlicher Liebe in mir eine verirrte und unter den Irrlehren der Ketzerei verlorene, durch ein Wunder der göttlichen Barmherzigkeit wieder aufgefundene und dem Leben des wahren Glaubens zurückgestellte Seele in Ihren väterlichen Schoß aufzunehmen. Ihre Frömmigkeit begnügte sich nicht, die Freude des Himmels über einen zurückgekehrten Sünder auf der Erde erschallen zu lassen, sondern hat auch die Hand und das Werk des Bischofs von Raab, meines Blutverwandten, dessen Eifers sich die Rechte des Allmächtigen gleichsam als eines Werkzeugs bedient hat, im Haupte von Sachsen das Haupt des Luthertums zu zerschmettern, gnädigst beloben wollen."

Für das biedere, geduldige Sachsenvolk begann nun eine schwere Zeit. Um seinen wankenden Königsthron zu erhalten, schrieb August harte Steuern aus, verpfändete eine Reihe von Gauen seines Landes und zog in der Folge Tausende seiner Landeskinder als Soldaten nach Polen, wo sie in den an die Erwerbung Polens sich knüpfenden Kriegen für den abtrünnigen Herrn ihr evangelisches Blut verspritzten. Das Schlimmste war, daß nun im Lande jene geheime römische Propaganda eröffnet ward, deren Einzelheiten noch in den Archiven schlummern. Jesuiten erscheinen in Sachsen, erst heimlich, dann öffentlich, römische Kapellen werden eingerichtet. Ein Blick in den Briefwechsel des Papstes mit dem König und in all die andern Schriftstücke jener Zeit bezeugt, daß Rom den Übertritt Augusts nur als ein Angeld auf weitere Leistungen betrachtete, daß August, ob er wohl seinen evangelischen Sachsen gegenüber seinen Übertritt als ein rein „personelles Werk" bezeichnet und die Unverletzlichkeit der lutherischen Kirche seines Landes wiederholt gewährleistet hatte, „den festen Vorsatz hatte, das Aufblühen der katholischen Religion in allen seinen Erbstaaten wieder zu befördern" und daß man auf Seiten Roms schon jubelte, in Kürze ganz Sachsen im Netze Petri gefangen zu haben.

Erst im Herbst 1699, nachdem er den polnischen Thron hinlänglich gesichert, traf August wieder in Dresden ein, römische Prälaten in seinem Gefolge. Was er bei diesem Wiedersehen mit seiner Gattin in fünfstündiger geheimer Verhandlung geredet — wir wissen es nicht. Gewiß ist, daß von da an Eberhardine, die sich längst auf ein einsames Schloß zurückgezogen hatte, nur noch dem Namen nach die Gattin des Königs war. Wenn sie dennoch bisweilen öffentlich an seiner Seite erschien, so war dies lediglich Beobachtung des Hofceremoniells. Den gleichen Wert haben auch die Audienzen, die sie der höfischen Sitte gemäß dem und jenem römischen Prälaten gewähren mußte. Die „Betsäule Sachsens" blieb und starb lutherisch.

57. Der Kurprinz.

Am 7. Oktober 1696 gebar die Kurfürstin Christiane Eberhardine in Dresden ihren einzigen Sohn. Während der Donner der Kanonen vom Turme der Kreuzkirche und vom Festungswalle herab das frohe Ereignis der Hauptstadt verkündete, eilte der Oberhofmeister v. Pflugk nach Wien, um dem Kurfürsten die Kunde zu überbringen. Der treue Spener wünschte der Kurfürstin-Mutter in einem Schreiben vom 14. Oktober 1696: „daß der Kurprinz in dem Segen des Herrn zu völligem, ja hohem Alter komme und wie der kurfürstlichen Eltern stete Freude und des hohen Hauses neue Stütze, also der evangelischen Kirche Zierde, des ganzen Reiches Vergnügen und so vieler tausend Unterthanen Trost dermalen einst werde." Das Sachsenvolk jubelte, denn der Geburtstag des Prinzen fiel auf den Kalendertag der „guten Hoffnung". Am 1. November erfolgte die Taufe, vollzogen vom Oberhofprediger D. Carpzov, der über Jerem. 31, 9 sprach: so ist Ephraim mein erstgeborner Sohn. Das Kind erhielt die Namen seines Vaters: Friedrich August.

Bei der Geburt des Prinzen verlautete von einem Übertritte des Vaters noch nichts; erst acht Monate später kündete sich der bevorstehende Religionswechsel an. Naturgemäß mußte nach erfolgtem Übertritte Augusts des Starken der Mutter und Großmutter des Prinzen, wie dem ganzen Lande, um die religiöse Erziehung des Thronerben ernstlich bange werden, und es begann nun ein jahrelanges Ringen zweier Mächte um das fürstliche Kind. Der Papst wünschte mit Eifer auch den Sohn katholisch, um das römische Bekenntnis im Kurhause erblich zu machen, das Land aber und die fürstlichen Frauen strebten die evangelische Nachfolge zu retten.

Mit Bewilligung des Sohnes, der Schwiegertochter und der Stände des Landes hatte die Kurfürstin-Mutter Anna Sophie ihren kleinen Enkel mit auf ihren Witwensitz Lichtenburg genommen, um ihn da zu erziehen und in ihrer Einsamkeit in den Tagen des Alters eine Freude zu haben. August hatte dem Lande wiederholt erklärt, sein Uebertritt sei ein rein „personelles Werk" und berühre das Bekenntnis seiner Familie nicht; die Erziehung des Prinzen aber in der evangelisch-lutherischen Lehre war bereits in der Eheberedung vom 10. Januar 1693 feierlich verbrieft und versiegelt worden. So erzog sie denn erst in Gemeinschaft mit Hofmeisterinnen, dann mit Hilfe eines gut lutherisch gesinnten Freiherrn v. Miltitz den gutmütigen, sehr lenksamen Knaben auf das trefflichste und suchte ihn vor allem zu einem rechtschaffenen evangelisch-lutherischen Christen zu machen.

Inzwischen war der Kurprinz längst ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für den Papst geworden: auch er mußte wie sein Vater in den Schafstall der alleinseligmachenden Kirche eingefangen werden. Die besten Hoffnungen waren vorhanden; hatte doch August, der Polen-

könig von Papstes Gnaden, wiederholt dem römischen Stuhl in verbindlichster Weise seine Unterwürfigkeit ausgesprochen und versichert, das Aufblühen der römischen Kirche in Sachsen thunlichst zu befördern. Was lag näher, als zunächst den eigenen Sohn der Kurie zuzuführen? Dazu lebte ja Christian August noch, der Kardinal, der sich's zur einzigen Lebensaufgabe gemacht hatte, das ganze Haus Wettin zu konvertieren. In einem Atem gab der König dem Papste sein Wort, sein ihm gegebenes Versprechen zu erfüllen und versicherte zugleich dem Lande, die evangelische Erziehung des Sohnes sei über allen Zweifel erhaben. Schon 1701 hat der Papst dem König unter Androhung des göttlichen Strafgerichts Vorhalt gethan, daß der Knabe, damals fünf Jahr alt, von evangelischen Lehrern unterrichtet werde. Pathetisch und schwülstig wie in allen seinen Kundgebungen, ruft Clemens XI. in diesem seinen Vorhalt aus: „Entferne ohne Zögern von der Seite Deines unschuldigen Sohnes so schreckliches Verderben und gieb ihm erprobte und fromme katholische Lehrer; hierdurch wirst Du dem Herrn das angenehmste Opfer darbringen; denn ich bin besorgt, daß Dich einst der Zorn des allmächtigen und strafenden Gottes treffe." August entschuldigte sich, deutete auf augenblickliche Schwierigkeiten hin, beteuerte aber, für die römische Kirche nötigenfalls sein Blut zu vergießen und den Prinzen zu einem dem heiligen Stuhl „ergebensten Sohne" zu machen. Dies, allem Recht ins Gesicht schlagende Versprechen hinderte ihn nicht, fünf Monate später, am 8. Februar 1702, den protestantischen Ständen, die fest darauf vertrauten, daß der Kurprinz, von dem Religionswechsel des Vaters unberührt, evangelisch-lutherisch erzogen werde, zu versichern, „daß die Edukation Ihrer Hoheit zu Gottes Ehren und des Landes Konsolation und vergnüglichem Besten geschehen solle." Trotz wiederholter Mahnung des heiligen Vaters ließ der König die Erziehung des Sohnes in den Händen der Gemahlin und seiner Mutter, vor der er allezeit eine gewisse Scheu bewahrt hat. Die letztere wachte scharf darüber, daß kein Katholik sich einschlich, und dies war um so nötiger, als der Papst alle Hebel in Bewegung setzte, seinen Getreuen die Wege nach Lichtenburg zu bahnen. Hatte doch selbst der König einem Jesuiten, Paldam, einem geborenen Sachsen, den Auftrag gegeben, „alle Gelegenheiten zu benutzen, um unter der Leitung des Fürsten Fürstenberg dem jungen Prinzen Liebe zur katholischen Religion einzuflößen und ihn mit ihren Grundlehren allmählich bekannt zu machen", und zwar bereits zu einer Zeit, als der Prinz kaum laufen konnte.

Wir übergehen die lange Reihe von direkten und indirekten Bohrversuchen des heiligen Stuhls und die mehr oder minder stichhaltigen Gründe, mit denen August sich entschuldigte, daß er jetzt noch nicht vorgehen könne. Der wichtigste Grund war, was freilich der König nicht offen aussprach, die Person seiner Mutter; so lange sie lebte, war an die Bekehrung des Kurprinzen kaum zu denken. Ein mehr

denn zehnjähriges Bohren war an der Lauheit des religiös durchaus gleichgiltigen Königs, an der Wachsamkeit der Stände des Landes, sowie an der Standhaftigkeit der beiden Fürstinnen gescheitert. Auch waren die fortwährenden Kriege Friedrich Augusts der Bekehrungsangelegenheit des Sohnes weniger günstig. Da sandte der heilige Vater, vor Ungeduld brennend, im Januar 1710 zwei seiner ergebensten und verschlagensten Diener, den Monsignore Hannibal Albani und den Jesuiten Johann Baptist Salerno, Rektor des Kollegium germanikum zu Rom, von Wien nach Dresden, den König wegen der Erziehung des Kurprinzen nunmehr rücksichtslos zu bearbeiten. Es gelang; August gab die Zusage, seinen Sohn mit nach Polen zu nehmen oder mit katholischem Gefolge auf Reisen zu schicken. Die Freude des Papstes war unbegrenzt. In feierlichem Konsistorium verkündete er den Kardinälen am 7. Mai, daß der König von Polen entschlossen sei, seinen Sohn nun endlich auf diese Weise zu konvertieren und scheute sich nicht, die Sache an die Öffentlichkeit zu bringen, um bei dem König endgiltig seine Zwecke zu erreichen. Authentisch las man in gedruckten Tagesschriften, mit welcher Absicht Friedrich August umging, und diesem selbst war es peinlich genug, so durch den heiligen Vater vor seiner Familie und seinem Lande entlarvt zu sein.

Nun aber wachte Anna Sophie und ihre Schwiegertochter nur um so eifriger über den Prinzen, der über die Hergänge beim Abfall seines Vaters unterrichtet war und den Schmerz der Mutter und Großmutter über dieses Ereignis kannte und teilte. Daß der Prinz religiös gut erzogen ward, wird mehrfach bezeugt. Als D. Löscher 1709 einmal in Lichtenburg predigte, durfte er über seine Religionskenntnisse recht erfreut sein; „den Prinzen rühmet er sonderlich, der in seiner Gegenwart ex Theologia examinieret worden, sonderlich daß er prompte respondieret und seine Responsa sakra Skriptura konfirmieret habe.“ Wie sehr der Prinz aus Überzeugung lutherisch war, davon legt eine Unterredung Zeugnis ab, die er im Jahre seiner Konfirmation, im Sommer 1710, mit einem andern lutherischen Theologen hatte. Damals predigte auf Veranlassung von Anna Sophie der Professor Feustking von Wittenberg in Lichtenburg vor der kleinen Hofgemeinde der Kurfürstin-Mutter und legte dabei die Stelle Hiob 27, 5. 6 aus: „Bis daß mein Ende kommt, will ich nicht weichen von meiner Unschuld; von meiner Gerechtigkeit, die ich habe, will ich nicht lassen.“ Diese Worte machten samt der Auslegung des würdigen Predigers auf den mitanwesenden Kurprinzen einen solchen Eindruck, daß er nach der Predigt aus freiem Antrieb in den Speisesaal trat und den geistlichen Herrn mit den Worten anredete: „Es hat mir des Herrn Professoris Predigt von der Beständigkeit, die eine Seele und Säule aller Tugenden ist, sehr wohl gefallen; ich habe die Worte Hiobs nunmehr auch zu meinem Leibspruche erwählet und sage ihm nach: „Bis daß mein Ende kommt, will ich nicht weichen von Gott,

will auch nicht lassen von meinem Glauben und Religion, die ich habe." Als D. Feustking hinzusetzte: „Mit Gottes Hilfe, Ihro Hoheit, mit Gottes Hilfe," antwortete der Kurprinz rasch: „Ja freilich, mit Gottes Hilfe, denn der Gott, der das Wollen gegeben, der wird mir auch das Vollbringen geben." Der Freiherr v. Miltitz, der dies mit anhörte, versicherte dem Professor, vorher kein Wort mit dem Prinzen über die gehörte Predigt gesprochen zu haben, es sei eine Eingebung des heiligen Geistes. Die Großmutter aber „freute sich herzinniglich" über dieses schöne Zeugnis der Bekenntnistreue ihres Enkelsohnes, das aus überzeugtem Herzen kam.

Der Kurprinz war nun vierzehn Jahr alt geworden und „trug", wie die Großmutter an den in der Ferne weilenden König meldete, sehnlichst „Verlangen zur Kommunion". Dem Könige war diese Kunde peinlich genug. Eben hatte er dem Papste und — durch dessen List — der Öffentlichkeit kund gethan, was seine Absicht war, und nun machte ihm der Sohn selbst einen Strich durch die Rechnung. Es ist von hohem Interesse, durch welche Schachzüge der König in seiner Bedrängnis die Konfirmation hinauszuschieben und dadurch zu verhindern suchte. „Nun ist andem," so bestätigt er der Mutter, „daß er in sein fünfzehntes Jahr gehet und fast Zeit, daß man bei den Jahren es ihm gestatten könnte. Weil aber kein periculum in mora, also werden Ew. Gnaden dieses Werk noch belieben zu differieren, bis ich selbst mit dem Prinzen gesprochen oder einen Expressen zu ihm schicke, mit ihm sprechen zu lassen." Inzwischen war der Prinz konfirmiert worden. Am 9. Oktober 1710 hatte er im Beisein seiner Mutter und Großmutter nach gutem Vorbereitungsunterrichte vor dem Oberhofprediger D. Pipping zu Lichtenburg seinen evangelisch-lutherischen Glauben bekannt; darauf fand die Konfirmation statt, und am nächsten Tage ging er mit den beiden fürstlichen Frauen zum ersten Male zum Tische des Herrn.

Die Nachricht von diesem „unglücklichen Ereignis" bestürzte den König. Er sandte dem Papste am 16. November aus Danzig ein Schreiben, worin er seine Unschuld zu beweisen sucht. Wenn er darin sagt, daß die beschleunigte Konfirmation mit der ihm höchst unliebsamen Veröffentlichung der päpstlichen Ansprache vom 7. Mai zusammenhänge, so mochte er recht haben; wenn er aber versichert: „ich hatte ausdrücklich befohlen, daß er die lutherische Religion nicht annehme, und man hatte es mir versprochen," so ist weder von solch einem Befehle noch von solch einem Versprechen seiner Frau und Mutter etwas bekannt; ein derartiges Versprechen ist ein Ding der Unmöglichkeit. Das freilich muß man dem Könige lassen, daß er den Sohn mit allen Mitteln katholisch zu machen sich befliß — ein Umstand, der uns späterhin von Wichtigkeit sein wird, wenn wir ihn beteuern hören, er sei an dem Übertritt des Prinzen unschuldig wie ein Kind und habe ihn von Anfang an bezüglich der Religion „volle und ganze Freiheit" gelassen.

Was antwortete der Papst auf das Schreiben des Königs? Er bekundete seine tiefste Betrübnis: „Die Zähren, welche wir darob mehr aus dem Herzen als aus den Augen vergossen, strömen gewaltiger, sobald wir uns nur hieran erinnern.“ Im übrigen mahnte er: Hier helfen nicht Worte, nicht Entschuldigungen, sondern lediglich rasche Thaten, den schrecklichen „Unfall“ wieder gut zu machen. Anfang 1711 erschien der Kardinal, der Leiter des Bekehrungswerks an den Wettinern, wieder in Dresden. Graf Josef Kos, Palatin von Livland, streng römischer Katholik, ward zum Oberhofmeister des Prinzen ernannt. Am 24. Mai entführte der König den ahnungslosen Sohn unter Vorwänden aus Dresden, nahm ihn mit nach Polen, dann nach Prag, wo er über seine Bekehrung mit Albani und Kos verhandelte, und den Plan entwarf, den lutherischen Hofstaat des Prinzen mit einem vom Kardinal ausgewählten katholischen zu ersetzen und den Prinzen schnell und gewaltsam zu bekehren. Dem Kurprinzen selbst ward keine Silbe davon mitgeteilt, aber er scheint bald genug geahnt zu haben, was man mit ihm machen werde, denn als er auf kurze Zeit wieder nach Dresden zurückkehren durfte, besuchte er gleich am nächsten Sonntage die lutherische Hofkirche und legte sich den Namen Constans bei. Magister Engelschall hielt damals die Predigt und ermahnte ihn von der Kanzel herab zur Glaubenstreue. Als ihm der Geistliche nach der Predigt aufwartete, sagte er: „Ich danke Ihm, Herr Hofprediger, für den guten Wunsch, den Er mir heute gethan; bete er nebst denen andern Hofpredigern für mich, daß mein Glaube nicht aufhöre.“ Ende des Jahres 1711 führte man ihn zur Kaiserwahl nach Frankfurt, wo er gleichfalls noch im lutherischen Gottesdienst erschien und dem dänischen Gesandten Weyberg versicherte, dem lutherischen Glauben treu zu bleiben. Nach der Wahl trat Kos mit einer Vollmacht des Königs hervor und verabschiedete den bisherigen Oberhofmeister, den Lutheraner Miltitz, und das übrige lutherische Gefolge mit Ausnahme des Kochs, des Kassierers und des Arztes Dr. Schmeltz. Sowohl der Prinz als auch Miltitz waren erschüttert; Miltitz scheint mit der Abreise gezögert zu haben, erhielt aber strengen Befehl des Königs, sofort sich zu entfernen; der Prinz jammerte, daß man die Bande, die ihn an seine Getreuen knüpften, schonungslos zerriß. Darnach ward dem Prinzen, der die Befehle des Vaters durch Kos und Salerno ohne Widerspruch hinzunehmen hatte, eröffnet, er habe über Heidelberg nach Venedig zu gehen und dort den Karneval anzusehen. Inständigst bat er den Vater, bald nach Deutschland zurückkehren zu dürfen und schrieb am 9. Januar 1712 aus Heidelberg: „Ich bitte Ew. Majestät, nachdem ich den Karneval von Venedig mit angesehen, mir zu erlauben, kommenden Frühling nach Deutschland zurückkehren zu dürfen oder eine Reise nach Holland zu machen, da ich für dieses Land mehr Neigung habe als für Italien,“ ein Ansuchen und Geständnis, das er noch oft wiederholte, ohne jedoch Erhörung

zu finden. Welche Gedanken und Gefühle inzwischen über das Schicksal des Prinzen, den man, wie alle Welt sah und wußte, wehrlos dem Romanismus auslieferte, dessen fromme evangelische Mutter bewegten, ersieht man aus ihrem Briefwechsel mit ihrer Schwiegermutter. „Ich zweifle nicht," so schrieb sie am 23. Juni 1712 aus Dresden, „es wird Ew. Gnaden auch wissend sein die präcipitante Reise des Prinzen nacher Heidelberg, welches mich nicht in geringe Sorge setzet. Ob man zwar sein Retour versichert, so siehet man doch genug der widrig Gesinnten ihre List und wie sie es auf alle Art versuchen thun; daher ich nicht in geringen Sorgen bin und mir Ew. Gnaden gnädigsten Rat, was bei Ihrer Majestät nunmehr baldiger Ankunft in dieser Sache zu vigilieren wäre, allergehorsamst ausbitte. Gott wende doch der Bösen Anschläge und lasse diese unschuldige Seele unverletzet bleiben!"

Der Kurprinz hat zu Anfang seiner Reise noch mit Mutter und Großmutter einen lebhaften, zunächst noch nicht von seinen römischen Gewissensräten überwachten Briefwechsel geführt. Die Briefe an seine Mutter und von ihr sind verloren oder bei Seite geschafft, ebenso die von seiner Großmutter. Dagegen sind die Briefe des Kurprinzen an die Großmutter noch erhalten. Sie gewähren einen klaren Blick in die Seele des Prinzen und werfen die erdichtete Behauptung römischer Schriftsteller, der Prinz habe seinen Vater gebeten, in katholische Lande reisen zu dürfen, um desto besser für sein Seelenheil sorgen zu können, über den Haufen. Sie bezeugen, daß der Prinz mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln gegen die Zwangsbekehrung ankämpfte, bis er endlich mit gefesselten Armen an Rom ausgeliefert ward. Er schreibt am 19. Februar 1712 aus Venedig: „Ich bitte Se. Majestät den König, mich möglichst bald nach Sachsen zurückkehren zu lassen." Als die Großmutter ihn ermahnt hatte, sich vom Glauben nicht abtrünnig machen zu lassen, da versichert er am 7. Juni 1712, dem Tage, wo auch sein lutherischer Arzt, Dr. Schmeltz, auf des Königs Befehl von ihm scheiden mußte, aus Mailand: „Ich verspreche, daß ich niemals so niederträchtig sein würde, mir eine so unwürdige und ehrlose Sache zu schulden kommen zu lassen, als meine Religion zu wechseln." Diese Beteuerung und Versicherung kehrt zum Schmerze seines Vaters oftmals noch in seinen Briefen wieder, bis jesuitischer Spürsinn auf den Briefwechsel des Prinzen die Hand legte und ihn verhinderte, jemals wieder auch nur ein Wort über religiöse Fragen zu äußern oder zu lesen.

Im Januar 1712 war der König wieder nach Dresden gekommen und hatte von den Ständen abermals Unsummen für den polnischen Krieg gefordert. Die Stände benutzten die Gelegenheit, dem König über die Entfernung und zwangsweise Bekehrung des Prinzen Vorhalt zu thun und ihn an seine oft wiederholten Versprechungen betreffs der Erziehung des Sohnes zu erinnern. Königin Anna von

England, der König von Dänemark und viele andre protestantische Fürsten machten Vorstellungen. Die Universität wie die theologische Fakultät zu Leipzig rührte sich, Valentin Ernst Löscher, der treue lutherische Kämpe, erhob in Briefen direkt an den Kurprinzen seine warnende Stimme. All diese Stimmen von nah und fern machten jedoch auf den König nicht den geringsten Eindruck. Er antwortete zweideutig, vertröstete die Stände mit baldiger Rückkehr des Sohnes und bevollmächtigte die Minister, dem Volke die Standhaftigkeit des Prinzen in der evangelischen Religion bei den „ihm aufstoßenden mächtigen Versuchungen" anzupreisen. Dies hinderte ihn nicht, zu gleicher Zeit die Zwangsbekehrung des Prinzen auf das schärfste zu betreiben, zumal er vom Papste unterm 10. November durch ein neues Breve zur endlichen Durchführung der Konversion angestachelt worden war. Eine wesentliche Hilfe war ihm dabei Salerno, dessen Befehlen der Prinz blindlings gehorchen mußte. Man überwachte seine Briefschaften auf das sorgfältigste, kein Brief durfte abgehen, in dem von religiösen Dingen die Rede war, jeder ankommende ward heimlich erbrochen und, falls er die Religion berührte, sofort unterschlagen. Kein Lutheraner durfte mit dem Prinzen verkehren, lutherische Bücher, selbst die Bibel, mußte er strengstens meiden.

Bisher hatte man dem Prinzen noch nicht offen gesagt, worauf diese Behandlung abzielte, man glaubte, er werde schließlich von selbst zur Einsicht kommen, daß irgendwelche Gegenwehr vergeblich sei und seinen Leitern die Freude machen, seinen evangelischen Glauben wegzuwerfen. Indessen hatte dies Aushungerungsverfahren den gewünschten Erfolg nicht. Darum betrat man schließlich den Weg des direkten Befehls. Der Papst forderte gebieterisch von Kos die Seele des Prinzen, und der König kommandierte dem Sohne: „Ihr Gewissen heischt es, Gott fordert es, und der König, Ihr Vater, wünscht es." Die Jesuiten Salerno und Khogler bemächtigten sich des Prinzen und erteilten ihm einen „Religionsunterricht", dessen Erfolg nicht mehr zweifelhaft sein konnte. Bis Mitte November war Friedrich August standhaft geblieben; am 27. November 1712 schwur er in der Kapelle des Kardinal-Legaten Casoni zu Bologna in Gegenwart vieler Prälaten und seines Gefolges den evangelisch-lutherischen Glauben ab. Ist auch das bekannte „Fluchformular", welches von sächsischen Fürsten bei ihrem Übertritte abgelegt worden sein soll, nicht echt, so beeidete doch der Kurprinz in seinem von den Jesuiten ihm vorgelegten Glaubensbekenntnis: „Ich will auch, so viel an mir ist, allen Fleiß anwenden, damit dieser Glaub von meinen Unterthanen oder von denen, welche meiner Obsorg befohlen sein, gehalten, gelehret und gepredigt werde. Das verheiße, gelobe und schwöre ich, so wahr mir Gott helfe und diese heiligen Evangelia Gottes."

Der Übertritt des Kurprinzen ward fünf Jahre lang ängstlich geheim gehalten. Nunmehr ganz in die Hände der Jesuiten gelangt, ward

er immer mehr zu jenem schwachen, unselbständigen, willenlosen Wesen, als welches ihn die Geschichte kennt. Seine schriftlichen Äußerungen sind fortan unter diesen Gesichtspunkten zu beurteilen: Salerno setzte ihm die Briefe auf, und der Prinz schrieb sie ab; so die Briefe, in denen er dem Papste, seinem Vater, dem Jesuitengeneral u. a. seine Bekehrung anzeigt. So hat ihm der Jesuit in die Feder diktiert: „Ich habe die Irrtümer der lutherischen Lehre und die Wahrheit derjenigen der Katholiken mit einer solchen Klarheit und Evidenz erkannt, daß ich nicht daran zweifle. Ew. Majestät hatten mir eine vollständige Freiheit gelassen, zu thun, was Gott und mein Gewissen mir diktierten.“ Vollends aber steht es mit der Wahrheit in eigentümlichem Widerspruche, wenn der König selbst in seinem Antwortbrief an den Sohn schreibt, dieser habe „ohne irgend einen zeitlichen Beweggrund oder Vorteil, mit vollster Freiheit“ den alleinseligmachenden Glauben angenommen. Von welcher Freude der Vatikan erfüllt war, braucht nicht erwähnt zu werden.

Inzwischen verlangten protestantische Fürsten und die Stände Sachsens aufs neue die Zurückberufung. Der Prinz aber ward nach längerem Aufenthalt in Oberitalien, in stetem Briefwechsel mit dem nach Rom zurückgekehrten Salerno, im Herbst 1713 über Augsburg, Frankfurt, Mainz, Köln nach Düsseldorf geführt, wo er bei dem eifrig katholischen Johann Wilhelm von der Pfalz den Winter verlebte, und sollte sich dann nach Belgien und Frankreich wenden, ohne indessen die Heimat berührt zu haben. In Köln ereignete sich vorher ein kleiner Zwischenfall, welchen Theiner, ohne Beweise beizubringen, zu einer Verschwörung aufgebauscht hat, die es auf die Entführung des Prinzen nach Schweden habe abgesehen gehabt. Daß man den Prinzen noch keineswegs für einen treuen Katholiken hielt, das hat damals der Papst in einem Schreiben vom 11. April 1714 an Kos selbst ausgesprochen.

Die Jahre 1714 und 1715 lebte der Prinz in Paris. Offenherzig hatte der Papst den König Ludwig XIV. in das Geheimnis eingeweiht. Demgemäß ward der Prinz an der Seine mit Freuden aufgenommen, spielte aber, wie wir aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans wissen, eine sehr traurige Rolle. „Wenn man seine Leute fragt,“ so schreibt sie, „sagen sie alle, sie wüßten nicht, was er wäre. Der Envoyé Monsieur Suhm hat mir noch possierlicher davon gesprochen. Der Prinz thut wohl, sich nicht zu erklären, so lange sein Herr Vater lebt. Denn sollte er König von Polen werden, müßte er katholisch sein; sonst kann er es nicht sein. Sollte er aber Kurfürst von Sachsen bleiben, wäre er seinen Unterthanen lieber lutherisch als katholisch.“ Später bemerkt sie einmal: „Hütet euch, dem Kurprinzen nichts von seiner Religion zu schreiben! Man liest alle seine Briefe, und wenn sie gleich von seiner Frau Mutter oder Groß-Frau-Mutter sein; sobald was von Religion drin steht, weist man's ihm nicht. Er wird gar hart gehalten, jammert mich von Herzen. Man läßt ihn

mit niemand allein reden." Ein andermal schreibt sie: „Man führte ihn vorgestern in die Vesper. Er kam eben, wie man einen Psalm in Musik sang; das hörte er an, sobald die Musik aus war, lief er fort." Man unterhielt bei ihm geflissentlich einen Zustand der Apathie, um ihn desto leichter beherrschen zu können, und die jesuitische Dressur schlug nur zu gut bei ihm an. Im Winter 1714 auf 1715 sollen überdies nach Theiner die beiden Kurfürstinnen versucht haben, brieflich direkt mit dem Kurprinzen zu verkehren und ihn zur Standhaftigkeit im Glauben zu mahnen. Dies gehört jedoch, da Theiner keine Belege beibringen kann, ohne Zweifel in das Gebiet der Fabel.

Im Mai 1715 reiste der Kurprinz, um nur ja kein ketzerisches Land zu berühren, zur See um Frankreich herum wieder nach Italien, wo man im Frühling 1716 ankam. Gerne würden Papst und König das Geheimnis der Welt kundgethan haben, schon um die Heirat des Kurprinzen mit einer österreichischen Prinzessin und dadurch die katholische Erbfolge in Sachsen zu sichern; aber noch lebte des Königs Mutter, die dieser zwar „zu betrügen nicht errötete, aber wohl zu beleidigen sich scheute." Als sie gestorben war, am 1. Juli 1717, waren alle Hindernisse gefallen; am 13. Juli genehmigte der König die Veröffentlichung, der Prinz reiste nach Wien und machte seine Besuche bei Hofe. In Linz traf ihn anfangs Oktober 1717 der dänische Minister Weyberg und hatte eine Audienz bei ihm. Weyberg sagte, er hoffe aus des Prinzen Munde eine ähnliche Versicherung, dem Luthertume treu bleiben zu wollen, mit an seinen König nehmen zu können, wie sie der Prinz früher in Frankfurt zu ihm, Weyberg, geäußert habe. Der Prinz geriet in „Embarras", sprach in allgemeinen Ausdrücken, sagte kein Wort von Standhaftigkeit, so daß Weyberg merkte, wie es um ihn stand. Am 11. Oktober ließ der Prinz zu Wien in seinem Zimmer den Nuntius Spinola die Messe lesen, im Vorzimmer harrten die in der Hauptstadt anwesenden Sachsen, welche Friedrich August mit den Worten empfing: „Nun, ihr Herren, jetzo wißt ihr, was ich bin; folgt mir bald nach!" Am nächsten Sonntag nahm er bei den Jesuiten das Abendmahl. Der Papst hielt ein Konsistorium und war voll Jubels. Das Werk seines Lebens war glücklich vollendet. In Sachsen wurden neue Religionsversicherungen gegeben, der König wiederholte die alte Lüge, er habe dem Prinzen von jeher die vollste Freiheit gelassen, dieser habe aber besonders starken Trieb empfunden, römisch zu werden, eine Behauptung, die auch der Prinz, der nun alles mit sich machen ließ, nach jesuitischem Diktat bestätigte.

Wie aber ward die trübe Kunde von der Königin aufgenommen? „Die armen Sachsen und auch die Königin jammern mich von Herzen", schrieb Elisabeth Charlotte von Orleans; „die Königin soll zweimal ohnmächtig geworden sein; diese arme Königin leidet wohl in diesem Leben." Hatte doch, nach einer Nachricht, der Kurprinz gegen seine

Mutter noch 1716 den Falschen gespielt, indem er an sie einen Brief schrieb mit Versicherungen der Treue gegen das lutherische Bekenntnis.

Am 28. Oktober 1717 hatte der Prinz von Wien aus einen gleichfalls von den Jesuiten aufgesetzten Brief an seine Mutter abgesandt, in dem er ihr in glatten Worten seinen Übertritt meldete. Darin heißt es: „Allein die Anregung Gottes und des Gewissens und die Sorge um mein ewiges Seelenheil ist's, was mich getrieben hat, dem römisch-katholischen Glauben zu folgen, dessen Wahrheit und Notwendigkeit ich nach reiflicher Überlegung und nach eingehendstem Unterrichte klar erkannt habe." Doch mußte er bekennen: „Ich hatte gewünscht, auch Ew. Majestät diese notwendige Veränderung zu dem Zeitpunkte zu eröffnen, als ich sie ausgeführt hatte; aber die Umstände, in denen ich mich befand, und die Furcht, Ihnen Kummer zu verursachen, haben mich zur Verheimlichung und zum Stillschweigen greifen lassen." Was antwortete die Königin? Sie antwortete — nichts. Wohl aber erschien sie am Reformations-Jubelfeste, das man damals feierte, den 31. Oktober 1717, mit allen Ministern in der Schloßkirche zu Dresden, hörte die Festpredigt über 1. Tim. 6, 12 an und nahm öffentlich, wie sie auch sonst zu thun pflegte, am heiligen Abendmahle teil. Das war die Antwort der evangelischen Bekennerin auf den Abfall ihres Sohnes vom Glauben der Reformation.

Damals erschien in Berlin ein fliegendes Blatt, „Die weinende Rahel" genannt, angeblich ein offener Brief der Königin an ihren Sohn, in welchem ihm in Ernst und Liebe sein Abfall vorgehalten wird. Es heißt darin: „Mein Sohn! Wenn du denjenigen Jammer sehen solltest, welchen ich über die erbärmliche Nachricht deines unglücklichen Abfalls von der wahren seligmachenden Erkenntnis Gottes fühle, so zweifle ich nicht, wofern Du mit dem wahren Gotte nicht auch Deine stets treue Mutter verleugnet hast, Dein kindliches Herze werde über meine häufigen Thränen brechen. O Schmerzenssohn! Meine Thränen sind wohl jetzt meine Speise Tag und Nacht, indem ich arme Mutter nicht zeitliche Güter, sondern den Verlust Deiner Seligkeit, den höchsten Schaden Deiner armen Seele, beseufzen und bejammern muß. Ich weine mit Rahel über mein Kind und will mich nicht trösten lassen, denn es scheinet mit ihm aus zu sein. Mein Sohn, Du Sohn meines Leibes, höre mich! Du weißt ja, liebes Kind, daß mich die unendliche Liebe und Gnade Gottes in einer solchen Kirche hat lassen geboren werden, allwo man auf Art der alten heiligen apostolischen Kirche auch den Weibern in der Schrift zu forschen und das ewige Leben zu suchen willig verstattet. Auf das Wort Gottes, so auch der Höllen Pforten nicht überwältigen können, gründet und berufet sich mein Ausspruch. Sollte das eine heil- und seligmachende Religion und Lehre sein, die sich vor der heiligen Bibel, die doch das einzige Buch, daraus wir unsre Seligkeit erlernen können, scheuet? Mache Dich wieder los von solchen Stricken des Teufels, gehe aus von den

päpstlichen Finsternissen! Nichts hat Dich zur Annehmung dieser Lehre gelocket als ein zeitlicher Gewinnst, Verspruch eines Ehrenamtes und reichen Unterhaltes! Aber verachte alle diese Zusage! Wir Evangelischen haben einen reichen Gott, der alle, die auf ihn trauen und fromm leben, reichlich versorgen und ernähren kann. Kehre wieder zu der evangelischen Wahrheit! Kehre wieder, damit ich, Deine bisher so betrübte Mutter, zu frohlocken habe: dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig worden!" Dies Schreiben enthält wohl alles das, was Eberhardine gegen den Kurprinzen vorgebracht haben konnte; auch der Ton würde nicht befremden. Aber es ist kein sichrer Grund für die Echtheit vorhanden. Es ist möglich, daß die Königin den Brief veranlaßt hat; man geht aber vielleicht nicht fehl, wenn man das ergreifende Schriftstück der Hand eines Theologen zuschreibt, einem Manne von der Art Löschers, aus dessen Feder es gut geflossen sein könnte.

Das Antwortschreiben der Königin auf den Brief ihres Sohnes vom 28. Oktober ging erst am 17. Januar 1718 von Pretzsch ab. Es heißt darin: „Sie hätten mir die Mitteilung viel eher machen können, als Sie es gethan, und Sie haben recht, zu fürchten, daß mir die Kunde ein sehr empfindlicher Kummer ist, Ihre Änderung derjenigen Religion zu vernehmen, die ich bekenne und deren Grundsätze man Ihnen mit so vieler Sorgfalt eingeprägt hat, um Sie auf dem Wege der Wahrheit wandeln zu lassen. Es steht, mein Sohn, Ihr Heil auf dem Spiel!" Unter dem 5. Februar 1718 antwortet der Kurprinz wieder und dankt der Mutter, daß sie ihm trotz seines Abfalls ihre Liebe nicht entziehe. Inzwischen hatte der König den öffentlichen Übertritt des Sohnes den Mächten angezeigt und von den katholischen unter ihnen Zustimmung geerntet, während die evangelischen ihr lebhaftes Bedauern ausdrückten. Der Landtag forderte und erhielt 1718 eine neue Religionsversicherung.

Erst nach siebenjähriger Abwesenheit von der Heimat kam der Kurprinz Friedrich August wieder in Dresden an. Mit der Königin hatte er, wie einst sein Vater in ähnlicher Lage, unter vier Augen eine lange Unterredung. Mittlerweile waren durch die Jesuiten die Heiratsverhandlungen in Wien zum Abschluß gekommen. Zum Dank für seine hervorragenden Verdienste um das „Seelenheil" des Prinzen und die Sicherung der katholischen Erbfolge in Sachsen erhielt Salerno den roten Hut. Am 18. September 1719 zog der Kurprinz an der Seite der streng katholischen Prinzessin Maria Josefa in Dresden ein, und August hatte Gelegenheit, in glänzenden Festen zu Ehren der Neuvermählten seine Prachtliebe zu bekunden. Auch die Königin nahm an diesen unsinnigen Vergnügungen mit teil — sie konnte nicht anders. Wer bei den Feuerwerken, Gondelfahrten, Aufzügen und dergleichen in ihr Herz hätte schauen können, der würde blutende Wunden genug darin entdeckt haben. „Ich kann nicht sagen, wie sehr mich die Königin jammert," schrieb die Orleans, „diese häu-

figen Thränen können ihrem Herrn Sohn kein Glück bringen." Ein andermal meint sie: „Es ist kein Wunder, daß die Kurfürstin von Sachsen still ist, sie hat Chagrin genug dazu, ihr Herr ist ein toll Hunkel (Hühnchen), ich kenne ihn wohl." An einer dritten Stelle bemerkt sie: „Der Kurprinz hat so übel mit seiner Frau Mutter gelebt, daß er wohl keinen Segen von ihr bekommen. Ich weiß, daß die Kurfürstin von Sachsen erschrecklich erzürnet über ihres Enkels Bekehrung gewesen, und die Königin von Polen war nicht besser mit ihrem Herrn Sohn zufrieden. Es stehet ja in der Schrift: Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder. Also fürchte ich, daß der Kurprinz von Sachsen keinen großen Segen auf seinen Kindern haben wird." So schrieb eine ehrliche deutsche Frau, die selbst Katholikin war; und sie hatte einen weiten Blick, die Orleans.

58. Moritz Wilhelm und Moritz Adolf von Sachsen-Zeitz.

Nachdem es dem Kardinal von Sachsen gelungen war, das Kurhaus zu bekehren, nahm er die Bekehrung seines Bruders und Neffen in Angriff und ruhte nicht eher, als bis auch über ihren Fall im Vatikan das Tedeum angestimmt werden konnte.

Moritz Wilhelm, der älteste Sohn des Herzogs Moritz, war im Jahre 1664 geboren. Der Vater ließ dem Erstgebornen eine gediegene wissenschaftliche Bildung geben, wobei ihm sein Kanzler v. Seckendorf zur Seite stand. Zugleich sah er auf tüchtige religiöse Unterweisung nach den Lehren des Bekenntnisses, für das die Ahnen des Hauses Wettin gelebt und gelitten hatten. Der Prinz schien die Hoffnungen zu erfüllen, die der Vater auf ihn setzte. Mit rascher Auffassungsgabe hatte er sich in kurzer Zeit eine so umfassende Bildung angeeignet, daß er dadurch unter den Fürsten seiner Zeit zu einer gewissen Berühmheit gelangte. Er verkehrte mit Leibnitz und Gottfried Arnold. Vor allem besaß er auf dem Gebiete der Staatswissenschaften, der alten und neuen Sprachen und der Geschichte achtungswerte Kenntnisse. Eine besondre Liebhaberei war es von ihm, allerlei Theologisches, Evangelisches und Katholisches, Mystisches und Orthodoxes, bunt durcheinander zu lesen, ein Umstand, der für seine Zukunft verhängnisvoll werden sollte. Es entwickelte sich dadurch in ihm eine ungesunde skeptische und synkretistische Stimmung, die ihm die Klarheit des Blickes in religiösen Dingen trübte und ihn zum geeigneten Gegenstande und Opfer römischer Propaganda machte. Arnolds Ketzergeschichte erschütterte sein Vertrauen zum orthodoxen Luthertume, und wie weit ihn sein Hang zum Grübeln führte, beweist der Umstand, daß er einmal über ein Jahr lang den Beichtaltar mied mit der Begründung: „Die Absolution in der Beichte mit Benennung dreier

unterschiedener Götter macht mir ein schwer Gewissen." Mit ausgebreitetem, wenn auch konfusem Wissen vereinte der etwas leichtblütig angelegte Fürstensohn eine große Gewandtheit und Feinheit in den Umgangsformen, sowie jenen Hang zum Lebensgenuß, wie er damals noch mehr als heute an Fürstenhöfen Sitte war. Der Prinz liebte die Freuden des Bechers. Die Nachwehen eines Weingelages mit seinem Schwager beschreibt er selbst folgendermaßen: „So wehe haben mir die Haare noch nicht gethan als nach unserm und zwar nur achttägigen kleinen Weindivertissement. Ich haben einen Haufen Arzenei gebraucht, hoffe, daß ich nun bald wieder in dem Kopfe richtig, auch in Brust und Magen gesund werde, ertrage auch meine Maladie mit der größten Geduld, da selbige durch aufrichtige treubrüderliche Ergebenheit gegen Ew. Liebden veranlasset worden. Der oberste Saufmeister aber ist noch kränker gewesen als ich, wäre bald gar vor die Hunde gangen." Nach einer kurzen Bildungsreise nach Paris, wobei er in Frankfurt Spener zur Tafel zog, kehrte er 1682 heim, um nach des Vaters Tod an seinem achtzehnten Geburtstage die Regierung seines Ländchens anzutreten. Ein wesentlicher Bestandteil seiner Lande war das weltliche Bistum Naumburg-Zeitz. Es hatte das Recht, sich einen Administrator auf Lebenszeit zu wählen, und 1658 hatte das Generalkapitel dem Herzog Moritz die Versicherung gegeben, sich bei der Wahl von Administratoren stets an sein Haus zu halten, aber freilich unter der Bedingung, daß der zu Erwählende der Augsburgischen Konfession mit Herz und Mund ungezweifelt zugethan sein müsse. Außer der Herrschaft Naumburg-Zeitz gehörten zu des Herzogs Landen Plauen, Weida und Neustadt an der Orla.

Niemand dachte daran, daß der junge Fürst, mit Marie Amalie, der Tochter des großen Kurfürsten, vermählt, jemals dem evangelischen Bekenntnisse untreu werden könnte. Auf einer Reise nach Italien hatte er sich gegen die Verlockungen des Papstes ungemein kühl verhalten und wiederholt geäußert: „Die römische Kirche habe mehrenteils solche Lehrsätze, denen man mit gutem Gewissen nicht beipflichten könne, und die Päpste und Kardinäle wollten für Häupter der Kirche angesehen sein, hätten aber doch meist ein gar lasterhaftes Leben geführt." Als das Gerücht auftauchte, sein Bruder Christian August sei im Begriffe, römisch zu werden, gab er ihm sein unverhohlenes Mißfallen kund, daß er „den rechten seligmachenden Glauben verschworen" und schrieb ihm: „Ew. Liebden sind in der wahren evangelischen uralten Religion getauft und auferzogen, für welche unsre glorwürdigsten kurfürstlichen Vorfahren Gut und Blut gewaget und sich als treue standhafte Bekenner derselben bis an ihr Ende erwiesen. Diese bei der h. Taufe gelobte Treue nun werden Ew. Liebden ja nicht brechen wollen!" Da ward die Welt anfangs 1716 mit der Kunde überrascht, Moritz Wilhelm sei insgeheim zur römischen Kirche übergetreten, und das Jahr 1717 sollte die Bestätigung des Gerüchtes bringen.

Mit kalter Berechnung hatte sich der Kardinal nach den Siegen über seine Vettern den Bruder zum Opfer seiner Anschläge erkoren und benutzte seinen Wankelmut, seinen weltlichen Sinn und seine gedrückte äußere Lage planmäßig zu seinem Fall. Aus der großen Schar seiner Getreuen entsandte er zwei der verschlagensten an den Hof des Bruders, den Apostaten v. Rödern, der unter der Maske eines Legationsrats, und den Jesuitenpater Schmeltzer, der als Legationssekretär erschien. Nachdem sie mehrere seiner Diener konvertiert, traten sie an den Herzog selbst heran. Und siehe, was niemand für möglich gehalten, es gelang ihnen. Durch List und Trug wußten sie ihn am väterlichen Glauben irre zu machen. Als sie dem Kardinal triumphierend hatten melden können, ihr Opfer sei zur Schlachtbank reif, da wandte sich dieser in zärtlichem Briefe an den Bethörten und schrieb: „Mein allerliebster und allerwertester Herr Bruder! Ew. Liebden embressiere zuvörderst tausendmal und kann ich nicht genugsam beschreiben die Freude, so ich habe über dasjenige, so Ew. Liebden mir haben sagen lassen, wodurch Ew. Liebden sich, so lange Sie leben, eine beständige Ruhe und gute Tage schaffen, auch die ewige Ruhe dadurch erlangen werden. Am 24. Dezember, als den h. Abend, werde ich unweit Teplitz an einem Ort, so sich Doxan nennt, mit göttlicher Hilfe sein und Ew. Liebden als meinen Engelsbruder solchen Tag auch allda unfehlbar erwarten. Ich kann fast nicht die Stunde erwarten, da ich werde so glücklich sein, Ew. Liebden zu embressieren."

Es war an einem rauhen Wintertage Ende 1715, als der Herzog die Wagen vorfahren ließ, um, wie er sagte, eine kleine Reise zu machen. Nach Doxan ging die Fahrt, wo ihm sein Bruder, der Kardinal, mit offenen Armen entgegenkam. In aller Stille trat Moritz am zweiten Weihnachtsfeiertage im dortigen Klosterkirchlein förmlich zur römischen Kirche über und erhielt den Firmungsnamen Leopoldus. In den ersten Tagen des neuen Jahres zeigte der Kardinal dem Papste zu Rom die Bekehrung des Herzogs an, der bald darauf auch vom Papste selbst einen Glückwunsch erhielt, daß er nun aus den Irrlehren der Ketzerei erlöst und zum Heile der Seele gelangt sei. Sonst aber wußte niemand auf der Welt ein Sterbenswort von dem, was mit dem Herzoge vorgegangen, außer denen, die bei der geheimen Handlung Augenzeugen gewesen waren, v. Rödern, Schmeltzer und dem Kardinal. Inzwischen sandte der Kardinal Brief auf Brief an den Zeitzer Hof, der Herzog möge seinen Übertritt öffentlich bekannt geben. Warum der Fürst über Jahr und Tag damit zögerte? Wahrscheinlich peinigten ihn Gewissensbedenken, vielleicht beunruhigte ihn der Gedanke an die Folgen der Sache, vielleicht auch wartete er auf die goldenen Berge, die ihm der Kardinal verheißen hatte. Endlich, im April 1717 that er dem ungeduldigen Bruder den Gefallen und meldete seiner Gemahlin, er sei entschlossen, sich in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zu begeben und fügte hinzu: „Der Tausch

ist längst getroffen." Die Herzogin war aufs höchste bestürzt und sank ohnmächtig zusammen. Nachdem sie sich aufgerafft, sprach sie das evangelische, einer preußischen Fürstentochter würdige Wort: „Nun, so werden sich Ew. Liebden nicht verwundern, wenn die zarte Liebe gegen einen Gemahl, der die erkannte Wahrheit verleugnet, um ein Großes wird vermindert werden." Der Herzog aber fuhr nach Leipzig, um dort zur Zeit der Ostermesse in der katholischen Kapelle der Pleißenburg vor allem Volke zu zeigen, welchem Glaubensbekenntnisse er nunmehr angehöre. Nach der Rückkehr von Leipzig verlegte er seinen Wohnsitz nach Weida, erbaute eine katholische Kapelle, besuchte die Messe Tag für Tag und erlaubte sich sogar am Gründonnerstag des folgenden Jahres die Ceremonie der Fußwaschung vorzunehmen. Zwölf alte Männer und Weiber, sämtlich evangelisch-lutherischen Glaubens, mußten im Schlosse erscheinen und wurden nach der Handlung gespeist und mit klingender Münze beschenkt. So ward ein Fürst aus dem Hause Wettin dem Glauben der Väter ungetreu in demselben Jahre, da die evangelische Christenheit, Sachsen voran, das zweihundertjährige Jubelfest der Reformation beging.

Gewaltiger Jubel durchdröhnte das römische Lager über den Schritt des Sachsenfürsten. Der Papst berief ein Konsistorium, um den Kardinälen das Ergebnis in eigner Person zu melden, die Jesuiten jubelten, und ein exaltierter Katholik in Wien, Namens Fetzer, feierte den Konvertiten in lateinischer Rede mit überschwenglichen Worten. Dem irregeleiteten Herzog freilich war es bei alledem nicht wohl zu Mute. Zum Frieden der Seele kam er nicht. In der Messe fand er keine Erbauung, und das Abendmahl nach römischen Brauche verschob er von Monat zu Monat. Mit seiner Gattin verkehrte er wenig, eine unübersteigliche Scheidewand hatte sich zwischen Beiden aufgerichtet. Während die Gewissensräte v. Rödern und Schmeltzer aus des Herzogs Beutel herrlich und in Freuden lebten, seufzte der Bethörte unter dem Drucke des Gewissens. Dazu blieben natürlich die goldenen Berge aus, die ihm die List des Verführers vorgespiegelt, ja er verlor selbst das noch, was er besaß. Moritz Wilhelm hatte nicht bedacht, daß er mit dem Glaubenswechsel den größten Teil seiner Herrschaft einbüßen würde, das Stift Naumburg-Zeitz. Auf Grund der Verträge von 1658 und 1678 erklärte das Stiftskapitel die Regierung des Bistums für erledigt, da der Administrator den lutherischen Glauben verlassen habe, und stellte die Wahl eines neuen dem Kurfürsten anheim. Mit Freuden ergriff August der Starke die Beschwerde und ließ, obwohl er dem Vetter den dauernden Besitz des Stifts brieflich gewährleistet hatte, durch ein paar Kompagnien kursächsischer Truppen das Stift für sich selbst in Besitz nehmen. Vergebens wehrte sich der Herzog gegen diese Treulosigkeit, eher hätte er „das Einfallen des Himmels vermutet"; vergebens stellten Papst und Kaiser dem Kurfürsten das Gemeine und Gefährliche der Handlung vor. August blieb im Besitz des

Stifts unter dem Versprechen, das er nie erfüllte, für einen passenden Regenten zu sorgen. Der Herzog ward mit einer geringen Geldsumme abgefunden, von der er die Hälfte nie erhielt, und sah sich fortan nur auf die Ämter Plauen, Weida und Neustadt beschränkt; gewaltige Schulden drückten ihn. Das war der Erfolg seines Abfalls von der Kirche seiner Väter, das waren die „guten Tage", die ihm der Kardinal mit dem Glaubenswechsel in Aussicht gestellt.

Dazu gesellte sich noch eine tiefe Beschämung. Gleich nach dem Übertritte des Herzogs war in Mainz eine Schrift erschienen, die das Glaubensbekenntnis enthielt, das er angeblich in Doxan abgelegt hatte. In diesem, unter dem Namen „Fluchformular" gehenden Bekenntnis, das die Volksanschauung auch mit dem Übertritte der beiden Auguste in Verbindung bringt, heißt es: „Wir bekennen und glauben, daß wir durch sonderbare Sorgfalt hoher Personen auch angewendeten Fleiß der Jesuiten von den ketzerischen Wegen und Glauben sind gebracht worden; daß der Papst Christi Statthalter sei und nach seinem Belieben den Menschen die Sünden zu vergeben und zu behalten und in die Hölle zu stürzen und in Bann zu thun Vollmacht habe; daß der Papst von jedermann mit göttlichen Ehren verehrt werden soll und zwar als Christus selbst; daß der Papst von allen Ständen als der allerheiligste soll verehrt werden und sollen alle Ketzer, welcher seiner Schrift zuwider leben, nicht allein durch Feuer und Schwert aus dem Wege geräumt, sondern auch mit Leib und Seele in die Hölle gestoßen werden; daß das Lesen der Bibel die Verwirrung aller Rotten und Sünden, wie auch der Quell der Gotteslästerung sei; daß der Papst Macht habe, die Schrift zu ändern, auch nach Belieben zu mindern oder zu mehren; daß der römische Glaube unverfälscht sei und gottselig mache als ein wahrhaftiger, der evangelische aber, von welchem wir gutwillig abtreten, falsch, irrig, gotteslästerlich, verflucht, ketzerisch, schädlich, nicht aufrichtig, sondern gottlos, ersonnen und nicht tüchtig zur Seligkeit sei. So verfluchen wir alle diejenigen, welche das Abendmahl mit gotteslästerlicher Ketzerei unter beiderlei Gestalt genießen und gebrauchen; auch unsre Eltern, die uns bei solchem ketzerischen Glauben aufgezogen haben; wie auch diejenigen, welche uns an dem römischen Glauben zweifelhaft gemacht und uns den verfluchten Kelch gereichet haben; wir verfluchen uns selbst und halten uns verflucht, wenn wir uns dieses ketzerischen Kelchs teilhaftig machen; wir verfluchen auch unsre Worte, so lange wir bei diesem ketzerischen Glauben gelebet haben. Hingegen schwören wir, so lange wir einen Blutstropfen haben, wollen wir diese verfluchte evangelische Lehre ganz und gar öffentlich gewaltiger Weise mit Worten und Werken, auch das Schwert nicht ausgenommen, verfolgen, auch wollen wir von dieser seligmachenden römisch-katholischen Kirche niemals wieder abweichen noch zu der verfluchten Ketzerei wieder eintreten oder evangelisch werden."

Das Büchlein ward überall in deutschen Landen mit Entrüstung aufgenommen; auch verständige Katholiken erklärten ihr Mißfallen. Es war das Machwerk eines papistischen Heißsporns schlimmster Art. Dem schändlichen „Bekenntnis“ setzte 1718 ein evangelischer Pfarrer im Würzburgischen, M. Jüngling, eine freimütige „Untersuchung des Glaubensbekenntnisses“ entgegen und wies nach, wie es in dieser Form schwerlich vom Herzog geleistet worden sein könne und wie die schriftgemäße Lehre der evangelischen Kirche die rechte sei. Die Schrift ward im evangelischen Lager mit Freuden begrüßt. Auf den Herzog machte sie tiefen Eindruck, er verlangte erregt, daß sie in den Städten, die noch unter seiner Botmäßigkeit standen, durch Henkershand verbrannt würde. Wie seine evangelischen Unterthanen sich hierzu stellten, mag das Beispiel Plauens zeigen. Die gut protestantischen Bürger der vogtländischen Kreisstadt antworteten: „daß sie zwar bereit seien, in allen Stücken den obrigkeitlichen Befehlen nachzukommen; dies aber wäre eine Sache, die das Gewissen und die Religion beträfe. Wofern in dieser Schrift etwas sollte enthalten sein, was Ihro Durchlaucht hohe Person touchieren könnte, wäre es ihnen leid; weil sie aber nichts als eine Verteidigung vieler teurer und göttlicher Wahrheiten enthalte, so wäre es nicht praktikabel, daß selbige so zusammen und ohne Unterschied verbrannt werden könnte.“ Dies hatte indes nur ein schärferes Reskript des kleinen Tyrannen zur Folge: „Es stände ihnen nicht zu, seine Befehle zu kritisieren, sie sollten ohne Verzug thun, was er haben wolle, wo nicht, so werde er es sehr empfindlich nehmen.“ Schließlich wandten sich die Bürger von Plauen mit expressem Boten an die theologische Fakultät Jena und erbaten sich ein Gutachten mit Verhaltmaßregeln. Die gelehrten Herren zu Jena gaben folgende Erklärung ab: „Der Obrigkeit habe jedermann zu gehorchen; in Dingen aber, die wider Gottes Gebot und das Gewissen liefen, heiße es: man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen. Das Glaubensbekenntnis sei geraume Zeit vor der Schrift des Magisters veröffentlicht und dem Herzog bekannt gewesen. Warum schritt er nicht ein? Wenn jetzt die Schrift des Magisters verbrannt werden solle, würde allerdings das Glaubensbekenntnis mit darin enthalten sein, doch scheine es, als gälte die Verbrennung nicht bloß dem letzteren, sondern auch der göttlichen Wahrheit in der Verteidigungsschrift. Der lutherischen Kirche sei es jedenfalls ein Ärgernis und den Römlingen eine Freude, wenn eine Verteidigung der evangelischen Wahrheit verbrannt würde; und eine solche Verteidigung sei die Schrift, keineswegs eine Schmähschrift. Ihre Verbrennung durch einen evangelischen Magistrat würde der Freiheit der evangelischen Kirche zuwiderlaufen, wie sie im westfälischen Frieden gewährleistet ist; solch einen Eingriff in die Religionsfreiheit könnten sie sich nimmermehr gefallen lassen.“ Diesem Gutachten folgte Plauen, die Schrift ward nicht verbrannt, und der Herzog schwieg. Während sich Plauen dadurch bei andern lutherischen Städten „wohl legitimierte“,

wurde freilich die Schrift „in andern kleinen Städten, als Neustadt, woselbst die kleinen Herren Bürgermeister kein sonderlich Nachdenken haben, verbrannt, ohne die Pastores zu befragen; es haben aber dieselben vom Oberkonsistorium in Dresden deshalb einen tapfern Verweis bekommen".

Durch seine Erfahrungen mit dem Glaubensbekenntnis mochte der Herzog ernüchtert worden sein. Seine Briefe an den Kardinal strömen über von Klagen über schnöde Behandlung von Seiten des Kurfürsten. Die Sympathien seiner Unterthanen hatte er längst verloren. Gewissensskrupel über religiöse Fragen stellten sich ein. Der Zeitpunkt schien gekommen, ihm wieder zurecht zu helfen. Marie Amalie wandte sich an den alten Freund des Hauses, August Hermann Francke. Er kam und hatte mit dem Herzog ein längeres Religionsgespräch. Moritz Wilhelm gestand, durch die römische Kirche nicht zum Frieden gekommen zu sein, und Francke rief: „Durchlaucht, das ist auch gar kein Wunder! Wer Ruhe für seine Seele haben will, der muß sie allein bei Christo und seinem heiligen Worte suchen." Als der Herzog dann bei Tafel zwischen Francke und Schmeltzer die Frage aufwarf: „Ja, meine Herren, welche Religion ist denn nun eigentlich die beste?" antwortete der Hallische Theolog: „Ew. Durchlaucht werden das sonder Zweifel selbst am besten wissen; das kann ich aber mit voller Freudigkeit sagen: die römisch-katholische ist es nicht." Darauf kam die Rede auf die Reformation und die Jesuiten, von denen der Professor sagte: „Die Herren Jesuiten sind mir die rechten blinden Leiter, wollen andern den rechten Weg zeigen und wandeln selbst nicht darauf. Ja, sie führen die Leute beim Narrenseil herum." Nach der Tafel ging Francke mit dem Herzog allein in ein Zimmer und unterhielt sich mit ihm drei Stunden lang. Der Herzog gestand, zur Beruhigung seiner Seele allerhand Schriften gelesen, sogar socinianische Anwandlungen gehabt, aber den Frieden des Herzens nicht gefunden zu haben. Darauf erklärte ihm Francke noch einmal den evangelischen Heilsweg, empfahl ihm ernste Buße und festen Glauben an Jesum Christum, betete mit ihm um rechte Herzenserleuchtung und schied mit herzlichen Segenswünschen für ihn und sein Haus. Im innersten Herzen getroffen, gelobte der Herzog sich und seinem Gott, ein neuer Mensch zu werden. Das Werk aber, das Francke begonnen, führte D. Petersen zur Vollendung. Moritz Wilhelm brach mit Rom und wandte sich nach hartem Kampfe mit Fleisch und Blut der Wahrheit des Evangeliums wieder zu. Am 7. Oktober 1718 reiste er mit seiner Gattin nach Pegau, um dort vor aller Welt zu zeigen, daß er den verlassenen Pfad wieder gefunden. Unterwegs stimmte er an: „Von Gott will ich nicht lassen." Am 16. Oktober nahm er früh 7 Uhr aus der Hand des Superintendenten Walther das heilige Abendmahl und fand sich dann zum Frühgottesdienst ein, wobei dem Volke von der Kanzel herab kund gethan ward, daß der h. Geist das Herz Sr. hochfürstlichen Durchlaucht

erleuchtet und ihn wiederum von der zeither bekannten römisch-katholischen Religion zur Religion seiner Väter gelenkt habe. Ein Tedeum schloß den Gottesdienst. Das Volk jubelte, der „vormalige Missionarius Schmeltzer" erhielt den Befehl, den Gottesdienst in der Kapelle zu Weida einzustellen. Der Pater ward „für die große Mühe und Sorgfalt, die er bei seinem wiewohl unglückseligen Bekehrungswerke angewandt, mit einem Geschenke regaliert und von Weida an gewissen Ort und Stelle gebracht mit der gnädigen Erlaubnis, sich nunmehr hinzuwenden, wo es ihm am besten gefiel." Auch Herr v. Rödern mußte sich dahin verfügen, wo er hergekommen. Gewaltige Enttäuschung zog durchs römische Lager. Der Herzog veröffentlichte selbst die Motive seines Rücktritts, und Pfarrer Jüngling gab einen Kommentar dazu. Der Kardinal machte eine Wallfahrt nach Eichstädt, um dort in tiefer Trauer der heiligen Walpurga zu klagen, daß diesmal alle Ränke der Jesuiten nicht verfangen hatten. Zugleich schrieb er dem Herzog, den er seinen „gottlosen nunmehro gewesten Bruder" nannte, einen vorwurfsvollen Absagebrief, in dem er ihm in harten Worten seine brüderliche Liebe für immer aufkündigte und ihm seinen erzbischöflichen Fluch übersandte. Die Gesellschaft Jesu griff als letztem Mittel zu der Verleumdung, der Herzog sei geisteskrank geworden und im Wahnsinn in die verfluchte Ketzerei zurückgefallen. Noch 1718 ging Moritz Wilhelm in Frieden heim, sein letztes Wort war ein freudiges Ja des Bekenntnisses zur lautern Wahrheit des Evangeliums. Die Sage berichtet, sein Ende sei durch einen vergifteten Brief des Kardinals herbeigeführt worden, den er zum Reformationsfest 1718 erhalten habe; aber der Kardinal hat niemals Leiber vergiftet, immer nur Seelen.

War es dem Kardinal nicht gelungen, seinen Bruder dauernd an Rom zu fesseln, so gelang es ihm desto leichter bei seinem Neffen Moritz Adolf, aber dieses Opfer römischer Propaganda war ein Kind. Dieser, der letzte männliche Sproß des Hauses, der einzige Sohn des früh verstorbenen Herzogs Heinrich, des jüngsten der drei Brüder, war 1702 geboren und ward, seit 1713 vaterlos, von seiner Mutter gut lutherisch erzogen. Erst nachdem er den Bruder gewonnen, wagte es der Kardinal, die Bekehrung des Kindes in Angriff zu nehmen. Es geschah auf dem Wege der Entführung. Zunächst ward der dreizehnjährige Knabe an den Zeitzer Hof gefesselt, von wo ihn Moritz Wilhelm, damals noch Kryptokatholik, nach Eger lieferte; hier ward er von einem Jesuiten in Empfang genommen, der unter der Maske eines Hofrats bereit stand. Von hier ging es nach Wien, von wo aus der Kardinal schrieb, „es wär mir sehr lieb, wenn der Prinz noch vor dem Ende des Karnevals dahier passieren wollte, allermaßen er bei dessen Beschluß die Opern, Komödien, Bälle und andre Lustbarkeiten mit ansehen könnte." In Wien angekommen durfte das willenlose Kind zunächst die Freuden des Karnevals mit vollen Zügen genießen, dann erhielt es einen katholischen Hofmeister und lauter

katholische Diener; der Kardinal führte sein Opferlamm vor den Kaiser, und Seine Majestät sagte zu dem Knaben: „Ew. Liebden können sich auf meine Gnade und Freundschaft verlassen und will Ihr Obervormund und Vater sein, und müssen Sie Ihrem Onkel, dem Kardinal, folgen, denn was er Ihnen sagen wird, das geschiehet auf meinen Befehl.“ Der gutmütige Knabe that alles, was man von ihm verlangte, er that auch dem Onkel den Gefallen, vier Wochen nach seiner Entführung am 25. März 1716 im Kloster Marienthal in Ungarn den evangelischen Glauben abzuschwören und katholisch zu werden. Ängstlich hütete ihn sein Gewissensrat vor jedem evangelischen Luftzug. Umsonst jammerte die Mutter des unglückseligen Knaben, daß man ihr das einzige Kind geraubt und der evangelischen Kirche entfremdet habe; der Dreizehnjährige war und blieb Katholik. Er scheint an dem üppigen Leben an der Seite des Oheims Gefallen gefunden zu haben. Trotzdem daß man ihn beschwor, sich zu vermählen, um so für die Fortpflanzung einer katholischen Nebenlinie zu sorgen, bestand er darauf, in den geistlichen Stand zu treten; vielleicht hat er geahnt, daß ihm als fürstlichem Prälaten ein weit bequemeres Dasein winkte, denn als Herrn von Neustadt und Pegau. So erhielt er denn noch im Knabenalter die geistlichen Weihen und wurde als sechzehnjähriger Jüngling Domherr zu Köln und als zwanzigjähriger Propst zu Altötting; im Alter von achtundzwanzig Jahren sah er sich zum Erzbischof von Pharsalus i. p. erhoben und nicht lange darauf im Besitze der Bistümer Königgrätz und Leitmeritz, sowie der Würde eines Administrators des kurfürstlichen Erzstifts Trier. Höher zu steigen, daran hinderte ihn das überaus karge Maß der Fähigkeiten, mit dem ihn die Vorsehung bedacht hatte. Im Juni 1759 ist er gestorben.

59. Römische Fortschritte und Übergriffe.

Hatte August im Patent von Lobskowa feierlich gelobt, den Konfessionsstand in Sachsen in keiner Weise anzutasten und in einem spätern Erlaß aus Krakau vom 29. September 1697 seinen Sachsen versichert, „wegen verbotenen Exercitii fremder Lehre und Religionen und Gottesdienstes sie bei dem 1695 den 31. März publicierten Landtagsabschied, auch ausgestellten Reversalien von selbigen Datis gethanen Versprechen geruhig verbleiben zu lassen und zu schützen, auch ein Widriges nicht zu verhängen“ — so darf es bei einem Manne wie er nicht wunder nehmen, daß er in demselben Atem dem Papste auf das feierlichste versicherte, alles zu thun, um die protestantische Ketzerei in Sachsen auszurotten und das Land wieder römisch zu machen; wie er denn in Polen seine Jesuiten völlig frei schalten und walten, schinden und pressen, rauben und henken ließ. Das ganze Druck- und Hebelwerk der Propaganda ward mit seiner Hilfe und Zulassung in

Bewegung gesetzt, um das Werk zu krönen, das 1697 begonnen war und 1712 einen mächtigen Schritt vorwärts gethan hatte.

Als der König von Goldes und Jesuiten Gnaden im Herbste 1699 in seine Erblande einzog, da brachte er den Jesuiten Vota mit, der trotz hohen Greisenalters mit einem Fanatismus ohnegleichen die Katholisierung Sachsens betrieb. Am 29. Oktober folgte der päpstliche Legat Davia nach, um persönlich beim Könige größere Freiheit für die römische Kirche in Sachsen zu erwirken. Man bestürmte den König mit der Bitte, der Propaganda sofort seinen Arm zu leihen. Noch durfte der Herrscher nicht allzurasch vorgehen. Einstweilen machte er durch Verpfändung großer Landesteile einige Millionen flüssig, um Schulden zu decken, die ihm die Königskrone gebracht, und vertröstete die Sendlinge Roms auf bessere Zeiten. Inzwischen war zum Verdruß des Landes, aber zur Freude Roms ein römischer Statthalter in Sachsen eingesetzt worden in der Person des Fürsten Anton Egon von Fürstenberg, eines unfähigen Ausländers, der jährlich 28000 Thaler verpraßte, außer galanten Abenteuern fleißig der Jagd oblag und auf seinen Gütern zu Wermsdorf und Hubertusburg wacker Propaganda trieb. Auf wiederholtes Drängen der Bischöfe von Cujavien und Ermeland entschloß sich der König 1699 mit Einrichtung römischen Gottesdienstes vorzugehen. Er ließ den Audienzsaal des Dresdner Schlosses zu seiner Privatkapelle umgestalten und versäumte nicht, bei den täglichen Gottesdiensten die Thüren weit zu öffnen, um dem evangelischen Hofstaate Gelegenheit zu geben, die Pracht des römischen Kultus zu bewundern. Zu Weihnachten desselben Jahres ward die Schloßkapelle zu Moritzburg dem römischen Gottesdienst geöffnet. Sie war 1672 durch den Oberhofprediger Geier geweiht worden, jetzt nahm sie Pater Vota als Kapelle „zur Verklärung Christi“ für Rom in Besitz. Unter Assistenz des Kapuzinerpaters Benigno und des Weltpriesters Johann Christian Paldam, eines geborenen Sachsen und Zöglings der Propaganda, den der Papst als österreichischen Gesandtschaftsgeistlichen nach Dresden geschickt hatte, hielt Vota um Mitternacht das Hochamt; am andern Morgen folgte Predigt und Abendmahl. „Während des Hochamtes,“ erzählt Theiner, läuteten die Glocken, und außerhalb der Kirche ertönte das Geschmetter der Posaunen, um der Wiederherstellung des katholischen Kultus in Sachsen die größte Öffentlichkeit zu geben.“ Der päpstliche Nuntius betrieb sofort die Anstellung eines ständigen Priesters in Moritzburg mit 400 Kronenthalern Jahresgehalt und schöner und angenehmer Wohnung im Schlosse. Mit der Kirche zu Moritzburg, die der König den Katholiken zum bleibenden Eigentume schenkte, gab er ihnen zugleich auch die Kirche einer Johanniter-Kommende zurück. Fürstenberg aber schrieb nach Rom: „Ich gelobe heilig, daß ich keinen Versuch, keine Thätigkeit unterlassen werde, um in dem mir übertragenen Statthalteramte unter den Auspicien und der Leitung des frömmsten und

wahrhaft rechtgläubigen Monarchen den Katholizismus nach Ew. Heiligkeit Wunsch und Auftrag zu befördern. Und es leuchtet mir hierzu um so größere Hoffnung, je weniger der rasch eilende, höchst fromme Sinn unsers August in seinen Bestrebungen für die Religion, die er so tief ergriffen hat, eines Sporns bedarf, um unter Gottes Leitung das ersehnte Kampfziel der Wiederherstellung des wahren Glaubens in diesen Landen zu erreichen." Er fügte hinzu, es gehe freilich langsam vorwärts, da das Gift der Irrlehre bei diesen Sachsen zu tief sich eingefressen habe und man vorsichtig sein müsse, um den Haß gegen den Katholizismus in Sachsen nicht noch mehr zu steigern; „ist aber auch nur etwas Halbes geschehen, so wird das unter gegenwärtigen Umständen immer besser sein als das Ganze. Der geringe Sauerteig jener königlichen Kapelle und der ungemein prächtigen Kirche, die vom Luthertume gereinigt und dem katholischen Gottesdienste geweiht worden ist, wird einst einen mächtig großen Teig bereiten, und jenes tote, von kluger Hand in die Erde geworfene Samenkorn wird sich bald zu einer fröhlichen Ernte erheben." Als dieser Brief geschrieben ward, im Januar 1700, war der König auf der Leipziger Neujahrsmesse. Als der ihn begleitende Nuntius Davia in seiner Wohnung Messe lesen und unter dem Zulaufe des neugierigen Volkes deutsch predigen ließ, da erregte dies Aufsehen und Besorgnis. Die Geistlichen Leipzigs widerlegten die römische Lehre in Predigten und Katechesen, und ein Magister Stübel ließ sich mit dem Nuntius in eine Disputation ein, in der er dem Papsttum Intoleranz und Gewissenszwang vorwarf. Die Zeit zur Errichtung einer katholischen Kirche in Leipzig war noch nicht gekommen.

In den schweren Zeiten des nordischen Krieges, als Karl XII. den stolzen Polenkönig demütigte, mußten die römischen Bestrebungen in Sachsen ruhen. Nach dem Frieden von Altranstädt aber verdoppelten die Römischen ihre Anstrengungen, immer mehr Grund und Boden in Sachsen zu erobern. Der Hof zu Dresden hatte ein geräumiges Theater, das spätere Hauptstaatsarchiv. Dies mächtige Gebäude ward 1707 nach den Plänen des Königs zu einer katholischen Kirche umgebaut. Am Gründonnerstag 1708 ward das glänzende Gotteshaus zum katholischen Kultus öffentlich geweiht. Der alte Jesuit Vota, inzwischen von der Propaganda zum „apostolischen Präfekten der Missionen von ganz Sachsen" ernannt, leitete auch diese Feier. Assistiert von den Missionaren Paldam und Vitzk, einigen andern Weltpriestern und mehreren Klerikern hielt er das Hochamt, dem der König mit seinem katholischen und lutherischen Hofstaate beiwohnte. Mit Hunderten aus dem Adel und dem Volke feierte sodann der König das Abendmahl. Weitere pomphafte Festlichkeiten folgten sodann am Karfreitag und an den Ostertagen. Das mußte Eindruck auf die Ketzer machen. Bald darnach traf der Kardinal von Sachsen in Dresden ein, um in der neuen Kirche ein öffentliches Pontifikalamt zu feiern. Darf man Theiner

trauen, der es, wenn es die Glorie Roms gilt, mit der Wahrheit sehr wenig genau nimmt, so „strömten aus der Nähe und Ferne zahllose Scharen Volkes herbei. Der König, der gesamte katholische und protestantische Adel Sachsens, der Gouverneur des Landes und fast sämtliche hohen Magistrate wohnten diesem von ihnen nie gesehenen Schauspiele bei.“ Der Kardinal ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, Seelen zu fangen und an sich zu ketten. Er saß tagelang Beichte und spendete mit vollen Händen an die Gläubigen. Jeder Arme erhielt einen ungarischen Dukaten, und bald sah sich der Gottesmann von „zarten Kindern, Jungfrauen, Jünglingen, Müttern, Vätern und Greisen von achtzig, neunzig und mehr Jahren“ umlagert, von denen jedes sein Goldstück heischte. Der Papst hatte die Kirche mit dem „Leib eines Heiligen“ und mancherlei Abläßen begnadet. Der König gab der Kirche einen Vorsteher, sechs Kapläne, zehn Kleriker, einen Glöckner, einen Musikmeister, einen Organisten und einen Pförtner, warf ihnen fünftausend Thaler Jahresrente aus und bestimmte die Kirche zur Hof- und Pfarrkirche von Dresden; die Katholiken sollten in ihr gänzlich freie Religionsübung haben, und kein Bekenner des Luthertums sollte ihnen darin Hindernisse in den Weg legen dürfen, Kontroversen zwischen Lutheranern und Katholiken sollten verboten sein. In einem Briefe an den Papst berichtet August, wie sehr er sich um die Verbreitung des „wahren Glaubens“ in Sachsen verdient gemacht habe und schließt: „Ich werde es nicht etwa bei dieser Hauptkirche allein bewenden lassen; mein fester Vorsatz ist, das Aufblühen der katholischen Religion unter dem Schutze Ew. Heiligkeit in allen meinen Erbstaaten wieder zu befördern; diese Mutter soll in kurzem noch viele Töchter erhalten, wenn der Herr nur meine Bemühungen segnet.“

Zu gleicher Zeit warf der König für die „Mission“ zu Leipzig, wo man mit Ingrimm den Katholizismus kommen sah, zwölfhundert Thaler aus. Unter heftigem Widerstande des Rats und der Bürgerschaft ward dort auf der Pleißenburg eine römisch-katholische Hofkapelle eingerichtet, in der am 11. Mai 1710 der erste nicht öffentliche, am 8. Juni der erste öffentliche Gottesdienst gehalten ward; zwei Kapläne dienten der neuen Kultusstätte, 1720 kam eine katholische Schule hinzu. Noch 1710 war von Leipzig aus auf dem Jagdschlosse Wermsdorf katholischer Gottesdienst eingerichtet worden, der auch nach dem Tode Fürstenbergs nicht eingestellt ward. Alle diese Errungenschaften wurden vom Papste mit ungeheurer Freude und als verheißungsvolle Vorboten künftiger Siege willkommen geheißen.

Inzwischen war die Zwangsbekehrung des Kurprinzen nach Wunsch gelungen; man hatte ihn 1719 mit der Kaisertochter Maria Josefa vermählt, und an ihren Namen knüpfen sich weitere bedeutende Fortschritte des Katholizismus in Sachsen. Der englische Diplomat Williams schildert die erste katholische Landesmutter Sachsens so: „Ihre Majestät die Königin ist sehr fromm, ihre Andachtsübungen machen sie

aber um nichts besser. Sie ist über alle Beschreibung häßlich und über allen Ausdruck boshaft. Sie sieht nie auf das Verdienst, sondern der oder die am häufigsten in die Messe geht, hat den ersten Rang. Die Italiener werden hier sehr begünstigt. Die Königin ist durchaus nicht beliebt und verdient es auch nicht, denn sie thut niemand Gutes außer Konvertiten, und auch diesen nur sehr wenig." Wahr ist, daß die bigotte Schülerin der Jesuiten, die in Gemeinschaft mit Brühl und Pater Guarini das Land regierte, eine stark propagandistische Ader in sich trug und ihre Aufgabe darin erblickte, durch eifrigste Förderung römischer Bestrebungen in dem evangelischen Lande sich Stufen in den Himmel zu bauen. Seit sie im Lande waltet, geht es mächtig vorwärts mit dem Katholizismus. Bald nach ihrer Ankunft beschenkt sie die Hofkapelle mit prachtvollen Meßgewändern und Ornaten, mit einer neuen Orgel und Kanzel, sowie mit neuen Seitenaltären. Sie erbaut eine Gruft in der Hofkapelle und regt die Gründung des katholischen Gottesackers an. Sie richtet 1737 in Neustadt-Dresden eine neue katholische Kapelle ein, die Kaiserkapelle. Sie leiht ihre Hand zahlreichen Stiftungen und Gründungen zu Gunsten Roms in der Hauptstadt und im Lande, als da sind das Soldatenknabeninstitut, das Josefinenstift, das Burkardsrodaer Fräuleinstift, das Krankenstift zu Friedrichstadt, die Hofkapelle zu Hubertusburg, vor allem aber die große Hofkirche zu Dresden. Dem König Friedrich August III. genügte die alte Kapelle von 1708 nicht mehr; er beschloß den Bau einer neuen Kirche, der mit ungeheuern Kosten verbunden war. Da das Geld aus dem Staatssäckel genommen ward und der König den Widerspruch der Stände und des Volkes fürchtete, so mußte der Bau ganz im geheimen betrieben werden. Seit 1737 sahen Dresdens Bürger zwischen Schloß und Elbe einen riesigen Platz umplankt, und wenn die Neugier wissen wollte, was dort im Werke sei, so lautete offiziell die Antwort: „ein neues Gebäude." Am 28. Juli 1739 früh 5 Uhr ward durch den Italiener Accoramboni heimlich der Grundstein gelegt, wobei zwei Jesuiten in bürgerlicher Tracht und der Baumeister Chiaveri sich einstellten; am 29. Juni 1751 ward die Kirche durch den päpstlichen Nuntius geweiht, ein Meisterwerk der Architektur und Plastik, mit dem Standbilde des heiligen Ignatius von Loyola auf der Zinne zugleich ein Symbol des Geistes, in dem sie erbaut ist. Bedenkt man, was im Jahre 1751, dem Vollendungsjahre der Hofkirche, alles erreicht ist, wie in Dresden und im Lande eine reiche Zahl römischer Geistlichen — lauter Jesuiten — ihres Amtes waltet und an Dutzenden von Altären die Messe liest, wie Dresden mit katholischen Stiftungen reich gesegnet ist, wie Sachsen thatsächlich von jesuitischen Händen regiert wird und dadurch seinem protestantischen Charakter zuwider fest an Rom und Wien gekettet ist, wie am Hofe zu Dresden römische Kavaliere, Maler, Baumeister, Sänger, Schauspieler, Glücksritter und Gunstdamen einander begegnen und selbst sächsische Adlige vom evange-

lischen zum römischen Glauben abgefallen sind, kurzum, wie der Dresdner Hof, von dem evangelischen Volke innerlich losgelöst, völlig katholisiert ist — so staunt man in der That über die Energie der römischen Propaganda und über die Größe ihrer Erfolge.

Das evangelische Sachsenvolk verhielt sich zu alledem völlig passiv. Das Programm, ganz Sachsen zu bekehren, gab Rom jedoch nach den großen Erfolgen am Fürstenhause längst nicht auf. Wie niedrige und naive Begriffe Papst Clemens XII. von dem Stande der Religiosität des lutherischen Sachsenvolkes sich gebildet hatte, das zeigt seine Bulle Apostolica sedes von 1732. Da spricht er die Überzeugung aus: Daß die Sachsen trotz aller Propaganda noch immer an der lutherischen Ketzerei festhalten, das habe seinen Grund in der Furcht, die bei der Reformation eingezogenen geistlichen Güter zu verlieren und so in Armut zu geraten; um dies Hindernis zu heben, verspricht er den Besitzern, unter der Bedingung des Rücktritts zur alleinseligmachenden Kirche, jene Güter für immer zu schenken.

Diese blödsinnige Auffassung Roms, die auf Sachsen natürlich nicht den geringsten Eindruck machte, wie sie überhaupt hier kaum bekannt ward, fand in einer Berliner politischen Zeitschrift eine klassische Abfertigung. Da heißt es: „Nichts muß einem lächerlicher vorkommen als die Bulle, die der heilige Vater kürzlich ausgehen lassen, um die Protestanten im Kurfürstentum Sachsen zu bewegen, die katholische Religion anzunehmen. Alle bisher gebrauchten Gründe, alle Beweise, alle Schriften haben die Sachsen nicht überführen können, daß ihre Religion nichts tauge oder vielmehr, daß des Papstes Religion besser sei als diejenige, die ihnen die Vorfahren hinterlassen haben. Der heilige Vater braucht deswegen ein andres Mittel. Er nimmt seine Zuflucht zu dem, was Nutzen oder Vorteil heißt; und da er beständig den Regeln seiner Vorfahren folgt, ist er freigebig mit einem Gute, das ihm nicht gehört und worüber er nichts zu befehlen hat. Er erlaubt den Protestanten, die sich zur katholischen Religion bekehren wollen, die Güter zu behalten, die sie schon besitzen und die etwa vorher Kirchengüter gewesen sein mögen, das heißt: er erlaubt ihnen das zu behalten, was schon ihr Eigentum ist. Diese Freigebigkeit ist ganz außerordentlich! Der heilige Vater mißt andre nach seiner Elle. Er bildet sich ein, daß die Sachsen Leute seien, die imstande wären, Gewissen und Religion zu verkaufen. Der Papst, sagt man, ist im Begriff, eine gleiche Bulle wie für Sachsen für alle übrigen Protestanten ausgehen zu lassen. Das ist augenscheinlich nur eine leere Ceremonie. Denn es ist unmöglich, daß seine Heiligkeit nicht überzeugt sein sollten, es sei das alles lauter verlornes Papier."

Daß das Auftreten Roms in Sachsen mancherlei unliebsame Erscheinungen zeitigte, ist natürlich. In mehr als einem Punkte stieß die Propaganda mit dem evangelischen Volksbewußtsein hart zusammen und erregte im protestantischen Sachsen die schlimmsten Befürchtungen,

die sich bis zur Erbitterung steigerten. Zahlreiche Katholiken wurden von den Priestern aus dem Auslande nach Sachsen gezogen. Die Seelenfängerei ward systematisch betrieben. Bekehrungen Evangelischer häuften sich; sie geschahen meist aus demselben Grunde, aus dem August römisch geworden war. An der Spitze dieser Übertritte steht der Dresdner Johann Christian Götze, der 1711 in Wien die Tonsur erhielt, dann nach Rom ging, 1717 erster Kaplan beim Kurprinzen, 1724 Bibliothekar ward und 1749 starb. Proselyten aus dem Volke machte man bei Taufen, Trauungen und Begräbnissen. Der König hatte bestimmt, daß der römische Klerus bei Amtshandlungen keine Accidentien nehmen sollte, „weil diese Selbstlosigkeit erbaulich auf die Gegner wirken werde", und daß bei gemischten Ehen Taufen und Trauungen von der lutherischen Geistlichkeit zu vollziehen seien, während dieselben heiligen Handlungen bei Katholiken, die nicht zum Hofstaate gehörten, sondern in der Stadt wohnten, nach damaligem Kirchenrechte von den evangelischen Pfarrern in ihren Kirchen sollten vorgenommen werden, da die Römischen noch nicht Parochialrechte hätten. Diese Bestimmungen wurden fortgesetzt übertreten. Fast ununterbrochen hatten sich Rat und Geistlichkeit zu beschweren. „Die römische Klerisei ist stark angewachsen," so schrieb 1725 der Rat ans Oberkonsistorium, „und die Turbationes haben sich mehr und mehr extendieret, von dem römischen Klerus wird pro propaganda fide ganz unermüdet gearbeitet." Die Priester schlichen sich in weltlicher Kleidung in die Privathäuser, um dort Amtshandlungen vorzunehmen. Im Jahre 1735 beschwerte sich die Dresdner Bürgerschaft in langer Eingabe über römische Übergriffe: „Die evangelisch-lutherischen Einwohner haben bisher mit Betrübnis und Bestürzung angemerket, daß die allhier sich aufhaltenden Jesuiten sich jährlich mehr und mehr herausnehmen und daß wider die Eingriffe derselben keine Hilfe zu erlangen sei. Sie kopulieren Leute, wo Bräutigam wie Braut evangelisch-lutherisch sind, zumal wenn solche von den hiesigen Predigern wegen wichtiger Hindernisse nicht getrauet werden können. So verhält es sich auch mit den Taufen, welche die Jesuiten allhier an sich ziehen, wenn eine vornehme römisch-katholische Person zu Gevattern gebeten wird oder die evangelisch-lutherischen Prediger ohne erlangten Befehl nicht zu Hause taufen oder mehr als drei Paten nicht zulassen dürfen. Es halten die Jesuiten auch allhier eine öffentliche Schule, und es müssen die Kinder derjenigen, so abfallen, dahineingehen." Zu allen diesen Fällen wurden die Namen genannt. Auch bei Begräbnissen kamen Unregelmäßigkeiten vor. Dabei leisteten bestochene Hebammen und Heimbürginnen den Jesuiten Vorschub. Schon 1733 beschwerte sich D. Löscher, „daß die allhiesigen Hebammen- und Heimbürginnen-Weiber, ungeachtet sie gar vielmal gewarnt worden, viele Kinder bei den hiesigen Jesuiten zur Taufe tragen, unter dem Vorwande, daß eins der Eltern der römisch-katholischen Religion zugethan sei." Zwölf Jahre später erneute

er diese Klage. Wie es Löscher erging, als er einmal direkt an die römische Geistlichkeit sich wandte, zeige folgendes. Er sandte 1734 eine schriftliche Beschwerde, die Trauungen betreffend, versiegelt an sie ab, überschrieben: „Denen allhier sich aufhaltenden Herren Patribus des Jesuitenordens.“ In ihrem Quartier auf der kleinen Brüdergasse nahm ein Jesuitenpater den Brief entgegen, und als er Löschers Handschrift sah, sprach er lächelnd zum Boten: „Ha, ha, warte er ein wenig.“ Nach einer Weile erschien ein andrer Jesuit und sagte: „Ich lasse mich Ihrer Magnificenz, dem Herrn D. Löscher, schuldig empfehlen und melde, daß ich ehedem keine solchen Personen zur Kopulation angenommen; vorm Jahre aber haben Ihre Majestät unter dero Hand und Siegel Personen, die beiderseits katholisch seien, zu kopulieren anbefohlen; hernach mögen wir auch Personen, da ein Teil evangelisch und davon jetzo Quästio ist, wenn wir von ihnen angelanget werden, kopulieren.“ Er schloß mit den Worten: „Ich bin der Pater Superior Gruber.“ Löscher erbat sich eine Abschrift der königlichen Verfügung über die Trauung gemischter Ehen, Gruber versprach sie ihm, aber als Löscher seinen Famulus schickte, um sie abschreiben zu lassen, widerrief der Pater sein Versprechen, und Löscher hat diesen geheimen königlichen Erlaß, falls ein solcher überhaupt vorhanden war, nie zu sehen bekommen. Noch kurz vor seinem Tode faßte sich Löscher ein Herz, in einer beweglichen Eingabe alle seine „gerechten Klagen“ vor das Ohr des Königs selbst zu bringen; aber es regierte im Sachsenlande kein König, sondern Brühl und die Jesuiten.

Auch auf anderm Gebiete ließen die Jesuiten die Sachsen ihre Macht fühlen. Es erschienen Schriften, in denen das Evangelium angegriffen und die evangelische Kirche mit ihren Einrichtungen und Dienern lächerlich gemacht wurde. Der Prager Jesuit Kraus trat mit einer ganzen Reihe hervor: „Katholisches Darum“, „Schwachheiten der lutherischen Konfessionisten“, „Der hinkende Löscher“. In letzterer Schrift ward „der Valtin mit der Spitznasen“ nebst seinen „lutherischen Sekt-Genossen“, „durch 24 Löschhörnel“ angeblich „nach Hause gewiesen“, in Wahrheit aber werden den ernsten Schriften des Dresdner Superintendenten, die man nicht widerlegen konnte, Späße von erschreckender Geistesarmut und Unflätigkeit entgegengestellt. Wie sehr die römische Kanzelpolemik auf die evangelischen Herzen einzuwirken suchte, geht aus einer Zuschrift hervor, die Löscher 1724 von einem seiner Freunde erhielt. Da heißt es: „Es ist leider dahin gekommen, daß der päpstische Greuel der Verwüstung mitten in der heiligen Stätte des sächsischen Zions stehet; und welches noch mehr ist, so unterstehen sich die katholischen Pfaffen fast in allen Predigten in der römischen Kapelle zu Dresden auf die Augsburgischen Konfessionsverwandten zu lästern. Der Jesuite Pater Franz Nonhardt hat zeithero fast ein halbes Jahr hinter einander über die Augsburgische Konfession geprediget und sich zu erweisen bemühet, daß solche irrig und wider Gottes Wort und die

Lehre der ersten Kirche und heiligen Väter sei und daß dabei keiner könne selig werden. Dadurch hat er soviel zu Wege gebracht, daß bereits viele Dresdner Bürger und andre lutherische Leute insgeheim die römische Religion angenommen, welche in der Sakristei heimlich denen Messen und Predigten beiwohnen; werden auch noch mehr übertreten, sofern es Gott nicht verhütet. Sonderlich hat gedachter Jesuite in zehn Predigten sich bemühet, die Lehre vom h. Abendmahle derer Lutheraner übern Haufen zu werfen. Am letzten Sonntag als am 5. März hat er die Lutheraner der nestorianischen Ketzerei beschuldigt und die Leute sich nicht ferner betrügen zu lassen gebeten. Ich habe die Lästerrede mit angehört und, soviel ich behalten können, zu Hause notieret. Es sind viele Studiosi Theologiae auch gegenwärtig gewesen und haben solche mit angehöret. Ich kann es nicht verschweigen und muß es aus Trieb des Gewissens Ew. Magnificenz hinterbringen und Sie um Gottes willen bitten, solchen Lästerungen gebührend zu begegnen und hohes Orts darum Vorstellung zu thun. Se. königliche Majestät haben bei dem letzten Landtage sub dato Dresden den 14. Juni 1722 sich allergnädigst gegen die Herren Landstände verreversiert, daß, wenn intuitu status religionis von denen Katholischen einige Eingriffe und Excesse begangen werden möchten, sie selbige durch dero evangelisches Geheimes Konsilium sofort abstellen lassen wollten. Nun ist dieses einer der größten Excesse, daß die Pfaffen öffentlich die Lutheraner der nestorianischen Ketzerei beschuldigen. Ew. Magnificenz, denen es besonders zukommt, wollen dagegen reden, damit nicht die Steine schreien müssen. Sonderlich wollte ich bitten, auf die Schulmeister und Informatores fleißig Achtung geben zu lassen, denn ich habe Nachricht, daß etliche, welche Schulen halten, sonderlich in Alt-Dresden, zu denen Pfaffen gehen und ihren bessern Unterhalt bei ihnen suchen, auch sich in der katholischen Lehre unterrichten lassen."

Mit Löschers Person sind zwei Ereignisse verknüpft, deren Bericht die Zeit besser charakterisiert, als lange Worte. Das eine, die Ermordung eines Dresdner Geistlichen durch die Hand eines Katholiken, ereignete sich am 21. Mai 1726, und Löscher mag es selbst erzählen. „Mit äußerster Bestürzung muß ich melden, daß, ach leider, Magister Hermann Joachim Hahn, treuverdienter Prediger zum h. Kreuz, von einem Mörder in der Kleidung eines reitenden Trabanten, dem das Volk nacheilt, in seinem Hause erbärmlicherweise ums Leben gebracht worden ist. Ich begab mich dahin und befand, ach leider, daß die ganze Treppe voll Blutes war; und daneben lag der entseelte Körper, abscheulich zugerichtet, indem er nicht nur etliche Wunden am Leibe hatte, sondern auch im Gesicht zerstoßen und, soviel man spüren konnte, am Halse gewürget war. Beim Nachfragen, da man erst konfuse sagte, der Mörder sei ehedem öfters bei dem seligen Manne gewesen und sei ein sogenannter Konversus, konnte ich nichts erfahren, als daß die Hausgenossin, die Jungfer Kretzschmarin, erzählte, der Mörder sei gegen ein Uhr kommen, habe mit Herrn

Magister Hahnen sprechen wollen, der ihm aber sagen lassen, er solle morgen nach seiner Predigt wiederkommen, worauf jener gesagt, es sei was sehr Nötiges, er müsse in geistlichen Sachen mit ihm reden, und habe ihn Herr Magister Hahn in eine Nebenstube gehen lassen, sei hierauf, nachdem sie eine Zeit lang mit einander geredet, mit dem Mörder herausgekommen und habe denselben begleitet. Bald hätte sie Herrn Magister Hahnen stark schreien gehöret, und als sie herausgelaufen, habe sie ihn mit dem Mörder ringen und zur Treppe herunterfallen gesehen." Der Mörder war ein fanatischer Katholik, Franz Laubler aus Bayern, der, vielleicht nur zum Schein evangelisch geworden und dann zum Katholizismus zurückgetreten war. Dieser Mord verursachte in Dresden eine mächtige Volksbewegung, zumal sich die Kunde verbreitete, die Römischen bereiteten auch gegen andre Prediger Mordanschläge vor und in der Kreuzkirche während des Gottesdienstes ein Schuß fiel und blanke Degen gesehen wurden. Der Thatkraft Löschers, der auf offnem Markte eine Ansprache an das aufgeregte Volk hielt, war es neben dem Einschreiten des Generals Wackerbarth zu danken, daß ein Aufruhr verhütet wurde. Er verstand es auch, bei der Leichenpredigt, die er tieferschüttert dem ermordeten Kollegen hielt, die Geister zu besänftigen und doch zugleich mit evangelischem Freimute seinen und aller Gefühlen Ausdruck zu geben.

Harmloser und doch noch ernst genug war ein zweites Ereignis, die Schließung des evangelischen Gottesdienstes im Schlosse. Seit 1539 war in der Schloßkapelle evangelischer Gottesdienst gehalten worden. Daran hatten auch die Übertritte Augusts des Starken und seines Sohnes nicht das mindeste geändert. Da befahl der König im März 1737, die evangelische Schloßkapelle, die er zu Gemächern für seine anwachsende Familie umbauen müsse, zu räumen und den evangelischen Hofgottesdienst kurzer Hand in die Sophienkirche zu verlegen. Dieser Befehl erregte in der Stadt Bestürzung, namentlich bei Löscher. Er beantragte sofort im Oberkonsistorium den Bau einer neuen evangelischen Schloßkirche, drang aber damit nicht durch. Es blieb dabei, die Kapelle ward geräumt. Nun hatte seit alten Zeiten der jeweilige Superintendent die Aufgabe, an den dritten Feiertagen der drei hohen Feste in der Schloßkapelle zu predigen. So traf denn Löscher das Los, am dritten Pfingstfeiertage 1737 den letzten Gottesdienst in der Kapelle zu halten. Nicht ganz mit Unrecht fürchtete die Regierung einen Aufruhr. Der Stadtkommandant hatte einen Mobilisierungsplan ausgearbeitet, die Garnison stand bereit. Löscher war bedeutet worden, jedes unziemlichen Wortes sich zu enthalten und seine Predigt keinesfalls drucken zu lassen. Schweigend sollten die Befehle der Regierung hingenommen werden bei Festungsstrafe. Der bedeutsame Tag erschien. In der Nacht hatte man scharfe Pasquille an die Mauern geheftet. Eine ungeheure Menschenmenge lauschte unter Thränen der Predigt Löschers, der sich seiner Aufgabe mit Geschick entledigte. Es war alles

nach Wunsch gegangen, das Geheime Konsilium und der Stadtkommandant atmeten auf. Doch blieb die Sache nicht ohne Nachspiel. Ein Vierteljahr darauf ward in Leipzig und Dresden Löschers Predigt gedruckt feilgeboten. Sollte der Superintendent sich doch vergessen haben? Sofort ward er vor das Geheime Konsilium gefordert, und es begann ein scharfes Verhör: „Ob er seine Predigt zum Druck an jemand abgegeben?" Antwort: „Nein". „Ob er solche Predigt vor seine Arbeit erkenne?" Antwort: „Nein". „Ob er wisse, wo diese Predigt gedruckt worden?" Antwort: „Nein". „Ob er gewußt, daß sie gedruckt werden sollen?" Antwort: „Nein". „Ob er den Kupferstich angegeben?" Antwort: „Nicht im geringsten". „Ob ihm bekannt, wer solchen sonst angegeben?" Antwort: „Nein, wolle es aber anzeigen, wenn er etwas erfahre". Als unschuldiger Mann ward Löscher mit dem Bedeuten entlassen, niemand von dem Verhör etwas zu sagen. Die Sache war so: Ein Magister Andreae hatte die bedeutsame Predigt heimlich nachgeschrieben und irgendwo drucken lassen. Man konnte seiner nicht habhaft werden. Dagegen blieb die Schuld auf dem Dresdner Buchbinder Robring sitzen. Er hatte zehn Exemplare von Leipzig eingeführt. Für diese Missethat ward er von Brühl mit zwanzig Thalern Strafe belegt, die ihm indessen auf sein Bitten erlassen wurden, als er geltend machte, er habe sich um Hof und Staat insofern höchst verdient gemacht, als er über die letzte Illumination eine Festschrift herausgegeben habe — ein Grund, der bei einem Manne wie Brühl sofort durchschlug. — Im Jahre 1739 mußte auf kurfürstlichen Befehl auch das ins Schloß eingebaute Oberhofpredigerhaus geräumt werden, und die Luft des Hofes und seiner Umgebung war nun gründlich vom evangelischen Geiste gereinigt.

60. Protestantische Gegenwehr.

Nach den großen Erfolgen Roms in Sachsen schrieb ein zeitgenössischer römischer Kirchenhistoriker: „Bald wird der Tag erscheinen, wo August mit seinem Sohne dem großen Werke die Krone aufsetzen und das Volk von Sachsen, die Hochburg der lutherischen Ketzerei, den katholischen Glauben erhalten wird." Daß dieser Tag nicht erschien, dafür sorgte das treu protestantische Sachsenvolk in allen seinen Teilen. Je eifriger die Propaganda am Werke war, um so stärker regte sich im Lande das evangelische Bewußtsein, um so mächtiger rüstete man zur Gegenwehr. „Es giebt kein Land, wo der Eifer für das Luthertum so mächtig wäre wie meine Erblande Sachsen, jede Unternehmung zu Gunsten des Katholizismus ist geeignet, Unruhen zu erregen", schrieb August einmal 1703 nach Rom, und er hatte Recht.

Zunächst fehlte es in jenen trüben Tagen dem Evangelium in Sachsen mit nichten an fürstlichem Schutz. Während die Männer das Evangelium von sich warfen, nahmen sich die Frauen seiner mit

um so größerer Treue an. Anna Sophie, die Mutter, und Christiane Eberhardine, die Gattin Augusts, sorgten redlich dafür, daß dem evangelischen Bekenntnis in Sachsen weder Schaden noch Leid geschah. Freilich waren die schwachen Frauen, die ohnehin einsam auf ihren Schlössern weilten, nicht im stande, den Gang der Dinge aufzuhalten, und August hinterging sie, wo er nur konnte. Die Wahrung der protestantischen Interessen lag bei der Regierung; sie hat gethan, was sie konnte. Die berufensten Hüter der evangelischen Sache waren die Stände, die Vertreter des Adels und der Städte. Seit 1570 war es in Sachsen Brauch, daß der Landesfürst den Ständen, deren vornehmstes Recht die Steuerverwilligung war, Religionsversicherungen gab, in denen er dem Lande das evangelische Bekenntnis als Staatsreligion verbriefte und versiegelte. An diesem Brauche hielten sie mit eiserner Zähigkeit fest. So hatte August der Starke beim Regierungsantritte dreimal eine feierliche Religionsversicherung geben müssen. Von größter Bedeutung ward diese Maßregel seit 1697. Unmittelbar nach dem Abfall vom Luthertume hatte August in dem Mandat vom 6. August 1697 aus Lobskowa versichern müssen, „seine lieben Landstände und Unterthanen bei der Augsburgischen Konfession, hergebrachten Gewissensfreiheit, Kirchen, Gottesdienst, Ceremonien, Universitäten, Schulen u. s. w., wie dieselben solche anjetzo besitzen, allergnädigst kräftigst zu erhalten, so denn auch niemand zu seiner jetzt angenommenen katholischen Religion zu zwingen, sondern jedwedem sein Gewissen frei zu lassen.“ Da diese Erklärung vielen nicht bestimmt genug zu sein schien, so knüpften die Stände an die Bewilligung einer Schenkung von 100000 Thalern die Forderung einer bündigeren. Sie baten ihn schriftlich und mündlich, sie bei dem zu lassen, was er 1694, 1695, 1696 in seinen Reversalien bestätigt, „insonderheit aber bei der wahren evangelischen Religion und Lehre göttlichen Wortes“, wie solche in den lutherischen Bekenntnisschriften begriffen sei, „zu lassen und kräftigst zu schützen“. In dem Patent von Krakau vom 29. September 1697 ging der König bereitwillig auf diese Forderungen ein. Ihre Hauptstütze sollten diese Garantien in der Instruktion finden, die der König am 21. Dezember 1697 von Krakau aus dem Geheimen Konsilium gab und die für alle Zeiten die Grundlage der evangelischen Kirchenverfassung in Sachsen wurde. Hiernach sollten alle zu Erhaltung und Fortpflanzung der evangelischen Lehre früher ergangenen Verordnungen in Kraft bleiben und in diesen Dingen keinerlei Neuerung eingeführt werden. Die Besetzung der Pastorate, die Anstellung der Pfarrer, Kirchen- und Schuldiener, die Erhaltung der Kirchendisziplin, die Bestallung des Kirchenrats, der Konsistorien und Professoren an den Universitäten, die Verfassung dieser Kollegien — alles sollte bleiben, wie es war. Die Beratungen, Beschlüsse und Ausfertigungen sollten allein von dem Geheimen Rats-Direktor und den Geheimen Räten, ohne Anwesenheit und Mitwirkung des Königs oder seines

Statthalters geschehen, dem Direktor und den Räten sollten gleichfalls die Unterzeichnung der Konfirmationen aller Superintendenten, sowie die Privilegien über allerhand evangelische Bücher, die bis dahin der Landesfürst vollzogen hatte, und die Ausschreibung der Buß-, Bet- und Festtage, wenn solche vom Regenten auf Bericht beschlossen worden, überlassen bleiben. Mit diesem Auftrag „in Evangelicis" übertrug also der Fürst die landesherrliche Kirchengewalt über die evangelischen Kirchen und Schulen der Erblande dem Geheimratskollegium, so lange der Landesherr einem andern als dem evangelischen Bekenntnisse zugethan sein würde.

Mit diesem Verzicht auf den Summepiskopat im Lande hängt auch ein andres zusammen. Bisher hatte im evangelischen Körper des Reichstags der mächtigste evangelische Staat, Sachsen, den Vorsitz geführt. Damit das Direktorium des Corpus Evangelicorum auch ferner bei Sachsen bleiben könne, bestimmte der König, daß der Geheime Rats-Direktor dort die Geschäfte zu führen habe. Hierzu bestellte der König 1698 den Herzog Friedrich II. von Gotha, der mit Zuziehung des Geheimen Konsiliums bis 1700 die Geschäfte führte. Doch behielt sich der König, im Widerspruche mit seiner Instruktion, die Ernennung der Konsistorialräte und Professoren und die Vergebung der Kirchenämter, die bisher von ihm abhängig gewesen waren, ausdrücklich vor. Von 1700 an hat der Herzog Johann Georg von Sachsen-Weißenfels das Direktorium geführt, mit denselben Beschränkungen. Auf dem ersten Landtage nach seiner Rückkehr aus Polen am 29. September 1699 machte August alle diese Neuerungen bekannt, indem er zugleich seine Religionsversicherungen erneute. Beim Übertritte des Kurprinzen erhoben sich überdies Bedenken gegen den Verbleib des Direktoriums bei Sachsen; Kurbrandenburg wollte es ihm streitig machen. Doch verblieb es bei dem alten Stand, da die evangelischen Stände fürchteten, Sachsen möchte sich andernfalls an die Spitze des Corpus Catholicorum stellen. Ohnehin war die Vertretung der protestantischen Interessen im Reiche thatsächlich längst zum Nachteile Sachsens an Preußen übergegangen. — So groß die Bürgschaften waren, die August nach Lage der Dinge dem Evangelium in Sachsen hatte geben müssen, so unermüdet war der Eifer, mit denen die Stände über die verbrieften Rechte wachten. Hatte Karl XII. im Frieden von Altranstädt dem Sachsenvolke die Unantastbarkeit ihres Bekenntnisses garantiert, so erwirkten die Stände 1709 dem Lande eine neue Religionsversicherung; und solche Versicherungen kehrten nicht nur 1717 und 1718 wieder, sondern wiederholten sich bei jedem bedeutsamen Wechsel der Dinge bis 1827 und wurden erst 1831 mit der Staatsverfassung überflüssig.

Was die Stände mit musterhaftem Eifer verfochten, das fand auch bei den Obrigkeiten nachdrückliche Anwälte. Es ist wahr, die Minister jener Zeit sind vielfach religiös gleichgültige Leute gewesen,

Genußmenschen, wie ihr Herr und Gebieter, und auch das Oberkonsistorium wies nicht immer Männer auf, die dem Ernste der Zeit gewachsen waren, — aber es fehlt nicht an Zeugnissen kräftigen evangelischen Bewußtseins im Herzen dieser Bureaukraten. Ein Jahr nach dem Übertritte Augusts, am 16. Juli 1698 war aus Warschau ein von den Jesuiten eingegebener königlicher Erlaß an das Geheime Konsilium und ans Oberkonsistorium gelangt, in dem es hieß: „Weil uns bisher vorkommen, daß unsre römisch-katholische Religion auf den sächsischen Kanzeln angegriffen und dawider nachteilig zum Ärgernis unsrer Glaubensgenossen gepredigt werde, als wollen wir nicht allein dergleichen nur zur Verbitterung unter beiden Religionen gereichenden Anzüglichkeiten, sondern auch die öffentliche Absingung der beiden Lieder: Erhalt' uns Herr bei deinem Wort und O Herre Gott, dein göttlich Wort, worinnen unser Glaube angegriffen wird, ernstlich untersagt haben, auch durchaus nicht gestatten, daß, dasernen welche, namentlich Ordensleute, von unserm Glauben unter dem Vorwande desselben Änderung, sich nach Sachsen begeben und daselbst Abjuration thun wollten, weder solches, noch auch die Personen, zumalen da solches nach unsrer Abwesenheit aus Sachsen geschehen, im Lande geduldet und in Schutz genommen werden sollen." Gegen diese Anmaßung reichten die damaligen Minister Gersdorf, Zinzendorf, Friesen, Löwenhaupt und Zech unterm 27. August 1698 einen freimütigen Protest ein und forderten die Zurücknahme einer solchen Verfügung: „Wir sind in alle Wege schuldig, unsern Pflichten nach Ew. königlichen Majestät allen Gehorsam, Unterthänigkeit und Respekt zu erweisen und Dero königliche Befehle in äußerlichen, das Gewissen nicht berührenden Sachen zu vollbringen. Alldieweil aber diese drei Stücke von der Beschaffenheit sind, daß sie unser und aller getreuen Unterthanen der evangelischen Kirchen ihre Gewissen angreifen, so hoffen wir in tiefster Unterthängkeit, bitten auch darum aufs allerangelegentlichste und demütigste, Ew. königliche Majestät wollen Dero Gnade einen solchen Effekt geben, daß die evangelische Kirche in diesem Kurfürstentum und Landen bei bisheriger Freiheit gelassen werden möchte." Schärfer noch war der Protest des Oberkonsistoriums: Das Reskript müsse „aufgehoben" werden; in allem, „was das Gewissen nicht angeht," sei man zum Gehorsam willig, das aber sei eine Sache, die das Gewissen berühre; es sei bekannt, wie gröblich die Römischen unsere Religion beschimpfen, „da nun aber durch öffentliches Ausschreiben die römisch-katholische Religion anzugreifen von uns verboten werden sollte, so würden wir nicht allein hierdurch das Amt des heiligen Geistes, welcher falsche Lehre zu widerlegen in seinem Wort ausdrücklich befiehlt, hemmen und hierdurch Gottes Strafe und des ganzen Landes Fluch auf uns laden, sondern es würde auch kein gewissenhafter Prediger uns hierin gehorchen können und folglich entweder der hohe Respekt Ihro königlicher Majestät beleidigt, oder der Anfang zu offenbarer Verfolgung gemacht

werden müssen"; das Konsistorium müsse bitten, es „mit einer solchen Verordnung in königlichen Gnaden zu verschonen, da sie ohnehin gegen die Religionsversicherungen verstoße." „Eben dieses hat man auch wegen der benannten beiden Lieder, die doch ohnedem so gar oft nicht gesungen werden, zu erinnern und zu bitten, indem durch gänzliches Verbot in und außer Landes auch benachbarten evangelischen Fürsten und Ständen großes Aufsehen gemacht werden dürfte. Es ist ja die Sache, so in selbigen Liedern den Päpstlern zuwider, ein Stück der Bekenntnisse unsrer Kirche, welches uns Gottes Wort lehret, daß der von Paulo 2. Thess. 2 verkündigte Antichrist der Papst zu Rom sei, welches in den Schmalkaldischen Artikeln, die ein Teil unserer beschworenen symbolischen Bücher, ausgeführet wird. Und da auch diese Lieder von Anfang der Reformation ungehindert in diesen Landen gesungen werden, so würde es von dem ganzen Lande als ein Anfang zur gefährlichen Änderung der Religionsübung angesehen werden, wenn schon die Freiheit in ihrem Kultus eingeschränkt würde, ja man würde uns, wenn wir dergleichen ausschreiben, als Mietlinge ansehen und die Kirche ecclesia pressa sein"; auch würde dadurch die Beruhigung, die man durch alle Religionsversicherungen gewonnen, sofort wieder hinfällig werden. Was endlich Übertritte von Katholiken zum Evangelium betrifft, so sei das Oberkonsistorium nicht in der Lage, solche, die sich zum Evangelium wenden, zurückzuweisen; niemand habe ein Recht, einen solchen, der aus Gewissensgründen evangelisch werden wolle, Unterricht und Aufnahme in unsre Kirche zu verweigern. Alles dies unterbreitete die wackre aus Beichlingen, Carpzov, Börner und Schrader zusammengesetzte Behörde „dem ferneren hohen Nachdenken" Sr. Majestät, und man hat nie etwas gehört, daß das Reskript von Warschau wirklich in Kraft getreten wäre.

Besondere Beachtung verdient die Haltung einzelner hervorragender Kreise und Männer in Sachsen gegen die römische Propaganda. So haben die Universitäten Wittenberg und Leipzig mannhaft gegen die Vergewaltigung des Kurprinzen protestiert. Das Gutachten der theologischen Fakultät zu Leipzig, in der damals Kämpen saßen wie die beiden Olearius, Rechenberg, Cyprian, wird zur vernichtenden Kritik des geistigen Mordes, den man an dem beklagenswerten Fürstensohne verübte. „Es ist weltkundig, was mit dessen durchlauchtigsten Hoheit seit dero Gegenwart in Frankfurt a. M. vorgegangen, welchergestalt nämlich dieselben, nachdem von allen dero evangelischen Bedienten entblößet und an deren Stelle mit römisch-katholischen versehen worden, die höchst gefährlich scheinende Reise nach Italien antreten müssen, auf welcher sie auf solche Weise nicht nur von dem öffentlichen Exercitio der evangelischen Religion gänzlich entfernt und gleichsam exkludiert, sondern auch von aller Privaterbauung und absonderlichen Andacht vollkommen abgezogen werden müssen, inmaßen leichtlich zu schließen, daß die römisch-katholischen Bedienten der in diesen Orten im Schwange

gehenden Inquisition sich meisterlich zur Abschaffung aller reinglaublichen Bücher und selbst der Bibel zu bedienen, im übrigen aber seine Hoheit dermaßen zu umgeben und gleichsam zu besorgen unterstehen dürften, daß sie zur Abwartung der geringsten Andacht und christlichen Übung nach ihrem wahren evangelischen Glauben nicht werden gelangen können. — Es brauchet keiner allzuscharfen Augen, in dieser Sache einzusehen und die an einem so hoffnungsvollen Prinzen gewißlich höchst mitleidenswerte Bekümmernis, in welche sein Gewissen auf solche Weise gesetzt werden mag, zu erkennen. Denn wenn man einem oder dem andern gewissenhaften evangelischen Unterthanen dieser Lande verwehren wollte, sowohl publice als privatim des Gottesdienstes nach seinem Gewissen abzuwarten, so würde solches sicher von niemand anders als ein seinem Gewissen angethaner Zwang angesehen werden können."

Der geistesmächtigste Streiter aber für das gute Recht gegen Lüge und Gewissensknechtung war der Superintendent Löscher, der zum Schutz und Trutz des Evangeliums in Sachsen mehr gearbeitet, aber auch mehr gelitten hat als alle andern. Was sein evangelisches Herz bewegte, als die Jünger Loyolas einzogen und im Verein mit einem gewissenlosen und lasterhaften Fürsten das arme Sachsen langsam zu Grunde richteten, das lassen seine Briefe und Schriften deutlich erkennen. Mit einer Furchtlosigkeit, die an Luther erinnert, trat der Held im Kirchenrocke vor den Riß und setzte sein ganzes Ich für die Verteidigung des Evangeliums ein. Als er 1709 nach Dresden kam, fand er den Übertritt Augusts als längst vollendete Thatsache vor, aber noch rang der Papst um die Seele des Kurprinzen. Ihn und mit ihm das Fürstenhaus dem Evangelium zu erhalten, darauf war sein ganzes Streben gerichtet. Als erster Geistlicher der Hauptkirche Dresdens, als Rat in der obersten Kirchenbehörde des Landes, als Doktor der heiligen Schrift, als guter Sachse und evangelischer Christ hielt er sich für verpflichtet, der treue Eckart des Evangeliums wider den alten bösen Feind zu sein. Er war's, der die beiden Fürstinnen und den Kurprinzen in drohender Gefahr gestärkt hat. Als der Prinz 1711 zum Zwecke der Zwangsbekehrung entführt ward, da bestand er wie Feustking darauf, daß ihm im Oberhofprediger Pipping ein Reiseprediger mitgegeben werde, wie August der Starke 1686 und 1687 und noch 1696 von D. Gleich begleitet worden war, ein Wunsch, der freilich niemals erfüllt wurde. Wiederholt sandte er im Vereine mit Pipping dem armen Prinzen Briefe nach, in denen er ihn mit mächtigem Worte zur Standhaftigkeit ermahnte. So schreibt er am 20. Juli 1711: „Kein Tag vergeht, wo nicht viele Tausend evangelische Sachsen in brünstigem Gebete vor Gott liegen, der alles enden kann. Unsere Trauer über die so lange Abwesenheit und Entfernung Ew. Hoheit von Glaubensgenossen ist größer, als man glauben kann. Wer treu ist, trägt die Krone davon". Am 12. Februar 1712 fleht er, daß

Gott die Seele, die er so teuer erkauft und durch Taufe und Abendmahl der evangelischen Wahrheit versichert hat, unversehrt erhalte. „Lehrer und Hörer beten allüberall einmütig für Ew. Hoheit, an allen Orten wird ein bestimmtes Gebetsformular gelesen, in den Schulen beten viele Tausend Kinder mit gebeugtem Knie, daß Sie aus dieser Anfechtung heil hervorgehen möchten. Eure Hoheit fürchte sich nicht! Gott wird Ihnen beistehen! Er bewahre Ihre Seele vor allem Übel. Jesus hat den Namen Ew. Hoheit schon eingeschrieben ins Buch der standhaften Bekenner neben den Herzögen Johann, Johann Friedrich, August und den Johann Georgen, die er einst vor seinem himmlischen Vater bekennen wird." Solche Briefe kamen dem Prinzen in die Hände, oft auch nicht; und wenn er sie erhielt, dann ließ er dem Schreiber seinen Dank sagen. Längst war der Prinz der geistigen Folter zum Opfer gefallen, der man ihn jahrelang unterworfen hatte, aber noch suchte ihn Löscher, da niemand vom Glaubenswechsel Kunde hatte, in der Standhaftigkeit zu stärken. Am Neujahrstag 1713, wo er von der Kanzel besonders heiß für des Prinzen Heil gebetet, schrieb er ihm, der bereits für immer in den Händen der Jesuiten war, einen feurigen Brief voller Mahnungen zur Treue. Erneut wandte sich Löscher an die höchste Stelle, um dem Prinzen einen Reiseprediger zu erbitten, bot sich selbst dazu an und bat die Hofprediger, für einen geeigneten Mann zu sorgen. Umsonst; es war zu spät. Wie sehr er erschüttert war, als die Nachricht kam, der Prinz sei längst katholisch geworden, erhellt aus dem Neujahrsgebet, das er am 1. Januar 1718 seiner Predigt anfügte. Da heißt es: „Die Augen des Herrn wollen auch mit Güte und Erbarmen über dem königlichen Prinzen offen stehen. Ach, mein Gott, was für eine große Veränderung ist doch mit ihm in diesem Jahre vorgegangen! Ach, die Krone unsers Hauptes ist abgefallen! O wehe, daß wir so gesündigt haben! Da unsre Hoffnung auf ihn bisher wie eine Ceder gestanden, so ist sie durch diesen Schlag ganz darniedergeschlagen worden. Wehe denen, so daran Ursach! Aber was zu thun soll ich wünschen? So muß ich aus Hiob am 33. sagen: Ach daß einer aus den Tausenden der großen Engel des Bundes Jesu mit ihm reden sollte, weil Menschen mit ihm zu reden und an ihn zu schreiben ausgeschlossen, ihm zu verkündigen, wie er sollte recht thun. Ach, daß er diese Seele heraushole aus dem Verderben!" Ähnlich lautete am Neujahrstag 1718 auch das Kanzelgebet des Hofpredigers Engelschall.

Auch sonst hatte Löscher kein Mittel unversucht gelassen, den Ansturm des Feindes zu brechen. Am 29. Januar 1713 reichte er mit der gesamten Stadtgeistlichkeit ein Memorial an den König ein, worin er ihn an alle seine Versicherungen erinnerte und die Sendung eines evangelischen Hofpredigers und Hofmeisters zum Kurprinzen forderte. Am 14. Februar 1716 richtete er dasselbe Gesuch an die Landstände. Fast jedes Jahr gab er Denkschriften an den König, die Geheimen Räte, das

Oberkonsistorium ein, worin er über die jesuitischen Übergriffe Beschwerde führte. In einer Fülle von Streitschriften wandte er sich gegen die römische Lehre und wies die Irrtümer des Papsttums „allerklärst mathematisch“ nach. Auf der Kanzel bekämpfte er bei jeder passenden Gelegenheit in scharfem Worte die Irrlehren und Ränke der Gegner, so daß Löschers Predigten die Minister und Höflinge beständig in Schrecken setzten und in Aufregung erhielten und selbst Oberkonsistorialpräsident und Oberhofprediger den unerschrockenen Mann nicht selten zur „Moderation“ ermahnten. Besonders unbeugsam zeigte sich der alte Kämpe in einer Streitsache, die ihn fast das Amt gekostet hätte. Im August 1720 ward auf den Kanzeln des Landes für die erste Entbindung der Kurprinzessin gebetet. Pipping hatte das Formular verfaßt, in dem er von der „heiligen Taufe“ des zu erwartenden Kindes redete, und das Geheime Konsilium hatte das gebilligt. Kurz darauf war Pipping zur Kur nach Karlsbad gereist, und Löscher hatte an seiner Statt die Korrektur des Formulares zu lesen. Als er da von der „heiligen“ Taufe las, tilgte er mit kühnem Federstriche das Beiwort „heilige“, da er die römische Taufe gewissenshalber nicht heilig nennen konnte. Kaum hatten die Behörden davon Kunde erhalten, so brach ein Sturm der Entrüstung über Löscher los. Verhöre, Sitzungen, Korrespondenzen, Verwarnungen und Memorialien folgten in ununterbrochener Reihe. Wie ein Fels im Meere bot Löscher diesem Ansturme Trotz. Durch Gebet und Studium seiner Sache gewiß, wich er keinen Finger breit von dem Wege, der ihm der rechte schien. Seine Gründe waren: Die lutherische Kirche hat den römischen Taufakt nie heilig genannt; heilig ist nur, was Gottes Wort gemäß ist, das römische Dogma von der Taufe aber ist voll von Irrtümern und die römische Taufceremonie voll von Unheiligem und Aberglauben; sie ist ein Teil der römischen Liturgie, die kein Lutheraner heilig nennen kann, so wenig wie die römische Kirche, die Kardinäle oder die Messe. Er sei im Kampfe gegen römischen Irrtum eher zu lau gewesen, „seine Seele perhorresciere das Papsttum aus gründlicher Erkenntnis, so daß ihm alles, was auch indirekt dem Papsttum dienen könnte, recht erschrecklich vorkomme. Er sei ein treuer Unterthan, aber seine Weigerung sei eine Sache der Religion und des Gewissens.“ Diese Stellung Löschers erregte natürlich das Mißfallen derer, die kein Gewissen kannten. Flemming meinte: „Der Herr Doktor kann glauben, was er will, aber wenn er der unsre bleiben will, so muß er reden auf unsre Manier.“ Geheimrat von Seebach, der ein Gutachten über die Frage geben sollte, füllte sieben Folioseiten mit den unflätigsten Schimpfworten, deren ein Junker der guten alten Zeit fähig war und erklärte Löschers Anschauung für einen hirnverbrannten Einfall. Die Geheimräte suspendierten schließlich den Superintendenten, so lange er das Wort „heilig“ nicht lesen werde und stellten ihm die Amtsentsetzung in sichere Aussicht. Schließlich gab Löscher, von seinen Freunden gedrängt,

schweren Herzens nach, aber jedermann wußte, daß seine Stellung zu Rom eher schärfer als milder geworden war. Es scheint die Sache nur ein Streit um Worte gewesen zu sein, aber es war der Protest des evangelischen Gewissens gegen den Irrtum.

Von seinem evangelischen Freimute lieferte er überdies 1733 wieder ein bemerkenswertes Zeugnis. August der Starke war gestorben. Sein Tod sollte von allen Kanzeln des Landes durch ein Formular verkündet werden, in dem es hieß, daß Gott den Fürsten am 1. Februar 1733 „aus dieser Sterblichkeit abgefordert und in die selige Ewigkeit versetzet" habe. An diesen Worten nahm Löscher, ein durch und durch loyaler aber auch peinlich gewissenhafter Mann, gerechten Anstoß. Im Verein mit der ganzen Stadtgeistlichkeit ward er beim Oberkonsistorium vorstellig, man möge ihnen bei der Abkündigung das Wort selig erlassen, nur der könne nach biblischen und evangelischen Begriffen selig genannt werden, der rechter Buße, rechter Gotteserkenntnis und rechten Glaubens und Wandels gewesen sei, man maße sich aber hierüber in diesem Falle kein Urteil an. Thatsächlich war im Konzept der Abkündigung zuerst nur von einer „Ewigkeit", dann von einer „unendlichen Ewigkeit" und erst zuletzt von einer „seligen Ewigkeit" die Rede gewesen. Löscher drang mit seinem Wunsche nicht durch, der Präsident des Oberkonsistoriums bedeutete ihm, das Prädikat „selig" sei hier nicht in „religiösem", sondern in „politischem" Sinne genommen, ein „Ehrenwort vor einen großen Potentaten", und wer bei August nicht „assertive" von einer seligen Ewigkeit sprechen wolle, dem sei es unbenommen, „optative" von einer solchen zu reden. Der Sonntag kam, und Löscher nebst allen Geistlichen verkündeten ihren Gemeinden „sensu optativo" daß Gott den König „aus dieser Sterblichkeit abgefordert und in die selige Ewigkeit versetzet" habe.

So war also das evangelische Bekenntnis in Sachsen staatsrechtlich und theologisch musterhaft geschirmt worden. Aber weder Stände noch Behörden und Theologen würden im stande gewesen sein, dem römischen Ansturm zu trotzen und Sachsen für das Evangelium zu retten, wenn nicht das Volk bis auf das Mark protestantisch gewesen wäre. Mochte es Höflinge geben, die es nicht laut zu sagen wagten: ich bin Protestant, mochte einigen Seelen ihr evangelisches Bekenntnis für einen ungarischen Dukaten oder einen polnischen Gulden feil gewesen sein, so ist doch die Treue, mit der man überall an Gottes Wort und Luthers Lehre hing, wahrhaft überwältigend. Elementare Kundgebungen der Volksgesinnung in den Jahren 1717, 1730, 1732 und 1739 mußten auf die Jesuiten, die damals im Lande umherschlichen, eine verblüffende Wirkung üben und sie überzeugen, daß im Sachsenvolke für Rom schlechterdings nichts zu holen sei. Wie schlagend auch der sächsische Witz römischen Angriffen und etwaiger protestantischer Lauheit begegnete, dafür zeugen etliche Züge aus dem Jahre 1737, wo August III. die evangelische Schloßkirche

einzog, was sein Vater noch 1722 nicht hatte wagen dürfen und was im Lande viel böses Blut machte. Damals höhnte ein katholischer Lakai im Schlosse einem Dresdner Bürger gegenüber: „Nun muß euer Oberhofprediger aus der Schloßkirche! Wo wird er nun predigen?“ „Auf dem Dache der Frauenkirche ist Platz genug dazu,“ war die schlagfertige Antwort. In der Nacht vom 30. auf den 31. Mai aber, vor der Räumung, fand man an den Straßenecken Maueranschläge, die den Excellenzen den kalten Schrecken in die Glieder jagten. Auf der kleinen Brüdergasse, „gegenüber dem Pfaffenhause“, stand zu lesen: „Wir, die sämtliche Gesellschaft derer Schusterlehrlinge, entbieten euch, denen Pfaffen, daß ihr euch nicht mehr unterstehet, euch im Jesuitenhabit sehen zu lassen; widrigenfalls soll euch ein Pistol zu Diensten stehen.“ Auf dem Neumarkt hatte man die Religionsversicherung mit dem rotgeschriebenen Vermerk angeklebt: „Liebster Vater August! Wir haben Dir das Mehreste von unserm Hab und Gut gegeben, Dir erst neulich bis auf den letzten Heller gewilliget. Kannst Du es denn über Dein väterlich Herze bringen, uns gar aus Deinem Hause zu verstoßen und nicht ein neues Gotteshaus zu bauen? Wir warten Deiner Gnade und hoffen, Du werdest Dich als ein Gnadenvater erweisen gegen Deine Sachsen und Dresdner.“ An dem Hause des Konferenzministers v. Gersdorf aber an der Kreuzgasse las man die Worte: „Pereat der Geheime Rat v. Gersdorf und alle ungetreue Übergeber der Schloßkirchen! Pereat G***, der Verräter der Schloßkirchen, nebst denen übrigen Kommissarien!“ Beim Einreißen des Altars, so wird erzählt, fand man eine eingemauerte Bibel, darin große Flüche standen gegen die, so den Altar verrücken oder die Religion ändern würden. Man berichtete dies dem Könige nach Teplitz, und er alterierte sich so, daß er bettlägerig ward. Doch befahl er, man solle nur fortfahren, er habe seiner Gemahlin einmal das Wort gegeben und könne es nicht brechen. Es liegt ein furchtbarer Ernst in dieser Geschichte; denn mit dem Evangelium war der Segen aus Sachsens Residenzschloß gewichen, und mit den Jesuiten ward naturnotwendig der Ruin des Landes besiegelt.

61. Kirchliches Leben.

So schwer und tief die Wunde war, welche die römische Propaganda dem Sachsenlande geschlagen hatte, so waren deren Ergebnisse für das kirchliche Leben des protestantischen Volkes doch nicht völlig beklagenswert. In mehr als einer Beziehung hatten die Angriffe Roms auf das evangelische Bekenntnis heilsame Folgen.

Ohne Frage brachte die römische Propaganda Leben in das Kirchentum des orthodoxen Volkes und seiner Geistlichkeit. Bis dahin hatte der Sachse sein Luthertum, an dem er gewiß mit voller Seele hing, als etwas selbstverständliches hingenommen und in den Traum sich

eingewiegt, daß es gegen alle Angriffe und Bestreitung denkbar gut gesichert sei. Da pochte der Feind an die Thore der lutherischen Festung und rief die gutmütigen Träumer auf die Wälle. Nun erst, nachdem sie es verteidigen mußten, kamen die Sachsen zur vollen Erkenntnis dessen, was sie am Evangelium hatten. Die römische Propaganda weckte und steigerte ihr evangelisches Bewußtsein, drängte die theologischen Kämpfe zwischen Pietisten und Orthodoxen in den Hintergrund, sie kittete die Evangelischen ohne Unterschied der Richtung zu einer geschlossenen Phalanx gegen Rom zusammen und verhalf dem lutherischen Kirchentume des Jahrhunderts zu neuer Wärme. Eine Glut evangelischer Begeisterung erwachte im Sachsenlande, wie sie nur die Zeit der Reformation gekannt hatte. Wie hell der Glaubenseifer damals in dem kernprotestantischen Volke loderte, davon legen die Religionsversicherungen Zeugnis ab, jene staatsrechtlichen Bürgschaften für das evangelische Bekenntnis in Sachsen, wie sie die getreuen Stände bei jeder passenden Gelegenheit vom Landesherrn forderten und erhielten. Es war ihnen nicht nur politische, es war ihnen religiöse Gewissenspflicht, sich in den Jahren 1697, 1699, 1709, 1717, 1718, 1734 und sonst den ungeschmälerten Fortbestand des lutherischen Bekenntnisses im Lande immer wieder verbriefen und versiegeln zu lassen; bei jedem Thronwechsel, noch 1827, verstand es sich von selbst, daß der Landesherr diese Garantien erneuerte, bis dieselbe 1831 in der Verfassung für alle Zeiten festgelegt wurden. Einen volkstümlichen Ausdruck fand die evangelische Glaubensbegeisterung, wie sie Rom durch seine Propaganda zu seinem eigenen Schaden geweckt hatte, in der Feier der zahlreichen Religionsjubiläen. Die Art, wie man in Sachsen in den Jahren 1717, 1730 und 1739 die Jahrhundertfeiern des Thesenanschlags, der Augsburgischen Konfession und der Einführung der Reformation beging, muß dem Geschichtsschreiber die höchste Achtung von dem religiösen Ernste des urlutherischen Volkes und seiner Geistlichkeit abnötigen.

Ein wichtiges Ergebnis der Zeit der römischen Propaganda ist weiterhin der Umstand, daß sie der lutherischen Kirche zu einer freieren Bewegung verholfen hat. Bis 1697 herrschte im Kirchentume Sachsens der Cäsareopapismus, der die Kirche als ein Ressort der Staatsgewalt betrachtete. Seitdem die landesherrliche Kirchengewalt vom Könige auf die in Evangelicis beauftragten Geheimen Räte überging, ward die Abhängigkeit der Kirche vom Landesherrn wesentlich beschränkt und der erste Schritt zu ihrer Selbständigkeit und Freiheit gethan. So wenig sich dessen die Zeitgenossen der beiden polnischen Auguste bewußt wurden, so sehr hat es die Folgezeit zu würdigen gewußt, und gewiß hat die relative Freiheit von Regentenwillkür, in der sich die Landeskirche seit 1697 bewegen durfte, mit dazu geholfen, daß sie sich trotz aller Hemmungen, die auch ihr nicht erspart blieben, so gedeihlich entwickeln konnte, wie es geschehen ist.

Es war nicht zu erwarten, daß das Eindringen des Katholizismus in ein lutherisches Land das, was man Toleranz nennt, im Volke wach gerufen hätte. Mit Entrüstung würde die lutherische Geistlichkeit jener Tage es abgelehnt haben, im Katholizismus eine Ausprägung der christlichen Religion zu sehen, die man ertragen könne. Es gab für sie nur eine Wahrheit, und das war das Luthertum; alles andre war Irrtum und Lüge und mußte auf Tod und Leben bekämpft werden. Indessen, wie den Katholiken private Ausübung des Gottesdienstes in Sachsen gewährleistet war, so konnte es nicht fehlen, daß sich im Volke trotz des Hasses gegen Jesuiten und Pfaffen unter dem Hauche der Aufklärung hie und da allmählich ein milderes Urteil über den Katholizismus bildete. Die Zeit der Duldung bahnte sich an, die auch andern Religionsgemeinschaften zu gute kam. Es dämmerte dem Volke die Erkenntnis, daß die Reformierten den Lutheranern nahe verwandt seien, und immer weniger angefochten verrichteten sie in Leipzig und Dresden ihren Gottesdienst. Das Recht öffentlicher Religionsübung und politische Gleichberechtigung besaßen sie ebensowenig wie die Katholiken. Auch die Menschlichkeit gegen die Juden machte bedächtige Fortschritte. Hatten sie bisher in Dresden ihre Leichen nach Teplitz schaffen müssen, so erhielten sie 1750 gegen ein Angeld zur Rentkammer in Dresden einen Gottesacker, freilich erst nachdem sie sich von dem allmächtigen Brühl um ein Präsent von tausend Thalern die Erlaubnis erkauft hatten.

Welche Stimmungen und Strömungen in der Zeit Augusts des Starken und Brühls im Lande herrschten, davon giebt der Durchzug der Salzburger Emigranten und die Geschichte der für sie gesammelten Kollekte ein deutliches Bild.

Es ließ sich vermuten, daß ein Ereignis wie die Vertreibung der Salzburger in einem Lande wie Sachsen die Gemüter auf das tiefste und nachhaltigste erregen mußte. Gerade um der Ereignisse von 1697 und 1712 willen, wo Sachsens Fürsten die kostbare Perle des Evangeliums verkauft und verloren hatten, war in Sachsen das evangelische Bewußtsein mächtig rege geworden, so daß die Nachrichten aus dem Süden auf das Sachsenvolk nicht ohne zündende Wirkung sein konnten. So lief denn eine freudige Aufregung durch das ganze Sachsenland, als es im Sommer 1732 hieß: Die Salzburger kommen! Etwa 950 Exulanten nahmen ihren Weg durch Sachsen und wurden überall mit Enthusiasmus begrüßt. Man hielt Gottesdienste für sie ab und beschenkte sie mit Geld und Gaben aller Art. Die Bürger wetteiferten in Werken der Liebe gegen sie und suchten eine Ehre darin, möglichst viele Emigranten als Gäste in ihr Haus aufzunehmen. In Freiberg gab man jedem Salzburger einen Thaler, ebenso in Chemnitz, wo sie außerdem noch erbauliche Bücher erhielten. In Meißen nahmen manche Bürger zehn bis zwanzig, ja dreißig Gäste bei sich auf, zwei Mädchen wurden an Kindesstatt angenommen. In

Grimma riß man sich förmlich um die Fremdlinge, in Zwickau, Frankenberg, Döbeln erhielten sie reichliches Almosen. Eines ganz besonders festlichen Empfanges erfreuten sie sich in Leipzig. Leipzig war schon dazumal eine reiche Stadt, evangelischer Sinn erfüllte die Bürgerschaft, und wenn es galt, ein Werk der Liebe zu thun, so ging Leipzig schon damals wacker voran. Als die Emigranten in Sicht kamen, erklärte ein begüterter Leipziger Bürger mit Freuden, auf die Verpflegung derselben tausend Thaler verwenden zu wollen. Etliche Bürger hatten zwanzig, dreißig, vierzig, ja fünfzig Glaubensgenossen zu bewirten übernommen. Aus den Fenstern wurden den Einziehenden allerlei Gaben zugeworfen, ein Kaufmann verschenkte tausend Paar Strümpfe. An Büchern wurden außer Bibeln, Gesangbüchern, Katechismen, Beicht- und Kommunionbüchern namentlich Arndts „Wahres Christentum" und „Paradiesgärtlein" unter die Salzburger verteilt. Aus allzuzarter Rücksicht gegen das abtrünnig gewordene Fürstenhaus wußte die Regierung den Dresdnern die Freude zu vereiteln, die Emigranten in ihrer Stadt zu begrüßen und zu beherbergen. Als der preußische Kommissar Osten am 8. August den Rat zu Dresden um Genehmigung des Durchzugs und um Verpflegung der Fremdlinge bat, erklärten die Vertreter der Bürgerschaft, „man würde es gerne sehen, wenn den Emigranten der Durchgang hier gestattet würde, sei auch bereit, ihnen alle Willfährigkeit und Beihilfe zu erweisen", stellten aber die Sache dem Feldmarschall Wackerbarth und dem Kanzler von Bünau anheim. Die sonst gut evangelisch gesinnten Herren mochten sich an die aufgeregten Maitage des Jahres 1726 erinnern, wo durch die vielberufene Blutthat eines Katholiken ganz Dresden erschüttert worden war, und gaben die Weisung, die Emigranten von Freiberg unmittelbar nach Meißen zu führen, also nicht über Dresden, weil „hier viele Römisch-Katholische seien und sich leichtlich bei Anwesenheit und Durchzug der Emigranten von einem oder anderm Teile mit Reden vergangen werden könnte". Die Begrüßung der Glaubensgenossen aus dem Süden wollten sich aber die Dresdner nicht nehmen lassen, scharenweise zogen sie den Exulanten bis Wilsdruff und Limbach entgegen und wanderten am 10. und 11. August mit ihnen nach Meißen, wo sie die Gäste mit Büchern, Geld und Kleidungsstücken reichlichst beschenkten, „wie denn auch der Superintendent D. Löscher nebst dem regierenden Bürgermeister Stefigen am nächstverwichnen Sonntag nach geendigtem Gottesdienst nach Limbach und von da nach Meißen gefahren sind, da dann Herr Superintendent früh nach 6 Uhr auf dem Felde unter freiem Himmel vor der Stadt Meißen zur rechten Hand bei der Elbbrücke eine Anrede an die Salzburger gehalten, und ist hierauf selbigen vieles Almosen vom Superintendenten und Bürgermeister, wozu der Rat allhier ex fisco 230 Thaler mit beigetragen, öffentlich in einem Zelte auf dem Felde vor Meißen ausgeteilt und ihnen viele Bücher gegeben worden". Schließlich wurden zahlreiche

Emigranten auf Kosten des Dresdner Rats in dem Meißner Gasthofe „Der Ring“ gespeist.

Am überwältigendsten zeigte sich die Begeisterung und Opferwilligkeit des sächsischen Volkes für die Salzburger bei der im ganzen Lande veranstalteten Kollekte, zu der auch das ärmste Dorf des Vogtlands und Erzgebirgs sein Scherflein mit beitrug. Es war zu Anfang des Jahres 1732, daß von Regensburg her die Kunde nach Dresden drang, die evangelischen Stände würden in allen evangelischen Landen zur Unterstützung der vertriebenen Salzburger eine Generalkollekte veranstalten. In einem Schreiben aus Warschau vom 7. April verfügte darauf der König allergnädigst, daß auch in Sachsen für die Emigranten solch eine Kollekte „verwilliget, eingesammelt und ihnen abgefolget“ werde. So ward denn in ganz „Sachsen nebst dem Markgrafentum Oberlausitz und sonstigen inkorporierten Landen“ auf den 10. August eine Landeskollekte für die Salzburger ausgeschrieben.

Allüberall im Sachsenlande begann nun die Flamme evangelischer Bruderliebe hell aufzulodern. In ihren Predigten betrachteten die sächsischen Geistlichen das erbauliche Beispiel der Salzburger im Lichte der Sonntagsevangelien oder frei gewählter Texte. „Wo kommst du her, und wo willst du hin?“ diese Frage aus 1. Mose 16, 8 behandelte der Superintendent Metzler in Grimma, „Fürchte dich nicht, glaube nur!“ so mahnte mit Luk. 8, 50 D. Green in Chemnitz, als die „beständigen Liebhaber Gottes“ pries nach 1. Joh. 4, 16 bis 21 Magister Hofmann in Leipzig die Salzburger, die naheliegende Stelle Matth. 19, 27 bis 29 wandte D. Wilcke in Meißen auf die Vertriebenen an. Von D. Löscher in Dresden kennen wir fünf Predigten und Reden über die Salzburger. „Ihr Erbarmer wird sie führen“, so predigte er einmal nach Jesaja 49, 10, während er in Meißen auf Grund von 1. Kor. 14, 19 unter freiem Himmel den Gästen zurief: „Seid willkommen, Gott mit euch!“ Zur Empfehlung der Kollekte predigte er am 8., 9. und 10. Sonntag nach Trinitatis in der Kreuzkirche über die gewöhnlichen Evangelien. Rührend war's, wie alle Teile des Landes, selbst die ärmsten, sich beflissen, für die bedrängten Glaubensgenossen ein Scherflein mit beizusteuern. Die Ephorie Annaberg, die am liebsten die Salzburger für immer in ihrer Mitte gesehen hätte, ist mit beinahe 1000 Thalern vertreten, Ölsnitz liefert 337 Thaler, Plauen zahlt 626 Thaler, mehr als das Doppelte Freiberg. Leipzig spendete nicht weniger als 3398 Thaler 17 Groschen 5 Pfennige, wozu noch von der Paulinerkirche die Summe von 100 Thalern 4 Groschen 10 Pfennigen kam. In noch großartigerem Maße zeigte sich die evangelische Opferwilligkeit in Dresden. Rechnet man alles zusammen, was Dresden den Emigranten gespendet, so ergiebt sich ziemlich die Summe von 10000 Thalern. Bei dem Frühgottesdienst am 9. Sonntag nach Trinitatis, wo Löscher predigte, fanden sich in den Kollektenbüchsen nicht weniger als 2539 Thaler vor, ein

Nachmittagsgottesdienst in der Sophienkirche brachte 220 Thaler, der Gottesdienst in der Waisenhauskirche ziemlich 60 Thaler, und selbst die Lazarettkirche, wo nur blutarme Leute Erbauung suchten, stellte sich mit 11 Thalern 12 Groschen 11 Pfennigen ein.

Mit unverhohlener Freude meldete am 10. April 1733 das Oberkonsistorium, daß die am 10. August 1732 überall gesammelte Kollekte, soweit sie bereits eingelaufen sei, die erkleckliche Summe von 28366 Thalern 21 Groschen $6\,^{8}/_{50}$ Pfennigen ertragen habe und schlug vor, die Kollekte baldigst in Natura zu versenden und nur die vorgeschossenen Kosten der Ausschreibung wieder zu erstatten, sowie fünfzig Thaler für die Mühe des Zählens davon abzuziehen. Wie groß war das Erstaunen der Oberkonsistorialräte, als acht Wochen darauf aus dem Geheimen Kabinett ein Schreiben bei ihnen eintraf mit dem unglaublichen Bescheid: „Ihro königliche Hoheit Kurfürst August III. haben gnädigst resolvieret, daß der Vorschuß und die fünfzig Thaler passieren, die Salzburgische Kollekte aber völlig zum Bau der Frauenkirche in Dresden gegeben werden solle."

Wie war die Regierung auf diesen unerhörten Gedanken gekommen? Damals war der Bau der neuen, schönen Frauenkirche, der seit 1726 im Betriebe war und bedeutende Summen verschlungen hatte, wieder einmal aus Mangel an Geldmitteln ins Stocken geraten. Aus allen möglichen Quellen hatte man zur Vollendung des mächtigen Gotteshauses Gelder flüssig gemacht; Ratskämmerei, Sophienkirche, Waisenhaus, Kreuzschule, Kreuzkirche und Konsistorium — sie alle mußten angezapft werden, und noch reichten die Summen nicht zu. Verlosungen, Kollekten und Klingelbeutelerträgnisse — alles floß in die Kasse des Frauenkirchenbaues, ohne doch merkliche Förderung zu schaffen. Bis 1729 hatte man 82713 Thaler 13 Groschen 8 Pfennige aufgewandt; und als man im April 1733 die Summe von 167849 Thalern 11 Groschen $4\,^{1}/_{2}$ Pfennig verbaut hatte, schaute man sich ratlos nach neuen Hilfsmitteln um. Es ist kein Zweifel, daß wie August der Starke so auch sein Sohn an dem Bau und der Vollendung der Frauenkirche ein gewisses Interesse hatte. Auf das Glänzende gerichtet und bestrebt, die Residenz mit prächtigen Gebäuden zu schmücken, mußten sie beide wünschen, den Dresdner „Petersdom" bald vollendet zu sehn. August der Starke war über diesem Wunsche abgestorben. August III. und den Seinen war es gleichfalls lieber, nun endlich eine fertige Kirche als einen wenn auch noch so schönen Torso auf dem Neumarkte zu sehen. Der einzige Hemmschuh glücklichen Fortgangs der bis auf die Kuppel vollendeten Kirche war — das Geld. Da kam wie eine Retterin aus der Not — die Landeskollekte für die Salzburger. 28366 Thaler betrug sie, just gerade so viel brauchte man noch zur Vollendung des Bauwerkes; den Bau der Kuppel berechnete Georg Bähr, der Baumeister, allein auf 19000 Thaler. So sehr dem Oberkonsistorium der Satz von der gottgeordneten Obrigkeit heilig war,

so wenig war es gewillt, zu der unerhörten Maßregel zu schweigen. Die geistliche Behörde, welche nicht nur ein viertes, sondern auch ein neuntes Gebot in ihrem Katechismus fand, protestierte gegen die unrechtmäßige Beschlagnahme des Geldes und forderte dessen Zuwendung an die Salzburger in einem Schreiben, das bei aller Unterthänigkeit und Devotion ein hohes Maß edlen protestantischen und echt lutherischen Freimuts verrät. Dieser Protest des Oberkonsistoriums gegen eine Rechtswidrigkeit sondergleichen ward noch verstärkt durch eine ähnliche Auslassung des Geheimen Konsiliums. Trotz allem erklärte Brühl in einem Schreiben aus dem Geheimen Kabinett vom 7. Juli ein für allemal, die Salzburgischen Emigrantengelder seien sofort an den Rat zu Dresden abzuliefern „ad mandatum regiae celsitudinis proprium."

Damit war nach den Verhältnissen damaliger Zeit die Frage erledigt. Der Fürst hatte gesprochen, und alle mußten schweigen. Der Spruch des Staatsoberhauptes machte das Unrecht zum Rechte. In dem Bewußtsein, ihre Pflicht gethan zu haben, gingen die Räte des Geheimen Konsiliums zu einem andern Gegenstand über; zerknirscht nahmen die Herren des Oberkonsistoriums den allerhöchsten Befehl hin, der alte Löscher hatte einen Grund mehr, über das Elend der evangelischen Kirche Sachsens zu klagen; die Salzburger erhielten keinen Heller; das große Publikum wurde in dem Wahne gelassen, als ob alles in Ordnung sei und erfuhr über das Schicksal seiner Opfergaben kein Sterbenswort. Der Rat zu Dresden aber, der ja sein warmes Herz für die Salzburger hinreichend bekundet hatte und vom protestantischen Standpunkt im Interesse der Emigranten den königlichen Befehl mißbilligen, aber ihm aus leicht begreiflichen Gründen nicht widerstreben mochte, reichte alsbald beim Geheimen Kabinett über 28366 Thaler 21 Groschen $6\,^{8}/_{50}$ Pfennige die Quittung ein.

Mit Hilfe der Salzburger Kollektengelder ward nun die Kuppel der Frauenkirche vollendet. Der Bau ging so rasch von statten, daß bereits am Sonntage Sexagesimae 1734 die Einweihung vollzogen werden konnte. Die Weihpredigt hielt — gewiß mit gemischten Empfindungen — D. Löscher, derselbe Mann, der die Seele der evangelischen Bewegung für die Salzburger und vielleicht auch der Verfasser des Protestes aus dem Oberkonsistorium gewesen war. Die Emigranten selbst waren in weiter Ferne, in Litauen, durch Friedrich Wilhelms Bemühungen angesiedelt. Wie sicher erwiesen ist, hat auch die Oberlausitz die innerhalb des Markgrafentums für die Salzburger gesammelten Gelder zurückbehalten und, nachdem aus den Sammlungen der Erblande die Vollendung einer Kirche bestritten worden war, das landständische Lehrerseminar zu Bautzen davon erbaut. Ohne Zweifel war die Wegnahme der Kollektengelder und ihre Verwendung zu einem andern Zweck ein schreiendes Unrecht: ein Unrecht gegen die Salzburger, denen das Geld gehörte, gegen das evangelische Sachsenvolk, das seine Thaler, Groschen und Pfennige lediglich für die armen

Emigranten gespendet hatte, wie gegen die beiden Behörden, welche in treuer Pflichterfüllung ihr Veto eingelegt, um hernach durch ein Machtwort von oben mundtot gemacht zu werden. Aber dies Unrecht war nicht das einzige im großen Schuldbuche derer, die es begingen; und es sollte gerochen werden.

62. Kultur und Sitte.

Die römische Propaganda hatte sich, dank der scharfen Gegenwehr des Volkes, wesentlich nur auf den Hof beschränken müssen. Durch das römische Wesen ward denn lediglich auch das Leben des Hofes beeinflußt, während das Leben des treu protestantischen Volkes nur wenig vom römischen Geiste berührt ward. Am Hofe aber bricht mit dem Eindringen des Katholizismus eine Ära der Sittenlosigkeit an, wie sie Sachsen niemals vorher und nachher gesehen hat.

Zu Lebensgenuß und Frivolität veranlagt wie kein andrer Sachsenfürst hatte August der Starke von seinen Reisen in katholische Länder Lebensgewohnheiten mit nach Sachsen gebracht, wie sie hier unerhört waren. Nicht Anstand und Sitte, geschweige Pflicht und Religion, sondern der Wille des Monarchen ward höchstes Gesetz. Nicht die Wohlfahrt des Volkes, nicht die Ehre der Nation und des Fürstenhauses ward die Richtschnur alles Thun und Lassens, sondern das Pläsier Sr. Majestät. Das Vergnügen der hohen Herrschaften war der Zweck, dem alles zum Opfer gebracht werden mußte. So ward der Hof von Dresden nach dem Muster von Versailles der Sammelpunkt des Lasters. Für Gemüter, denen gute Sitte und fromme Scheu, Sinn für Zucht und Gerechtigkeit noch eigen war, war hier keine Stätte. Hier herrschte Trug und Schein, Völlerei und Trunk und wahnsinnige Verschwendung, Unzucht, Ehebruch und Blutschande; hier triumphierte das Fleisch. Von frühester Jugend bis ins Alter lebte August der Starke mit fürstlichen, gräflichen und bürgerlichen Dirnen, Sächsinnen, Polinnen, Türkinnen, oft mit mehreren zugleich, und schenkte diesen verworfenen Weibern Schmucksachen, Landhäuser, Schlösser im Werte von Millionen. Gegen vierhundert natürliche Söhne und Töchter bildeten den Familienkreis dieses Fürsten. Seine Minister, Kammerherrn, Generäle und Beamten, das ganze „galante Sachsen", kopierten nach Kräften ihren Herrn und Meister. Die Umgebung des Fürsten setzte sich aus einer unermeßlichen Schar höchst fragwürdiger Personen zusammen, Günstlingen, Jesuiten, Glücksrittern, Goldmachern und andern Nichtsthuern, welche höhere Gehälter verschlangen als der Hof des Zaren. Das Hofleben löste sich in einer Reihe ununterbrochener Festlichkeiten auf, von denen jede einzelne Riesensummen kostete. Als 1719 das kurprinzliche Paar in Dresden einzog, währte der Festestaumel vier Wochen lang. Als 1728 der ehrliche Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. zum Karneval in Dresden weilte, schrieb er:

„Die hiesige Magnificenz ist so groß, daß ich glaube, sie habe bei Louis XIV. unmöglich größer sein können; und was das liederliche Leben betrifft, so bin ich zwar nur zwei Tage hier, aber ich kann in Wahrheit sagen, daß ich dergleichen noch nicht gesehen.“ Alles übertraf das berüchtigte Zeithainer Lustlager von 1730, das fünf Millionen Thaler kostete. Was August verschwendete, allein um die polnische Königskrone zu behaupten, belief sich auf 88 Millionen Thaler; 40000 Mann Truppen und 800 Kanonen opferte er im Laufe der Jahre für die Sache Polens. Zur Beschaffung der Riesensummen, die er zur Befriedigung seines Ehrgeizes und seiner sinnlichen Gelüste bedurfte, plünderte er die Kassen des Landes, versetzte weite Länderstrecken und verkaufte seine Hoheitsrechte über Ämter und Fürstentümer. Und das alles hielt vierzig Jahre lang an, während teure Zeiten über das arme Sachsenland hingingen.

Das Elend wuchs unter Augusts unfähigem Nachfolger. August III. beging nicht die Exzesse seines Vaters, weil er seines Vaters Kraft nicht hatte; dessen Grundsätze teilte er. Er kannte nur Rechte des Königs, nicht des Volkes. Die Sorgen der Regierung überließ er seinem Brühl. Dieser aber wußte sich mit einer unerhörten Gewinn- und Genußsucht dafür zu entschädigen. Brühl war der eigentliche Regent des Landes. Welch sinnlose Pracht er dem Dresdner Hofe verlieh, zeigt die Vermehrung der Hofämter. Es gab 132 Kammerherrn, 16 Geheime Kämmerer, 103 Kammerjunker, 25 Pagen, dazu 53 Geheime Räte, 45 Kriegsräte, 77 Kammerräte, 77 Hofräte, mehrere hundert andre Räte und 168 Generäle und Obersten. Für seinen eignen Haushalt brauchte Brühl jährlich eine Million Thaler. Er umgab sich mit fürstlichem Glanze, ließ sich von tausend Seiten bestechen und nahm das Geld, wo er es fand. Er war in Sachsen Protestant und in Polen Katholik und führte oft das Wort im Munde: „Wir sind alle Schauspieler, es kommt nur darauf an, seine Rolle gut zu spielen.“ Er folgte seinem Herrn wie der Schatten auf Schritt und Tritt. Nachlässig angekleidet saß der phlegmatische König, Tabak rauchend, in seinem Sessel, schlug nur zuweilen die Augen auf und sprach: „Brühl, habe ich Geld?“ „Ja, Majestät“, so lautete immer die Antwort. Unter dem Vorwande, für die Ruhe seines Herrn sorgen zu müssen, schloß ihn der gewissenlose Ratgeber von der Außenwelt so gut wie völlig ab und ließ ihn selbst in der Oper, in der Kirche und auf der Jagd überwachen. Unterdessen aber trieb Brühl sein ränkevolles politisches Spiel, das den sächsischen Staat systematisch ins Verderben stürzte, und der Hof schwamm in einer Flut von sinnlosen Festen.

Mit der Üppigkeit, die der Dresdner Hof in der Zeit der beiden polnischen Auguste entfaltete, ging ein bedeutsamer Aufschwung der Künste Hand in Hand. Das klassische Zeitalter der Unsittlichkeit war auch das klassische Zeitalter der Kunst. Der Formensinn Augusts des

Starken wandelte die kleinbürgerliche Hauptstadt zum Elbflorenz. Geniale Künstler standen ihm zur Seite. Der treffliche Pöppelmann baute das Gartenschloß des Grafen Flemming zum Japanischen Palais um und errichtete den Vorhof zu einem niemals ausgeführten Schlosse, das Meisterwerk des Rokokostils, den Zwinger. Georg Bähr schuf den mächtigen Kuppelbau der Frauenkirche. Der Goldmacher Böttger ward der Meister der Porzellanbildnerei, der sächsische Cellini, Dinglinger, bereicherte mit den Erzeugnissen seiner kunstgeübten Hand das Grüne Gewölbe. Allenthalben wuchsen stattliche Paläste aus der Erde; und wenn August sein Dresden als eine Stadt von hölzernen Häusern vorgefunden hatte, so hinterließ er es verschönt und erweitert als einen „Schmuckkasten deutschen Rokokostils", wo sich die Nationen ein Stelldichein gaben. Was August für die Baukunst war, das war sein Sohn für die Malerei, die Musik und andre Künste. Unter ihm ward mit enormen Kosten die Modenesische Sammlung einzig schöner Kunstwerke erworben, mit den Madonnen Raphaels und Holbeins, und als die Sixtina im Dresdner Schlosse aufgestellt ward, befahl der kunstliebende Fürst, selbst den Thron wegzurücken, mit den Worten: „Platz für den großen Raphael!" Johann Adolf Hasse, „der göttliche Sachse", trat an die Spitze der Oper, deren Pracht ins Märchenhafte ging, während seine Gattin Faustina mit der Kunst des Gesanges entzückte. Lippert sammelte die Denkmäler griechischer Kunst, Mattielli schuf die kostbare Neptunsgrotte und Statuen für den Prachtbau Chiaveris, die katholische Hofkirche, die Raphael Mengs mit dem Altarbilde schmückte, während Canaletto das Dresden des Augusteischen Zeitalters in seinen berühmten Ölgemälden für die Nachwelt festhielt.

All dieser Glanz war jedoch nur die leichte Tünche für eine Welt von Schmutz und Elend. Mit dem Schweiße des Volkes hatte August der Starke seine Schlösser aufgebaut, das Mark des Landes war's, das er bei seinen Festen in den Armen seiner Dirnen vergeudete. Und während August III. an den Gemälden welscher Meister sich labte und den weichen Melodien der italienischen Opern lauschte und mit Tonnen von Gold den Prachtbau seiner Kirche förderte, sah der ausgesogene Bürger und Bauer das arme Land in wachsender Zerrüttung dem Untergange entgegengehen. Drohend schwebte über den Machthabern Sachsens, die siebzig Jahre lang mit dem anvertrauten Pfunde so übel gewuchert, die Zuchtrute Gottes, um an ihnen ein Gericht zu vollziehen, das sie selber über ihr Haupt heraufbeschworen hatten.

63. Der Zusammenbruch.

Mit dem Übertritte zum Katholizismus zur Erwerbung der polnischen Flitterkrone hatte August der Starke den entscheidenden Schritt gethan, sich, sein Haus und sein Land zu ruinieren.

Zunächst bedingte die Verbindung Sachsens mit Polen, Österreich und anderen katholischen Staaten eine undeutsche, gänzlich verfehlte Politik, die Sachsen aus den Bahnen seiner natürlichen Politik hinausschleuderte und es dem Hohenzollernaar zur Beute werden ließ. Der ganze Reichtum Sachsens floß seit 1697 nach dem anarchischen Polen. Durch den Besitz der wertlosen Polenkrone ward August in stete Kriege verflochten. „Der unstete Ehrgeiz Augusts und seines abenteuernden Vertrauten Flemming warfen das unglückselige Sachsen in die Wirren des nordischen Krieges. Das tapfere Heer verblutete sich in ruhmlosen Kämpfen unter dem Banner des weißen Adlers; die Schweden, vorlängst durch das gute Schwert der Märker bis an den äußersten Nordsaum Deutschlands zurückgeworfen, drangen noch einmal siegreich bis in das Herz des Reiches, und nahe dem Lützener Schlachtfelde diktierte Karl XII. dem entthronten Polenkönig einen schmachvollen Frieden." Als August starb, hinterließ er seinem Nachfolger ein stark geschwächtes Land, von dem er einen guten Teil verkauft oder verpfändet hatte. Der ganze Unsegen der ausländischen Krone aber ward erst unter seinem Nachfolger offenbar. Besaß August der Starke doch wenigstens Ehrgeiz und Schlauheit, so war August der Schwache, von Natur nicht eben begabt und durch jahrzehntelange jesuitische Dressur um den letzten Rest von Willenskraft und Selbständigkeit gebracht, aller Eigenschaften bar, die den Regenten machen. Den Jesuiten völlig ergeben, glaubte er seiner fürstlichen Stellung genug gethan zu haben, wenn er die kirchlichen Ceremonien mit Grandezza beobachtete, Audienzen abnahm und sich von dem Pater Guarini, der zugleich Beichtvater und Possenreißer war, die Zeit vertreiben ließ. „Des Königs unbedingter und eingestandener Widerwille gegen alle Geschäfte und seine bekannte Neigung zum Müssiggang und zu niedrigen Vergnügungen, als da sind Opern, Schauspiele, Mummereien, Lanzenstechen, Turniere, Bälle, Jagen und Schießen, hindern ihn und sein Land, in Europa die Rolle zu spielen, die dieses schöne Kurfürstentum spielen sollte", schreibt der englische Diplomat Williams. Herzensgut, lenksam, mit großen Vorstellungen von fürstlicher Hoheit genährt, kenntnisarm, indolent, weichlich, träg und mit stark sinnlichem Zug überließ er die Geschäfte jenem furchtbaren Manne, der sich gern den Regenten von Sachsen nannte und im Vereine mit den Jesuiten Fürst und Land ins Verderben stürzte. Graf Heinrich v. Brühl, der gelehrigste Schüler seines fürstlichen Meisters Augusts des Starken, hatte sich, ohne Kenntnisse zu besitzen, vom Silberpagen zum allgewaltigen Premierminister, zum thatsächlichen Herrscher von Sachsen und Polen emporgeschwungen. Ein Mann von beschränktem Verstande, maßlosem Ehrgeiz, unersättlicher Geldgier, grenzenloser Heuchelei, hat er in dreißigjährigem Regimente das arme Land zu Grunde gerichtet. Persönlicher Feind Preußens und seines großen Königs, richtete er in thörichter Verblendung sein ganzes Streben darauf, im Bunde mit Österreich, Frankreich

und Rußland die protestantische Macht im Norden Deutschlands zu vernichten und zu diesem Zwecke Sachsen so fest wie möglich an die katholischen Mächte zu schmieden. Die Töchter seines fürstlichen Herrn wurden an Prinzen aus den Häusern Habsburg und Bourbon verheiratet. Von Frankreich nahm Sachsen in den Jahren 1750 bis 1763 gegen neun Millionen Franken Subsidien. Es war eine durch und durch undeutsche, welsche, katholische Politik, die der Minister eines Volkes trieb, das der Hort des Deutschtums und des Protestantismus war. Und diese Jesuitenpolitik rächte sich furchtbar. In sieben entsetzlichen Jahren erntete Sachsen, was die beiden Auguste, die Flemming und Brühl gesät. Hilflos und verlassen, entwaffnet und besiegt, erst vom eignen Fürstenhause ausgesogen bis aufs Blut und dann vom ehernen Fuße des Siegers zertreten und verwüstet, so lag Sachsen am Boden. Nach dem Hubertusburger Frieden bot Sachsen dasselbe Bild wie nach dem Frieden zu Münster und Osnabrück. Als August am 30. April 1763 aus Warschau, wohin er sich zu Anfang des Krieges in Sicherheit gebracht hatte, wieder in Dresden einzog, fand er ein verarmtes und verwüstetes Land vor. Dresden lag halb in Trümmern, die evangelische Hauptkirche des Landes war ein Schutthaufen, weite Landstrecken lagen verheert, gegen zweihundert Millionen Thaler hatte der siebenjährige Krieg verschlungen, die Schuld der Erblande war auf mehr als vierzig Millionen gewachsen, das Heer zu Grunde gerichtet und die Kassen leer. Mit dem äußeren Ruin aber war der innere Ruin Hand in Hand gegangen, mit dem politischen und wirtschaftlichen Niedergang hielt der sittlich-religiöse Niedergang, wenigstens in den Hof- und Adelskreisen, gleichen Schritt. Diese Entartung des sächsischen Hofes aber steht mit dem Abfall vom Evangelium in innerem Zusammenhang. Hatte der Ernst des Protestantismus den Wettinern bis ins 17. Jahrhundert den Halt verliehen, so war die Jesuitenmoral, die seit 1697 am Dresdner Hofe galt, nur zu sehr geeignet, an Stelle der ernsten Auffassung des Lebens ein Gemisch von Bigotterie und ausgelassenem Lebensgenusse treten zu lassen. In den siebzig Jahren der Regierung der beiden Auguste unter dem Einfluß von polnischen Kavalieren und italienischen Tänzerinnen, Jesuiten und Lebemännern, Günstlingen und Gunstdamen war der Hof zu Dresden eine Heimstätte aller Laster geworden, es bürgerte sich jener sittliche Leichtsinn, jene Liederlichkeit ein, wie man sie bisher nur an welschen, katholischen Höfen kannte. Ein Hof aber, der alle Gottesordnungen, alle Gebote mit Füßen trat, mußte entsittlichend wirken, mußte einen Pesthauch verbreiten über das ganze Land und sich die Herzen eines treuen Volkes entfremden. Wenn aber diese innere Fäulnis der politischen und wirtschaftlichen Verlotterung freundlich die Hand bot, so war der Untergang des Landes unausbleiblich.

Wir haben aus der Blütezeit der Brühlschen Epoche ein merkwürdiges Dokument, das dem sächsischen Babylon den „hereinbrechenden

Ruin" voraussagte. „Es ist ein Unglück," so predigte D. Löscher am 10. Sonntag nach Trinitatis 1748 in der Kreuzkirche, „das wir sehen, nämlich den Unverstand, der unter denen Großen und Gewaltigen gemein ist, daß ein Narr sitzt in großen Würden. Wir sehen Knechte auf Rossen und Fürsten zu Fuße gehen wie Knechte. Wo Könige, Fürsten und Landesherren sich um ihr Land und ihrer Unterthanen Wachstum und Flor ihrer Landeskinder nicht bekümmern, denen Weibern und Ministern den Regiments-Zügel überlassen und ihren eigenen Trost vor die Hunde werfen, da ist bereits der Grund eines gewissen Unterganges geleget. Fürsten und Herren sollen ihrer Lande Wohlfahrt so viel möglichst befördern, und man siehet mit Freuden auswärtiger Puissancen unermüdete Sorge vor ihre Unterthanen und wünscht gleichmäßige Glückseligkeit. Großer Herren Höfe sollen die Spiegel der Unterthanen sein, in denen man aber oft die allerabscheulichsten Sünden und Laster, Hochmut, Verschwendung, Geiz, Unbarmherzigkeit, Falschheit, ja eine Quintessenz aller Laster erblicket. Das Mark des Landes, des von langen Jahren her von den benachbarten Orten genannten Kanaan, wird bei guten Tagen mutwillig verzehret, und die Blutigel saugen denen Unterthanen das Blut aus den Adern. Wir haben nur einen Monarchen dem Namen nach, aber dem Stande, Pracht und Hochmut unserer Minister nach hier einen König, dort einen Kurfürsten. Heute sind bei diesem Hohen des Hofs königliche Solennitäten, morgen bei einem andern königliche Festivitäten. Die armen, mit himmelschreienden Kontributionen bedrängten Unterthanen müssen ihr Vermögen hergeben, daß jene schmausen und traktieren können. Wo kommen die erstaunenden Einkünfte des Landes hin? In die Küchen, Keller und Kasten der Ministers. Wo sind die Schätze der alten Kurfürsten? Gehet hin in die Paläste der Hofbedienstеten, allda sind sie anzutreffen. Wie viele Millionen werden nicht auf Anstiften der Pfaffen durch hohe Orden in die Klöster abgeführt? Wie ist nicht dieser und jener Charakterisierter in wenig Jahren zu einem so erstaunenden Vermögen gekommen! Wo gelangen die Gärten, Güter und gewisse Paläste hin? Wir können antworten: Es ist der Schweiß der armen Unterthanen, unterschlagene Kapitalien, Kassengelder und Kredit der Landes-Stände. Die Verschwendung bei Hof und Kellerei ist so erstaunend, daß man sich in Verwunderung darüber entsetzt. Die allergeringsten Ab- und Zulaufer tragen und schleppen in großer Quantität Viktualien nach Hause, mit denen ihre Weiber gleichsam Handel treiben. Es wird täglich mehr Butter ins Feuer geschmissen, als die ganze Woche die Herrschaft mit auf die Tafel bekommt, oder zu gebrauchen nötig wäre. Die zur Menage geordneten Diener schweigen, die Obern sagen nichts, und je gekränkter die Zeiten werden, je mehr Mittel werden sorgfältig ausgesonnen, durch Überfluß, Verschwendung und Pracht die Ausgaben des Hofes zu vermehren und die Kassen zu schwächen. Es haften dahero auf der Landeskasse soviel

unerhörte Kreditgelder, welche, so lange die Welt stehet, ohnmöglich können bezahlet werden, und der Kredit des armen Sachsenlandes fällt solchergestalt, daß man die bedenklichen Folgerungen des Ruins des Herrn und Landes als eine große Gewißheit prophezeien kann. Das Kommercium und der Flor eines gesegneten Landes, der Wohlstand der Unterthanen, ein aufmerksames Auge des Landesherrn auf die Diener seines Hofes, ein unermüdetes Bestreben, den Kredit des Landes zu erhalten, sind Haupt-Requisiten, so ein Land in gesegneter Glückseligkeit ohne Furcht vor seinen Feinden beschützen soll. Wir aber beseufzen, daß das Kommercium von Stund' zu Stund' in mehrere Abnahme gerät, daß die Unterthanen in das äußerste Verderben und Abfall der Nahrung kommen, daß das ganze Sachsen durch übles Haushalten den Kredit verloren, die hohen Nachkommen werden in unsäglichen Verlust gesetzt, und das ausgesogene Land verliert Glauben und Kredit. Die benachbarten Potenzen profitieren von dem Untergange ihres Nachbars, und es dient ihnen die übelgegründete Staatsklugheit ihres benachbarten Monarchen zu ihrem größten Nutzen. O unglückseliges Land, wo es heißet: wohlan, wir wollen gute Tage haben! Dresden, du hast dich versündigt! Kirchen, Landeskirchen werden dir genommen, deine Priester sind verschmähet, deine Propheten werden getötet, und unsre Widersacher meinen, sie thun Gott einen Dienst daran; der Gesalbte des Herrn, der unser Trost sein sollte, ist von den Widersachern umgeben, welche schneller sind denn die Adler unter dem Himmel und die uns verfolgen. Wir sehen leider den Untergang unsers armen Landes mehr als zu sehr vor Augen, die Pfaffen springen über die Lücken der zerrissnen Zäune und Mauern des Landes, sie sperren ihr Maul auf wider dich, pfeifen dich an, blecken die Zähne und sprechen: Ha, wir haben dich vertilget, das ist der Tag, des wir begehret haben, wir haben's erlanget. Wehe dir, armes Land, weil man deinem Fürsten die Augen blendet! Wehe euch, ihr Verstörer, meinet ihr, ihr werdet nicht verstöret werden? O elendes Land, dessen Fürsten abtrünnig werden, die den Grund dieses Landes, deine Mauern und Vesten verwüsten! Im Frieden wird unser Land verwüstet, und es ist der, der dich schützen soll, dein Feind. Höret, ihr Hohen und Gewaltigen dieses Landes, wie schön ist das Beste eures Landesherrn beobachtet! Fluch, Unsegen, zeitliche und ewige Strafen ruhen auf euern Palästen, und ewige Verdammnis wird euer Lohn sein. Der Herr hat mich gesandt, daß ich dies alles, was ihr gehöret habt, weissagen soll wider dieses Haus und diese Stadt. Siehe, ich bin in euern Händen, ihr möget es machen, wie es euch recht dünket, doch sollt ihr wissen, wo ihr mich tötet, so werdet ihr unschuldig Blut laden auf euch und diese Stadt und diese Einwohner, denn wahrlich der Herr hat mich gesandt, daß ich dies alles vor deinen Ohren sagen solle. Amen."

„Man sagt," so fügt Johann Jakob Moser hinzu, dem wir dies Dokument verdanken, „unsre Zeiten hätten keine Propheten mehr; hier

steht einer. Es war sein Schwanengesang, denn er ward bald darauf, nachdem er noch sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum gefeiert, zu seiner ewigen Ruhe heimgeholt. Seine Weissagung aber traf richtig ein, denn zwölf Jahre darnach, in eben dem Monat Julius, wurde diese Dresdner evangelische Hauptkirche nebst einem großen Teil der Stadt bei dem preußischen Bombardement in die Asche gelegt. — Und diesem Manne, wird man sagen, ist der Kopf nicht abgerissen oder er wenigstens nicht seines Amtes entsetzt und als Empörer, Aufwiegler, Majestäts-Schänder und Verächter der Landesobrigkeit auf eine Bergfestung lebenslang eingesperrt worden? Nein, nichts von alledem ist geschehen, denn Löscher war als ein Knecht Gottes legitimiert, und das vom Herrn aller Herrn ihm aufgedrückte Siegel ward respektiert. Er war von jeher als ein großer Eiferer bekannt, eben so sehr aber auch als ein guter Bürger und wahrer Patriot, den wichtige Verdienste um Stadt und Land ehrwürdig und unverletzlich machten. Denn er war's, der nach der blutigen Schlacht bei Kesselsdorf im Jahre 1745 durch seine Fürbitte und Vorsprache nach allen vergeblichen Vorstellungen der Minister und Höflinge bei dem wildesten Mann unsrer Zeit die Plünderung von Dresden abwandte, welche Fürst Leopold von Anhalt-Dessau seinen Soldaten bereits versprochen hatte. — Solch ein Mann darf reden zu Freunden und Feinden." Er hat mit der Inspiration des Sehers den Zusammenbruch Sachsens am Schlusse des Zeitalters der beiden polnischen Auguste vorausgesagt, und es bedurfte wahrlich wenig Scharfblick, ihn zu prophezeien.

VIII. Die Aufklärung.

64. Führende Geister.

War der Pietismus der Rückschlag des frommen Gemüts gegen die Scholastik der Orthodoxie, so bildete sich mit ihm und durch ihn die Reaktion des Verstandes und der Vernunft heraus in der Aufklärung. Durchbrach das religiöse Gemüt die ehernen Schranken des starren Kirchentums, so machte erst recht das kritische Denken nicht mehr vor den chinesischen Mauern Halt, welche von den Vertretern des Orthodoxismus aufgebaut waren. Angeregt und befruchtet von der Zeitphilosophie, wachte auch in theologischen Köpfen das prüfende, denkende Ich auf, um aus dem heraus, was man ihm als Wahrheit bot, die Wahrheit zu finden. Aufklärung, Erhebung über anerzogene Vorurteile, Erfassung der Thatsachen und Lehren des Christentums mit dem Verstande, das wurde die Losung des Zeitalters. Daß dieser Zug der Zeit namentlich in Sachsen Anklang fand, ist verständlich. Nüchternes Denken ist die hervorstechendste Eigenschaft der Sachsen. Nicht die Phantasie, sondern der klar denkende Verstand hat in diesem realistischen Volksstamme die Herrschaft. Nirgends schlug darum der Rationalismus, die Theologie der Aufklärung, kräftigere Wurzeln als in Sachsen, der Wiege einer sehr großen Anzahl solcher, die als Bannerträger dieser Denkweise bezeichnet werden können; nirgends ward die Aufklärung langsamer überwunden als hier. Daß jedoch diese Aufklärung nicht allzu üppig in die Halme schoß, dafür sorgte ein gewisser vorsichtig-konservativer Zug in Sachsen, wie er namentlich im Kirchenregimente zu Hause war. Es ist eigen, daß dasselbe Sachsen, das einen Leibnitz und Pufendorf, einen Thomasius und Lessing, einen Heyne und Fichte, einen Teller und Cramer, einen Bretschneider und Hase erzeugte, sie doch alle miteinander aus dem Lande ziehen ließ oder gar vertrieb. Für Bahnbrecher auf dem Felde des Geistes, für theologische Neuerer war in dem konservativen Sachsen kein Raum vorhanden; hier wurde nur geduldet, wer sittsam in Zopf und Perücke einherschritt. Und hatte Einer doch einmal einen neuen Gedanken, so galt es, ihn nur mit größter Devotion und geziemender Bescheidenheit laut werden zu lassen.

Was Lessing, das Genie der Aufklärung, der nicht als Theolog, sondern nur als Liebhaber der Theologie gelten wollte, auf dem Gebiete der Theologie geleistet hat, gehört der allgemeinen Kirchengeschichte an. Er achtete zwar den Ernst und die Geschlossenheit der alten Orthodoxie, aber er hat doch in Prosa und Poesie am Christentum und seinen Urkunden eine so umfassende Kritik geübt, daß dadurch die christliche Religion gefährdet schien und selbst sein Bruder, der Schulrektor von Chemnitz, vor den Schriften des argen Freigeistes glaubte warnen zu müssen. Einen unmittelbaren Einfluß übte er auf die Denkweise der Geistlichkeit und der breiten Schichten des Volks in seinem Heimatland erst dann, nachdem er längst geschieden war. Ebensowenig war es seinem großen Landsmanne Fichte vergönnt, bei Lebzeiten auf die Geister in Sachsen zu wirken. Wohl aber regte er einmal diese Geister gewaltig gegen sich auf. Als Professor in Jena durch seine philosophischen Vorlesungen an Sonntagen bereits mißliebig geworden, gab er 1798 ein paar Abhandlungen heraus, die den Zorn der Dresdner Regierung entfachten. Sie verkündete an die Universitäten Leipzig und Wittenberg die Konfiskation des Schriftchens wegen atheistischer Äußerungen, und der Kurfürst wandte sich in einem Schreiben an Karl August, worin er verlangte, den Verfasser der Aufsätze, die offenbar darauf abzielten, Gott und alle Religion aus den Herzen der Menschen zu vertilgen und dafür den Atheismus zu proklamieren, und die darum die Sicherheit der Staaten gefährdeten, zur Verantwortung zu ziehen und nach Befinden ernstlich zu bestrafen, widrigenfalls er seinen Landeskindern den Besuch der Universität untersagen werde. Angehängt waren dieser Klageschrift einige aus dem Zusammenhange gerissene Stellen, wie diese: „Die moralische Ordnung ist das Göttliche, das wir annehmen". Fichte erließ gegen das Konfiskationsedikt Kursachsens sogleich eine „Appellation an das Publikum gegen die Anklage des Atheismus. Eine Schrift, die man zu lesen bittet, ehe man sie konfisziert". Da sagt er sarkastisch: „Möchte man doch immer in Kursachsen die von mir verfaßten oder nur herausgegebenen Schriften verbieten. Sie haben da schon so manches Buch verboten und werden noch so manches verbieten; und es ist keine Schmähung, in dieser Reihe mit aufgeführt zu werden." Karl August hat ihn doch des Amtes entsetzt, und der viel verkannte Mann ging mit der Schmach des Atheismus und des Demokratentums nach Berlin, wo ihn Friedrich Wilhelm III. gerne aufnahm mit den Worten: „Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindschaft begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm ausmachen; mir thut das nichts." Wesentlich platter als diese hohen Geister vertraten andre die Grundsätze der Aufklärung, so der aus Leipzig gebürtige Teller, der Berliner Propst, der in seinem Neutestamentlichen Wörterbuche die biblischen Begriffe in seicht rationalistische Ideen verflüchtigte und die Juden für fähig hielt, Christen zu werden, wenn

sie nur an Gott, Tugend, Unsterblichkeit glaubten, der Leipziger Popularphilosoph Platner, der das Christentum auf die Unsterblichkeit konzentrierte und der es liebte, seine Vorlesungen über diesen seinen Lieblingsbegriff in verdunkeltem Zimmer zu halten, vor sich auf einem Tischchen einen Totenschädel, sein Kollege Krug, dessen Lieblingsgedanke die Perfektibilität des Christentums war, der Dresdner Superintendent Tittmann, der für die rationalisierte Kirche entsprechende agendarische Formen lieferte, vor allem der Pädagog der Aufklärung, Gustav Dinter. Dieser Mann von gutem Herzen und einfachem Verstande hat durch seine homelitischen und katechetischen Schriften der gesamten sächsischen Geistlichkeit und Lehrerschaft um die Wende des Jahrhunderts das geistige Gepräge gegeben. Seine Regeln der Pädagogik, seine Katechismuserklärung, seine Predigten zum Vorlesen in Landkirchen, seine Schullehrerbibel, seine Selbstbiographie vertraten ein gemütliches, nüchternes, praktisches Christentum, das der Naturanlage des Sachsenvolkes und den Bedürfnissen des Lebens entsprach. Was Christus und die Apostel in ihrer Sprache redeten, das hat er in die Sprache Dinters übertragen. Freilich hat er dabei manches verwässert und entwertet, vor allem aber auf dem Gebiete der kirchlichen Sitte in einer Weise aufgeräumt, daß es schwer ist, darüber keine Satire zu schreiben. Es galt, den Exorcismus, das alte Taufformular, die Privatbeichte, die Litanei, die alten Responsorien zu beseitigen, aber die Gemeinden hingen noch fest daran. Dinter weiß Rat. Ein Bauer bestand darauf, den Exorcismus bei der Taufe zu haben, und Dinter gewährt ihm das mit der Bemerkung: er erhalte ihn, denn er dürfe nur bei vornehmen und klugen Leuten weggelassen werden. Das Taufformular ward bei einem Gastmahle den Bauern ausgeredet und die Privatbeichte ihnen durch ungewöhnliche Länge verleidet. Trotz allem hat Dinter nicht ohne Segen gewirkt, weil er die Volksart und die Kindesnatur wie wenige kannte und das, was er war, mit ganzem Herzen war, ein christlicher Volksfreund. Wie sehr er das Volk in seiner Gewalt hatte, bezeugt eine Predigt, mit der er die freiheitlichen Anwandlungen seiner Bauern in der Zeit der französischen Revolution zu dämpfen wußte und die mit der drastischen Wendung schloß: „Ob nach dreißig Jahren in Dresden ein Kurfürst regieren wird oder dreihundert Landesherren, das wisset ihr nicht. Ich weiß es auch nicht. Aber das weiß ich, es mag in den Ländern zugehen, wie es will, so bleibt für euch Bauern in Kitzscher dreierlei: Ihr müßt dreschen, ihr müßt zahlen, ihr müßt folgen bis ans Ende der Welt. Amen."

Außer diesen Biedermännern blieb es Sachsen vorbehalten, auch weniger würdige Apostel der Aufklärung zu erzeugen, neben dem vagabundierenden Kandidaten Edelmann aus Weißenfels, der, anfangs mit Zinzendorf befreundet, im Kampfe gegen den Aberglauben allen Glauben über den Haufen warf und gegen das Heidentum gerechter

war als gegen das Judentum und gegen dieses gerechter als gegen das Christentum, der theologische Abenteurer Karl Friedrich Bahrdt „mit der eisernen Stirn", das Schreckenskind der Aufklärung. In Bischofswerda 1741 als Sohn eines ehrwürdigen Geistlichen geboren und in gut lutherischem Glauben erzogen, entfernte sich der sanguinische, oberflächliche, eitle Mann je länger, je mehr von allem positiven Christentume, bis er mit vollem sittlich-religiösen, ja selbst wirtschaftlichen und physischen Bankrott endete. Im tiefsten Grunde ein Ignorant, hat er über alle theologischen und philosophischen Fächer gelesen und geschrieben, unstät zog er von einer Universität zur andern, von Ort zu Ort, von Land zu Land, überall um seiner äußern Gaben willen eine Weile geschätzt, aber bald verhaßt wegen der maßlosen Frivolität seines Auftretens. Dieser gemeine Mensch wagte es auszusprechen: „Ich betrachte Mose, Jesus, Konfuz, Luther, Semler und — mich als Werkzeuge der Vorsehung" und zog in seinen „Briefen über die Bibel im Volkston" die heilige Schrift und in seinem „Kirchen- und Ketzeralmanach" die Theologen seiner Zeit in den Staub. Schließlich beschrieb er seine Abenteuer mit cynischer Frechheit in seiner Selbstbiographie, in der sich ein entarteter Sohn des Sachsenlandes ein abstoßendes Denkmal gesetzt hat.

Die Richtung der Zeit auf vernunftgemäßes Christentum ließ es begreiflich erscheinen, daß damals in deutschen Landen wie in England jene Genossenschaften zur Pflege der Humanität und Sittlichkeit Eingang fanden, die aus den Bauhütten des Mittelalters hervorgegangen sind, die Freimaurerlogen. Nachdem 1737 die Freimaurer in Hamburg und Braunschweig die ersten Logen gegründet hatten, führte der Handelsverkehr Leipzigs die maurerischen Ideen auch nach Sachsen. Schon 1736 hatten sich in Leipzig sieben im Auslande aufgenommene Brüder zu einem Vereine zusammengeschlossen, ohne eine Loge zu bilden. Im Jahre darauf verlieh der Großmeister von England dem Heinrich Wilhelm von Marschall die Würde eines Großmeisters von Obersachsen. Bereits 1735 war in Warschau Graf Rutowski in den Bund getreten, der 1738 in Dresden mit einigen angesehenen Männern die erste Loge „zu den drei weißen Adlern" stiftete. Zu ihr gesellte sich bald eine andre „zu den drei goldnen Schwertern" und in Sachsenfeld die „zu den drei Rosen". Das in Dresden gebildete Großmeistertum Rutowskis ward auch von der Loge zu Wittenberg und Leipzig anerkannt. Letztere, anfangs namenlos, nannte sich 1745 „aux trois compas" und vereinte sich 1747 mit der jungen Loge „Minerva". Eine andre Loge Leipzigs hieß „Apollo". Bald hatte das Maurertum ganz Sachsen erobert. Die Grundsätze des geheimen Tugendbundes der Maurer sind folgende: „Der Maurer ist verbunden, dem Sittengesetze zu gehorchen und darf weder ein stumpfsinniger Gottesleugner noch ein irreligiöser Wüstling sein. Die Maurer verpflichten sich zu der Religion, worin alle Menschen übereinstimmen:

gute und treue Männer zu sein, Männer von Ehre und Rechtschaffenheit. Der Maurer ist ein friedfertiger Unterthan der bürgerlichen Gewalten. Es herrscht unter uns kein Streit über Religion, Nationen, Staatsverfassung, da wir als Maurer blos von der erwähnten katholischen d. h. allgemeinen Religion sind."

So nüchtern diese Grundsätze sind, so seltsam ist es, daß sich das Maurertum mit allerhand Mystischem und Phantastischem verquickte und selbst die Brücke zu Spuk und Geisterseherei ward. Der die Freimaurerei zuerst auf die schiefe Bahn gebracht hatte, war Karl Gotthelf v. Hund, ein reicher oberlausitzer Gutsbesitzer auf Unwürde bei Kittlitz. Ursprünglich Protestant, in Paris heimlich katholisch geworden, trat er einer Loge bei, die dem sogenannten clermontschen Systeme angehörte. Die Logen dieses Systems gaben sich für die Fortsetzung des Tempelritterordens aus. Hund stellte sich in ihren Dienst, stiftete Logen strikter Observanz, deren Glieder strengern Gehorsam an unbekannte Obere, vielleicht Jesuiten, geloben mußten. Noch bei Lebzeiten ernüchtert, hatte Hund wenigstens die Genugthuung, im Tempelherrnornate begraben zu werden. War Hund durchaus der Betrogene, so waren andre die Betrüger. Zu diesen gehörte der Graf von St. Germain, der viel in Dresden verkehrte und bei Hof und Adel in Ansehen stand. Er gab vor, vierhundert Jahre alt zu sein; als man seinen Kutscher in Dresden frug, ob das wahr sei, sagte dieser, das Alter seines Herrn könne er nicht ganz genau bestimmen, aber in den letzten hundertdreißig Jahren, die er bei ihm in Diensten wäre, hätte er immer so ausgesehen wie jetzt. Noch schlimmer trieb es der Wunderthäter und Geisterbeschwörer Johann Georg Schrepfer in Dresden und Leipzig. Er war 1739 in Nürnberg geboren und kam 1768 als Kellner nach Leipzig, wo er als dienender Bruder in eine Loge eintrat. In der Klostergasse als Kaffeewirt etabliert und bald bankrott geworden, machte der Intrigant von der Maurerei ein Gewerbe, flunkerte von Schatzgraben und Geisterbannen und gewann großen Anhang. Nach längerer Abwesenheit von Leipzig kam er als „französischer Oberst und Baron v. Steinbach" wieder, stiftete 1772 eine „innere Freimaurerloge des Gold- und Rosenkreuzordens alten Systems" und betrieb mittels Hohlspiegel und Spiritusflammen das Geistercitieren toller denn zuvor. Ungeheures Aufsehen machte es, als er 1774 in Dresden erschien, um dem Herzog Karl von Kurland, Bruder Friedrich Christians, seine Kunst vorzuführen. Eine auserlesene Gesellschaft hatte sich zur Nachtzeit im Palais des Herzogs versammelt: Graf v. Hohenthal, Minister v. Wurmb, Kammerherr v. Heynitz, Kriegsrat v. Hopfgarten, Oberst v. Fröden, General v. Bischofswerder und eine Dame. Es galt, den Geist des Chevalier de Saxe zu beschwören. Schrepfer fiel auf seine Kniee und rief, ein Kruzifix in der Hand, mit einer Menge dunkler Ceremonien die Geister an, schlug Kreuze und sang. Lautes Prasseln, scharfes Klirren,

ungewöhnliches Heulen verkündete die Ankunft der Geister. Auf einmal sprang die Thüre mit Gewalt auf, und eine dunkle Masse rollte ins Zimmer. Sie war in eine Staubwolke eingehüllt, und in der Mitte stellte sich ein menschliches Antlitz dar, dessen Züge dem Chevalier von Sachsen glichen. Zornig rief die dunkle, runde Gestalt: „Karl, was willst du mit mir? Warum störst du mich?“ Zerknirscht und bleich saß der Herzog da und flehte Gott an, ihm zu verzeihen. Erst nach einer Stunde hielt es der Geist für gut, zu verschwinden, und erleichtert atmeten die Herrschaften auf. Schrepfer wußte die Herren noch weiter zu täuschen, bis er sich in Leipzig eine Kugel vor den Kopf schoß. Es ist möglich, daß er mit jesuitischen Kreisen Fühlung hatte. Nach seinem Tode setzten Geistesverwandte sein Wesen in Sachsen fort, noch 1782 schrieb Friedrich der Große an d'Alembert: „Sie müssen wissen, daß in Sachsen eine Sekte besteht, die wie die Hexe von Endor Geister citiert.“ Aufgeklärte Leute wie die Hofkreise in Dresden, die einem Schrepfer sich hingaben, wie Magister Masius in Leipzig, der mit dem Märchen Glauben fand, daß eine große Gesellschaft für apostolisches Christentum bestehe, die den Stein der Weisen besitze, oder wie der rationalistische Privatgelehrte Wötzel in Leipzig, der behauptete, seine verstorbene Frau habe ihm wiederholt Besuche gemacht, um ihn von ihrer Unsterblichkeit zu überzeugen — sie alle liefern den Beweis, daß der Mensch, je mehr er sich von der Bahn gesunden Christentums entfernt, um so rascher und sichrer auf Abwege gerät, und daß die Aufklärung leicht in ihr Gegenteil umschlagen kann.

65. Die Wissenschaft.

Ist „der Protestantismus seiner Natur nach mit der Wissenschaft verwandt“, so erhellt, daß die Wandlungen in der Kirche ihren ständigen Reflex in der Wissenschaft finden. Die Theologie des achtzehnten Jahrhunderts sah demgemäß grundanders aus als die des sechzehnten. Der dogmatische Zug verschwindet und wird durch historisch-kritische Methode und praktische Färbung ersetzt. Dies zeigt sich an den maßgebenden Theologen in Dresden, dem Oberhofprediger Herrmann, dem als elegantem Redner selbst von Friedrich dem Großen geschätzten Superintendenten Am Ende u. a. m. Vor allem aber trat es hervor an den Pflegestätten der Wissenschaften, den Universitäten.

Was zuerst Wittenberg betrifft, so hatte dies bereits viel von seinem alten Glanze eingebüßt, und das orthodoxe Gepräge war seit der Mitte des Jahrhunderts geschwunden. Als Lessing 1751 in der alten Schloßkirche Magister ward, war die alte Orthodoxie dort längst zu Grabe getragen. Was der Exeget Hirt und der jüngere Wernsdorf, was die Dresde, Weber und Nitzsch, was der fleißige, trockene, aber biedere Historiker Schröckh vertraten, das war nichts

weniger als das System der Rechtgläubigkeit eines Quenstedt oder Deutschmann, es unterschied sich in nichts von der aufgeklärten Theologie, wie sie in Göttingen oder Halle vertreten ward. Übrigens ward Wittenberg im siebenjährigen Kriege ungemein hart mitgenommen, was auf den Besuch der Hochschule nicht ohne Einfluß blieb, wie denn dort 1760 nur 51, 1761 nur 48 akademische Bürger eingeschrieben wurden.

Weit größerer Frequenz und weit höherer geistiger Blüte erfreute sich Leipzig. Wie für den Pietismus, so ist Leipzig auch für die Aufklärung klassischer Boden. Derselbe Mann, der dort als Anwalt des Pietismus aufgetreten war, ist auch der Bahnbrecher des Rationalismus gewesen: Christian Thomasius. Von der Gegnerschaft der alten Orthodoxie war er fortgeschritten bis zu dem Satze: „Man soll einen jeglichen glauben lassen, was er will.“ Das aber war das Programm der Aufklärung. Noch ward allerdings der Strom der Aufklärung durch die Schutzwehr altgläubiger Gewöhnung zurückgehalten, aber wie sehr er sich durch die Kanäle der Philosophie und Bildung Wege zu bahnen wußte, das bezeugen die Namen Teller und Bahrdt. Der alte Teller gehörte noch zu den Anhängern der Wittenberger Orthodoxie, der junge ward ein Chorführer des Rationalismus; der alte Bahrdt wich keinen Finger breit von den Wegen des Luthertums ab, der junge Bahrdt warf ein Dogma nach dem andern über Bord, bis ihm so gut wie nichts mehr blieb.

Nun ist ja freilich weder der junge Teller noch der junge Bahrdt Vertreter der eigentümlich Leipziger Theologie, aber der rationalistische Geist war allerdings seit etwa 1740 in Leipzig eingezogen. Den Ehrenplatz unter den Rationalisten Leipzigs verdient ohne Frage der „große“ Ernesti, wie man ihn nannte, der Mann, der die Schriftauslegung von der Dogmatik befreite, um sie unter das Gesetz der Grammatik zu thun, der Theolog, der für die neutestamentliche Auslegung das wurde, was Michaelis fürs alte Testament und Mosheim und Semler für die Kirchengeschichte waren. Ernesti war erst Professor der Beredsamkeit. Als eine ordentliche Professur der Theologie frei wurde, gab er sein Amt als Rektor der Thomasschule, das er bisher noch bekleidet hatte, auf und erhielt die Stelle. Vorher war bei allen ordentlichen Professoren der beiden Fakultäten angefragt worden, ob sie mit diesem Schritte einverstanden seien, und die Antworten fielen durchweg für Ernesti ehrenvoll genug aus. Die Theologen Stemler, Bahrdt, Crusius und die Philosophen Gottsched, Böhme, Ludwig, Hommel u. a. sie alle gaben eine kleine Lobrede auf den als Menschen und Gelehrten gleich ausgezeichneten Kollegen, damals die Hauptzierde der gesamten Universität, zu den Akten. Er gab später die Professur der Beredsamkeit auf und widmete sich noch zehn Jahre lang lediglich seinem theologischen Lehramt. Von seinen Zeitgenossen ward er angestaunt und geehrt wie ein Fürst der Wissenschaft, obgleich

er nur ein Klassiker der Form, nicht ein Klassiker des Gedankens war. Vom Geiste Ernestis blieb mehr denn hundert Jahre lang, bis auf Winer noch, die sächsische Theologie durchweht. Dieser Geist war dem nüchternen sächsischen Geiste kongenial. Alle Theologen seines Zeitalters verraten die Schule Ernestis, auch die, die sich ein wärmeres Glaubensleben bewahrt hatten als der verstandeskalte Meister. Die Morus, Bahrdt, Körner, Thalemann, Rosenmüller, Goldhorn, Tzschirner, Tittmann und wie sie alle heißen, sie haben sich alle jene philologische Schulung angeeignet, welche die Stärke, aber auch die Schwäche der damaligen sächsischen Theologie gewesen ist. Kein einziger unter ihnen, der den Namen eines religiösen Genius verdiente; aber feine Philologen sind sie alle.

Die einseitige Betonung der Philologie in der Theologie blieb indessen nicht ohne Widerspruch. Ein Kollege Ernestis, der würdige Crusius, war's, der in der Bibel noch mehr sah als ein Buch, das wie Livius oder Cicero behandelt werden müsse und die Schrift nicht in erster Linie grammatisch-historisch, sondern theologisch auslegte. Verwandt mit Bengel, aber weniger bedeutsam als dieser, hat er zuerst wieder tiefere Blicke in die Ökonomie der göttlichen Heilsoffenbarung thun gelehrt und namentlich den Prophetismus besser gewürdigt. Es konnte nicht fehlen, daß Ernesti und Crusius, die nebeneinander lehrten, vielfach sich aneinander rieben und daß der Philolog dem Theologen, und dieser jenem manch bittres Wort gab. Die Studentenschaft spaltete sich in zwei Lager, die Ernestianer und die Crusianer. Der Geist der Zeit erklärt es, daß die Mehrheit zu Ernesti hielt, aber Goethe, der damals in Leipzig studierte, versichert uns, daß die Crusianer auch „eine ansehnliche Masse" bildeten; und wenn er sich auch zur „klaren" Partei hielt, so war ihm nicht verborgen, „daß durch diese höchst löbliche, verständige Auslegungsweise zuletzt der poetische Gehalt jener Schriften — der Propheten — mit dem prophetischen verloren gehen müsse". Wie andre von den Idealen der damaligen Bildung und Poesie erfüllte Jünglinge den Stand der Leipziger Theologie ansahen, das beweist ein Brief Jean Pauls von 1781. Er schreibt: „Die Crusianer sind fast mit ihrem Stifter erloschen. Man ist im Jahre 1781 zu aufgeklärt, um ganz Crusianer sein zu können. Nicht ganz, aber fast ebenso ist es mit den Ernestianern. Ernesti sprach Ciceros Latein, aber ihm fehlte seine Beredsamkeit; er hat gute lateinische Worte, aber nicht herrliche Gedanken gehabt. Er war ein großer Philologe, aber kein großer Philosoph. Die Nachricht, die ich von der heiligen Orthodoxie in Leipzig geben soll, wird sehr kurz ausfallen. Die meisten und fast alle Studenten neigen auf die Seite der Heterodoxie. Morus — der überdies auf Goethe große Wirkung gehabt hatte — ist unstreitig nicht orthodox. Wo er ein Wunder, den Teufel u. s. w. wegerklären oder eine Allegorie aus dem alten Testamente zu einer Accommodation machen kann, da thut er's. In seiner Dogmatik,

die er trefflich liest, trägt er die streitigen Punkte so vor, daß er den Zuhörern die Entscheidung überläßt."

Noch ein drittes Zeugnis eines Studenten damaliger Zeit über Zustände der theologischen Fakultät in Leipzig sei hier zitiert. Im Jahre 1779 entwirft ein Unbekannter folgende Schilderung: „Das theologische Auditorium ist im Paulino. Jetzt sind vier Professoren der Theologie, von denen nach den Statuten zwei im alten und zwei im neuen Testamente lesen, auch jederzeit der Successor des Antecessoris Arbeit kontinuieren soll. Unter den vier Professoren wechselt nach der Reihe ohne Ansehen der Nationen das Dekanat alle Jahre am Tage nach St. Galli ab. Die akademischen Gradus sind in Leipzig teuer und mit großen Feierlichkeiten verbunden. Wer in der theologischen Fakultät Baccalaureus werden will, muß die Hauptartikel des christlichen Glaubens aus der Schrift verteidigen, öffentlich disputieren und ein Privatexamen ausstehen. Ad licentiam aber und gradum doctoris kommt niemand, der nicht zu einem dem gradui gemäßen Amte vocieret worden ist, eine öffentliche Probepredigt gehalten hat, die Glaubensartikel aus der heiligen Schrift erweisen kann, eine theologische Disputation hält, über einen gewissen Text cursorie liest, das Iuramentum religionis leistet und die Formulam concordiae unterschreibt. Für Theologen ist wohl in Leipzig jetzt so viel nicht. Ernesti liest nicht mehr, Burscher soll großenteils Harlekinaden machen. Körner wäre der einzige, dazu etwa der außerordentliche Professor Bossek. In Burschers Kollegien gehen viele, bloß um zu lachen. Die Viertelstunde vorher, ehe er kam, lief eine erstaunende Menge in das Auditorium, bloß um zu pochen und zu lärmen. Und sobald er hereintrat, liefen oft wohl an fünfzig wieder heraus. Dathe stottert, welches freilich zu einem Lehrer der orientalischen Sprachen nicht gut paßt. Einige konnten ihm das Wort Nebucadnezar schön nachsprechen. Morus ist ein nach allen Zeugnissen außerordentlich braver Mann. Die Gellerten gekannt hatten, sagten mir, Morus habe fast alles im Äußerlichen an sich, was jener gehabt habe, sogar, daß er, wie Gellert, den Kopf etwas auf die linke Seite hängen ließe. Er hat viele Zuhörer, sein Vortrag ist bündig und ausgesucht, er redet langsam und leise und spricht schönes Latein."

Was Burscher betrifft, so hat dieser steife Vertreter des zopfigen Professorentums, obwohl persönlich gläubig, gutmütig und äußerst wohlthätig, allerdings manch reizende Probe seines naiven Selbstbewußtseins gegeben. Auf die Kanzel der Universitätskirche stieg der hochgelahrte Mann, der doch nur einige unbedeutende Programme geschrieben hat, gewöhnlich mit einem Pack Bücher unter jedem Arm und zitierte selbstgefällig lateinische und griechische Stellen aus den Kirchenvätern. Auf dem Katheder redete er mitunter so: „Komm her, Herr Bruder, komm zu mir in die Schule, ich will dir alles so demonstrieren, daß du überzeugt werden mußt. — Ja, kann ich denn

das auch? — Ja, denn ich weiß alles! — Aber werden mich meine hochzuverehrenden Herren fragen: Warum schreibst du denn nicht, daß die Welt glauben muß? — Ha, da gäben die Theologen mir eins ab, das hätt' ich davon, und mein Buch schmissen sie hin! Nein, da will ich lieber meinen hochzuverehrenden Herren hier im Zusammenhange vortragen. Hier hab' ich Ihnen die Quellen selbst mitgebracht, das sind aber noch lange nicht alle; denn wenn ich sie meinen hochzuverehrenden Herren alle zeigen wollte, so müßte ich in diesem ganzen Auditorio Repositorien aufstellen lassen, und sie reichten doch noch nicht hin."

Ein in jeder Beziehung ehrenwerter Mann war der Superintendent Körner, der Großvater des Dichters. Interessant ist, daß 1786 der spätere Oberhofprediger Reinhard um eine erledigte Professur in Leipzig warb. Er schrieb Ende des Jahres aus Wittenberg: „Ew. kurfürstliche Durchlaucht haben die Gnade gehabt, mir auf hiesiger Universität ein ordentliches theologisches Lehramt u. s. w. anzuvertrauen. Die Pflichten dieser Ämter habe ich bisher zu erfüllen gesucht, so gut es mir nach meinen wenigen Kräften möglich war, und es hat mir bei diesen Bemühungen zu nicht geringer Ermunterung gedienet, daß es schien, als ob sie nicht ganz ohne Erfolg und Nutzen wären. Allein dessen ungeachtet hab' ich nie den Wunsch in mir unterdrücken können, auf höchstdero Universität zu Leipzig leben und lehren zu dürfen, weil mir die großen litterarischen Vorteile, die sich an diesem Orte vereinigen und dem hiesigen fehlen, stets sehr deutlich in die Augen fielen. Da also gegenwärtig die vierte ordentliche theologische Lehrstelle an der Universität zu Leipzig und das Amt eines geistlichen Beisitzers in dem dortigen geistlichen Konsistorio erledigt sind, so wag' ich es in tiefster Unterthänigkeit, Ew. kurfürstliche Durchlaucht um diese Ämter und um meine Versetzung nach Leipzig zu bitten." Die Sache zerschlug sich indes, und 1792 kam Reinhard an die Spitze der sächsischen Landeskirche.

Wie sehr die Regierung über die Lehre wachte und das Eindringen des Rationalismus zu verhindern suchte, geht aus folgendem hervor. Als 1796 der außerordentliche Professor der Philosophie Kühnöl um eine außerordentliche theologische Professur bat und das Oberkonsistorium mit Reinhard und Tittmann das Gesuch in warmen Worten befürwortete, trat dem der Minister v. Wurmb mit Schärfe entgegen: „Es ist ihm zwar nach Ausweis seiner Schriften das Lob nicht gemeiner philologischer Kenntnisse und besondern Fleißes in Sammlung fremder litterarischer Arbeiten keineswegs zu versagen. Da jedoch derselbe in seiner neuerlichen Schrift über die evangelischen Perikopen unter andern die Erscheinung der Engel, die er gleichwohl an mehreren andern Orten zugiebt, in Zweifel gezogen, auch die Verklärung Christi auf dem Berge für eine Vision ausgegeben und dadurch so viel Mangel an Überlegung und Zusammenhang seiner theologischen Kenntnisse verraten hat, daß ihm eine theologische Pro-

fession zu übertragen noch zur Zeit bedenklich fället, so begehren wir, ihr wollet Kühnöl vorerst zu mehrerer Bedachtsamkeit anweisen, dahingegen wir, wenn er sich deren befleißiget, wohl geschehen lassen können, daß er künftig zu einer theologischen Profession wieder in Vorschlag gebracht werde." Als ein Jahr darauf das Oberkonsistorium mit derselben Bitte einkam und erwähnte, Kühnöl „werde fernerhin sich eifrigst angelegen sein lassen, in den Grundsätzen unserer Religion immer fester zu werden und sich zu einem brauchbaren und nützlichen Theologen zu bilden, habe auch im zweiten Teile seiner Perikopen die in deren ersten Teil eingeschlichenen Mängel und Irrtümer zu bessern und zu berichtigen gesuchet", da erfolgte ein abermaliger abschlägiger Bescheid: „Wenn Kühnöl, wie ihr erhoffet, sich erst angelegen sein lassen wird, in den Grundsätzen der christlichen Religion immer fester zu werden, so habt ihr ihn, bis er bessere Beweise seiner Festigkeit in den Grundsätzen und Glaubenslehren ablegen möchte, mit seinem Gesuche um Übertragung eines theologischen Lehramts annoch zur Geduld zu verweisen." Anno 1721 in der Streitsache Löschers gegen Pfeiffer bekämpfte die Regierung die orthodoxe Theologie, 1796 nahm sie sie in Schutz. So hatten sich die Zeiten geändert.

66. Christian Fürchtegott Gellert.

Mehr als alle Professoren der Theologie in Leipzig und Wittenberg hat ein schlichter Extraordinarius der Leipziger philosophischen Fakultät das religiöse Denken Sachsens und Deutschlands beeinflußt, der liebenswürdige Gellert, einer der freundlichsten Vertreter gemäßigter Aufklärung, zugleich der vollendetste Ausdruck des sächsischen Volkscharakters. Geboren 1715 im armen, kinderreichen Pfarrhause zu Hainichen und zum Seelsorger berufen wie wenige, hat er doch wegen Schwäche der Brust und des Gedächtnisses den Beruf des Erziehers und akademischen Lehrers erwählt und fünfundzwanzig Jahre lang erst als Privatdozent, dann als Professor in Leipzig außerordentlich segensreich gewirkt. Von Haus aus eine Natur wie Spener, fromm und demütig, still und bescheiden, war er doch in seinen jungen Jahren im Umgange mit Rabener und Gärtner harmlosem Scherze nicht abgeneigt. Als er auf der Höhe des Lebens von körperlichen Leiden gequält ward, da befestigte das seine Seele nur mehr im Glauben, und so ist er in der Adventszeit 1769 christlich und gottselig heimgegangen.

Gellerts Schriften sind von Goethe als „ein Fundament der deutschen sittlichen Kultur" bezeichnet worden. Das gilt schon von seinen trefflichen Fabeln und Erzählungen, dem populärsten Buche der Zeit, das nicht nur den Mittelstand, sondern das ganze deutsche Volk gleichmäßig erfreute und dessen ästhetisch-sittliche Bildung vertiefte. Von unermeßlicher Bedeutung aber für das religiös-kirchliche Leben

des deutschen Volks sind seine geistlichen Lieder gewesen. Sie zeigen eine gewisse Nüchternheit und nähern sich oft der Prosa, sie gehen wenig in die Tiefen des Christentums ein, sondern stehen vor den tiefsten Geheimnissen der Offenbarung in Ehrfurcht still, sie bringen nicht entfernt die Fülle des Glaubens zum Ausdruck, wie sie die Gesänge eines Paulus Gerhardt aufweisen, sondern bieten das Christentum in stark verdünnter Form, sie sind weniger Glaubenslieder als moralische Betrachtungen in Versen — aber sie waren der treue, ungeheuchelte Ausdruck der Empfindungen und Gedanken des Dichters, bekundeten in jedem Worte die innere Wahrheit ihres Inhalts, und das Volk fand in diesen ungekünstelten Gaben einer reinen, kindlichen Seele, die von Herzen kamen und zu Herzen gingen, gerade das, was es selbst empfand und bedurfte. Mochte der Ästhetiker über Verse lächeln wie diesen: „Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben", mochte der Dogmatiker den Satz bedenklich finden: „Ein Seufzer in der letzten Not, ein Wunsch, durch des Erlösers Tod vor Gottes Thron gerecht zu sein, das macht dich nicht von Sünden rein", das Volk sah in Gellert den Klassiker der geistlichen Dichtung, und nie wird es gelingen, Lieder wie „Dies ist der Tag, den Gott gemacht", „Jesus lebt, mit ihm auch ich", „Ich hab' in guten Stunden" u. a. den Gesangbüchern und dem Volksgemüte zu entreißen.

Aber der Dichter war auch Professor. „Gellert," so erzählt Goethe, „hatte sich nach seinem frommen Gemüte eine Moral aufgesetzt, welche er von Zeit zu Zeit öffentlich ablas und sich dadurch gegen das Publikum auf eine ehrenvolle Weise seiner Pflicht entledigte. Das philosophische Auditorium war in solchen Stunden gedrängt voll, und jeder hielt sich glücklich, diese moralischen Vorlesungen vortragen zu hören, die mit ihren Ermahnungen, Warnungen und Bitten, in einem etwas hohlen und traurigen Tone vorgebracht, ihres Eindrucks nicht verfehlten" und auf die jugendlichen Herzen wie Predigten wirkten, weil sie von einer weihevollen Persönlichkeit ausgingen. Selten hat es einen Menschen gegeben, der bei mäßiger Begabung so stark durch seine Persönlichkeit gewirkt hätte, wie Gellert. „Die Verehrung und Liebe," berichtet Goethe, „welche Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich. Nicht groß von Gestalt, zierlich aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts, alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswert. Es kostete einige Mühe, zu ihm zu gelangen. Seine zwei Famuli schienen Priester, die ein Heiligtum bewahrten; und er würde seinen ganzen Tag aufgeopfert haben, wenn er alle die Menschen, die sich ihm vertraulich zu nähern gedachten, hätte aufnehmen und befriedigen wollen." Gellert war der Seelsorger der Studentenwelt. „Wenn er uns einmal vor sich ließ, pflegte er mit gesenktem Köpfchen und seiner weinerlich angenehmen Stimme zu fragen, ob wir denn auch fleißig in

die Kirche gingen, wer unser Beichtvater sei und ob wir das heilige Abendmahl genössen. Wenn wir nun bei diesem Examen schlecht bestanden, so wurden wir mit Wehklagen entlassen; wir waren mehr verdrießlich als erbaut, konnten aber doch nicht umhin, den Mann herzlich lieb zu haben". Wenn etwas Rohes im Kreise der akademischen Bürger vorfiel, da ward es von Professor Gellert ernst gerügt, und was sich die „hochzuverehrenden Herren" von keinem gefallen ließen, das ließen sie sich von ihm gefallen. Aber die Wirksamkeit Gellerts reichte auch weit über Leipzigs Mauern hinaus, er war der Liebling aller, vom Fürsten bis herab zum Bauersmann und zur Dienstmagd. Der alte Fritz hat mit ihm eine denkwürdige Unterredung gehabt, Sachsens junger Kurfürst ließ sich von ihm Kollegien lesen, Moritz v. Brühl, der Sohn des Großveziers am Dresdner Hofe, war durch Bande treuer Freundschaft mit ihm verbunden, Erdmute v. Schönberg und Demoiselle Lucius standen mit ihm in moralisch-ästhetischem Briefwechsel, die Offiziere des siebenjährigen Krieges, Freund und Feind, waren glücklich, den Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen, durch dessen Schriften sie auf den rechten Weg geführt worden waren, Väter begehrten von ihm Hofmeister für ihre Kinder, Mütter forderten Erziehungsratschläge, ein Bauer beschenkte den Mann, der die schönen Fabeln gemacht, mit einer Fuhre Holz, und die Postmeistersmagd küßte die Hand, die so Herrliches geschrieben. Man nannte den Mann, der auf alle Volkskreise einen so tiefen pädagogischen Einfluß übte, den zweiten Präceptor Germaniae und wallfahrtete zu seinem Grab auf dem Johannesfriedhof zu Leipzig wie zu einem Heiligtume, bis der Magistrat sich veranlaßt sah, dies zu verbieten.

Ohne Zweifel ist es ein aufgeklärtes, abgeblaßtes Christentum, was Gellert in seinen Schriften und in seiner Person vertreten hat. Wie er ästhetisch auf den Schultern eines Gottsched stand und philosophisch von dem französischen Skeptiker Peter Bayle beeinflußt war, so war seine Theologie nicht entfernt mehr die alte Orthodoxie, die sein Vater noch auf der Kanzel von Hainichen vertreten hatte, sondern eine von dem Geiste Wolffscher Zeitphilosophie stark gedämpfte Denkweise. Auf Rechtgläubigkeit sah er weniger als auf fromme Gesinnung und rechtschaffenen Wandel. Wie frei er von orthodoxer oder pietistischer Gravität war, zeigen seine Dichtungen „Die schwedische Gräfin" und die „Betschwester", von denen die eine wegen ihres Inhalts, die andre durch ihren Titel bei Frommen Anstoß erregte. Gleichwohl hat sich Gellert an das Hergebrachte gehalten und ist durch den Drang seines Herzens und jahrelange Heimsuchungen im Glauben seiner Kindheit mehr und mehr befestigt worden. Um sich in seinen leiblichen und seelischen Beschwerden nicht noch mehr aufzuregen, hielt er alle dogmatischen Spekulationen, die ihn etwa von seinem kindlichen Glauben hätten ablenken können, von sich fern. Die französischen Aufklärer las er nicht, um sich mit ihren Einwänden gegen das Christentum nicht

herumschlagen zu müssen. Er haßte alle Zweifel, welche die Religion betrafen, und so wich er ihnen lieber aus, als daß er sie bekämpfte. Als einst der junge Lessing den kränklichen Mann besuchte, der gerade traurigen Auges über einem Andachtsbuche saß, und ihm das Buch ausreden wollte und dafür eine heitere, zerstreuende Lektüre empfahl, rief Gellert vorwurfsvoll: „Stören Sie mich nicht in meinem Glauben, dem einzigen Trost in meiner Krankheit.“ Seine Bekenntnisse, wie er sie in Briefen niedergelegt oder seinen Tagebüchern anvertraut hat, beweisen, daß dieser Glaube das feste Vertrauen auf Christi Blut und Gerechtigkeit war und weit über das hinausging, was er in seinen Vorlesungen und Liedern kund gethan hat. So ist Gellert ein Beweis, daß auch der Rationalismus fromme Charaktere bilden kann. Wie aber sein Glaube das Beste vom Glauben der Väter sich bewahrt hat, so wies er zugleich über den Rationalismus hinaus. Als einst ein katholischer Geistlicher in Böhmen mit dem dummdreisten Begehren an Gellert sich wandte, er möge doch, da er die guten Werke empfehle, in den Schoß der römischen Kirche kommen, da legte ihm der Dichter aus der Schrift wie aus den Bekenntnissen und Luthers Schriften das Verhältnis der Werke zum Glauben so wahr und treffend dar, wie es nur ein Mann konnte, der im Evangelium fest gewurzelt war.

67. Kirchliches Leben.

Das Zeitalter der Aufklärung hatte dem kirchlichen Leben ein völlig neues Gepräge verliehen. Die hohe Begeisterung für Gottes Wort, wie sie die Reformationszeit kennzeichnet, der Eifer für die reine Lehre, wie er die Zeit der Rechtgläubigkeit erfüllt, die religiöse Innigkeit des Pietismus — das alles ist geschwunden. Ein vernunftgemäßes Christentum, ein verständiger Moralismus beherrscht die Geister. Das Geschlecht jener Tage war nicht ohne Religion und wollte es nicht sein, aber die Religion war nicht mehr die Macht im Leben, die sie früher gewesen war, und was man damals Christentum nannte, war nicht sowohl die Offenbarung Gottes in Christo, als vielmehr das, „worin alle Religionen übereinstimmen“, die natürliche Religion. Der „gesunde Menschenverstand“ schwang sich auf den Thron und entfaltete seine Herrschaft; er hat mitunter nicht nur mit dem wirklich Schlechten, sondern auch mit dem Guten und Besten aufgeräumt.

Langsam aber entschieden hatte sich die Abschwächung der Lehre vollzogen. Die Bibel betrachtete man wohl mit gebührender Ehrfurcht, aber man fand sich mit ihr nach Möglichkeit ab. Die Wunder erklärte man für natürliche Vorgänge, die nur durch die Erzähler zu seltsamen Ereignissen gestempelt worden seien, die Geheimnisse des Glaubens stellte man hinter die Lehren der Moral zurück; nur das hatte Wert und Bedeutung, was sich zur „Ausbesserung“ des Herzens

und Lebens verwenden ließ. Manchem Professor und Pfarrer der Aufklärungszeit blieb vom Christentume der Apostel und Reformatoren nichts weiter übrig, als die dürre rationalistische Dreiheit „Gott, Tugend, Unsterblichkeit". Mit Pathos bewies man auf Katheder und Kanzel, daß die Welt nicht von ungefähr sein könne und wie weise es eingerichtet sei, daß des Tags die Sonne und des Nachts der Mond scheine. Die christliche Glaubenslehre glich immer mehr einer Festung, deren Werke dem Abbruch überliefert waren; Stein auf Stein ward losgelöst, ein Stück Mauer sank nach dem andern dahin, bis zuletzt nur vereinzelte Türme bekundeten, was einstmals da gestanden habe. Dabei herrschte unter den Vertretern der theologischen Wissenschaft und Praxis naturgemäß nichts weniger als Einheit in der Anschauung. Was der eine noch als Glaubenswahrheit festhielt, das erklärte der andre als Accommodation Christi und der Apostel an den Volksglauben ihrer Zeitgenossen, und was der Professor längst als belanglos für den Glauben erwiesen hatte, das verteidigte doch noch der Pastor auf der Kanzel. Mancher brachte den Glauben seiner Väter noch mit ins Amt und entwickelte sich in wenigen Jahren zum Gesinnungsgenossen Tellers und Spaldings, während manch andrer, der bei Rosenmüller und Morus im Rationalismus gefestigt worden war, im Ernste des Lebens und in heißen Gewissenskämpfen zum alten Bibelglauben sich durchrang.

Die veränderte Stellung zur Lehre der Schrift und der Bekenntnisse prägte sich nicht sowohl in dem Ordinationsformular aus, das im ganzen dasjenige der orthodoxen Zeit blieb, als vielmehr in den Eidesformeln bei der Verpflichtung der Geistlichen. Der seit 1602 übliche Eid auf das Konkordienbuch, der die „Calvinisten und andere Ketzer" verdammte, ward 1810 abgeschafft, „teils weil jene Formel mit dem gegenwärtigen Statu publiko und mit dem dermaligen Geiste der Duldung und Entfernung von allem Sektenhasse und Herabwürdigung andrer Konfessionen nicht übereinstimmt, teils weil die heilige Schrift selbst als die Urquelle aller evangelischen Lehre in derselben gar nicht ausdrücklich erwähnt ist, teils aber auch Beziehungen enthält, welche einen lästigen, dem Geiste des Protestantismus wie der wahren Aufklärung zuwiderlaufenden und das Fortschreiten der Menschheit in ihrer moralischen Ausbildung beschränkenden Gewissenszwang herbeizuführen vermöchten, teils endlich die Verpflichtungen zu den Obliegenheiten als Unterthan zu unvollständig läßt". So wurden denn durchaus neue Eidesformeln verfaßt, in denen der König achtmal, Gott keinmal, das Land zweimal, die Kirche nur einmal genannt war. Bei dem Religionseide mußte der Geistliche oder Lehrer nur beschwören, „bei der in hiesigen Landen angenommenen reinen evangelischen Lehre, wie solche in der heiligen Schrift enthalten, in der ungeänderten Augsburgischen Konfession dargestellt und in den übrigen symbolischen Büchern wiederholt ist, fest und standhaft zu verbleiben", während er im Diensteide

den Schwur leistete, „in Ansehung des ihm übertragenen Amtes in Gemäßheit der ihm erteilten Vokation nach bestem Wissen und Gewissen alles dasjenige zu thun, was einem getreuen Pfarrer eignet und gebühret“. Seit 1812 ward der Religionseid nur noch von den Professoren der Theologie, sowie von Geistlichen und Lehrern, die Unterschrift unter die Konkordienformel und die Visitationsartikel aber von jedem Geistlichen noch bis 1833 gefordert. Die Ermäßigung der strengen Rechtgläubigkeit spiegelt sich in vielen andern Erscheinungen wieder. Die alte Agende des Herzogs Heinrich konnte dem gebildeten Geschlechte im Zeitalter der Humanität nicht mehr gefallen. „Daß unsern gottesdienstlichen Einrichtungen manche Veränderung zu wünschen wäre,“ sagte der Dresdner Superintendent Tittmann, „dürfte wohl niemand in Zweifel ziehen, und ebensowenig, daß nützliche Veränderungen darin gestattet werden können. Unsre ehrwürdigen Vorfahren wollten die von ihnen im Jahre 1539 herausgegebene, bis hierher gewöhnliche Ordnung und Form des Gottesdienstes zu einem Anfange gebraucht wissen, bis Gott weiter Gnade verleihet.“ So bearbeitete er denn seine „Gebete zum Gebrauche bei dem öffentlichen und häuslichen Gottesdienste“, die 1811 auf höhere Veranlassung in allen Kirchen zum Kanzelgebrauche neben den gewöhnlichen Kirchengebeten eingeführt wurden. Dieser Maßregel folgte die Einführung einer neuen Agende, des „Kirchenbuches für den evangelischen Gottesdienst der königlich sächsischen Lande, auf allerhöchsten Befehl herausgegeben. Dresden 1812.“ Sie ist die Ausprägung eines gemäßigten Rationalismus auf liturgischem Gebiet. Nicht nur in dem andern Geiste, den sie atmet, auch in den Formularen, die sie bietet, unterscheidet sie sich scharf von der alten Agende. Sie enthält über zweihundert Intonationen und Kollekten, drei allgemeine Kirchengebete, acht Taufformulare, auch für Not- und Proselytentaufen, ein Konfirmations-, zwei Abendmahls-, fünf Trauformulare, sowie eins zur goldnen Hochzeit, eine Ordinationsformel u. a. m. Die seit 1624 den Agenden angehängt gewesene Eheordnung, die sonst alljährlich zweimal von der Kanzel zu verlesen war, blieb nunmehr weg. Zugleich mit der Agende kündigte sich ein neues Perikopenbuch an. Längst hatte die Geistlichkeit es als Zwang empfunden, jahraus jahrein über die alten Evangelien predigen zu müssen, und zwar nur über sie. Im Jahre 1806 hatte Reinhard in Dresden einmal über Episteln predigen dürfen, für 1807 ward ihm die gleiche Bitte abgeschlagen. In den Jahren 1810 und 1811 ward auf seine Anregung im ganzen Lande über zwei von ihm zusammengestellte Reihen freier Texte gepredigt. Dies gab den Anstoß zu mancherlei ähnlichen Versuchen mit neuen Predigttexten, die man bis in die dreißiger Jahre anstellte, bis endlich 1840 das neue Perikopenbuch erschien. Natürlich blieb auch Sachsens Gesangbuchswesen nicht unberührt. Im neuen Dresdner Gesangbuch, welches in höherm Auftrage von Tittmann bearbeitet und 1797 in Gebrauch genommen

ward, glaubte man eine Art Normalgesangbuch geschaffen zu haben, das nach Form und Inhalt dem Geiste der Zeit gemäß war. Die Nationalzeitung schrieb damals: „Die weise Langsamkeit, mit welcher unser Oberkonsistorium in kirchlichen Verbesserungen Fortschritte macht, ist wohlthätig. Wir haben dadurch ein vorzüglich gutes, vielleicht das beste Gesangbuch bekommen. Bei uns kann das Bedürfnis eines neuen Gesangbuchs in Jahrhunderten nicht eintreten, denn es hat D. Tittmann dem Dresdnischen Gesangbuche die möglichste Vollkommenheit gegeben, und die reine Lehre Christi, wie sie hier in ausgewählten Liedern vorgetragen wird, ist über alle Verbesserung erhaben.“ Zur Vollkommenheit des Gesangbuches rechnete man auch dies, daß man die neuesten sächsischen Sänger stark mit berücksichtigt hatte, nicht nur Gellert mit 53 und Cramer mit 95 Liedern, sondern auch Christian Felix Weise, Johann Adolf Schlegel, selbst Tittmanns Sohn mit dem Liede: „Ihr Bürger eines Staates, Brüder, vereinigt euch zum Lobgesang.“

Das gottesdienstliche Leben erfuhr mancherlei Veränderungen. Im Jahre 1777 fing Thalemann in Leipzig an, ohne den Exorcismus zu taufen, erhielt aber vom Superintendenten Körner einen Verweis, da es noch nicht an der Zeit sei, ihn wegzulassen; 1788 ward er in St. Thomae, 1798 in allen Kirchen Leipzigs abgeschafft. Im Jahre 1787 verstummte das Meßglöckchen bei der Konsekration in Leipzigs Kirchen, in demselben Jahre setzte sich dort die allgemeine Beichte durch, seit 1795 fielen die Meßgewänder der Geistlichen. Die öffentliche Konfirmation findet sich in Leipzig seit 1773. Ueberhaupt schritt Leipzig unter dem Superintendenten Rosenmüller in den Neuerungen mutig voran. Dieser Mann stellte nicht nur das Aufstehen der Frauen bei Textvorlesungen ab, „des Geräusches wegen“, er ließ auch den Klingelbeutel nicht mehr während der Predigt, sondern während des Glaubensliedes umhertragen, nachdem er ihm die Klingel abgeschnitten hatte. Den Beginn des Gottesdienstes rückte er von sieben Uhr auf acht Uhr herauf, öffnete die Thomaskirche zu geistlichen Konzerten und bewährte in allen Stücken seinen Ruf als eines aufgeklärten Mannes. Sein Nachfolger Tzschirner beschränkte die Liturgie, weil im protestantischen Gottesdienste die Predigt das Hauptstück sei. Bei Bußtagen wurde seit 1810 das Orgelspiel gestattet. Das Oberkonsistorium hatte an das Geheime Konsilium ein Gesuch gerichtet, in dem es heißt: „Je weniger in dem jetzigen Zeitalter an den meisten Orten die Kirche besucht und die Gesänge in solchen von den Kirchgängern abgewartet zu werden pflegen, und je mehr in den Familien der fromme Gebrauch, die Geschäfte jeden Tages mit gemeinschaftlichem Gebet und Gesang anzufangen und zu schließen, sich verloren hat, desto länger bleiben der größern Zahl die Melodien der Kirchenlieder fremde, und desto notwendiger wird nun in den Kirchen die Leitung und Unterstützung des Gesanges durch die Kraft der Orgel. An Bußtagen,

wo einem in hiesigen Landen durchgängigen Herkommen zufolge die Orgel nicht gespielt werden darf, ist der Mangel derselben wegen der sich da noch versammelnden Menge am auffallendsten, und die stärkste Stimme eines Vorsängers ist besonders bei der Litanei selten imstande, den unordentlichen Gesang der Gemeinde zu regieren." Das Geheime Konsilium überzeugte sich von der Richtigkeit dieser Beobachtungen und Wünsche und gab den Gebrauch der Orgel an Bußtagen frei. Die Kirchenbuße lediger Mütter war schon 1756 „nach allen ihren Graden gänzlich aufgehoben" worden, und 1770 folgte die Aufhebung der Tortur nach. Die Kirchenvisitationen waren seit Ende des 17. Jahrhunderts in Vergessenheit geraten und durch die Abnahme der Kirchrechnungen ersetzt worden. Aus den Gotteshäusern entfernte man, was an die Vorzeit erinnerte, und überzog die Wände mit weißer Tünche, unter der die alten Wandgemälde verschwanden, und wenn man neue Kirchen errichtete, baute man die Kanzel just über dem Altar, um die beherrschende Stellung der Predigt im Gottesdienste zu versinnbildlichen und sorgte dafür, daß durch hohe, weite Fenster das helle Sonnenlicht in die Stätte der Aufklärung flutete, denn aller „Mystizismus" war dem Zeitalter verhaßt.

Der geistliche Stand genoß gerade im Zeitalter der Aufklärung hohes Ansehen. Die geistlichen Herren hatten meist als junge Magister einige Jahre in adeligen Häusern zugebracht und sich dort zur Gelehrsamkeit gesellschaftliche Bildung angeeignet. In ihren Büchereien fanden sich durchaus nicht mehr nur Bibel und Konkordienbuch, gelehrte Kommentare und Konkordanzen; man fand da auch Werke der neuern französischen und englischen Schriftsteller, und neben Gellerts Fabeln standen Rabeners Satiren und Klopstocks Oden. Allmonatlich kam die „Kritische Predigerbibliothek" oder ein ähnliches homiletisches Journal vom Buchhändler, um den Pfarrer wissenschaftlich auf dem Laufenden zu erhalten. Neben der Theologie und den schönen Wissenschaften widmeten sich die Geistlichen der Pflege gemeinnütziger Kenntnisse und Fertigkeiten. Es gab Pfarrer, welche weit und breit als Autoritäten in Ackerbau und Viehzucht bekannt waren und im ganzen Dorfe die blühendsten Gärten, die üppigsten Obstplantagen und Rebengelände, die reichhaltigsten Baumschulen und die vollsten Bienenstöcke hatten und sich auf ihre Fähigkeiten als Gärtner, Winzer und Imker nicht weniger zu gute thaten als auf ihre homiletische und katechetische Begabung. Das Verhältnis der Geistlichen zu den Gemeinden war das denkbar beste, und wenn der Pfarrer im Schmuck der Perücke gravitätisch durch das Dorf schritt, da bot ihm jedermann ein ehrerbietiges „Guten Abend, Herr Magister!" Der rationalistische Geistliche war nicht mehr wie der der orthodoxen Zeit eine gefürchtete Persönlichkeit, sondern der teilnehmende Freund des Hauses, der im Verkehre mit seinen Pflegebefohlenen sich auf den rein menschlichen Standpunkt stellte und seine Schäflein väterlich tröstete und herzlich mahnte, in allen Lagen

des Lebens nur die Pflichten der Gottesfurcht und Tugend nicht außer Acht zu lassen. Was er ihnen bot, war wenig, oft zu wenig; aber seine Lehren und Mahnungen fanden um so mehr eine gute Statt, als er alles, was er von andern verlangte, ihnen in seiner eignen Person vorlebte. Es war nur ein dürftiges Christentum, was die Geistlichen der Aufklärung vertraten, aber sie vertraten es ganz, mit Leib und Seele, und darin liegt das Geheimnis ihrer Wirksamkeit.

Dies Christentum spiegelt sich wieder in der rationalistischen Predigt. Biblischer Gehalt war ihr in steigendem Maße abhanden gekommen, die Milch des Evangeliums hatte man immer mehr mit Wasser verdünnt, an Stelle der Offenbarungswahrheiten traten Vernunftgründe und Sätze der natürlichen Religion; aber das nüchterne Geschlecht jener Tage erbaute sich ebenso an dieser Art der Verkündigung, wie ein früheres an dogmatischen und polemischen Erörterungen. An hervorragenden Rednern fehlte es auch in Sachsen nicht. Wie die Sachsen Teller und Cramer ihre Kanzelberedsamkeit außerhalb ihres Vaterlandes entfalteten, so glänzten in Sachsen Männer wie Zollikofer und Rosenmüller. Ein geborener Schweizer, sammelte Zollikofer jahrzehntelang eine große Gemeinde Andächtiger um die reformierte Kanzel in Leipzig und galt im Lande als das glänzendste Muster edler, durch psychologische Tiefe und vollendete Form ausgezeichneter Predigt, während Rosenmüller wegen seiner Volkstümlichkeit gesucht war. Der rationalistischen Predigt in Sachsen darf man es bei allen Mängeln nicht absprechen, daß sie von sittlichem Ernste beherrscht war und das, was sie zu bieten hatte, in würdiger Form zur Darstellung brachte. Nur in einigen wenigen Vertretern entfernten sich die sächsischen Prediger völlig von ihrer wahren Aufgabe, das Heil in Christo zu verkündigen. In seinem Buche „Über nützliche Verwaltung des Predigtamtes, Schulunterricht, Bildung der Gemeinden und Lebensgenuß auf dem Lande, Leipzig 1802“ antwortet der Pödelwitzer Pfarrer Christian Viktor Kindervater, der als Generalsuperintendent in Eisenach starb, auf die Frage: „Soll der Prediger nichts auf die Kanzel bringen, als was auf christliche Erkenntnis und Tugend Beziehung hat, oder darf er auch Gegenstände abhandeln, die an und für sich nur ökonomisch nützlich sind?“ also: „Alles, was auf gründliche Verbesserung und Veredelung des Menschen abzielt und dadurch zu seiner wahren, bleibenden Glückseligkeit beiträgt, ist ein entschiedener Gegenstand für den Religionslehrer, gesetzt auch, daß der Gegenstand in der Bibel nur beiläufig berührt oder mit wenigen Worten angedeutet wäre.“ Dabei lehnt er es zwar ab, Anweisungen zum Kleebau, zur Bienenzucht, zur Stallfütterung und ähnliche landwirtschaftliche Angelegenheiten auf die Kanzel zu bringen und meint sogar, wer das doch thue, verdiene einen Verweis von seinen Oberen, weil er da „den Professor der Ökonomie mache, wo er höhere Zwecke vor Augen haben sollte.“ Indessen er räumt doch ein: „Besitzt er Kenntnisse von ökonomischen Angelegen-

heiten, die bei einem Landprediger gar nicht zu verachten sind, glaubt er darin heller zu sehen als die Bauern und durch seine Ratschläge z. B. die Holzpflanzung, die Bienenzucht, die Torfgräberei und ähnliche Gegenstände der wirtschaftlichen Betriebsamkeit in höhere Aufnahme zu bringen, so thue er das immerhin in Privatunterredungen oder gebe dem Bauern Bücher darüber in die Hände, und er wird wenigstens als Staatsbürger dadurch nützlich werden." Der Rationalist Löffler geht schon einen Schritt weiter. Er kritisiert die Kindervatersche Schrift in seinem „Magazin für Prediger" und meint, in der Frage, ob man auch nicht religiöse, rein ökonomische Dinge auf die Kanzel bringen könne, komme es ganz auf den Geschmack an. Er trage kein Bedenken, über medizinische und andere Gegenstände zu predigen, wie man das bereits seit Jahren mit Glück betrieben habe. Des zum Zeugnis bespricht er unmittelbar darauf in der günstigsten Weise eine Predigt, in welcher auf Grund von Jakobus 4, 17: „Wer da weiß Gutes zu thun und thut es nicht, dem ist es Sünde" — über Schutzblattern und Kinderpocken geredet wird. Solche Anschauungen fanden mitunter auch in Sachsen Anklang.

Wie tief die Predigt des Evangeliums in der Zeit des vulgären Rationalismus sinken konnte, zeigt das Beispiel Traugott Günther Röllers, Pastors zu Schönfels bei Zwickau, der 1790 bis 1792 vier Bände „Dorfpredigten für gemeine Leute, besonders Handwerksleute und Bauern" herausgab, „daraus sie lernen sollen, wie sie verständiger, besser und frömmer und glückseliger werden können." Diese „gemeinnützigen Vorträge", in munterer, lebendiger, doch oft trivialer Sprache geschrieben und eines Sebaldus Nothanker würdig, verbreiten sich in beständiger Anlehnung an Zacharias Beckers Not- und Hilfsbüchlein über Ackerbau und Viehzucht, Saat und Ernte, Gewitter und Krankheiten und beschränken die religiöse Zuthat auf das denkbar Mindeste. Röller hatte nur über die alten Evangelien und Episteln zu predigen. Die darin enthaltenen Heilsgedanken geflissentlich zu verschweigen, ist fast unmöglich; unserm Dorfprediger aber ist es ein Leichtes, die herrlichsten landwirtschaftlichen Gedanken aus Lukas, Johannes, Petrus und Paulus herauszulesen. Er liest im Evangelium vom 17. Sonntag nach Trinitatis, wie der Herr spricht: „Welcher ist unter euch, dem sein Ochse oder Esel in den Brunnen fällt und ihn nicht alsbald herauszieht am Sabbathtage?" Das ist wie geschaffen zu einer exemplarischen Predigt über Viehzucht, das giebt das Thema: „Wie und warum ein christlicher Hausvater sich gegen sein Zug- und Anspannvieh wohl verhalten soll?" Am zweiten Sonntag nach Trinitatis hat er über Lukas 14, 16 bis 24 zu predigen: das Evangelium vom großen Abendmahl. Darin heißt es: „Er sandte seinen Knecht aus." Dieser Knecht ist Jesus gewesen; manchmal aber benutzt der liebe Gott auch Sachen als seine Boten, zum Beispiel die — Gewitter; und so giebt ihm das Evangelium vom großen Abendmahle Gelegenheit zu einem Vortrag über „die heilsamen Wirkungen

der Gewitter an der Erde und an unserem Herzen!" Die Gewitter betrachtet er überhaupt mit besonderer Vorliebe. Am ersten Pfingstfeiertage ist nach seiner Ansicht ein Gewitter geradezu der Gegenstand des festlichen Textes; Apostelgesch. 2, 1 bis 13 wird uns beschrieben, „wie die Apostel durch die wunderbare Errettung bei einem Gewitter wieder zu Gottes mächtigem Schutz und Beistand Vertrauen fanden." Dies giebt erwünschten Anlaß, kurz vor der gewitterreichen Sommerszeit in der Predigt vom 1. Pfingstfeiertage die Frage zu behandeln, „wie wir uns bei Gewittern fromm und vorsichtig zu verhalten haben." In einer Predigt kommt er auf die Behandlung melancholischer Leute zu sprechen und erzählt von einem solchen: „Ich erkundigte mich zuvörderst nach dem Zustande seines Körpers. Und da erzählte er mir, er habe immer Magendrücken, heftige Kopfschmerzen, könne nicht schlafen, auch nicht recht essen. Und kaum hatte dieser Mensch vier Wochen abführende Mittel gebraucht, so waren alle Gewissensbisse weg! Aufsicht über solche melancholische Personen ist höchst nötig, weil sie mit dem Gedanken umgehen, sich selber ums Leben zu bringen. Man muß ihnen alles wegnehmen, womit sie sich etwa Schaden am Leibe thun könnten, z. B. Stricke, Balbiermesser oder andere scharfe Messer. Das Schießgewehr muß man einschließen oder doch dahin sehen, daß es nicht geladen im Hause hänge." „Wenn ihr zum Exempel jemand antreffet, der sich gehängt hat, so sollt ihr sogleich ohne langes Besinnen euer Messer nehmen und den Strick entzwei schneiden. Treffet ihr einen an, der sich ins Wasser gestürzt hat, so sollt ihr ihn sogleich aus demselben herausziehen oder, so ihr dies nicht allein vermögend seid, andere Menschen herbeirufen. Treffet ihr einen an, der sich in die Kehle geschnitten oder sich geschossen, so müsset ihr die Wunde gleich mit Wasser auswaschen und mit Tüchern gut verbinden, und ohne Verzug zum nächsten Bader oder Balbier laufen." An einer andern Stelle belehrt er die Seinen über die Blitzableiter. „Das vornehmste Mittel wider das Einschlagen der Gewitter in die Gebäude sind die sogenannten Wetterableiter. Es sind das einige Ellen lange eiserne Stangen, die oben sehr spitzig gemacht sind. Diese werden oben auf den First der Gebäude gesetzt. Von der Spitze dieser Stangen geht außen am Gebäude ein starker Draht herunter bis in die Erde. Wenn nun ein Gewitter kommt, so fährt der Blitz auf die spitzige Stange und an dem Draht herunter und thut dem Gebäude keinen Schaden." „Ist das denn auch so wahr?" „Ja, liebe Christen, das ist gewiß wahr. Ihr werdet doch nicht glauben, daß ich euch eine Unwahrheit von der Kanzel predigen würde. Es haben schon sehr viele Leute sich dergleichen Wetterableiter auf ihre Gebäude setzen lassen, und es hat noch nicht in dieselben eingeschlagen, ohngeachtet es sonst immer da einschlug. Unser gnädigster Kurfürst hat selbst solche Gewitterableiter sowohl auf sein Schloß in Dresden als auch in Pillnitz machen lassen und hat auch befohlen, daß seine Unterthanen sich der-

gleichen auf ihre Häuser sollen machen lassen. Wer das thäte, sollte dazu einen ansehnlichen Zuschuß aus seiner Baukasse bekommen, weil jetzt freilich die Sache noch viel kostet. Da giebts aber noch viele Leute, denen, besonders in euerm Stande, die Sache mit den Gewitterableitern noch gar nicht in den Kopf will. In einem gewissen Dorfe wäre es beinahe zu einem Bauernaufruhr gekommen wegen der Gewitterableiter. Es hatte nämlich der Gerichtsherr auf die Gebäude seines Ritterguts verschiedene Wetterstangen machen lassen. Darüber sahen die Einwohner schon scheel. Allein nun hatten's der Gerichtsherr und der Pfarrer mit einander verabredet, daß ein solcher Gewitterableiter auch auf den Kirchturm sollte gesetzt werden. Es war auch alles schon fertig dazu, und er sollte eben darauf gemacht werden, als die Einwohner auf die Pfarre liefen und feierlich dawider protestierten: sie litten's nicht, daß eine solche Gewitterstange auf ihr Gotteshaus gemacht würde, es wäre das ein Frevel und ein Eingriff in die Rechte des lieben Gottes u. s. w."

Nicht einmal an den hohen Festen der Kirche läßt Röller das Wort Gottes zur Geltung kommen. So beweist er zum Christfeste, nicht wie Jesus Christus unser Heiland, sondern „wie einer des andern Heiland sei". Was er der Ostergemeinde aus Mark. 16, 1 bis 9 einzuprägen für gut findet, das sind „vernünftige Regeln für Christen, wie sie ihre Leichen begraben sollen". Und welches sind diese Regeln? 1) Sie sollen sie ehrlich und ordentlich begraben, je nachdem sie's haben, entweder mit Leichenpredigt und Abdankung nebst Vermächtnis für die Kirche oder bloß mit Leichenpredigt oder bloß mit Abdankung oder endlich nur mit Kollekte und Segen. Aber daß nur die Gräber nach dem Begräbnismandat die gehörige Tiefe haben! 2) Sie sollen sie nicht zu bald begraben. Der Scheintod ist etwas Furchtbares! Und nun folgt eine Schilderung, wie es solch einem lebendig Begrabenen zu Mute ist, wenn er wieder aufwacht und drunten ächzt und stöhnt. Den Schluß macht eine Anweisung, wie man den Tod eines Menschen sicher erkennen könne mit Hinweis auf Totenflecken und Fäulnisgeruch. 3) Sie sollen keinen unnötigen und überflüssigen Aufwand dabei machen. Also weg mit der schönen Bekleidung der Leichen! Jesus hat auch nur ein Stück Leinwand gehabt! Weg mit dem Leichenessen, es stehen ja so wie so 10, 15, 20 Thaler Strafe darauf! Weg mit den Trauerkleidern, alles Trauern ist Thorheit! „Es sind mir drei Geschwister gestorben, und ich hab' sie nicht betrauert. Es starb mir hernach mein Vater, und ich trug weiter nichts als einen Flor um den Arm, es baten mich die Meinigen darum, und denen wollte ich doch nicht gerne zuwider sein. Es starb meine Großmutter, und ich betrauerte sie ebenfalls nicht. Die Leute hießen mich einen Sonderling. Ich hörte das und schwieg, und damit war's alle!" 4) Sie sollen keinen lächerlichen und thörichten Aberglauben treiben. Die Toten kommen nicht wieder, weder im Traume

noch als Gespenster! — Einen noch trostloseren Eindruck macht die Pfingstpredigt. Anknüpfend an das Evangelium Joh. 14, 23 bis 31 bemerkt der Prediger, daß Jesus damals gleichsam seine Abschiedspredigt gehalten habe. Auch er habe kürzlich gleichsam seine Abschiedspredigt gehalten, denn — die Blattern hätten ihn dem Tode nahe gebracht. Die Blattern sind darum der Gegenstand der Pfingstpredigt auf Grund von Joh. 14, 23 bis 31! Die Blattern sind eine bösartige Krankheit, aber Gott sei Dank, er hat sie mir von der leichtesten Art geschickt, ich merkte es kaum, wie sie sich im Gesicht und dann am ganzen Körper zeigten, ich hatte gute Pflege und Wartung, einen geschickten Arzt, der mir die rechten Arzneimittel gab und habe die Genugthuung, sagen zu können, daß die Blattern nichts Nachteiliges bei mir hinterlassen haben, wie es doch so oft geschieht. Aber nicht nur für mich, sondern auch für euch, liebe Christen, ist meine Blatternkrankheit von Bedeutung. Hört einige medizinische und moralische Verhaltmaßregeln, wenn ihr einmal die Blattern kriegt. Gebt zunächst keinen Branntwein und andere hitzige Getränke, um die Blattern desto eher herauszukriegen; heizt auch nicht in der Stube ein, allzugroße Bettwärme und Ofenhitze ist durchaus schädlich, leichte Bedeckung im Sommer und mäßige Wärme im Winter, das ist das Richtige; wechselt auch manchmal die Wäsche des Kranken, die alte Wäsche verklebt nach und nach die Schweißlöcher, jeden Tag aber neue Wäsche, vorher erst ein wenig erwärmt, ist dem Kranken äußerst angenehm; dazu strenge Diät, wenig essen und ja nicht alles durcheinander, sondern lediglich leicht verdauliche Speisen. Also thut darnach, und Gott wird helfen!

So predigten die Ultras der Aufklärung im Sachsenlande, und Röller ist allerdings einer der extremsten von allen. „Das sind keine evangelischen Predigteu," sagte ein Geistlicher, welchem der Pastor von Schönfels sein Machwerk zeigte, freilich nur um von ihm die Antwort zu erhalten: „Ich bemitleide Sie!" „Das sind keine evangelischen Predigten" — dies ist das Urteil der Geschichte.

Es ist erklärlich, daß nicht alle mit dem Geiste einverstanden waren, wie er am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts im kirchlichen Leben Sachsens waltete. Viele klagten über die „neue Aufklärung", die doch nur alte Irrtümer wieder aufwärme. Am Abend seines Lebens schrieb Lessings Vater, der alte Kamenzer Oberpfarrer, folgendes: „Die unverdiente Güte meines Gottes hat mich gegen das vierundsiebzigste Jahr meines Lebens und gegen das fünfzigste meines Predigtamtes leben lassen. In dieser Zeit haben sich unzählige Veränderungen zugetragen, welche den Zustand der Menschen in und außer der Christenheit obschon anders, jedoch nicht viel besser gemacht haben. Gewissenszwang und Verfolgungsgeist ist zwar nach und nach ziemlich verloschen; die unerhörten Grausamkeiten in Religionssachen sind abgekommen. Aber dagegen hat nun eine ungemessene Freiheit und unverschämte Frechheit, von göttlichen und geistlichen Dingen zu reden

und zu schreiben, was man will, überhand genommen. Der um sich gefressene Unglaube hat sich auf den Thron des Aberglaubens gesetzt. Die heilige Schrift hat jedermann lesen, aber auch schänden dürfen. Gute und löbliche Anstalten in Kirchen- und Polizeisachen sind gemacht und anbefohlen worden, aber Ungerechtigkeit, Unbarmherzigkeit, Unwissenheit und Ungehorsam ist dadurch nicht weniger geworden. Die Wissenschaften sind gestiegen, aber die Sitten der Menschen nicht gebessert. Durch Gelehrsamkeit, nicht durch Gottesfurcht will man berühmt werden. So denke ich, wenn ich eine Vergleichung mit den vorigen und jetzigen Zeiten und Leuten anstelle. Jene verachte ich nicht, und diese kann ich nicht allzusehr erheben." Andre fromme Gemüter dachten ähnlich. Als zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in Schneeberg das Oberpfarramt erledigt war, gab der Stadtrichter folgendes Promemoria bei der Superintendentur in Zwickau ein: „Der Himmel gebe uns wieder einen Prediger, wie er sein soll, wie sie aber heutzutage leider meistenteils nicht sind. Man hört in ihren philosophischen Vorträgen keinen Gedanken, der uns erinnern könnte, daß es noch eine Bibel in der Welt giebt, etwa den Text ausgenommen, den aber die neumodischen Herren meistens sogleich wieder verlassen, so wie sie ihn ausgelesen haben, und dann folgt eine moralphilosophische, psychologische Darstellung irgend eines gewählten Stoffes, daß man mit Recht behaupten kann: je gelehrter, je schlimmer. Die armen Zuhörer sitzen da und hören einen Mann in der Kirche allein sprechen, und Sachen sprechen, die, weil sie auf ihr Fassungsvermögen gar nicht einwirken können, wie ein tosendes Geräusche vorübergehen. Ein Mühlenwehr könnte meines Erachtens noch mehr Erbauung hervorbringen, als solche Predigten! Das ist die allgemeine Predigtmethode, die auf nichts weiter als auf gelehrten Stolz und Eitelkeit gestützt sein kann und das größte Verderben der Menschheit nach sich ziehen wird."

Gewiß erkannte man in Sachsen die Segnungen der Aufklärung an, die auf allen Gebieten neue Erkenntnisse zu Tage förderte; aber man verkannte nicht, daß mit neuen Erkenntnissen der Menschenseele in ihrer Sündennot nicht gedient ist. Während der Geist an all dem Guten, Schönen und Großen sich freute, wie es ihm das Zeitalter bot, hungerte und dürstete das fromme Gemüt nach dem Wasser des Lebens, das in dieser Zeit nicht versiegt, nur vielfach verschüttet war.

68. Die römische Kirche.

Auch der Katholizismus blieb von der Aufklärung nicht unberührt. Der alte Fanatismus in der Zeit der Gegenreformation war erloschen. Unter dem milden Wehen der Humanität, das von protestantischen Landen ausging, verlernte Rom seine Grausamkeit und übte Duldung. Ein Geist der Mäßigung geht denn auch im Zeitalter Hontheims und

Josefs durch die römische Propaganda in Sachsen; an die Stelle überstürzten Eifers tritt stilles, ruhiges Wirken.

Bis 1757 war Maria Josefa die Seele der römischen Bestrebungen gewesen. Wie am Hofe, so sorgte sie auch in ihrer Familie für die Pflege eines strengen Katholizismus. Ihr Andachtseifer war nach dem Zeugnis ihres Beichtvaters „ganz unersättlich", so daß sich dieser genötigt sah, sie zu bitten, ihr Beten zu beschränken. Das ganze Jahr hindurch stand sie früh fünf Uhr auf und brachte die Zeit bis neun Uhr mit geistlichen Übungen zu. Aller acht Tage kommunizierte sie. Anfangs hörte sie täglich zwei, später drei, zuletzt vier und mehr Messen. Ihr Lieblingsheiliger war Xaverius. Als einst bei einem Zimmerbrande dessen Bildnis unbeschädigt geblieben war, sah sie darin einen Wink, diesem Heiligen mit Nachdruck zu dienen, bestimmte ihn zum Schutzheiligen des Königshauses und legte seinen Namen jedem ihrer Kinder bei. Ihren Kindern pflegte sie besonders die Andacht zu Xaverius und die Mutter Gottes ans Herz zu legen. Eifrig sammelte sie Reliquien aus allen Orten der Welt. Armen Mädchen verhalf sie gerne zum Kloster, und gegen die Priester war sie von einer grenzenlosen Devotion; Brühl und die Jesuiten hatten sie und ihren willenlosen Gemahl wie die Angelegenheiten des Staates völlig in der Hand, und das war Sachsens Untergang. Die furchtbaren Heimsuchungen von 1745 bis 1763 hatten nicht nur den Ausschweifungen des Hofes ein Ende gemacht, sondern auch die Umtriebe der Jesuiten eingedämmt. Mit Brühl war auch Guarini verschwunden. Friedrich Christian, nach siebzig wüsten Jahren wieder ein Landesvater, säuberte den Hof, der bis dahin ein Tummelplatz von Tagedieben und Intriganten war, von den unsauberen Elementen und stellte Ordnung her. Körperlich ein Krüppel, hatte er gleichwohl die geistige Unbefangenheit und den guten Willen, im Regiment eine Änderung von Grund aus herbeizuführen. Gut katholisch erzogen, war er doch durchaus nicht gewillt, sich von Priestern gängeln zu lassen. Trotz aller erdenklichen Mühe war es seiner Mutter nicht gelungen, ihn zum Eintritt in den geistlichen Stand zu vermögen. Während seiner kurzen Regierung vergab er mit größter Liberalität die wichtigsten Hofämter ohne Unterschied an Protestanten wie Katholiken und erwählte gleich nach seinem Regierungsantritt eine protestantische Ehrendame für seine Gemahlin. Die Ehre der polnischen Königskrone lehnte er ab, um sich ganz seinem Vaterlande zu widmen, und als er noch 1763 starb, da klagte Sachsen um einen guten Fürsten. Geistig überragt wurde er von seiner Gattin Marie Antonie von Bayern, der kunstliebenden Freundin Friedrichs des Großen, die ihre kirchlichen Pflichten treulich erfüllte, doch von herzlosem Fanatismus frei, jedenfalls einsichtiger war als ihre Schwiegermutter.

Für den minderjährigen Friedrich August führte bis 1768 Prinz Xaver die Regierung, ein Mann von starkem Körper und starkem

Willen, ohne katholische Vorurteile, der, wie die Fama erzählt, selbst mit dem spanischen Rohre gegen die Jesuiten sich zu wehren wußte. Mit eigner Hand vollzog er 1764 die Grundsteinlegung der neuen Kreuzkirche in Dresden, schenkte 140 000 Thaler zum Bau und bezeugte damit, wie es ihm mit den Religionsversicherungen, die auch er geben mußte, Ernst war. In seinen religiösen Überzeugungen ihm gleich war sein jüngerer Bruder Clemens Wenceslaus, der als österreichischer Generalfeldmarschall-Leutnant 1761 in den geistlichen Stand trat und bereits 1763 Bischof von Freising und Regensburg, später auch Bischof von Augsburg und Propst von Ellwangen und 1768 letzter Kurfürst von Trier ward. Er war ein durchaus aufgeklärter Kirchenfürst, Anhänger der Toleranzideen Josefs II. Wie er den edlen Hontheim geschätzt hat, so hat er 1783 für sein Kurfürstentum ein Toleranzedikt gegeben und ist 1786 mit gleichgesinnten Kirchenfürsten zur Emser Punktation zusammengetreten, welche gegen die päpstliche Allgewalt Front machte und, freilich vergebens, eine deutsche katholische Nationalkirche forderte. Daß eine Tochter Maria Josefas in ein Kloster ging, weist keineswegs auf besonders entwickelte Frömmigkeit hin, die wenig hübsche Dame that es nur, sich zu versorgen.

Unter der Regierung Friedrich Augusts, der 1768 den Thron bestieg, hatte in jeder Beziehung der Geist der Mäßigung die Oberhand. Früh vaterlos, von seiner Mutter nicht bevorzugt, war der Prinz von dem Abbé Viktor, einem Jesuiten aus Piemont, in der Religion und von protestantischen Lehrern wie Gutschmid und Burgsdorff in den Wissenschaften unterrichtet worden. Wie wenig sich der Jüngling gegen den Protestantismus hatte einnehmen lassen, bezeugt der Umstand, daß er von 1765 bis 1769 wiederholt bei dem von ihm hochgeschätzten Gellert in Leipzig Vorlesungen hörte, die ihn in seinen angeborenen Grundsätzen der Rechtlichkeit befestigten. Schon 1769 vermählt, fand der junge Kurfürst in Marie Amalie Auguste von Pfalz-Zweibrücken eine gleichgesinnte Gefährtin, die sich kaum je herbeiließ, Propaganda zu treiben. Dem Beichtvater des Kurfürsten, Pater Hertz, war strengstens befohlen worden, ihm gegenüber nur von Religion, nie von Staatsangelegenheiten zu sprechen, denn er hatte bereits 1768 den Versuch gemacht, sein Beichtkind zu einer jesuitischen Politik zu verleiten. Der freche Pater suchte den jungen Kurfürsten zu bestimmen, die von ihm bereits gegebenen Religionsversicherungen einfach nicht zu bestätigen und das Corpus evangelicorum abzugeben. Schon jubelte man in Wien, den Sachsenfürsten von der Last der Religionsreversalien losgemacht und in ihm den Mann gefunden zu haben, der als katholischer Reichsstand die Zwecke Roms und des Hauses Habsburg nun doppelt fördern werde. Aber Friedrich August war zu redlich, als daß er sich zu solchen Umtrieben hergegeben hätte. Er wies den Rat seines Beichtvaters, sein Sachsenvolk zu hintergehen, von sich, vollzog die Religionsversicherungen und zeigte, wie recht der große Friedrich von ihm

geurteilt hatte: „Er ist ein Fürst, der schon als Knabe sein Wort nicht brechen konnte.“ Wie Hertz, so gehörten nach wie vor sämtliche katholische Geistliche in Sachsen dem Jesuitenorden an, mit dessen Hilfe einst das Fürstenhaus convertiert worden war und der seit 1697 und 1712 ein Anrecht auf Sachsen zu haben glaubte. Ihre Zahl war nicht gering, sie war 1773 in Dresden, Leipzig und Hubertusburg auf mehr denn zwanzig angewachsen. Die Hof- und Staatskalender nennen ihre Namen, meist süddeutschen, böhmischen oder welschen Klanges: Franziskus Hertz, Johannes Limpacher, Matthias Becker, Josefus Huber, Matthäus Chmel, Franziskus Kreitl, Florianus Asole, Franziskus Xaverius Boccard; hinter jedem Namen steht das bedeutsame S. J. Als 1773 Clemens XIV. den Jesuitenorden aufhob, da geschah das Seltsame, daß Friedrich August sämtliche Patres behielt, als ob nichts geschehen wäre. Der Kurfürst wandte sich selbst brieflich an den Papst, und so blieben die geistlichen Herren, nur unter dem Namen Weltgeistliche, in ihren Ämtern und Würden, und Sachsen zahlte jahrzehntelang an fünfundzwanzig Glieder eines Ordens, der nicht mehr existierte, Jahrgehälter von je 1000 bis 3000 Thaler. Als 1814 der Orden wiederhergestellt worden war, konnten sich die Jesuiten sagen, daß in Sachsen in einunddreißigjährigem Zwischenraum ihr Dasein in keiner Weise gestört worden sei und daß man sie zwar aus katholischen Landen ausgetrieben, aber gerade in dem Lande gehegt und gepflegt hatte, dem sie die tiefsten Wunden geschlagen hatten. Ihre amtliche Wirksamkeit fand erst 1831 in Sachsen ihr Ende; der letzte Jesuit in Sachsen mag Pater Bartholomäus Gracchi gewesen sein, der 1845 als emeritierter königlicher Beichtvater in Pillnitz starb und sein Vermögen seinen Ordensbrüdern in Köthen vermachte. Die Männer, denen es möglich war, bald als Lämmer, bald als Wölfe aufzutreten, scheinen in der Zeit von 1763 an in Sachsen mehr in der Rolle der Lämmer sich gefallen zu haben. Doch hatten die Landstände auch in dieser Zeit wiederholt über mancherlei Übergriffe der Agenten Roms zu klagen, und der gewissenhafte Kurfürst versprach in seinen Reversalien, z. B. 1805, derartige „Eingriffe und Excesse“ vorkommendenfalls durch sein Geheimes Konsilium „sofort abstellen zu lassen“.

Die katholischen Kultusstätten wurden seit dem Tode Maria Josefas im Lande wenig vermehrt, da wenig Bedürfnis hierfür vorhanden war. In Dresden, wo neben der großen Hofkirche 1739 eine Kapelle in der Infanteriekaserne, 1746 eine solche im Josefinenstifte, 1747 eine solche im Krankenstift von Friedrichstadt und später eine Kapelle für Baugefangene entstand, wurden 1767 und 1773 in Neustadt und Friedrichstadt katholische Schulen gegründet, zu denen 1787 eine Hauptschule mit Kapelle trat. Leipzig erhielt 1799 katholischen Gefangenengottesdienst, Hubertusburg hatte 1742 eine prachtvolle Kirche erhalten, in der eine kleine Gemeinde katholischer Böhmen

und übergetretener Sachsen die Messe hörte. Etwa seit 1765 fand in Meißen für die katholischen Porzellanarbeiter römischer Gottesdienst statt, der 1786 in eine Kapelle verlegt und von einem Dresdner Kaplan gehalten ward. Selbstverständlich hatte auch Pillnitz seinen katholischen Gottesdienst. In der Lausitz erhielt zu den alten katholischen Gemeinden das Rittergut Oberstrahwalde bei Herrnhut 1768 eine Kapelle mit eignem Kaplan. Seit 1753 führte der Dechant zu Bautzen die Bezeichnung „Bischof in partibus infidelium", ein Titel ohne Inhalt. Hatten bisher auswärtige Bischöfe oder die Bautzner Titularbischöfe die bischöflichen Handlungen in den Erblanden vollzogen, so erwirkte Friedrich August seinem Beichtvater das „apostolische Vikariat" für Sachsen, das jedoch erst 1807 gesetzlich anerkannt ward. In den unaufhörlichen Kriegen, die Sachsen um die Mitte des Jahrhunderts zu führen hatte, machte sich neben den evangelischen Feldpredigern auch ein katholischer Feldpater nötig; die mit der Seelsorge der römisch-katholischen Soldaten betrauten Jesuiten gaben indes zu mancherlei Beschwerden Anlaß. Ein Blick in die karge katholische Litteratur, die es damals auf Sachsens Boden gab, bezeugt, daß die katholische Kirche in demselben Moralismus aufging wie die evangelische. Die Predigten und Reden der Priester in Dresden, die katholischen Gebetbücher wie „Gebetbuch für die katholische Jugend, Budissin 1792", „Gebet- und Erbauungsbuch für katholische Christen, Dresden 1805", betonen das Römische weit weniger, als die Erzeugnisse einer früheren oder späteren Zeit. Die beiden Konfessionen hatten sich einander genähert, indem sie beide in dem großen See schwammen, der sich Gott, Tugend und Unsterblichkeit nannte. Der Dresdner Oberhofprediger reichte dem apostolischen Vikar die Hand, die Streitaxt war vergraben oder stumpf geworden; aber tief im Herzen trug das Sachsenvolk die alte Abneigung gegen die Weihrauchwolken eines fremden, abergläubischen Kultes, weil es erzogen war für das Licht der evangelischen Wahrheit.

69. Kultur und Sitte.

Das Zeitalter der Aufklärung war für Sachsen das Zeitalter Friedrich Augusts des Gerechten. Er hatte ein Land übernommen, das durch die Sünden der Auguste an den Rand des Abgrundes gebracht worden war. Als der junge Goethe 1768 von der Kuppel der Frauenkirche auf das noch in Trümmern liegende Dresden schaute, sagte der Küster: „Das hat der Feind gethan!" So fiel der Blick damals auf ein zerrüttetes Land. „Sachsen ist ruiniert und erschöpft," schrieb 1770 ein Reisender, „weder die Bevölkerung noch das Einkommen, noch Handel und Hilfsquellen, die es jetzt hat, sind mit denen zu vergleichen, die es vor dem Kriege hatte." Da erhielt Sachsen in dem pflichttreuen, ernstgesinnten und rechtschaffenen Friedrich

Auguſt, einer biederen Beamtennatur, einen Herrſcher, der durch wohlwollende und vorſichtige Maßnahmen die Wunden ſeines Volkes heilte und bei ſeiner Regierung nicht mehr den Glanz des Hofes, ſondern das Wohl des Volkes vor Augen hatte. Ohne jeden Anflug von Genialität machte er auf Fernerſtehende den Eindruck der Beſchränktheit. Ein preußiſcher General, dem der große Friedrich als Herrſcherideal vorſchwebte, urteilte über den ſächſiſchen Fürſten und ſein Regiment nicht eben günſtig: „Mitten in ſeinem Lande ſitzt Friedrich Auguſt gleichſam auf einem Felſenſchloſſe. Nur wenige kennen ihn, und er kennt faſt niemand. Die Mauern des Felſenſchloſſes ſind aus Stolz, Papismus und Hofetikette erbaut. Der Oberkammerherr, der erſte Marſchall und der Beichtvater mit ihren Gehilfen und Untergebenen verſehen die Wache. Einige Miniſterialköche reichen durch ein Schiebeloch in der Thüre die gewöhnliche Notdurft ein. Wer den redlich geſinnten Fürſten aus dieſem wahren Staatsgefängniſſe befreien könnte, würde Sachſen einen Regenten geben, der Auguſt, dem Bruder von Moritz, zwar nicht gleich kommen, aber alle zwiſchen ihnen ſtehenden weit übertreffen würde. Denn es iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß er das Gute mehrenteils recht gerne will und aus ſeinem freiwilligen Kerker heraus manchem Erſprießlichen, das ſich von ſelbſt macht, nichts in den Weg legt. Mit tiefen Verbeugungen und demütigen Handküſſen in ſeinen vier Wänden zufrieden, miſcht er ſich in keine weit ausſehenden Welthändel und frommt ſchon hierdurch ſeinem Volke ungemein viel.“ „Ohne Friedrich Auguſt wäre Sachſen verloren geweſen,“ urteilt Mirabeau 1786, „durch ihn wurde Sachſen das glücklichſte Land in Deutſchland.“ Nachdem der Hubertusburger Friede geſchloſſen und Sachſens Verbindung mit Polen gelöſt war, blieb das Land zu ſeinem Heile fortan nur ein Glied des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation, trieb zunächſt keine auswärtige Politik mehr und beſchäftigte ſich mit ſich ſelbſt. Die getreuen Stände leiſteten trotz ihrer ſchwerfälligen und veralteten Verfaſſung, was in ihren Kräften ſtand, tüchtige Miniſter und Räte ſetzten zur Wiedergeburt des Vaterlandes ihr ganzes Können ein. Das proteſtantiſche Volk hatte den Willen und die Fähigkeit, ſich aufzuraffen. Auf allen Gebieten der Staats- und Volkswirtſchaft regte ſich, wie in den Tagen des erſten Auguſt, ein neues Leben. Dem Finanzkollegium gelang es, die ungeheure Schuldenlaſt, die dem Staate durch den ſiebenjährigen Krieg erwachſen war, zu tilgen, das Heer ward reorganiſiert, ſo daß Karl Auguſt von Weimar die ſächſiſche Armee das beſte Volksheer Deutſchlands nennen konnte, das Armenweſen ward durch die treffliche Armenordnung von 1772 neu geordnet, die Rechts- und Geſundheitsſpege erfuhren durchgreifende Verbeſſerungen. Dazu nahmen Landwirtſchaft und Handwerk, Verkehr und Handel einen neuen Aufſchwung, und während nach dem Kriege die Bevölkerung auf $1^1/_2$ Millionen herabgeſunken war, ſtieg ſie bis 1785 bereits auf zwei Millionen.

Das geistige Leben würde sich glänzend gestaltet haben, wenn man nicht, wie so oft in Sachsen, die großen, führenden Geister, wie Lessing, Fichte, Heyne über die Grenze hätte ziehen lassen, um nur die Mittelmäßigkeit im Lande zu behalten. Doch erhöhten in Kunst und Wissenschaft viele Talente den Ruhm der sächsischen Lande. Von Leipzig konnte in Gottscheds und Gellerts Zeiten Goethe rühmen: „Mein Leipzig lob' ich mir, es ist ein klein Paris und bildet seine Leute", während Schiller in späterer Zeit von der Pleiße sang: „Flach ist mein Ufer und seicht mein Bach: es schöpften zu durstig meine Poeten mich, meine Prosaiker aus". Die Universität, an welcher Männer lehrten wie die Theologen Ernesti und Crusius, die Historiker Böhme, Weiße und Beck, die Juristen Bauer und Hommel, die Philologen Reiske und Herrmann, galt als der Mittelpunkt des gelehrten Deutschlands und hatte Wittenberg längst weit überflügelt. Reges geistiges Leben pulsierte auch in Dresden. Hier ward von Adelung die deutsche Sprache rühmlichst gepflegt, wie denn Schiller in einem Xenion von dem Elbstrome sang: „All' ihr andern, ihr sprecht nur ein Kauderwelsch; unter den Flüssen Deutschlands rede nur ich, und auch in Meißen nur, deutsch." Den Mittelpunkt der höheren Geselligkeit bildete in Dresden das Haus des Appellationsrates Christian Gottfried Körner. Hier fand die Pflege der Dichtung und Musik eine traute Heimstätte, der Hausherr trieb Kantische Philosophie, Tante Dora führte den Pinsel, und der junge Theodor entfaltete seine Dichtergabe; hier gingen Goethe und Schiller, Stein und Arndt, Mozart und Karl Maria v. Weber aus und ein. Der geistig hervorragendste Mann in Dresden aber war damals der Oberhofprediger Reinhard, von welchem Goethe sagte: „Seine schöne sittliche Natur, sein ausgebildeter Geist, sein redliches Wollen, sowie seine praktische Einsicht treten überall in ehrwürdiger Liebenswürdigkeit hervor." Die Künste waren vertreten in Dresden durch die Kirchenkomponisten Naumann und Schuster, durch den Baumeister Krubsacius, in Leipzig durch den Maler Oeser, den Kupferstecher Bause u. a. m.

Bemerkenswerte Fortschritte machte das Schulwesen Sachsens. Wie die Landesschulen, so erfreuten sich auch die lateinischen Stadtschulen gelehrter Rektoren und Kollaboratoren, die ein glänzendes Latein sprachen und schrieben. In keinem Lande wurde die Jugend so in den Geist Griechenlands und Roms eingeführt wie in Sachsen. Noch beherrschten die alten Sprachen den gesamten Unterricht, aber die neue Zeit kündete sich an, in der auch das Deutsche und die Realien zu ihrem Rechte kamen. Dieser neue Geist veranlaßte 1788 die Gründung des ersten Lehrerseminars durch den Pastor Nicolai, dessen Nachfolger im Direktorate 1797 der Pastor Dinter ward, der klassische Vertreter sächsischer Erziehungskunst. War in der neuen Landschulordnung von Ernestis Hand das Volksschulwesen weniger berücksichtigt als die Gelehrtenschulen, so brach sich doch die Erkenntnis Bahn, daß

die Elementarschulen erhöhter Pflege bedürften. Man gründete eifrig Armen- und Freischulen, Töchterschulen und Industrieschulen, und bereits 1778 hatte Samuel Heinicke in Leipzig das erste deutsche Taubstummeninstitut eröffnet.

Mit hoher Achtung blickten Fremde, wie Madame de Staël, auf ein Land, in dem vom Fürstenthrone bis zum Bürger- und Bauernhause Fleiß und Wohlstand zu Hause war, in welchem Ordnung und Bildungsstreben einander die Hand reichten und überall Achtung vor göttlichen und menschlichen Gesetzen herrschte. Was Fernerstehende gegen den sächsischen Volksstamm im Zeitalter des Zopfes einnahm, war eine gewisse ins Philiströse übergehende Nüchternheit und Plattheit, der Mangel an Schwung und Begeisterung, die Verständnislosigkeit für das politische Leben der Nation, die spießbürgerliche Enge und Beschränktheit des Blickes und die gar zu große Bescheidenheit und Unterwürfigkeit. Nach dieser Seite hin äußerten sich Schiller und Fichte bitter über die Sachsen. Die nervöse Karoline v. Wolzogen schrieb: „Die Kursachsen sind nicht die liebenswürdigsten von unsern deutschen Landsleuten. Aber die Dresdner sind vollends ein seichtes, zusammengeschrumpftes, unleidliches Volk, bei dem es einem nie wohl wird.“ Jean Paul sagte nach einer Hoffeierlichkeit in der katholischen Kirche 1798: „Ich habe dabei meine demokratischen Zähne geknirscht am meisten über das gekrümmte Schranzenvolk von Dresden, das nicht schön, nicht edel, nicht lesebegierig, nicht kunstbegierig, sondern nur höflich ist.“ Stein pflegte die Sachsen nur das „Lakaienvolk“ zu nennen. Die politische Gesinnungslosigkeit der Sachsen in der napoleonischen Zeit geißelte der preußische Gesandte Graf Geßler in einem Briefe an Arndt von 1814 so: „Meine Saxons ekeln mich an. Sachsen ist das einzige Land, in dem ich mit den Menschen nicht auskommen kann. Die platte Eitelkeit dieser jämmerlichen Kerls, die für nichts Edles Sinn haben, die Franzosen lieben und ihnen anhängen, weil sie von ihnen wie Köter Hiebe bekommen, ihren höchst erbärmlichen König mit seinen Kapuzinern zurückverlangen und nicht selbständige Deutsche werden mögen, sondern Sachsen bleiben und von ihren Nachbarn Fußtritte bekommen wollen!“ Mag vieles hiervon berechtigt gewesen sein; den guten Kern des sächsischen Volkscharakters berührt es nicht. Und dieser gute Kern legte immer wieder von seiner Keimfähigkeit und Triebkraft das beste Zeugnis ab.

IX. Kirchlicher Umschwung.

70. Neues Leben.

Es war am 31. Oktober 1800, daß in der evangelischen Hof- und Sophienkirche in Dresden der herkömmliche Reformationsfestgottesdienst abgehalten ward. Der 31. Oktober galt längst im Sachsenlande als ein hoher Feiertag, als ein evangelisches Pfingsten, an dem die protestantische Kirche ebenso jubilierte wie die gesamte christliche Kirche am Tage der Geistesausgießung. Und zumal nachdem der sächsische Hof 1697 dem treuen, durch und durch protestantischen Volke zwischen der schwarzen und weißen Elster einen so unverdienten Fußtritt versetzt hatte, legte man in Sachsen ein gewisses Gewicht auf die Feier des Reformationsfestes, um der Welt zu zeigen, was evangelisches Bewußtsein, was protestantische Bekenntnistreue ist.

So sah man denn an diesem Tage in der Morgenstunde, lange vor Beginn des Gottesdienstes, dichte Scharen von Kirchgängern nach der geräumigen Kirche ziehen. Man mußte sich bald aufmachen, um in diesem Gotteshause einen guten Platz zu erhalten, sollen sich doch in damaliger Zeit an festlichen Tagen bisweilen gegen viertausend Andächtige hier um die Kanzel geschart haben.

Der Gottesdienst hat angefangen. Nach den üblichen liturgischen Gesängen und Vorlesungen ist man eben dabei, das alte Heldenlied der Reformation zu singen: Ein' feste Burg ist unser Gott. Der Choral ist fast zu Ende. Da erscheint auf der Kanzel eine ehrwürdige Predigergestalt. Seine hohe Denkerstirn, sein mildes, freundliches Auge, sein würdevolles Auftreten nimmt unwillkürlich für ihn ein. Was den Andächtigen auffällt, ist, daß er neben der Bibel noch eine ganze Reihe Bücher mit auf die Kanzel gebracht hat.

Jetzt sind die letzten Töne des Lutherliedes verstummt. Man legt die Gesangbücher weg. Die Augen sind auf den Prediger gerichtet, man merkt allen eine heilige Spannung an. Da beginnt er, langsam, deutlich, mit überaus angenehmer Stimme: „Ob ich gleich, wie ich aufrichtig versichern und vor Gott bezeugen kann, das Evangelium von Jesu, seitdem ich das christliche Lehramt führe, fast an keinem Tage des Jahres mit mehr Rührung und Dankbarkeit gegen Gott,

mit mehr Freudigkeit und Mut verkündigt habe als an dem Feste, welches wir heute feiern: so bin ich doch, ich kann es nicht leugnen, schon seit einigen Jahren an eben diesem Tage mit einem heimlichen Kummer und mit einer Verlegenheit unter euch aufgetreten, meine Zuhörer, die ich kaum verbergen kann und die ich nicht umhin kann, euch endlich zu gestehen und bemerklich werden zu lassen."

Dieser Eingang vermehrt die Spannung der nach Tausenden zählenden Zuhörer. Es entsteht eine Stille, wie man sie bei einer so großen Menschenmenge kaum für möglich hält. Man hält den Atem an, um sich keine Silbe der Rede entgehen zu lassen. Da läßt der Prediger sich weiter vernehmen: „Es liegt in der Natur dieses Festes, daß es den, der öffentlich an demselben sprechen soll, mit einer ganz eigenen Freudigkeit erfüllen und gleichsam begeistern muß. Und in der That, ist es mir jemals gelungen, meiner Rede die Wärme der Begeisterung, das Feuer der Entzückung mitzuteilen, so geschah es an diesem Tage, so geschah es vornehmlich zu Wittenberg, wo ich an den Gräbern der großen Männer, welche die Kirchenverbesserung bewirkten, wo ich umgeben von ihren Bildnissen und Denkmalen, wo ich gleichsam umschwebt von ihren vollendeten Geistern verkündigen konnte, was durch sie geschehen ist. Aber schon seit einigen Jahren hat sich diese Freudigkeit vermindert, und ein stiller Kummer, eine Verlegenheit, die ich kaum verhehlen konnte, ist an ihre Stelle getreten. Ich habe mir's nämlich schon lange nicht mehr verbergen können, daß sich unsere Kirche, daß sich wenigstens die, welche am lautesten in derselben sprechen und für die vorzüglichsten und aufgeklärtesten Lehrer gelten wollen, von der eigentlichen Lehre Luthers und seiner Freunde und von ihrem wahren, aus ihren Schriften erweislichen Sinn immer mehr entfernen. So mag es denn das Geschäft dieser Stunde sein, euch an den eigentlichen wahren Ursprung unsrer Kirche zu erinnern, meine Brüder, euch zu zeigen, auf welche Haupt- und Grundlehre sie durch die Anstrengungen Luthers und seiner Freunde erbaut worden ist. Höret mich mit Aufmerksamkeit und Nachdenken, richtet selbst, ob ich beweisen werde, was ich zu sagen habe, und wundert euch nicht, wenn ich diesmal die großen Männer zuweilen selbst sprechen lasse, um deren wahren Sinn es uns eben zu thun ist."

Damit rückte der Prediger die lutherischen Bekenntnisschriften und einige Bände von Luthers Werken in der Walchschen Ausgabe — das waren die Bücher, die er mitgebracht — zurecht, nahm seine Bibel zur Hand und verlas als Predigttext Röm. 3, 23 bis 25: „Es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollen, nnd werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist, welchen Gott hat vorgestellet zu einem Gnadenstuhl durch den Glauben in seinem Blut." Auf Grund dieses Textes stellte der Prediger an die Spitze seiner Festpredigt den Satz: Wie sehr unsre Kirche

Ursache habe, es nie zu vergessen, sie sei ihr Dasein vornehmlich der Erneuerung des Lehrsatzes von der freien Gnade Gottes in Christo schuldig. Der Prediger bewies diesen Satz durch den Hinweis auf die Veranlassung zur Reformation, auf den Inhalt der Bekenntnisse, aus denen er reichlich Stellen anführte, auf den Eifer, mit dem Luther, den er mehrmals zitierte, diese Lehre vortrug und einschärfte, auf die Gestalt, die unsre Kirche gleich bei ihrem Entstehen empfing. An dieser Lehre festzuhalten, das sei unsre Kirche ihren Stiftern, der Wahrheit selbst, ihrer eignen Sicherheit und der Ruhe ihrer Mitglieder schuldig.

Eine tiefe Bewegung rief diese Predigt in den Gemütern aller Zuhörer hervor. So war in Dresden, so war in deutschen Landen seit langem nicht gepredigt worden. Man merkte es den Kirchgängern beim Heimgang an, daß das gehörte Wort in ihrem Innern gezündet hatte; überall bildeten sich Gruppen, in denen man seine Meinung austauschte, und wie die Zuhörer meist den gebildeten Kreisen angehörten, der Gelehrten, Beamten, Offiziere, so spann sich das Für und Wider über diese Reformationspredigt noch lange auch in den Abendgesellschaften fort; an öffentlichen Orten, ja selbst im Ballsaale konnte man über das reden hören, was am 31. Oktober von der Kanzel der Hofkirche herab gesagt worden war. Kurzum, die Predigt machte in ganz Dresden Aufsehen und erregte nicht bloß die Aufmerksamkeit des Oberkonsistoriums, sondern selbst der Regierung. Minister v. Burgsdorff verordnete in einem Erlaß vom 3. November 1800 an das Oberkonsistorium: „Wir lassen euch hierdurch unverhalten sein, daß unserm Geheimen Konsilio eure, des Oberhofpredigers, am letzten Reformationsfest gehaltene Predigt zu besonderm Wohlgefallen gereicht hat und daß dasselbe solche, als ein Wort zu seiner Zeit geredet, der öffentlichen Bekanntmachung durch den Druck vorzüglich wert, auch deren möglichste Verbreitung von allgemeinem Nutzen zu sein erachtet. Es wird daher euch deren Abdruck in hinlänglichen Exemplaren zu besorgen, dabei auch, daß derselbe auf Befehl veranstaltet worden sei, bemerklich zu machen, euch insgesamt aber anheimgestellet, es in dem Maße einzuleiten, daß an jede Kirche der hiesigen Lande ein oder nach Befinden mehrere gebundene oder doch geheftete Exemplare davon unentgeltlich abgegeben werden. Ihr habt aber bei dieser Gelegenheit die öffentlichen Religionslehrer durch die Behörden nachdrücklich erinnern zu lassen, daß auch sie die in dieser Predigt abgehandelten wichtigen Grundlehren von der freien Gnade Gottes in Christo, von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an sein Verdienst und von der Unzulänglichkeit aller menschlichen Tugenden ohne diesen Glauben zum Hauptgegenstand ihrer öffentlichen Vorträge zu machen, nicht minder dieselben deutlich und bestimmt dem Sinn der heiligen Schrift und den protestantischen Lehr- und Glaubensbekenntnissen allenthalben gemäß vorzutragen sich jederzeit gewissenhaft befleißigen mögen. Die zum Druck und zur Verteilung und sonst dabei erforderlichen Kosten mögen aus einer dazu schicklichen Kasse ent-

nommen werden, und an unsre Geheime Kanzlei ist eine für die stiftischen und lausitzischen Kirchen hinreichende Anzahl Exemplare einzusenden. Daran geschieht unser Wille und Meinung, und wir sind euch mit Gnaden wohl gewogen."

Überrascht und erfreut über diesen Erlaß besorgte der Reformationsfestprediger das Erforderliche. Als er diese Predigt entwarf und hielt, hatte er an nichts weniger als daran gedacht, sie einzeln und außer der Ordnung erscheinen zu lassen; sie sollte der Sammlung der übrigen einverleibt werden, die alljährlich auf dringendes Verlangen der Gemeinde und der theologischen Lesewelt ganz Deutschlands seit Jahren von ihm erschienen. So kam diese Predigt — ein unerhörtes und noch nie dagewesenes Ereignis — in die Hand eines jeden Pfarrers des damals noch großen und weiten Sachsenlandes, und zwar auf unmittelbaren Befehl der Regierung.

Was der Verfasser der Predigt wohl wünschen, aber nicht voraussehen konnte, geschah: die Predigt erregte in der theologischen Welt das größte Aufsehen; von allen Seiten regnete es Schriften und Broschüren für und wider; man übersetzte sie in fremde Sprachen, sogar ins Schwedische; es entspann sich ein förmlicher Streit, ob das, was in ihr vertreten wäre, recht sei oder nicht, und allerdings bäumte sich die Mehrzahl der damaligen Gottesgelehrten gegen die darin ausgesprochenen Gedanken auf, da sie der ganzen Richtung des Zeitalters ein Schlag ins Gesicht waren. Noch Jahrzehnte lang sprach und schrieb man über die denkwürdige Reformationspredigt von 1800, die so viel Staub aufgewirbelt hatte; noch im Jahre 1823 lieferte ein gelehrter Theologe Sachsens über sie einen ausführlichen Kommentar.

Und wer hatte mit einer einzigen Predigt solch einen Sturm auf dem sonst so glatten und ruhigen Meere des damaligen kirchlichen Lebens hervorgerufen? Das war es eben, daß jenes „Wort, geredet zu seiner Zeit", von einem der angesehensten Theologen, von dem unbestritten bedeutendsten Prediger jener Zeit ausgegangen war, Franz Volkmar Reinhard, Oberhofprediger in Dresden. Ein Bayer von Geburt, war er erst Professor der Philosophie und Theologie in Wittenberg gewesen und hatte in Wort und Schrift einen milden, offenbarungsgläubigen, durch philosophische Schulung geläuterten Protestantismus vertreten. Im Jahre 1792 ward er als erster Geistlicher nach Dresden berufen. Da hat der geistvollste Mann der Residenz auf der Kanzel wie am grünen Tische eine wahrhaft glänzende Thätigkeit entfaltet. Man nannte ihn den deutschen Demosthenes. „Könntest du auf der Kanzel so sprechen" — das war das Ideal, das er sich selbst von einer guten Predigt machte — „daß deine Rede allezeit ein streng geordnetes, in allen seinen Teilen fest verknüpftes und in der natürlichen Ordnung fortschreitendes Ganze wäre; könntest du allezeit einen interessanten, in einem nahen Zusammenhange mit den wichtigsten Angelegenheiten deiner Zuhörer stehenden und für das

Leben fruchtbaren Stoff behandeln; könntest du dies so thun, daß du jeden Gedanken immer in die Worte kleidetest, die ihn im ganzen Schatz der Sprache am richtigsten und treffendsten bezeichnen; könntest du folglich beim Lehren immer den faßlichsten, beim Beschreiben den anschaulichsten, beim Ermahnen den kräftigsten, beim Warnen den erschütterndsten, beim Trösten den beruhigendsten Ausdruck finden; könntest du dich der Sprache so bedienen, daß jede Schattierung der Begriffe, jeder Wechsel der Gefühle, jede Steigerung des Affekts durch sie sichtbar würde und immer die Saite des Herzens träfe, die angeregt werden soll; könntest du endlich deiner Rede eine Fülle ohne Wortschwall, einen Wohlklang ohne erkünstelten Rhythmus und einen leichten, ungehinderten, Ohr und Herz gleichsam überströmenden Fluß verschaffen: so würde das die Beredsamkeit sein, die sich für die Kanzel schickte."

Ein hohes Ideal; aber Reinhard hat es erreicht, so weit es seine Begabung zuließ. Was nur selten einem Prediger zu teil ward, eine allzeit gleichmäßig dicht gefüllte Kirche, ihm ward es zwanzig Jahre lang in Sachsens Hauptstadt zu teil. Alle seine Predigten wurden gedruckt, und von den 35 starken Bänden erlebten viele noch bei seinen Lebzeiten mehrere Auflagen. Kein Wunder nach alledem, daß ein Zeugnis aus seinem Munde die Geister so gewaltig erregte, auch wenn dies Zeugnis zunächst und vor allem eine schwere Anklage gegen seine ganze Zeit enthielt.

Und welches ist nun die große kirchengeschichtliche Bedeutung der denkwürdigen Reinhardschen Reformationspredigt von 1800? Bei all den guten Früchten, welche die Aufklärung, der verstandesmäßige, kritisch sichtende Rationalismus für Wissenschaft und Leben gezeitigt hatte, darf doch nicht verschwiegen werden, daß er das Christentum nicht in seiner vollen Tiefe erfaßte, vor allem die Rechtfertigung aus Gnaden allein, das Schiboleth der Reformation, verwischte und damit den Grund und Boden verließ, den die Reformatoren gelegt hatten. Gegen sechzig Jahre stand diese Richtung in voller Kraft, bis am Ende des alten und im Anfange des neuen Jahrhunderts die Vorboten einer besseren Zeit erschienen. Im Jahre 1799 trat der größte Theolog der Neuzeit, Friedrich Schleiermacher, auf und belehrte die Welt in seinen „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern", daß die Religion weder ein Denken noch ein Thun sei, wie der Rationalismus sagte, sondern ein Gefühl. Im Gemüt hat die Religion ihren Sitz, das war die Quintessenz seines mächtigen Appells an seine Zeit. War Schleiermachers Zeugnis bei aller seiner Bedeutsamkeit mehr allgemeiner Natur, so daß es ihm wegen der Unbestimmtheit seiner Forderungen sogar den Vorwurf des Pantheismus eintrug, so richtete sich Reinhard in seiner Reformationspredigt ganz konkret gegen den Hauptmangel der damaligen Theologie, gegen die Geringschätzung dessen, was den Reformatoren Kern und Stern ihres Redens und Wirkens gewesen war, und traf damit in

meisterhaftem Griffe den wundesten Punkt der ganzen theologischen Wissenschaft und Praxis seiner Zeit. Inmitten einer rationalistisch verwässerten Zeit, die einem mageren Vernunftchristentum huldigte mit der Dreiheit „Gott, Tugend und Unsterblichkeit", inmitten einer Zeit, die das gesamte Christentum mehr oder weniger in einige Regeln zu vernunftmäßigem Handeln zusammenschrumpfen ließ und sich dadurch von dem Grunde der Schrift und der Reformatoren in eben dem Maße entfernte, als sie sich der Werkheiligkeit des Romanismus näherte, pflanzte Reinhard mit seiner Predigt das Panier vollreformatorischen Glaubens, die Fahne echt schriftgemäßer und darum echt evangelischer Lehre auf. Zum ersten Male rief er wieder nach langer Dürre in die evangelische Welt hinein: Zurück zu den Grundsätzen der Reformation, zurück zu den lutherischen Bekenntnisschriften, zurück zu den Werken der großen Zeugen des sechzehnten Jahrhunderts, zurück zu Luther, dem lange vergessenen — hier liegen die starken Wurzeln eurer Kraft! Mit diesem Rufe wurde der Prediger der Herold einer neuen, besseren Zeit am Eingang des Jahrhunderts. Ward sein Wort auch nicht sogleich und nicht allenthalben begriffen, so war es doch ein glückverheißender Morgengruß, ein Sonnenstrahl, der mit berufen war, die Landeskirche wieder zu verjüngen. Wenige Jahre vorher hatte man in Preußen die Kirche mit dem Korporalstock wieder auf den Glaubensgrund der Reformation stellen wollen; was Wöllner mit dem Zwangsmittel seines „Religionsedikts" nicht gelungen war, das gelang Burgsdorff mit der Empfehlung einer Predigt; nur durch Gottes Wort kam auch diesmal der Umschwung der Geister und des christlichen Standes Besserung.

71. Rationalismus und Supranaturalismus.

Hatte Reinhards bedeutsame Predigt von 1800 die Geister aufgerüttelt, so spalteten seine „Geständnisse" die Theologen in zwei feindliche Lager. In diesem köstlichen Büchlein behandelte er das Problem der Zeit, ob Rationalismus oder Supranaturalismus? und stellte die zwei als unvereinbar hin. „Strenger und systematischer Zusammenhang, Einheit der Prinzipien und folgerechtes Denken findet nur statt, wenn man sich entweder ganz an die Vernunft oder ganz an die Schrift hält; wirklich konsequent ist nur der Rationalist und der Supranaturalist. Bei jenem entscheidet die Vernunft allein; was diese nicht fassen und billigen kann, kann auch kein Teil seiner Überzeugungen werden; in seiner Erkenntnis ist daher alles zusammenhängend und homogen, die Schrift ist ihm nicht mehr als jedes andere menschliche Buch. Eben so übereinstimmend mit sich selbst ist der Supranaturalist. Ihm ist in Sachen der Religion und des Glaubens die Schrift, was dem Rationalisten die Vernunft ist. Man wird inkonsequent, man verliert ein ausreichendes, alles bestimmendes und die ganze Erkenntnis

regelndes Prinzip, sobald man einen Mittelweg einschlagen, sobald man die Vernunft und die Schrift nicht subordinieren, sondern koordinieren will. In diesem Falle läßt sich nämlich auf keine Weise bestimmen, wie weit die Rechte einer jeden von beiden gehen und wie ihre Ansprüche gegen einander ausgeglichen werden sollen. Es ist nichts weiter als regellose Willkür, wenn man bald die Vernunft, bald die Schrift gelten läßt, der eine wird mehr der Vernunft, der andre mehr der Schrift folgen, der eine für vernunftwidrig und verwerflich erklären, was der andre noch festhält und mit der Vernunft vereinigen zu können glaubt. Bei diesem Vermitteln und Unterhandeln behielt denn bald die Schrift, bald die Vernunft mehr Recht, je nachdem der Vermittler und Unterhändler mehr den Interpreten oder den Philosophen machte. Es blieben mir also nur zwei Auswege übrig: ich mußte entweder ein strenger Rationalist werden und das Evangelium nebst aller höheren Offenbarung verwerfen, oder mich zu einem ebenso strengen Supranaturalismus entschließen und die Vernunft in Sachen des Glaubens der Schrift unterordnen. Das Erste konnte ich auf keine Weise über mich erhalten, ich hatte keine Wahl weiter, ich mußte auf die Seite der Offenbarung treten." Diese Aufstellungen erregten die Geister aufs tiefste. Am schärfsten bestritt sie Professor Tzschirner in Leipzig. In seinen „Briefen, veranlaßt durch Reinhards Geständnisse" führte er aus, konsequent sei allerdings nur das biblische System und der Rationalismus. Mit einem ethisch-kritischen Rationalismus aber sei es wohl vereinbar, das Christentum als eine göttliche, durch Wunder beglaubigte Offenbarung zu betrachten. Was den Inhalt des Christentums betreffe, könne man Rationalist sein, zugleich aber in Bezug auf seine Entstehung und Einführung Supranaturalist. Er halte an einem offenbarungsgläubigen Rationalismus fest, der ebensowohl die Grundlehren des Christentums enthalte wie das biblische System des Supranaturalismus.

Obgleich sich Reinhard und Tzschirner über diese Kluft der Anschauungen hinweg die Hand reichten, war der Streit zwischen den beiden Systemen noch keineswegs ausgeglichen, und Tzschirner selbst ward bald darauf von einem Vertreter des „biblischen" Systems um seines kritischen Rationalismus willen auf das schärfste denunziert. Im August 1815 kolloquierte Tzschirner vor Ammon in Dresden für die Leipziger Superintendentur. Unter den Zuhörern befand sich der originelle Lausaer Pastor Roller, der nicht nur Supranaturalist, sondern Lutheraner strengster Richtung war. Er hörte mit Entsetzen zu und schrieb an den ihm gesinnungsverwandten Minister v. Einsiedel: „Ich wende mich in Gottes Namen an Ew. Excellenz. Am 16. August kolloquierte vor einem hohen Oberkonsistorio der zukünftige Superintendent zu Leipzig, D. Tzschirner. Es äußerte dieser Mann ganz frei seine rationalistischen Grundsätze, wie er sie schon früher in Schriften, die ich nicht kenne, vorgetragen haben soll. Des hochwürdigen Super-

intendenten D. Tittmann nachdrückliche und gründliche Widerlegung aus der heiligen Schrift fruchtete bei ihm nicht; und gegen des Oberhofpredigers D. Ammon Opposition, daß seine Predigt schriftwidrig und der wahre Rationalismus gewesen sei, konnte er sich nicht rechtfertigen. Dennoch ist er Ephorus geworden. Da es nun unwidersprechlich, daß der Rat Gottes, durch den Glauben selig zu machen, den Klugen dieser Welt eine Thorheit bleibt, wir aber die Verheißung des heiligen Geistes haben, der in alle Wahrheit leiten und Christum uns verklären soll, gleichwie denn auch der Apostel schreibt: 1. Kor. 2, 11 bis 14: „Niemand weiß, was in Gott ist, ohne der Geist Gottes, der natürliche Mensch aber vernimmt nichts vom Geiste Gottes, es ist ihm eine Thorheit und kann es nicht erkennen, denn es muß geistlich gerichtet sein", und da wir auch in den libris symbolicis bekennen: Ich glaube, daß ich nicht aus eigner Vernunft noch Kraft an Jesum Christum glauben oder zu ihm kommen kann — so kann unmöglich weder in der protestantischen noch in einer andern christlichen Gemeine jemand ein Bischof heißen und andre Lehrer prüfen, weihen und ermahnen, der die Vernunft zur Richterin über die Schrift und zum Licht aufstellt, dem man eigentlich folgen müsse. Ich bitte Ew. Excellenz meinerseits in der tiefsten Demut, aber im Namen Jesu Christi mit aller Anregung und Kraft, daß Sie nebst dem höchsten Kollegio wahrnehmen des Zustandes der Kirche in unserm lieben Vaterlande, damit dem Unglauben und den Irrlehren gewehrt und der Segen des Evangelii mit der Gnade Gottes auf uns und unsre Nachkommen gebracht werde." Sofort berichtete Einsiedel an den Minister v. Globig und erbat sich von ihm nach Anhörung des Oberkonsistoriums nähere Mitteilungen über die Sache aus. Da man indessen wohl zu der Erkenntnis kam, daß die Streitsache auf anderem als dem Wege des Disziplinarverfahrens ausgefochten werden müsse, so ließ man die wohlgemeinte Denunziation des Pfarrers von Lausa auf sich beruhen.

Bald sollte der ins Wasser geworfene Stein weitere Kreise ziehen. Der originelle Prediger Claus Harms in Kiel, ein Mann von Luthers Art, hatte zum Reformationsjubiläum, das überall in deutschen Landen mit Begeisterung gefeiert ward, die 95 Streitsätze des Reformators aus der Sprache des Jahres 1517 in die des Jahres 1817 übersetzt, das heißt: er hatte selbst 95 Thesen in die Welt gehen lassen, in denen er geistvoll und derb dem Rationalismus den Krieg erklärte und für ein gesundes Luthertum eintrat. Bald regte es sich in der Theologenwelt für und wider Harms, und niemand konnte die neuen Thesen unbeachtet lassen. Auch der Dresdner Oberhofprediger Ammon, Reinhards Nachfolger, sah sich veranlaßt, sich darüber zu äußern und nannte in seinem Predigermagazin die Kieler Sätze „bittre Arzenei für die Glaubensschwäche der Zeit." Gerade das aber erregte mit Recht die Verwunderung der Zeitgenossen. Kaum Einer schien ein so entschiedener Gegner des Mystizismus und ein so eifriger Verfechter des

rationalen Prinzips zu sein wie der sächsische Oberhofprediger; und nun hatte er plötzlich geschwenkt. Dem Erstaunen der wissenschaftlichen Welt gab Schleiermacher Ausdruck und setzte der bittern Arzenei eine noch herbere Pille entgegen in seiner Zuschrift „An Herrn Oberhofprediger D. Ammon über seine Prüfung der Harmsschen Sätze", in der er dem Gegner, den man doch für einen freisinnigen Mann gehalten habe, den Vorwurf der Charakterlosigkeit machte: „so laviert das Schiffchen, so gleitet der Aal!" Ammon entgegnete dem Widerpart, weit entfernt sittlich entrüstet zu sein, mit der Coulanz des Hofmanns und bot ihm lächelnd die Hand zur Versöhnung dar, die Schleiermacher gar nicht begehrt hatte. Die ganze Sache liefert nicht nur einen Beweis für die Elastizität des Charakters bei Ammon, der in der That rationalistisch angefangen und mit seiner Berufung nach Sachsen unter dem System Einsiedels immer mehr nach rechts gesteuert hatte, sie bezeugt, wie unentschieden Rationalismus und Supranaturalismus in der Seele des Einzelnen um die Palme rangen. Vorläufig schien in Sachsen der Rationalismus noch immer sich zu behaupten. Dafür sorgte Ammon selbst, der 1819 in einem Sendschreiben sagte: „Es ist also auch die wahre Vernunft gläubig wie die treue Liebe"; dafür sorgte der „etwas verholzte Kantianer" Krug in Leipzig, der darthat, „daß es mit der Vernunftreligion doch etwas sei."

Ein dramatischer Zusammenstoß der beiden Richtungen erfolgte auf einer akademischen Disputation. Wie Tholuck nach Halle berufen worden war, um dort eine neue, gläubige Ära zu eröffnen, so berief der Minister v. Einsiedel den Superintendenten August Hahn aus Königsberg an die theologische Fakultät Leipzig, um sie im Sinne des Bibelglaubens zu fördern. Hahns Dissertation über den Rationalismus suchte zu erweisen, daß derselbe vom Naturalismus nicht verschieden und dem Christentume verderblich sei. „Die Rationalisten weben dem Christentume das Leichentuch." In der Disputation vom 4. April 1827 forderte eine These des neuen Professors, daß die Rationalisten als Feinde des Christentums aus der Kirche zu entlassen seien oder doch in Konsequenz ihrer Anschauung sie von selbst verlassen müßten. Krug, der als philosophischer Dekan amtlich zu entgegnen hatte, antwortete unter dem Jubel der akademischen Bürger: eine solche Behauptung, die höchst ehrenwerte Kirchenlehrer und Kollegen mit Trugschlüssen von der Christenheit ausschließen wolle, sei durchaus widerchristlich. Bald flogen Schriften hin und wider. Für Hahn stritt nicht nur die junge Berliner Evangelische Kirchenzeitung, sondern auch ein Leipziger Baumeister in der Schrift: „Der Rationalist kein evangelischer Christ." Größer war die Sturmflut gegen ihn: Krug ließ ein Gutachten in die Welt gehen, Röhr erhob seine Stimme, Kähler in Königsberg richtete ein Sendschreiben an seinen ehemaligen Amtsgenossen. Unter den namenlosen Schriften ragt ein Büchlein hervor mit dem Titel: „Die Leipziger Disputation, eine theologische Denk-

schrift", in der der Beweis geliefert war, daß die Behauptung von der Ähnlichkeit des Rationalismus mit dem Naturalismus gehässig und die Forderung, die Rationalisten aus der Kirche zu entlassen, „unvernünftig, unprotestantisch und unchristlich sei." Das kleine Buch erregte Aufsehen in Leipzig; es war von Hase. „Bei dem gebildeten Bürgerstande der Stadt, der durch den neuen Professor schon die alte Nacht hereinbrechen sah, kam ich in große Gunst," so erzählt er selbst; wenn er in Kaufläden seinen Namen nannte, konnte es vorkommen, daß man sagte: „Ach, Sie sind der Herr Magister Hase, der gegen Hahn! Das freut mich sehr! Von Ihnen nehme ich keinen Profit!" Hahn, der sich noch 1827 mit einer Rechtfertigungsschrift „an die evangelische Kirche in Preußen und Sachsen" wandte, war persönlich ein Mann voll Milde und Würde und hat in seiner „Glaubenslehre" gezeigt, daß er keineswegs ein lutherischer Eiferer, sondern nur ein warmer Vertreter eines praktischen Supranaturalismus war.

Von dem Regen und Bewegen der Geister damaliger Zeit liefert nicht nur diese Episode einen Beweis, sondern die ganze Geschichte der Universität, an der sie sich ereignete. Es ist die Zeit der Verjüngung der theologischen Fakultät in Leipzig, die mit der Auflösung der Wittenberger Hochschule mächtig an Bedeutung wuchs. Längst krankte der alte Burscher an „Leibes- und Geistesschwäche"; er ward 1805 durch den jungen Tittmann ersetzt, der „wegen seiner gründlichen Gelehrsamkeit und Orthodoxie und seines auf die Bibel gerichteten Studiums" einer ordentlichen Professur würdig schien, aber so wenig strenger Lutheraner war, daß er mit derselben Wärme wie Bretschneider für die Union eintrat. Nach Wolfs Tode bewarb sich der junge, geistesfrische Wittenberger Professor Tzschirner um dessen erledigte Stelle. Er schrieb 1809 nach Dresden: „Bewogen durch den Wunsch, auf der frequentern Leipziger Universität zu leben und zu lehren, habe ich bei der theologischen Fakultät besagter Akademie um die Denomination nachgesucht. Vier Jahre lang habe ich als Prediger und beinahe ebensolange als Lehrer auf der hiesigen Akademie die Pflichten meines Amtes nach Kräften zu erfüllen gesucht und bin außerdem unablässig bemüht gewesen, mich durch Schriften nützlich zu machen." In warmen Worten empfahl das Oberkonsistorium Tzschirner, der sofort „in Betracht der von ihm in seinen bisherigen Dienstverhältnissen bewährten vorzüglichen Eigenschaften" die königliche Bestätigung erhielt. Tzschirner entfaltete eine ungewöhnliche Thätigkeit auf allen Gebieten der Wissenschaft und Praxis und ward durch die Lauterkeit seines Charakters ein Mann des Vertrauens im ganzen Vaterland und in der ganzen protestantischen Welt. Als er in der Blüte des Lebens heimging, „da war es, wie man's liest in den alten Geschichten von den Urzeiten der Kirche, wenn ein großer Bischof gestorben war und seine ganze Kirche als eine Waise an seinem Sarge weinte." Nach Rosenmüllers Tode 1815 gedachte die Fakultät

im Sinne der praktischen Wissenschaft wohl zu thun, wenn sie den würdigen Heubner mit vorschlug, der durch Aufhebung der Wittenberger Universität um sein akademisches Amt gekommen war. Heubner selbst hatte dazu die Anregung gegeben in einem rührenden Schreiben an die Regierung. Er schrieb: „Ew. königliche Majestät erlauben einem Ihrer ehemaligen Unterthanen, der sich mit blutendem Herzen von Ihrer milden Regierung losgerissen sieht, noch eine unterthänige Bitte vorzulegen, zu welcher ihn ebenso die Ehrfurcht gegen den allverehrten Landesvater als die Liebe für das teure Vaterland drängt. Da die Universität Wittenberg, auf welcher ich seit zehn Jahren mit aufrichtigem Eifer und nicht ohne gesegneten Erfolg Theologie gelesen habe, nun unter einer protestantischen Regierung ihren Untergang gefunden hat und ich bei diesem traurigen Verhängnis Trost und Hoffnung suche, einen ähnlichen Wirkungskreis in meinem Vaterlande zu finden, so ersuche ich Ew. königliche Majestät allerunterthänigst, bei der Besetzung der vakanten theologischen Professur auf der Universität Leipzig auf mich huldreichst mit Rücksicht zu nehmen. Ich würde diese Gnade mit um so ehrfurchtsvollerem Danke erkennen, da sie mich wieder aufs neue mit meinem Vaterlande, dem ich gerne dienen möchte, und mit dem Fürsten vereinigt, unter dessen väterlicher Regierung ich von meinen ersten Lebensjahren an auf der Schule zu Pforta und auf der Universität allhier so viele teure Wohlthaten genossen habe und den ich nie aufhören werde mit ganzer Seele aufs dankbarste zu verehren und unvergeßlich in meinem Herzen zu bewahren." Vater Heubner erhielt die Stelle nicht. Als aber der betagte Keil starb, kam Heubner wieder in Betracht. „Wir würden vor allen — so schrieb die Fakultät 1818 an den Kirchenrat — den D. Heubner, Mitdirektor am Predigerseminar in Wittenberg, erwähnen, da wir wissen, daß dieser Mann durch gründliche und umfassende Gelehrsamkeit, vorzügliche Lehrfähigkeit, die er eine lange Reihe von Jahren hindurch auf dem Katheder wie auf der Kanzel bewährt hat, unermüdeten Amtseifer und strenge Sitten auf das rühmlichste sich ausgezeichnet." Sie fügte aber hinzu, daß sie zweifeln müsse, ob er, inzwischen nur noch fester an Wittenberg gekettet, dem Rufe Folge leisten werde. In der That hat Heubner abgelehnt und in der alten Lutherstadt bis an sein Lebensende ausgeharrt. Schon damals übrigens hatte ein junger Leipziger Gelehrter Aufsehen gemacht, der später eine Leuchte der Wissenschaft werden sollte: D. Georg Benedikt Winer. Allen Ernstes faßte die Fakultät den jungen Mann schon 1818 als Nachfolger Keils ins Auge und schrieb: „Zwar hat er erst im vorigen Jahre sich habilitiert und nur zwei Semester hindurch Vorlesungen gehalten. Allein auch in dieser kurzen Zeit hat er ganz vorzügliche Lehrgaben bewährt und das Vertrauen und den Beifall der Studierenden in dem Maße erworben, wie es andern oft erst nach vieljährigen Bemühungen gelingt. Er hat in diesen beiden Halbjahren nicht nur in den orientalischen

Sprachen Unterricht erteilt, sondern auch Bücher des alten Testaments erklärt und die Geschichte des jüdischen Volks, sowie die Einleitung ins alte Testament vorgetragen. Daß er seinen seltenen Beifall nicht zufälligen Umständen, auch nicht bloß der Gabe leichter Mitteilung, sondern seiner gründlichen Gelehrsamkeit und einer zweckmäßigen Auswahl der Gegenstände verdankt, dafür bürgt nicht nur seine Habilitationsdisputation, sondern auch das Urteil einheimischer und auswärtiger Gelehrten, mit denen er in litterarischer Verbindung steht. Überdem dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß unsre Universität in Gefahr ist, diesen ausgezeichneten jungen Gelehrten zu verlieren, da er den Ruf zu einer außerordentlichen Professur auf der Heidelberger Universität erhalten hat." Der junge Gelehrte erhielt nun freilich diesmal die Professur nicht, die vielmehr dem D. Cramer aus Rostock übertragen ward, trat aber 1832 in die Fakultät ein, deren Zierde er fast noch ein Menschenalter gewesen ist. Als es sich nach dem frühen Tode Cramers 1824 um Ersatz der Professur handelte, schlug die Fakultät Winer, Illgen und Thilo vor, während der Kirchenrat an Heubner, Schott und Hahn dachte und später auch noch auf Tholuck deutete, welcher sehr gelehrte und gründliche Schriften geschrieben habe. Die Fakultät berichtete, daß weder Heubner noch Schott geneigt sei, die Stelle anzunehmen und stemmte sich energisch gegen Hahn. Als nun vollends der Name Tholuck ruchbar ward, da beeilte sich die aus Tzschirner, Tittmann und Winzer bestehende Fakultät, zu bemerken, „daß die Versetzung des Professors Tholuck auf hiesige Universität uns keineswegs als wünschenswert erscheinen kann, teils weil seine theologische Bildung nur einseitig ist und es ihm an klassischen Studien mehr, als bisher bei uns gefunden worden, fehlet, weshalb wir selbst bezweifeln müssen, daß er eine Disputatio pro loco auf eine beifallswürdige Art zu halten und lesbare Programmata zu schreiben imstande sei, teils, weil sicherm Vernehmen nach sein Beifall als akademischer Dozent auf eine sehr bedenkliche Weise beschränkt ist". Nach längeren Verhandlungen erhielt Illgen die Stelle. Zwei Männer aber wurden der Fakultät reichlich das, was Tholuck ihr geworden wäre: Hahn und Großmann, ersterer, den wir bereits kennen lernten, letzterer, der den tiefbetrauerten Tzschirner ersetzte und nach einstimmigem Urteil aller beteiligten Kreise in dem Rufe stand, „daß er alles in sich vereinige, was die erledigten Ämter erfordern und, gleichweit entfernt von den Extremen herrschender theologischer Meinungen, deren Konflikt der Gemeinde Christi nur Nachteil bringen könne, das Evangelium dem Worte Gottes gemäß lehre".

Außer diesen würdigen Männern, die mit Beifall auf den Kathedern Leipzigs lehrten, bildeten noch eine Reihe von Magistern, Theile, Hase, Niedner, Höpfner und Fleck, die „junge Fakultät" genannt, starke Anziehungspunkte für die studierende Jugend. Gerade den bedeutendsten unter ihnen, Hase, vermochte die Universität nicht

lange zu halten. Er errang sich in Leipzig nur mit Mühe eine außerordentliche philosophische Professur ohne Gehalt und ging nach Jena, wo er eine glänzende akademische Thätigkeit entfalten sollte. Auch Niedner zog zuletzt aus Leipzigs Thoren. Still aber und stetig vollzog sich an der Fakultät und im ganzen Lande der Umschwung vom Rationalismus und Supranaturalismus zum Luthertum.

72. Verfassungsreformen der Kirche.

Mit politischen Umwälzungen ohnegleichen hatte das neunzehnte Jahrhundert für Deutschland begonnen. Durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 war thatsächlich die Auflösung des heiligen römischen Reiches ausgesprochen, am 17. Juli 1806 schlossen sechzehn süd- und westdeutsche Fürsten mit Frankreich den Rheinbund und traten am 1. August aus dem Reichsverbande aus, Kaiser Franz aber legte am 6. August die deutsche Kaiserkrone nieder. Deutschland lag am Boden, und das Genie Bonapartes triumphierte. Diese Umgestaltungen ließen auch Sachsen nicht unberührt. Infolge der Niederlage bei Jena sah sich auch Friedrich August genötigt, dem Rheinbunde beizutreten und erhielt dafür im Frieden von Posen am 11. Dezember 1806 von Napoleon den Königstitel. In der Knechtschaft des welschen Eroberers hat nun das neue Königreich all den Jammer durchkosten müssen, der sich für Deutschland und Europa an die Jahre 1806 bis 1813 knüpft. Auf sächsischem Boden ward die Entscheidungsschlacht geschlagen, die den Erbfeind in den Sand streckte. Aber zu spät hatte Sachsen dem Korsen die Freundschaft gekündigt, als Gefangener ward sein König aus dem Lande geführt und dieses selbst als eroberte Provinz betrachtet, bis der Wiener Kongreß 1815 die Teilung Sachsens verkündete. Die größere Hälfte des Landes, 368 Quadratmeilen, das albertinische Thüringen, der Kurkreis, die ganze Niederlausitz, die nordöstliche Hälfte der Oberlausitz und der neustädter Kreis, im ganzen 1206 Kirchspiele, fiel in der Hauptsache an Preußen, zu geringerem Teile an Sachsen-Weimar.

Im Innern des so erheblich verkleinerten Landes machten sich nun Verwaltungsreformen geltend wie auf staatlichem, so auch auf kirchlichem Gebiete. An Stelle des zeitherigen Geheimen Konsiliums trat nunmehr der Geheime Rat, nächst dem Geheimen Kabinette die oberste der Landesbehörden. Ihm blieb die „fernere Besorgung des wegen der evangelischen Religions-, Kirchen-, Universitäts- und Schulsachen den evangelischen Geheimen Räten im Jahre 1697 erteilten und seitdem fortwährend stattgehabten Auftrags“. Die beiden Konsistorien zu Dresden und Leipzig, sowie das Unterkonsistorium zu Glauchau blieben bestehen; ersteres stand nach wie vor als Oberkonsistorium und Kirchenrat unmittelbar unter dem Geheimen Rate. Das Wittenberger Konsistorium, das beinahe drei Jahrhunderte bestanden hatte, hörte 1815

auf, als der Kurkreis verloren ging. Auch die Tage der Meißner Stiftsregierung und des Stiftskonsistoriums in Wurzen waren gezählt; seit 1813 schwebten die Verhandlungen über ihre Aufhebung, die 1818 mit Einwilligung der Domkapitel zu stande kam. Die Stiftsregierung ging an die Landesregierung und die Befugnisse des Wurzner Konsistoriums an das zu Leipzig über. In der Oberlausitz hatte die 1821 neu organisierte Oberamtsregierung durch einen Kirchen- und Schulrat die geistlichen und Schulsachen der Evangelischen zu besorgen und war nicht dem Kirchenrat und Oberkonsistorium, sondern lediglich dem Geheimen Rate untergeordnet. Die Kircheninspektionen für die einzelnen Kirch- und Schulorte des Landes blieben in Gemäßheit der Kirchenordnung von 1580 bestehen, doch wurde den Kreis- und Amtshauptleuten 1816 die Oberaufsicht über Kirchen- und Stiftungssachen eingeräumt.

Viel größere Umgestaltungen brachten die dreißiger Jahre, wo die alte patriarchalische Staatsform dahinsank und Sachsen in die Reihe der Verfassungsstaaten eintrat. Unter dem greisen König Anton, der alles beim alten gelassen hatte, erwachte infolge der französischen Julirevolution auch in Sachsen die Erkenntnis, daß das gesamte Staats- und Wirtschaftsleben einer gründlichen Reform bedürfe. Nicht ohne Kämpfe räumte das Sachsenvolk mit Zuständen und Einrichtungen auf, an denen der Rost von Jahrhunderten hing und errang sich zunächst die Staatsverfassung vom 4. September 1831. Hiernach waren die alten ständischen Landtage abgeschafft, der neuen Landesvertretung aber die volle Mitwirkung an der Gesetzgebung gewährleistet. Als Staatsoberhaupt besitzt der König nicht nur die Staatsgewalt über die im Staate vorhandenen Kirchen- und Religionsgemeinschaften, sondern auch das landesherrliche Bischofsrecht über die evangelisch-lutherische Landeskirche. Die Mitglieder der im Königreiche aufgenommenen Kirchengesellschaften genießen Gewissensfreiheit und gleiche bürgerliche und politische Rechte. Die evangelische Kirche ist ständisch in der ersten Kammer des Landtags vertreten durch den Oberhofprediger und den Superintendenten von Leipzig, sowie Vertreter der Stifter Meißen und Wurzen. An Stelle des Geheimen Rats traten sechs Fachministerien, die den Ständen verantwortlich sind. Der Auftrag in Evangelicis ging auf mindestens drei evangelische Mitglieder des Gesamtministeriums über. Zur Leitung der Kirchen- und Schulangelegenheiten ward der Minister des Kultus und öffentlichen Unterrichts bestellt, deren erster der bürgerliche Dr. Müller war. Dem Kultusminister waren eine Reihe Geheimer Kirchenräte beigegeben. Alle bisher dem Kirchenrate zustehenden Geschäfte und Befugnisse gingen auf das Kultusministerium über. Diese Veränderungen zogen auch eine Neugestaltung der Konsistorialverfassung nach sich. Sie erfolgte im Jahre 1835 durch das Ministerium v. Lindenau. Das Konsistorium zu Leipzig ward am 30. Juni 1835 aufgelöst. Nachdem durch die

Teilung Sachsens dem Konsistorium ein beträchtlicher Teil seines Sprengels verloren gegangen war, hatte die Regierung bereits 1817 seine Aufhebung angeordnet, aber den Plan auf Wunsch der alten Stände wieder fallen lassen. Nunmehr war seine Aufhebung unwiderruflich, da im Lande vom 1. Juli 1835 an nur ein einziges Konsistorium bestehen sollte, das evangelische Landeskonsistorium in Dresden. Der Geschäftskreis des neuen Konsistoriums, das sich indes nur einer beschränkten Selbständigkeit erfreute, umfaßte im großen ganzen folgende Punkte: Bestellung des geistlichen Amtes, Prüfungen, Kolloquien, Anordnung und Begutachtung dogmatischer und liturgischer Maßregeln, Änderungen in der Kirchenverfassung, Verbesserungen im kirchlichen Leben, Kritik von allerhand Gebrechen in Lehre und Leben. Alle Justizsachen wurden durch diese Neueinrichtung an die Justizämter und die Appellationsgerichte gewiesen, für die äußern Angelegenheiten der evangelisch-lutherischen Kirchen und Schulen waren die Kreisdirektionen da, dem Landeskonsistorium verblieb die Wahrnehmung der innern Angelegenheiten der evangelisch-lutherischen Kirche. Der erste Landeskonsistorialpräsident war Dr. v. Weber, der Kenner des sächsischen Kirchenrechts, die vier geistlichen Räte waren Ammon, Francke, Käuffer und Seltenreich. Dazu kam noch der Kirchen- und Schulrat Wahl, der Vertreter der Leipziger theologischen Fakultät, Großmann, und der Vertreter der Landesgeistlichkeit, v. Zobel. Letztere beiden wurden nur in besonders wichtigen Fällen einberufen oder schriftlich gehört. Nur zwei Unterkonsistorien blieben noch bestehen, das fürstlich Schönburgische Gesamtkonsistorium zu Glauchau, welches erst 1878 gefallen ist, und die Kreisdirektion zu Bautzen.

Auch die Superintendenturen blieben von dem kirchlichen Umschwung der dreißiger Jahre nicht ganz unberührt. Im Jahre 1834 gedachte die Regierung die Ephorien bis auf sechzig zu vermehren und sie nach süddeutschem Muster in „Dekanate“ zu verwandeln. Nur den Vorstellungen des Oberkonsistorialpräsidenten Dr. v. Weber gelang es, diesen Plan zu vereiteln. Er führte aus, daß die notwendigen Eigenschaften und Charaktervorzüge eines echten Ephorus, „gelehrte, wissenschaftliche Bildung im Fache der Philosophie, Theologie, Homiletik und Katechetik, Pastoralklugheit und Kenntnis des Kirchenrechts, Takt, Erfahrung und Gewandtheit in Geschäften des Kirchen- und Schulwesens, daneben makellose, strenge Sittlichkeit, würdevoller Anstand, Festigkeit und Leidenschaftslosigkeit, auch Uneigennützigkeit, menschlichen Verhältnissen nach nicht eben allzuhäufig in einer Person vereinigt gefunden werden, worauf es doch gerade hauptsächlich ankommt“. Einige Jahre später war die zweite Kammer des Landtags der Schauplatz von Angriffen gegen das ephorale Amt, die so weit gingen, daß man sogar beantragte, es abzuschaffen. Im Juli 1837 erbat sich bei Beratung des Kultusetats die Regierung die Bewilligung einer Summe zur Besoldung der Superintendenten als Entschädigung für

Sportelverluste. Dies gab den Anlaß zu einer lebhaften Debatte über den Wert des ephoralen Instituts überhaupt. Einige Abgeordneten sprachen gegen den Fortbestand der Superintendenten und wünschten „eine Einrichtung wie in der Oberlausitz“ oder „daß man den Ortsgeistlichen mehr Vertrauen schenke“. Die Vertreter der Regierung aber verteidigten wacker das Amt der Ephoren, der Geheime Kirchenrat D. Hänel sagte: seit der Reformation habe man Superintendenten gehabt, eine Änderung sei der Wohlfahrt der Kirche nachteilig, ein oder zwei Kirchenräte könnten die Arbeit der Superintendenten an Geistlichen und Gemeinden, Kandidaten und Lehrern nicht bewältigen. Als in einer späteren Sitzung andre Abgeordnete das Institut der Superintendenten gleichfalls als ein veraltetes bekämpften, trat der Minister v. Lindenau mit einer glänzenden Rede für die Superintendenten ein: „Die Abschaffung der Superintendenturen würde für Kirche und Schule von Nachteil und ein Rückschritt in der geistigen Bildung des Volks sein. Kirchen- und Schulräte werden nicht im stande sein, ihren Beruf mit so viel Erfolg zu erfüllen als die Superintendenten, weil dazu eine genaue Kenntnis der örtlichen Verhältnisse und Bedürfnisse erfordert wird, welche sich wohl bei einer Bevölkerung von 40 bis 50000 Seelen, nicht aber bei der zehnfach größeren Anzahl ermöglichen läßt. Zeither war das Institut der Superintendenturen eine Pflegstätte hoher protestantischer Ausbildung und lieferte Männer, welche der protestantischen Geistlichkeit zu Ehre und Ruhm gereichten. Stellt man alle Geistlichen gleich, eröffnet man nicht der Sittlichkeit, dem Talent, dem Fleiße junger Geistlichen die Aussicht auf einen höheren Wirkungskreis, so wird man einen mächtigen Hebel hinwegnehmen und die Mittelmäßigkeit fördern. Nur in der Voraussetzung, daß die Superintendenturen als nötige kirchliche Mittelglieder fortbestehen, ist die Aufhebung der Konsistorien — Leipzig u. a. — zweckmäßig gefunden worden.“ Nach solch einer Rede erlangte die Regierung unschwer den Sieg.

Der rege gewordene kirchliche Sinn machte sich auch nach andrer Seite hin geltend. In § 57 der Verfassung war gesagt: „Die Anordnungen in betreff der inneren kirchlichen Angelegenheiten bleiben der besonderen Kirchenverfassung einer jeden Konfession überlassen.“ In weiten Kreisen erwachte der Wunsch, das konstitutionelle Leben auch auf das kirchliche Gebiet übertragen zu sehen. Schriften wie die „Wünsche der evangelischen Geistlichkeit Sachsens, die Verbesserung der Kirchenverfassung betreffend“ sprachen dies aus. Schon 1833 wurde vom Kultusministerium den Landständen der Entwurf einer Presbyterialordnung vorgelegt, der jedoch abgelehnt ward und den Leipziger Superintendenten Großmann, einen begeisterten Anhänger der Presbyterial- und Synodalverfassung, zu dem Gutachten veranlaßte: „Über eine Reform der protestantischen Kirchenverfassung in Sachsen“. Auch der Oberkonsistorialdirektor Karl v. Weber äußerte sich zur Sache.

Eine Leipziger Petition an die Staatsminister von 1845 verlangte einen „Gesetzentwurf, durch welchen den evangelisch-lutherischen Kirchengemeinden ein größerer Anteil an der Anordnung ihrer kirchlichen Angelegenheiten eingeräumt werde, als ihnen nach der bestehenden Kirchenverfassung zusteht". Andre Petitionen folgten. Die Regierung erklärte sich bereit, aber das Sturmjahr 1848 drängte die Sache in den Hintergrund, und die Reaktionszeit unter Beust war dem Gedanken abhold. Erst als 1856 bis 1860 eine große Kirchenvisitation durchs ganze Land, auch durch die Oberlausitz, vorgenommen worden war, kam die Sache wieder in Fluß. Die Regierung legte 1860 den Ständen den Entwurf einer groß angelegten Neuordnung des gesamten Kirchen- und Schulwesens vor, der 1861 zurückgezogen und 1864 durch einen neuen ersetzt ward, welcher sich nur auf Kirchenvorstände und Synoden beschränkte. Diesmal kam die lang ersehnte Reform zu Stande, das Jahr 1868 brachte die Kirchenvorstände, 1869 die Diöcesanversammlungen, 1871 die Synode.

Auch die reformierte Kirche erhielt in der ersten Hälfte des Jahrhunderts neue Formen. Ein Mandat vom 18. März 1811 brachte den Reformierten in ihren bürgerlichen, politischen und kirchlichen Rechten Gleichstellung mit den Lutheranern und Katholiken. Ein Regulativ vom 7. August 1818 ordnete die kirchlichen Rechtsverhältnisse der evangelisch-reformierten Glaubensgenossen. Die Gemeinden zu Dresden und Leipzig erhielten das Recht, die Kollegien ihrer Prediger und Vorsteher Konsistorien zu nennen. Die zeitherigen Parochialzwangsrechte der evangelisch-lutherischen Kirche gegen die reformierte fielen in jeder Hinsicht weg. Die beiden Kirchen fühlten sich nun als Schwesterkirchen, und wie in Leipzig mitunter lutherische Kandidaten und Pastoren die reformierte Kanzel bestiegen, so ward in Dresden 1835 der lutherische Kandidat Kohlschütter Pfarrer an der reformierten Gemeinde.

73. Das Luthertum und seine Auswüchse.

Vom Rationalismus, dessen Einfluß sich stetig verminderte, schritt die Entwicklung der Kirche durch den Supranaturalismus zum Luthertume fort, doch mit pietistischer Zuthat. Mit den gewaltigen Ereignissen von 1813 bis 1815, mit dem Zuge der Restauration, der seitdem durch die Welt ging, mit den Reformationsjubiläen von 1817, 1830 und 1839 besann sich auch die sächsische Theologie und Kirche wieder auf sich selbst und gewann den rechten Grund und Boden wieder, den sie vielfach verloren hatte.

Längst hatte sich ein warmherzigeres Christentum in den Kreisen des Adels Bahn gebrochen. Die sächsischen Adelsfamilen Schönburg, Schönberg, Burgsdorff, Hohenthal, Einsiedel, Heynitz, Wirsing u. a. verlangten mehr, als was die rationalistische Predigt bot und leisteten

der Erneuerung des alten, vergessenen Luthertums Johannesdienste. Als ein vereinzelter Zeuge des bekenntnismäßigen Glaubens trat ein schlichter Landprediger auf, der originelle David Samuel Roller in Lausa, der das für Sachsen war, was Flattich für Schwaben und Henhöfer für Baden, und nicht nur sein Mittel gegen die Fallsucht vertrieb, sondern in Predigt, Kinderlehre und Seelsorge das rechte Mittel gegen die Schäden des Herzens und Lebens zur Anwendung brachte, Gottes reines, seligmachendes Wort. Was er vertrat, fand Verständnis und Unterstützung bei dem ersten Beamten des Landes, dem Staatsminister v. Einsiedel, der bald als der Patron der bibelgläubigen Christen galt, bei seinen Feinden freilich als die Seele des Mysticismus im aufgeklärten Sachsen verschrieen ward. Aus altem, gut lutherischen Geschlecht, das schon der Einführung der Reformation in Sachsen wichtige Dienste geleistet hatte, ein tüchtiger Beamter und Großindustrieller, in rascher Folge zum höchsten Staatsamte befördert, jahrzehntelang der vertraute Ratgeber der sächsischen Könige, bis das Mißtrauen des Volks ihn stürzte, hat dieser würdige, viel verkannte Mann wie einst im Amte so in seinem langen Ruhestande das Wohl der Kirche im Sinne des Luthertums zumal auf dem Felde der praktischen Arbeit mächtig gefördert. Auf theologischem Gebiete aber knüpfte sich die Umbildung des sächsischen Kirchenwesens ins Luthertum an die Namen zweier Fremdlinge, des Dänen Rudelbach und des Bayern Harleß.

Im Schönburgischen hatte der fromme Graf Ludwig nach dem Tode des Superintendenten Thamerus in Glauchau 1828 zunächst den streitbaren Herausgeber der Evangelischen Kirchenzeitung, Professor Hengstenberg in Berlin, als dessen Nachfolger ernannt. Da dieser ablehnte, so ward auf seine Empfehlung der Doktor Andreas Gottlieb Rudelbach aus Kopenhagen berufen, ein „geborener Lutheraner", wie er sich nannte. Der gelehrte dänische Theolog ward in dem noch vom Vernunftglauben durchsäuerten Sachsen ein geistesmächtiger Prophet des Luthertums, Er predigte, wie man es hier seit Menschenaltern nicht gehört. Als er einmal zur Beichtrede an den Altar trat und nur wenige einfache Leute dort antraf, während die vornehmeren zerstreut in der Kirche saßen, rief er in diese hinein: „Tretet doch näher, ihr Sünder, tretet näher!" Sie traten nicht näher und sind wohl kaum wieder bei dem knorrigen Nordländer in die Beichte gegangen, der so ganz anders war als sein freundlicher Vorgänger, welcher „ein mildes Christentum gepredigt hatte, das einem zu Herzen ging". Als er einen Kandidaten frug: „Was lesen Sie für Predigten?" und die Antwort erhielt: „Die Reinhardschen," da sagte er: „Das sind keine Predigten, das sind moralische Abhandlungen; ich rate Ihnen: lesen Sie Luthers Predigten!" Allmählich machte der Mann Rumor in Sachsen wie „ein Felsstück, das ins flache Meer fällt und Wogen aufschäumen macht." Mit Meißner, Jaspis, Meurer u. a. gründete er

1831 eine Vereinigung zur praktischen und wissenschaftlichen Vertiefung, und diese „Muldenthaler Pastoralkonferenz", die bald auch in die größere Öffentlichkeit trat, ward ein Mittelpunkt der positiven Theologie und der Hort des lutherischen Bekenntnisses in Sachsen. Mit Guericke gab er seit 1839 die „Zeitschrift für die gesamte lutherische Theologie und Kirche" heraus, die später Delitzsch mit übernahm. Schon 1845 infolge der deutschkatholischen Umtriebe verließ der Magus aus Norden das Land, in dem er sich nie ganz heimisch gefühlt, dem er aber ein Salz und Sauerteig geworden war zur kirchlichen Erneuerung. Gott hatte ihn gesandt, um Sachsen aus den Niederungen des Rationalismus wieder auf die Bergeshöhe des alten Lutherglaubens führen zu helfen.

Durch Rudelbach war in Sachsen einem andern, noch bedeutsameren Zeugen für strenges Luthertum die Bahn bereitet worden, Adolf Harleß. Im Jahre 1845 aus hervorragender Thätigkeit in seiner bayrischen Heimat nach Leipzig an die Universität berufen, ward er von den Geistlichen der Oberlausitz mit den Worten begrüßt: „Ecclesiae te saxonicae Deus aetate tristi subsidium dedit. Certamen ardet; proeliorum protege tu moderator aras!" Er erfüllte die hochgespannten Hoffungen, die man in ihn setzte. Auf dem Katheder entfaltete sich die ganze Macht seiner geweihten Persönlichkeit. Von seinen Vorlesungen über den Römerbrief schrieb ein Zuhörer: „Er lehrt gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten." Wenn er Dogmatik las, da „war es einem zu Mute, als wandelte man in einem heiligen Dome, und alle die Väter ständen wie Riesengestalten im Schiff und trügen als Säulen den tiefen Kirchenhimmel." Eine zahlreiche Zuhörerschaft versammelte um ihn sein Kolleg über Ethik, von welchem Zezschwitz schreibt: „Ich glaube gewiß, daß die meisten unter denen, welchen der teure Lehrer Führer zum Glauben und neuen Leben in Christo geworden, die Geburtsstunden dieses Lebens in dieser Vorlesung gefeiert haben." „Das ist Wahrheit," das war der Eindruck, den man hatte, wenn man aus Harleß' Kollegien ging. Um seiner Predigtgaben willen übertrug man dem würdigen Manne zu seinem Professorenamte auch noch das Pfarramt zu St. Nikolai. Ehe er es antrat, hatte er sich vor dem Oberhofprediger dem landesüblichen Kolloquium zu unterwerfen, und es war eine Stunde von typischer Bedeutung, als dort am grünen Tische der geistesmächtige Vertreter des wiedererwachten Luthertums dem Repräsentanten einer alten, zu Grabe gehenden Zeit gegenübersaß. Als er 1850 von Leipzig schied, auf Ammons Kanzel berufen, da trauerte der Teil der Bürgerschaft, die einen solchen Mann zu schätzen wußte, und die akademische Welt, darunter Frank, v. Zezschwitz, Max Frommel, Löber, überreichten ihm ein Krucifix mit der Inschrift: „Sub cruce recordare, ad crucem quos vocasti!" Daß Harleß als Oberhofprediger, vortragender Rat im Kultusministerium und Vicepräsident des Landeskonsistoriums in jener

Zeit, als die Revolution eben mit Mühe beigelegt worden war, von vielen als Mann der Reaktion betrachtet und im Parlamente wie in der Presse Zielpunkt scharfer Angriffe war, darf nicht wunder nehmen. In Wahrheit hat er in seinen hohen Stellungen nachdrücklich für Neubelebung lutherischen Geistes in Sachsen gewirkt, und Ströme lebendigmachenden Wassers sind von diesem Glaubensmanne in die lutherische Kirche geflossen, auch dann noch, als er längst zu hohen Ämtern in seine bayrische Heimat zurückgekehrt war.

Brachten die beiden fremden Theologen der Kirche in Sachsen Segen und Förderung, so war es einem dritten Fremdling vorbehalten, ihr Schmach und Schande zu bringen. Im Jahre 1810 erhielt ein junger Geistlicher aus Mähren das Amt eines Pfarrers an der böhmischen Gemeinde und das des Predigers an der Johanniskirche in Dresden. Martin Stephan, 1777 als Sohn ursprünglich katholischer Eltern geboren, war früher Leineweber gewesen, hatte sich seit 1798 auf dem Gymnasium in Breslau und seit 1804 auf den Universitäten zu Halle und Leipzig eine nicht eben tiefe Gelehrsamkeit angeeignet und war 1809 Pastor der kleinen evangelischen Gemeinde Haber in Böhmen gewesen. In der Bibel heimisch und im lutherischen Bekenntnis gewurzelt, hielt er in Dresden in schlechtem Deutsch, aber mit natürlicher Beredsamkeit seine Predigten, die einen steigenden Zulauf hatten. Das schlichte, einfältige Zeugnis von Buße und Glauben war damals selten; bei Stephan hörte man es. Er predigte in der Weise der lutherischen und pietistischen Väter, redete die Andächtigen mit der Formel an „durch das Blut Christi teuer erkaufte Zuhörer!“ und behandelte mit Vorliebe die Erbsünde und den Versöhnertod des Herrn. Außerdem hielt er Predigtwiederholungen und Sprechstunden, in denen er Glaubens- und Gewissensfragen, die man ihm vorlegte, mit Umsicht, Weisheit und Menschenkenntnis beantwortete. In seiner blühendsten Zeit sammelte er gegen tausend Personen um sich; er übte eine bezaubernde Macht auf sie alle aus, selbst den Staatsminister v. Einsiedel sah man unter der Kanzel von St. Johannis sitzen. Damals gab er ein Buch heraus „Der christliche Glaube in Predigten“, in dessen Vorwort er sagt: „Ich bin ein evangelisch-lutherischer Prediger. Ich baue meine Gemeinde auf den Grund der Apostel und Propheten, wo Christus der Eckstein ist. Ich habe und predige die apostolische Religion, die Luther so rein und mutig predigte, ich predige Gesetz und Evangelium, die Erkenntnis der Sünden und die Erkenntnis der Gnade in Christo, ich predige den Glauben an Jesum Christum, den menschgewordenen Gott, und an seine am Kreuz vollendete Versöhnung für der ganzen Welt Sünde. Dies predige ich in dem Sinne, den unsre frommen Vorfahren in unsern symbolischen Schriften redlich und deutlich ausgesprochen haben. Meine Religion steht weder über der Bibel noch unter der Bibel, sondern in der Bibel.“ Bei diesen Grundsätzen hätte Stephan, der zudem die Bibelsache eifrig förderte

und junge Theologen, wie Delitzsch u. a. m. an sich zog, ein Segen für die Landeskirche werden können, wenn nicht der alte Mensch immer stärker in ihm die Herrschaft gewonnen hätte. Verwöhnt durch das Ansehen, das er als einsamer Zeuge des Evangeliums genoß, trotz seiner Gläubigkeit beschränkt in theologischer Einsicht und christlicher Bildung, von Natur zur Herrschsucht und Unduldsamkeit geneigt, nahm er für sich und seine Überzeugungen eine Art Unfehlbarkeit in Anspruch. Die „Stephanisten", denen ihres Meisters Predigtbuch „gleichsam ein symbolisches Buch" ward, ja denen die Kirche auf zwei Augen stand, hielten sich für Leute von ganz besondrer Frömmigkeit, und 1833 gab einer der treuesten Anhänger Stephans, Kandidat Pöschel, sogar ein „Glaubensbekenntnis der Gemeinde zu St. Johannis" heraus. Dazu kamen bald üble Gerüchte über Stephan und die Stephanisten, welche die Stadt in Atem hielten. Stephan pflegte mit seinen Anhängern, Männern und Frauen, abendliche Spaziergänge und Zusammenkünfte zu halten, die bis tief in die Nacht, ja bis an den frühen Morgen währten. Umsonst legte man ihm das Bedenkliche nahe. Die Polizei mischte sich ein, verbot den Skandal, aber Stephan und die Seinen setzten das Treiben nur kecker fort, und Stephans Gebaren ward immer herausfordernder. Am 8. November 1837 ward Stephan in einem Weinberge der Hoflößnitz von der Polizei verhaftet; man fand bei ihm Frauen, Matratzen und Betten — er nannte das sein Gethsemane. Eine Untersuchung ward eingeleitet, in deren Verlauf Stephan des unzüchtigen Lebenswandels, der Veruntreuung von Gemeindegeldern und der Vernachlässigung seiner Amtspflichten beschuldigt und seine Amtsentsetzung beantragt ward. Der Prozeß ward indes niedergeschlagen, und nun gab Stephan, der sich längst mit dem Gedanken getragen hatte, aus dem Babel einer Kirche, in der das Christentum auf dem Paradebette liege, auszuwandern, das Zeichen zum Aufbruch nach Amerika. Die Stephanisten folgten willig dem Rufe des Führers und eilten aus Dresden, dem Muldenthale und dem Altenburgischen nach Bremen. Am 28. Oktober 1838 entwich Stephan unter Zurücklassung seiner braven Gattin und seiner Kinder heimlich aus Dresden. Auf fünf Schiffen segelten die Stephanisten nach Amerika ab: 700 bis 800 Seelen, darunter sechs Geistliche, zehn Kandidaten, vier Lehrer. Die bedeutendsten Namen unter den Auswanderern waren Pfarrer Löber, Pfarrer Keyl, Pfarrer Bürger, die beiden Walther, und der Archivar Dr. Vehse. Stephan verwaltete eine Kreditkasse von 125000 Thalern, ließ sich das Bischofsamt übertragen und forderte von allen Männern und Frauen die Unterschreibung einer Unterwerfungsurkunde, durch die sie ihm an Eidesstatt unbedingten Gehorsam in allen kirchlichen und kommunalen Angelegenheiten gelobten. Zu Bekannten sprach der neue Bischof das frivole Wort: „Nun werden Sie sehen, was der Pfarrer von St. Miserabilis noch für ein großes Tier wird." Auf der Reise sangen die Glieder der „apostolisch-lutherischen Episkopalkirche zu

Stephansburg", wie Stephan seine Gemeinde nannte, flammende Exulantenlieder: „Lobt Gott, die Rettungsstunde der Kirche Christi naht; lobt ihn mit Herz und Munde, der groß von Rat und That; erhört ist unser Schreien, Gott will sein Volk befreien, drum ruft Viktoria, die Hand des Herrn ist nah!"

Und die Hand des Herrn ist nah gewesen. In St. Louis, wo er ein wahres Prasserleben führte, ward die Schande Stephans offenbar. Am 5. Mai 1839 ward von Pastor Löber entdeckt, daß Stephan schon auf See sich greulich gegen das sechste Gebot versündigt hatte. Mehrere Mädchen gestanden und beeideten, von „dem grauen Wollüstling" mißbraucht zu sein; er habe gesagt: wem man die Seele überlasse, dem gehöre auch der Leib. Am 30. Mai ward Stephan entsetzt und aus der Gemeinde gestoßen. Man stattete ihn mit Geld und Wäsche aus und beförderte ihn über den Mississippi. Es war ein erschütternder Anblick, als der alte, tiefgefallene Mann auf seinen Stab gestützt die Fähre bestieg. Er ist 1846 als Prediger einer unierten Gemeinde in Illinois gestorben. Manche seiner Anhänger kehrten ernüchtert in die Heimat zurück, wie Dr. Vehse, der einen Bericht mit Aktenstücken geliefert hat. Die Gemeinde der Stephanisten, durch neuen Zuzug aus Sachsen verstärkt, ward durch die beiden Walther in gesündere Bahnen gelenkt und ist ein Salz für Amerika geworden. Stephan war nicht schlechthin ein „geistlicher Betrüger", wie Vehse meint, es ist ihm in seiner guten Zeit mit seiner Sache Ernst gewesen, aber das Fleisch gewann in ihm die Oberhand. Er hat zwei Welten ein ungeheures Ärgernis gegeben und die Sache des Luthertums schwer geschädigt, aber der Herr hat um dieses unwürdigen Knechtes willen seine Kirche nicht verlassen.

74. Kirchliches Leben.

Als in allen deutschen Landen am Anfange des Jahrhunderts der lebendige Odem gläubigen Christentums wieder wehte und an den Herzen und Gemeinden sein heilsames Erneuerungswerk begann, da regte sich auch in Sachsen überall frisches geistliches Leben. Heiß war der Kampf zwischen der alten rationalistischen Denkweise, die sich nicht aus dem Felde schlagen lassen wollte, und der neuen Anschauung, die immer mächtiger vordrang. Aber sie eroberte ein Herz nach dem andern, bis sie schließlich alle gewonnen hatte.

Die neue kirchliche Richtung, die im Gegensatze zur Aufklärung das Evangelium vertrat, wie es in der Bibel enthalten und in den Bekenntnissen der Kirche, sowie in den Liedern nnd Schriften der lutherischen Väter bezeugt ist, war von einer Reihe charaktervoller und geistesmächtiger Persönlichkeiten vertreten. Besaß in Dresden der Rationalismus in Schmalz und Ammon noch einen starken Hort, so war doch durch Stephan und Harleß dem neuen Geiste in der Residenz

Bahn gebrochen worden und Männer wie Kohlschütter, Thenius, Böttger, Kummer, Schulze und die Hofprediger Francke und Langbein wußten die Gemeinde vom Vernunftchristentum zum Christentume der Bibel zu führen. In Leipzig, wo der Rationalismus lange unbeanstandet geherrscht hatte, war es durch die Disputation von 1827 lebendig geworden. Schon Tzschirner, obwohl selbst Rationalist, hatte durch die Frische und Wärme seiner Persönlichkeit mächtig auf das religiöse Leben gewirkt. Weit über den Supranaturalismus, in dem er wurzelte, hinausgeschritten war der Archidiakonus Friedrich August Wolf, der 1813 nach der Leipziger Schlacht die Siegespredigt hielt; er bot in einer an Reinhard erinnernden Form biblisches Christentum dar und erbaute die Gemeinde auf dem Grunde der Apostel. Bedeutsam war die Besetzung der Superintendentur mit dem hochgelehrten, geistesfreien und herzensfrommen D. Großmann, der das Werk Tzschirners fortsetzte und ein Menschenalter im Sinne der kirchlichen Erneuerung und Vertiefung in Leipzig gearbeitet hat, wie er denn bei Taufen und Konfirmationen an Stelle des „Rosenmüllerschen Glaubensbekenntnisses" das „apostolische Glaubensbekenntnis" wieder zu Ehren brachte. Das volle biblische Christentum im Sinne Luthers und der lutherischen und pietistischen Väter brachte Ahlfeld nach Leipzig. Ursprünglich selbst in rationalistischen Bahnen war Ahlfeld in Halle durch Tholuck zum Bibelglauben gekommen und predigte das biblische Christentum in kräftiger, bilderreicher Sprache, wie es einst Herberger gepredigt hatte. Mit seiner gesalbten Persönlichkeit wirkte er ebenso mächtig auf das Volk wie durch seine kernigen Predigten und darf unter die verdientesten Erneuerer der sächsischen Landeskirche gerechnet werden.

Wie auf der Kanzel so gab nun auch auf den Kathedern Leipzigs die Posaune wieder vollere, klarere Töne. Wohl zu keiner Zeit waren so viele Reformen an Universität und Fakultät ins Leben getreten, als in den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts. Im Jahre 1830 fiel das Institut der Nationen. Die Universität ward dem Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts unterstellt. Zur Ergänzung der Vorlesungen wurde eine Reihe von wissenschaftlichen Gesellschaften gegründet. Schon 1817 war durch Winer eine exegetisch-theologische Gesellschaft entstanden, die 1818 durch eine hebräische ergänzt ward, 1823 kamen Tittmanns biblisch-exegetische und Küchlers exegetisch-dogmatische Gesellschaft dazu, 1826 gründete Fleck eine hebräisch-exegetische und 1827 Schumann eine historisch-kritische. Besondern Nachdruck legte die Regierung auf die Predigt und auf die Katechese. Als im Jahre 1819 das Oberkonsistorium dem Archidiakonus D. Goldhorn eine theologische Professur übertrug und das Gutachten der Fakultät über die Gründung eines von diesem zu leitenden homiletischen Seminars einholte, da ging die Fakultät freudig auf diesen Gedanken ein. Als

Mitarbeiter schlug Goldhorn den Archidiakonus Bauer und Friedrich August Wolf vor. Einige Jahre später schärfte das Oberkonsistorium der Fakultät ein, das Studium der Katechetik mehr zu pflegen. Die Fakultät konnte antworten, daß im Rahmen der praktischen Theologie die Katechetik fast jedes Semester gelesen werde und bei der beschränkten Zahl akademischer Lehrer nicht öfter gelesen werden könne, daß aber für praktische Katechisierübungen der Studierenden in den Volksschulen gesorgt sei. Doch empfahl Tittmann durch Anschlag am schwarzen Brett den Kommilitonen nachdrücklich das Studium der Katechetik, für welche 1825 ein eigner Dozent bestellt ward. Nur als Kuriosität sei erwähnt, daß Professor Krug 1834 die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät neben der evangelischen befürwortete. Sie bedürfe nur zweier Professoren, eines für theoretische, eines für praktische Theologie; für alle andern Fächer biete die evangelische Fakultät das Nötige. Eine neue Fakultät kam nun zwar nicht zu stande, aber eine neue Universität. Im Jahre 1836 ward das neue Augusteum bezogen, ein Sinnbild des neuen Geistes, der nun in der alten Hochschule heimisch ward. Und ein neuer kirchlicher Geist war's allerdings, der nun in Leipzig waltete. Hier führten Winer und Theile in gründlicher Exegese in die Schrift ein, Niedner trug in harter Form seine gehaltreiche Kirchengeschichte vor, Harleß und Liebner gründeten die Dogmatik wieder auf festen biblischen Grund, Brückner und Zezschwitz zeigten die Aufgaben der praktischen Theologie in neuem Lichte. Neben den Bahnbrechern aber stehen anspruchslosere Vertreter des neuen Geistes. Von mancher Stadt- und Landpfarre sind damals Lichtstrahlen ausgegangen, die belebend und erwärmend in weitere Kreise fielen und der gesamten Landeskirche zu gute kamen. Wie Roller in Lausa den Missionssinn weckte, so vertrat Winter in Schwarzenberg die christliche Barmherzigkeit; ein Seidemann versenkte sich in die Urkunden der Reformation, und ein Meurer stellte Luther und die andern Väter der Kirche in volkstümlichen Biographien dar, die Muldenthaler Konferenz ward ein Brennpunkt kirchlicher Bestrebungen im Sinne eines mild-pietistischen Luthertums, in dessen Dienste sich nun auch Zeitschriften stellten, wie der „Pilger aus Sachsen", die „Sächsische Kirchenzeitung" und das „Sächsische Kirchen- und Schulblatt".

Am glänzendsten trat der neue Geist, der Sachsen durchwehte, in den Bestrebungen christlicher und kirchlicher Liebesthätigkeit zu Tage, die sich den veränderten Verhältnissen gemäß in Vereinen organisierte.

Einer der ersten dieser Vereine war die sächsische Bibelgesellschaft, die 1814 auf Pinkertons Anregen in Dresden gestiftet ward, zuerst unter dem Vorsitze der Grafen Hohenthal und Einsiedel stand und viel zur Erneuerung des Glaubenslebens in Sachsen beitrug.

Hand in Hand mit der Bibelsache ging die Sache der Mission. Sie war auch während des Aufklärungszeitalters eifrig von Herrnhut getrieben worden. Herrnhutisch angehauchte Lutheraner Dresdens,

fromme, redliche Leute, wie der Lederhändler Götze und der Weinhändler Löschke, waren es denn auch, welche zu Anfang des Jahrhunderts in ihren Versammlungen den Missionsgedanken, wenn auch schüchtern, wieder zu vertreten wagten. In ihren Betstunden hielt zuweilen ein durchreisender Herrnhuter Missionar einen Vortrag, auch fanden Missionsberichte, die man las, reges Interesse. Dazu gesellten sich die Bestrebungen der „Deutschen Christentumsgesellschaft", die in Dresden eine Filiale hatte und ihre Anregungen auf allen Gebieten religiösen Lebens, namentlich auch der Mission, aus Basel erhielt, wo ihr Hauptsitz war. Schon 1819 war es dem um die Mission verdienten Diakonus Leonhardi gelungen, in Dresden auf das seit 1816 in Basel erscheinende Missionsmagazin fünfzig Subskribenten aus allen Kreisen zu finden. Sofern er in seinen Predigten oft und glücklich auf die Heidenbekehrung hinwies, ist er einer der ersten Missionsprediger der sächsischen Landeskirche. Am 16. August 1819 erfolgte die Gründung des Missionshilfsvereins in Dresden, dem bald auch die Spitzen der Geistlichkeit, Oberhofprediger v. Ammon und Superintendent Seltenreich zufielen. Bald that sich ein kleines Missionsblatt auf, die „Nachrichten von der Heidenbekehrung". Aus dem Missionshilfsverein wurde 1836 die evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft in Dresden und aus ihr 1848 der sächsische Missionshauptverein. Seit Jahren besitzt die evangelisch-lutherische Landeskirche Sachsens alles, was einst dem sächsischen Missionspropheten, Christian Gerber, als Ideal vor Augen schwebte: „mit Geist und Gaben ausgerüstete Personen", die „Christi Brautdiener" bei den Heiden sind und zwar nicht nach „Siam und Persien", wohl aber nach Ostindien ziehen, um die Ungläubigen zu bekehren, dazu „eine Kollekte durchs ganze Land", die eine „christliche Obrigkeit" gerne gewährt hat, Missionsfeste und Missionsstunden, Missionsblätter und Missionsschriften, ja selbst eine Missionskonferenz und ein Jahrbuch dazu und vor allem ein Missionshaus, das nun schon manches Jahr in Segen wirkt. Hinter dem allen aber steht ein christlich-evangelisches Volk, das die heilige Sache der Mission nicht bloß mit Andacht verfolgt und mit seinen Gebeten stützt, sondern auch gerne mit seinen Gaben trägt und fördert.

Zögernder brach sich der Gedanke der Judenmission wie in ganz Deutschland so auch in Sachsen Bahn. Im achtzehnten Jahrhundert finden wir im Lande zahlreiche Judentaufen. Aber erst dem neunzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, die Fürsorge der Christen für die Juden in Sachsen zu organisieren. Am 16. Februar 1822 bildete sich auf englische Anregung hin in Dresden ein „Verein zur Verbreitung wahrer biblischer Kenntnis unter dem Volke Israel", dessen Mitglieder sich meist aus den Freunden der Heidenmission zusammensetzten. Im Jahre 1839 trat Franz Delitzsch in ihren Dienst, er, der eine glühende Liebe zu Israel im Herzen trug. Später ward in Verbindung mit Bayern ein lutherischer Zentralverein für

die Mission unter Israel hergestellt, der durch Pastor Weber vertreten ward. Die Übersetzung des neuen Testaments durch Delitzsch ins Hebräische, die Zeitschrift „Saat auf Hoffnung", die Einrichtung eines nach Halleschem Muster gegründeten Institutum Judaicum, das alles legt Zeugnis ab von dem Eifer, mit dem man in Sachsen der Mission unter Israel sich widmete.

In diese Zeit fällt auch die Gründung des Gustav-Adolf-Vereins. Es war am 6. November 1832, daß am Gustav-Adolf-Stein in Lützen D. Großmann den Gedanken aussprach, es sei Pflicht der Bekenner des Evangeliums, dem großen Schwedenkönig ein würdiges Denkmal zu setzen. In den weitern Verhandlungen über diese Angelegenheit, die besonders in Leipzig vieler Herzen gewann, tauchte der Gedanke auf, im Anschluß an das geplante Gustav-Adolf-Denkmal „eine Gustav-Adolf-Stiftung zur Förderung irgend eines rein geistigen Zweckes zu errichten". Bereits am 6. Dezember 1832 veröffentlichte ein Ausschuß in Leipzig, bestehend aus D. Großmann, K. Lampe, Kaufmann Schild und andern, einen Aufruf „zur Errichtung einer Anstalt zu brüderlicher Unterstützung bedrängter Glaubensgenossen und zur Erleichterung der Not, in welche durch die Erschütterung der Zeit und durch andre Umstände protestantische Gemeinden in und außer Deutschland mit ihrem kirchlichen Zustande geraten". Der Leipziger Aufruf fand ein vielfaches Echo im Sachsenlande und den angrenzenden Ländern. Zu gleichem Zwecke wie in Leipzig war auch in Dresden ein Komitee zusammengetreten. Es veröffentlichte im Dresdner Anzeiger folgenden Aufruf: „An die protestantischen Bürger Dresdens. Geliebte Mitbürger! Die protestantischen Einwohner Leipzigs haben sich für einen begeisternden Zweck vereinigt; sie sammeln unter sich zur Gründung einer Kasse für brüderliche Unterstützung bedrängter Glaubensgenossen, armer hilfloser Gemeinden, und diese Stiftung soll zu Ehren dessen, der vor zweihundert Jahren die Glaubensfreiheit für die Welt rettete, „Gustav-Adolf-Stiftung" heißen. Wem sagt nicht das Herz, dies sei wohl das schönste Denkmal, welches diesem glorreichen Helden gesetzt werden kann? Wir bitten darum jeden Hauswirt, jeden einzelnen seiner Hausbewohner ohne Unterschied des Alters, Standes und Geschlechtes nur um einen Sechser zu ersuchen und das gesammelte Geld an den Armenvorsteher seines Distrikts zu senden." Der Aufruf zündete in den Herzen der Dresdner. Bereits am 17. Juli 1833 konnte Hofprediger Käuffer mit seinen Genossen über 1057 Thaler 16 Gr. 3 Pf. quittieren. In den nächsten Jahren arbeiteten die beiden Komitees von Leipzig und Dresden zunächst eifrig an der Ansammlung von Kapital, von dem die Zinsen für bedürftige Gemeinden verwendet werden sollten. Für das Jahr 1833 bis 1834 erstattete noch einmal jeder Verein für sich seinen Rechenschaftsbericht. Im November 1834 aber wurden die beiden Vereine verschmolzen und erhielten als Gustav-Adolf-Stiftung gemeinsame, vom sächsischen

Kultusministerium bestätigte Statuten. Diese Statuten, unterschrieben von Großmann und Käuffer nebst Genossen, bestimmen folgendes: Der Fonds besteht aus den durch die Sechsersammlungen in Leipzig und Dresden gesammelten Geldern und andern einlaufenden Zuschüssen, sowie aus Geldern, welche von der Sammlung für das Denkmal noch vorhanden sind. Es dürfen nur die Zinsen verwendet werden zum Besten evangelischer Gemeinden, die in ihrer Bedrängnis im eigenen Vaterlande keine ausreichende Hilfe finden. Wenn sich einmal für die Zinsen keine zweckmäßige Verwendung findet, so werden dieselben zum Kapital geschlagen. Die Verwaltung liegt in den Händen der Hauptvereine Leipzig und Dresden. Leipzig hat zwar den Stiftungsfonds ganz allein zu verwalten, das Direktorium aber, d. h. die Verfügung über Zinsen und deren Verwendung, wechselt von Jahr zu Jahr zwischen den beiden Vereinen. Um die ganze evangelische Welt zur Mitarbeit an diesem Liebeswerk heranzuziehen, wurden diese Statuten in der Darmstädter Kirchenzeitung vom 25. April 1835 veröffentlicht. Obgleich es in einem Nachworte dazu heißt: „Die Gustav-Adolf-Stiftung will kein sächsisches, sondern ein protestantisches Institut sein und entbietet mit Freuden ihre Dienste allen Glaubensgenossen im ganzen protestantischen Deutschland", ist diese Veröffentlichung doch wenig beachtet worden, und so blieb die Stiftung jahrelang, was sie war, ein lediglich sächsisches Unternehmen. In das Verwaltungsjahr 1837 bis 1838 fällt die Einweihung des Gustav-Adolf-Denkmals in Lützen am 6. November 1837 durch D. Dräseke. Auch Sachsen, und Sachsen vor allem, hatte zu diesem Denkmal redlich beigetragen.

Hatte sich die Gustav-Adolf-Stiftung bis hierher in ruhigem Fortschritt entwickelt, ohne nennenswerten Rumor in der evangelischen Welt zu machen, so trat im Oktober 1841 ein Ereignis ein, das eine ganz bedeutende Bewegung hervorrief und die Gustav-Adolf-Sache aus der Enge in die Weite führte. Am 31. Oktober 1841 erschien in der Darmstädter Kirchenzeitung aus der Feder des Hofpredigers D. Zimmermann in Darmstadt ein Schriftstück, das in der ganzen evangelischen Christenheit ein Aufsehen ohnegleichen machte, ein „Aufruf an die protestantische Welt". Das Reformationsfest gab dem hessischen Geistlichen Anlaß, im Anschluß an Gal. 6, 10 alle Protestanten zur Bildung eines Vereins zur Unterstützung hilfsbedürftiger evangelischer Gemeinden aufzurufen; und seine herrlichen, markigen Worte zündeten in allen protestantischen Herzen.

Der Aufruf Zimmermanns hatte der Gustav-Adolf-Stiftung in Sachsen mit keiner Silbe gedacht. Als daher die Gustav-Adolf-Freunde in Dresden und Leipzig den Aufsatz lasen — und sie lasen ihn klopfenden Herzens — da fragten sie erstaunt: „Hat denn der Darmstädter Hofprediger von unserm nun fast zehn Jahre bestehendem Werke, von dem wiederholt in der Darmstädtischen Kirchenzeitung berichtet worden ist, nichts gehört?" Es schien unmöglich, und doch war

es so. Zimmermann erklärte den Leipzigern: „Ich habe thatsächlich von der sächsischen Gustav-Adolf-Stiftung, die dasselbe schon seit Jahren getrieben hat, was mein Aufruf will, keine Ahnung gehabt. Als die Idee zu dem genannten Aufrufe in mir auftauchte, ergriff mich dieselbe so gewaltig, daß ich, ohne irgend jemanden zu Rate zu ziehen, noch die Frage mir aufzuwerfen, ob nicht Ähnliches schon bestehe, rasch zu Papier brachte, was mein Herz erfüllte.“ „Zugleich bemerke ich,“ schloß er, „daß ich bei der demnächstigen Konstituierung des Vereins darauf antragen werde, daß derselbe mit dem Ihrigen zu Einem sich vereinigen möge.“ Diese Vereinigung ward denn auch im Laufe des Jahres 1842 in Angriff genommen und ins Werk gesetzt. Sie erhielt den Namen „Evangelischer Verein der Gustav-Adolf-Stiftung“ mit dem Sitz in Leipzig. Am 6. November 1843 erstattete die alte Leipzig-Dresdner Gustav-Adolf-Stiftung ihren letzten Jahresbericht. Sie hatte 66 hilfsbedürftige Gemeinden mit einer Summe von 3784 Thalern 8 Gr. 1 Pf. unterstützt und namentlich das als eine drückende Fessel empfunden, daß die Statuten die volle Kapitalisierung der Einnahmen forderten. Das ward nun anders, als die Gustav-Adolf-Stiftung dem Gustav-Adolf-Vereine wich und damit in der Geschichte dieses Liebeswerks eine neue Ära anbrach. Leipzig wie Dresden wurde Mittelpunkt je eines Hauptvereins, um den sich immer zahlreichere Zweig- und später auch Frauenvereine gruppierten, und seit mehr denn sechzig Jahren sind die Gustav-Adolf-Vereine in Sachsen Herde gewesen, an denen das evangelische Bewußtsein immer neue Nahrung fand.

Es lag nahe, daß die zu neuem Glaubensleben erwachte Kirche auch den Schäden in ihrer eignen Mitte ihre Aufmerksamkeit zuwandte. Die Wirksamkeit der innern Mission entfaltete sich auch im Sachsenlande. Nachdem Fliedner in Kaiserswerth 1836 seine Diakonissenanstalt ins Leben gerufen hatte, entstand in dem Herzen einer edlen Dresdnerin, der Frau Ulrike v. Leipziger, der Wunsch, auch in Sachsen ein Diakonissenkrankenhaus zu gründen. Am 19. Mai 1844 wurde das erste Stockwerk des Hauses Böhmische Gasse 13 gemietet und die kleine Anstalt, welcher Fliedner zwei Kaiserswerther Schwestern überlassen hatte, feierlich geweiht. Superintendent D. Heymann, der dabei die Rede hielt, bat ausdrücklich, man möge seine Anwesenheit ja nicht etwa als eine amtliche auffassen, er erscheine lediglich als Privatmann. Später wurde ein Vorstand gewählt, an dessen Spitze Graf Einsiedel trat, ein Haus mit großem Garten ward alsbald für 14 000 Thaler erworben, das Kultusministerium erteilte die Erlaubnis regelmäßiger Sonntagsgottesdienste. Als erster Rektor und Geistlicher waltete Pastor Vogel seines Amtes, den 1856 Heinrich Fröhlich ersetzte, ein glaubensstarker Mann, der mit biblisch-volkstümlicher Beredsamkeit die Gabe der Seelenführung und Anstaltsleitung verband und der Diakonissenanstalt das ihr eigentümliche streng kirchliche Gepräge verlieh. Unter

seiner Leitung blühte das Werk, das bald von der Liebe der gesamten Landeskirche getragen war, mächtig auf, 1857 wurde die Anstaltskirche geweiht, 1862 wurden Grundstücke in Dresden und Niederlößnitz zur Erweiterung der Anstalt erworben, und bald gruppierte sich um den Mittelpunkt des Dresdner Mutterhauses ein reicher Kranz von Anstalten der Barmherzigkeit, von denen ein Strom des Segens floß über das ganze Land und über dessen Grenzen hinaus. Mit der kirchlichen Liebesthätigkeit hielt überdies die humanitäre gleichen Schritt. Mächtigen Aufschwung aber nahm die aufs engste an Kirche und geistliches Amt sich anlehnende innere Mission seit dem Jahre 1848, wo der Kandidat Wichern auf dem Wittenberger Kirchentage wie ein Prophet von der Notwendigkeit planmäßiger christlicher Liebesübung gezeugt hatte. In dieses Jahr fällt die Gründung der Gesellschaft der Armenfreunde in Leipzig. Eine Reihe kleiner Rettungshäuser trat ins Leben, durch Pastor Richter in Riesa das Haus zum Weinberg, durch Pastor Winter in Schwarzenberg das Prinz-Albert-Stift, durch Wündrich in Berthelsdorf das dortige Mädchenrettungshaus. In derselben Zeit entstanden die ersten Jünglingsvereine, die vorerst nur ein sehr bescheidenes Dasein fristeten, Druck und Verbreitung christlicher Volksschriften ward im Lande betrieben, und vielen Geistlichen und frommen Christen dämmerte das Bewußtsein, daß man der Not der Zeit nicht nur mit Worten, sondern mit Thaten begegnen müsse. Was allen diesen Bestrebungen fehlte, war Organisation. Seitdem 1867 alle Bestrebungen der inneren Mission im sächsischen Landesvereine zusammengefaßt wurden, konnten sie erst ihre volle Kraft entfalten, und unermeßlich ist der Segen, der sich wie für die Welt, so auch für Sachsen an die „innere Mission" knüpft.

Ein Beweis, wie das kirchliche Bewußtsein sich steigerte, ist eine Neuerung in Sachen der Feier des Reformationsfestes, das bisher nur ein halber Feiertag gewesen war. Im Sommer 1823 ward in der evangelischen Bevölkerung Dresdens das Verlangen rege, den 31. Oktober hinfort als ganzen Feiertag begehen zu dürfen, wie dies in Leipzig bereits Brauch geworden war. An der Spitze dieser Bewegung stand der Rektor der Annenschule. Eine mit zahlreichen Unterschriften bedeckte Bittschrift ward an den Rat der Stadt eingereicht, und der Bescheid, der darauf erfolgte, war günstig. Die höchste kirchliche Behörde gab ihre Einwilligung dazu, und so ward am 31. Oktober 1823 zum ersten Male das Reformationsfest ganztägig gefeiert. Wenn man einem hohen kirchlichen Würdenträger damaliger Zeit nachsagt, er habe auf die Frage, ob man nun auch das Reformationsfest als ganzen Feiertag einläuten solle, zur Antwort gegeben: „Läuten Sie, aber läuten Sie nicht zu sehr" — so mag das immerhin die Ängstlichkeit und Lauheit gewisser Kreise der Residenz wiederspiegeln, die sich bei der Nähe des Hofs nicht laut Protestanten zu nennen wagten: die Gesamtbevölkerung begrüßte die Neuerung mit Dank und Freude,

das ganze Sachsenland folgte bald dem Vorgange seiner beiden größten Städte, auch die reformierten Gemeinden in Dresden und Leipzig schlossen sich an, und als die höchste kirchliche Behörde in einer Verordnung über die Fest- und Feiertage vom 13. Januar 1831 bestimmte, das Reformationsfest sei hinfort im ganzen Lande alljährlich am 31. Oktober als ganzer Feiertag zu halten, da war dies nichts andres als die Sanktionierung eines Brauchs, der sich nach Leipzigs und Dresdens Beispiel rasch und unvermerkt im Lande durchgesetzt hatte. Daß die Feier des 31. Oktober der Landeskirche zum Segen gereicht hat und noch gereicht, ist keine Frage. Sie hat das evangelische Bewußtsein im Volke mächtig geweckt und gestärkt und ihm die große Gestalt Luthers wieder näher gerückt. Daß seit 1831 die Bußtage in Sachsen auf zwei beschränkt, die dritten Feiertage der drei hohen Festtage und die besondere kirchliche Feier von Mariae Reinigung und Heimsuchung, sowie von Johannis und Michaelis aufgehoben wurden, ist kein Zeichen schwindenden kirchlichen Sinnes, sondern hat in der Umgestaltung aller Verhältnisse seinen Grund, wie sie sich damals vollzog; dieselbe Verordnung, die diese Beschränkungen aussprach, brachte die Bestimmung, daß hinfort Neujahr und Erscheinung Christi, Mariae Verkündigung, Karfreitag und Himmelfahrt als ganze Feiertage, Gründonnerstag aber als halber gefeiert werden sollte.

Mit dem inneren Umschwung ging übrigens auch äußere Förderung Hand in Hand. Die große Kirchenvisitation im ganzen Lande von 1856 an hatte eine Verjüngung der Geistlichkeit zur Folge. Die Ablösung der Naturalgefälle, die Erhöhung der Gehälter, die Gründung einer Pensions- und Emeritierungskasse verbesserte die Lage der Diener am Wort und erhöhte ihre Berufsfreudigkeit. Die Mithilfe der Laien im Dienste kirchlicher Bestrebungen aber gewann immer erfreulicheren Umfang und bewies, daß die Kirche wieder fester im Volke Wurzel geschlagen hatte und das kirchliche Leben sich in aufsteigender Linie entwickelte.

75. Die römische Kirche.

Auch die Papstkirche in Sachsen nahm an dem kirchlichen Umschwunge teil, der den Anfang des Jahrhunderts kennzeichnet. Genossen die Katholiken bisher mit den Protestanten noch nicht gleiche kirchliche und politische Rechte, so brachte der Posener Friede, den Napoleon am 11. Dezember 1806 diktierte, die von den Katholiken lang ersehnte und von den Protestanten gefürchtete Gleichstellung beider Bekenntnisse. Zum Danke für den Beitritt zum Rheinbunde wurde der Kurfürst nicht nur zum König ernannt, sondern auch im fünften Artikel der Friedensbestimmungen folgendes festgesetzt: „Da die Gesetze und Akten, welche das in Deutschland bestehende wechselseitige Recht des Gottesdienstes bestimmen, durch die Auflösung des ehemaligen

deutschen Reichskörpers abgeschafft und übrigens nicht mit den Grundsätzen verträglich sind, auf welche die Konföderation — der Rheinbund — gegründet ward, so soll die Ausübung des katholischen Gottesdienstes im ganzen Königreiche Sachsen der Ausübung des lutherischen Gottesdienstes ganz gleich gestellt werden und die Unterthanen beider Religionen ohne Einschränkung die nämlichen bürgerlichen und politischen Rechte genießen. Se. Majestät der Kaiser Napoleon macht dies zu einer ganz besondern Bedingung." So hat also Sachsen den Königstitel seines Landesvaters und die Emanzipation der Katholiken dem Zwingherrn Deutschlands zu verdanken. Am 16. Februar 1807 erließ Friedrich August ein Mandat, in dem er die Bestimmungen des Kaisers der Franzosen dem Lande kund that, zugleich aber zur Beruhigung seines protestantischen Volkes mitteilte, daß dadurch die evangelische Kirche in keiner Weise geschädigt werden solle. Seit 1807 ward das apostolische Vikariat als die Spitze des römischen Kirchenwesens gesetzlich anerkannt. Auch ward bestimmt, daß Katholiken das evangelische Patronatsrecht unbeanstandet ausüben könnten. Im Jahre 1816 erhielt auch der apostolische Vikar den Titel Bischof in partibus. Wie den Römisch-Katholischen der Franzose seinen Arm geliehen hatte, so erwirkte den Griechisch-Katholischen der Russe die bürgerliche Gleichstellung mit den übrigen Christen in Sachsen. Am 2. April 1814 erteilte der russische Gouverneur Fürst Repnin den Bekennern des griechischen Glaubens mittels Patentes die Gleichberechtigung. Dies und der Posener Friede ward auf dem Wiener Kongresse bestätigt.

Durch den unverkennbaren Fortschritt, welchen Rom 1807 in Sachsen gemacht hatte, war es keineswegs im Volke beliebter geworden; es wuchs im Gegenteil das Mißtrauen gegen eine Kirche, die überall, wo sie herrschte, die Gewissen und die Geister knebelte und einst nur durch Lug und Trug sich den Weg wieder nach Sachsen gebahnt und Sachsens Ruin wesentlich mit verschuldet hatte. Als in den zwanziger Jahren eine unklare Romantik die römischen Bestrebungen begünstigte und die Hierarchie anspruchsvoll und beutegierig ihr Haupt erhob, da regte sich auch in Sachsen der Widerspruch. Der wackre Tzschirner erschien auf dem Kampfplatz, um die Sache des Protestantismus als die Sache der Freiheit und des Lichts gegenüber der römischen Finsternis zu erweisen. Freimütig bekannte er: „Es kann niemals Friede sein zwischen dem Protestantismus und dem Pontifikate; als natürliche, unversöhnliche Gegner stehen sie einander gegenüber, und eher werden Feuer und Wasser sich mengen oder Tag und Nacht sich vereinigen, als sie sich versöhnen. Daher müßte ich den Protestantismus verleugnen, wenn ich nicht bekennen wollte, daß auch ich unter die Gegner des Pontifikates gehöre." In diesem männlichen Tone schrieb er die zündende Schrift: „Katholizismus und Protestantismus aus dem Standpunkte der Politik", in welcher er nach-

wies, daß der Katholizismus eine stete Gefahr für den modernen Staat bedeute. Den konfessionellen Frieden in Sachsen zu trüben, dazu nahm Rom selbst im Jahre 1824 Gelegenheit. Der hierarchische Fanatiker Leo XII. schrieb für 1825 ein Jubeljahr aus, und machte in dem Anschreiben den verheißenen Ablaß von der Wallfahrt nach Rom und vom Gebet um Ausbreitung des katholischen Glaubens und um Vernichtung der Ketzerei abhängig. Dies päpstliche Sendschreiben ward öffentlich an die Mauern der katholischen Hofkirche angeschlagen und rief einen Schrei des Entsetzens in ganz Sachsen hervor. Dresdner Bürger legten Beschwerde beim Stadtrat, ja beim König ein. Es entbrannte ein heftiger Broschürenkrieg. Die Schrift eines freisinnigen Katholiken, „Rom, wie es ist", ward vom apostolischen Vikariate verboten, eine gemeine Schmähschrift aber, die unter dem Titel „Die reine katholische Lehre" den Protestantismus als Antichristentum und Menschenwerk bezeichnete, passierte unbeanstandet die katholische Censur. Die Erbitterung wuchs, als Bischof Mauermann zum Jubiläum in Rom einen Hirtenbrief erließ, der an die dunkelsten Zeiten des Mittelalters erinnerte und in einem die Protestanten verletzenden Tone geschrieben war. Solche Zeichen der Zeit brachten das Blut sächsischer Protestanten in Wallung. Pfarrer Schmaltz in Dresden mahnte in seiner Reformationspredigt von 1825, die reißenden Absatz fand, man möge sich nicht wieder ins knechtische Joch fangen lassen. Professor Krug in Leipzig beleuchtete in einem Büchlein „die geistlichen Umtriebe und Umgriffe im Königreiche Sachsen", worin er den Hirtenbrief einer scharfen Kritik unterzog und die Folgen erwog, die das freche Vorgehen Roms herbeiführen könne. Wie eine Erlösung erschien 1827 ein Mandat über die Ausübung der katholischen geistlichen Gerichtsbarkeit, welches die Angelegenheiten der Bekenner des römischen Glaubens regelte. Darin ward das apostolische Vikariat anerkannt; dessen Inhaber aber muß nach Vorlegung des päpstlichen Delegationsschreibens den Unterthanen- und Diensteid ablegen, und es darf von ihm ohne Wissen und Willen des Landesherrn nichts Amtliches veröffentlicht werden; unter ihm aber steht das katholische geistliche Konsistorium. Regelte dies Mandat die Frage der gemischten Ehen in dem Sinne, daß die Wahl der Konfession für die Kindererziehung dem freien Entschlusse der Eltern vorbehalten blieb, so bestimmte das Mandat vom 20. Februar 1827 betreffs des Übertritts von einer Konfession zur anderen, daß niemand austreten dürfe, ohne vorher beim Pfarrer Anzeige erstattet und eine vierwöchentliche Bedenkzeit innegehalten zu haben.

Eine feste Stütze fand die römische Kirche nach wie vor am Hofe, der durch seine Verbindung mit streng katholischen Fürstenhäusern wie nur je in die Netze eines exklusiven Katholizismus versponnen war. Wie Friedrich August, so stand auch der gute König Anton stark unter der Leitung der Priester, und selbst Friedrich August II. konnte sich dem Gängelbande des Beichtvaters nicht ent-

winden. In seinen jungen Jahren soll er freisinnige Ideen gehegt, Zschokkes Stunden der Andacht gelesen und dem apostolischen Vikar Mauermann mitunter Worte gesagt haben, wie er sie verdiente, so daß das Volk ihn schon als Protestanten sah, aber bald gab er seine religiöse Selbständigkeit auf und ward ein ebenso eifriger Hörer der Messe wie die anderen. „Die Priesterpartei," so berichtet ein Zeitgenosse, „behauptet ihren alten, großen Einfluß und ist nicht müßig, sie bemerkt mit besorgtem Sinn die freiere Ausbildung und die helleren Blicke in Gegenwart und Zukunft, welche sich in dem hoffnungsvollen Prinzen entwickeln. Pater Schneider, ein gefürchteter und allgemein gehaßter Mann, war mit einem Opfer des Königs von 20000 Thalern zum Bischof von Argia vom Papste ernannt; diese wie andre große Geldspenden, welche aus frommem Glauben nach Rom flossen, trübten allerdings die innige Liebe und Neigung, welche im Lande für den König herrschten." Als man 1830 Friedrich August bat, die Konfession seines Volkes zu der seinigen zu machen, da wies er dies Ansinnen als einen Eingriff in seine Überzeugung zurück. Weit mehr katholischen Eifer schrieb man übrigens seinem Bruder Johann zu, man bezichtigte ihn sogar jesuitischer Liebhabereien, bis sich erwies, daß er keineswegs ein ultramontaner Fanatiker, sondern bei allem Katholizismus ein milder, duldsamer Charakter war. Gleichwohl hat das evangelische Sachsenvolk schwer daran getragen, ein Fürstenhaus zu haben, das seinen Glauben nicht teilte, sondern einer Konfession angehörte, die ihre Anhänger in geistigen Fesseln hielt und sich fast immer und überall als Todfeindin des Protestantismus erwiesen hatte.

Langsam aber zielbewußt setzte sich der Katholizismus, nachdem 1807 die Schranken gefallen waren, im ganzen Lande fest. Katholische Ausländer kamen nach Sachsen und förderten die Gründung von Kirchen, Schulen und Anstalten. Zählten die Erblande 1815 nur etwa 8000 Katholiken, so war ihre Zahl 1835 auf 9217, 1855 auf über 13000 angewachsen. Hatte das gesamte Land 1815 nur 24000 Katholiken, so waren es 1864 genau die doppelte Zahl. Im Jahre 1820 hatte Zwickau eine Pfarrkirche erhalten, zunächst für die Zuchthausgefangenen, zu denen die Katholiken ein namhaftes Kontingent stellten, 1821 erhielt Chemnitz katholischen Gottesdienst, seit 1828 in einer Pfarrkirche, 1823 entstand eine Pfarrgemeinde in Pirna. In Dresden war 1823 die Stiftskirche zu Friedrichstadt, 1826 die Kirche zu Neustadt Pfarrkirche geworden, 1855 ward die neue Pfarrkirche in der Neustadt geweiht. In Grimma ward 1827 zuerst Gottesdienst gehalten, 1833 in der Gottesackerkirche, 1856 in der Trinitatiskapelle. Freiberg erhielt 1830 eine katholische Kirche, in Meißen ward 1842 ein eigner Geistlicher angestellt, in Annaberg bildete sich 1844 eine Gemeinde, in Leipzig, wo seit 1841 die Gottesdienste in der Neukirche stattfanden, erbaute man 1847 eine große, schöne Kirche, Marienberg besitzt seine Kapelle seit 1849. Auch in der Lausitz machte das römische Wesen Fortschritte.

Zittau erhielt seit 1846, Reichenau seit 1850 Gottesdienst. Bedeutsam war 1845 die Abtretung Schirgiswaldes an Sachsen, wodurch eine ganze katholische Stadt, die bisher böhmisch gewesen war, dem sächsischen Staate einverleibt ward. Neben katholischen Kirchen wuchsen im Lande zahlreiche katholische Schulen empor. Einzelne Vorstöße Roms erregten den heftigsten Widerspruch des sächsischen Protestantismus. So hatte sich 1843 in Brauna bei Kamenz, wo 1835 eine katholische Schloßkapelle geweiht worden war, eine Rektorie der „Bruderschaft vom heiligen und unbefleckten Herzen Mariae zur Bekehrung der Sünder" unter dem Pater Jandaurek aufgethan. Der Stadtrat zu Kamenz erhob dagegen Einspruch, und der Dunkelmann war bald im Lande unmöglich. In Annaberg hatte der Bischof Mauermann 1844 eine Kirche erbaut, an deren Altar stand, er sei den beiden Jesuiten Loyola und Xaver geweiht und enthalte Reliquien von diesen beiden Heiligen; an der Außenseite aber waren zwei Nischen angebracht zur Aufnahme der Bildsäulen dieser beiden Jesuitenväter. Darin erblickte der Stadtrat eine Verletzung der Gesetze und einen Faustschlag ins Gesicht des Protestantismus und beschwerte sich bei den Behörden. Mauermann stellte die Sache als durchaus harmlos dar, und das Kultusministerium glaubte ihm das. Die Annaberger erreichten wenigstens dies, daß die Aufstellung der Statuen unterblieb und erhielten von achtzehn Städten Anerkennungsschreiben über ihre wackere Haltung im Kampfe mit einem anmaßenden Römling und einem allzumilden Kultusminister.

Inzwischen hatte das Verlangen des sächsischen Volkes, vor Übergriffen des Romanismus und des Jesuitismus geschützt zu sein, Erfüllung gefunden. In der Julirevolution von 1830 waren auch viele religiöse Wünsche des Volkes zum Ausdruck gekommen. Seit 1831 vereinigte der apostolische Vikar zur Erhöhung seiner Würde sein Amt mit dem des Bautzner Dekans in Personalunion. Der Einfluß der Priester nahm bedenklich zu. Dies und andres mehrte die Mißstimmung gegen Rom, die sich in einer Flut von Broschüren Luft machte. Ein Ungenannter erließ eine „Freimütige Beleuchtung der Parität zwischen der protestantischen und katholischen Kirche in Sachsen", welcher ein Katholik die „Freimütige Beleuchtung der freimütigen Beleuchtung" entgegensetzte. Der katholische Feiertagshofprediger Kirpal gab „Einige Aufschlüsse, betreffend die katholische Geistlichkeit Dresdens", während der reformierte Pfarrer Girardet „Gewissensfragen an und über die katholische Geistlichkeit Dresdens" stellte und Diakonus Zscheile noch „einige Aufschlüsse" über die Paritätsfrage bot. Ungenannte schrieben „über die Furcht vor den Jesuiten im Königreiche Sachsen" und „Gründe zur Befürchtung über das Dasein von Jesuiten in Sachsen". Karl Hase beleuchtete in einer Denkschrift „Sachsen und seine Hoffnungen", forderte darin die konstitutionelle Staatsverfassung, mahnte zum Frieden, und verlangte nur, daß die katholische Kirche und Geistlichkeit an Bildung und Duldung nicht allzuweit hinter der protestan-

tischen zurückbleiben möge. Mit Jubel ward dann im Lande die Staatsverfassung vom 4. September 1831 begrüßt, die man dem Könige mühsam abgerungen hatte. Sie gab dem Könige die landesherrlichen Hoheitsrechte über alle im Staate vorhandenen Kirchen und Religionsgemeinschaften einschließlich der römischen, gewährleistete jedem Landesbewohner völlige Gewissensfreiheit und bestimmte in § 56: „Es dürfen weder neue Klöster errichtet noch Jesuiten oder irgend ein andrer geistlicher Orden jemals im Lande aufgenommen werden." Auch im Schoße der sächsischen Katholiken dämmerte die Überzeugung, daß sehr vieles in ihrer Kirche faul sei. Es erschien eine Schrift: „Wünsche für eine zeitgemäße Reformierung der katholischen Kirche in Sachsen. Altenburg 1830." Darin heißt es: „Die ganze katholische Kirche bedarf einer Reform. Viele von den kirchlichen Satzungen stehen im geraden Widerspruche mit der Lehre Christi und seiner Apostel. Darum sind viele, die sich nicht mehr bei den Lehren und Satzungen unsrer Kirche beruhigen können, zum Austritte geneigt, und die nächstfolgende Zeit wird gewiß die Zahl der Ausgeschiedenen mehren, und unter ihnen wird man die Namen der Besten finden. Die katholische Kirche und ihr Klerus werde frei von dem römischen Stuhle, und das Supremat erhalte der Landesfürst. Man hebe das Cölibat der Geistlichen auf, weil es der Schrift und Natur, mithin Gott widerstreitet und nur einer eigennützigen Hierarchie dient. Man schaffe die Ohrenbeichte ab, weil auch sie eine Dienerin der Hierarchie ist." Im Jahre darauf ließ ein „christlicher Geistlicher" „Grundzüge der rein katholisch-christlichen Kirche zunächst für Sachsen und Schlesien erscheinen, die gleichfalls eine romfreie Kirche forderten und mit den Worten schlossen: „Alle großen Dinge haben klein angefangen. Die rein katholisch-christliche Kirche wird, vielleicht schnell, groß und zahlreich werden, denn die Zeit ist reif für sie; aber sie muß klein anfangen. Sachsen, namentlich in seiner Hauptstadt, scheint berufen, abermals der Welt voranzuleuchten. So geschehe es denn und zwar bald!" Es fanden sich sofort 127 Katholiken in Dresden bereit, eine freie katholische Kirche zu bilden, aber es gelang den Pfaffen, doch mit schwerer Mühe, die Abtrünnigen wieder in ihr Netz zu fangen. Die Bemühungen der Priester hat ein witziger Kopf in dem „Sendschreiben an die 127 abfälligen Katholiken in Dresden" in köstlicher Satire persifliert. Diese Bestrebungen waren nur das Vorspiel zu einer späteren, weit umfänglicheren Selbstbefreiung sächsischer Katholiken aus den Klauen Roms, dem Deutschkatholizismus, der in der Verwerfung römischen Unwesens noch beträchtlich weiter ging. Im Jahre 1844 hatte der römische Priester Ronge seinem Groll über das Heidentum in der römischen Kirche in einem offenen Briefe Luft gemacht und mit Czersky eine christlich-apostolisch-katholische Gemeinde konstituiert. Ihr Vorgehen fand auch in Sachsen, wo Robert Blum ihnen zufiel, begeisterten Anklang. Es bildeten sich in Leipzig, Dresden, Annaberg,

Chemnitz, Dahlen, Oschatz, Marienberg, Schneeberg, Penig und Zschopau deutsch-katholische Gemeinden, zu Leipzig fand 1845 ein deutsch-katholisches Kirchenkonzil statt; auf Grund des Dresdner Glaubensbekenntnisses kamen die 51 allgemeinen Grundsätze der deutsch-katholischen Kirche zu stande, welche im wesentlichen ein rationalistisch abgeblaßtes Christentum darstellten. Im Jahre 1858 staatlich anerkannt und 1859 bestätigt, haben die Deutschkatholiken fort und fort an Zahl abgenommen und nur in Dresden, Leipzig, Chemnitz und Gelenau kleine Gemeinden aufrecht erhalten können. Der Deutschkatholizismus ist ein Beweis dafür, daß wahrheitsuchende Seelen aus der römischen Kirche notwendig herausgetrieben werden, aber auch dafür, daß jede Kirche verloren ist, die sich nicht auf dem festen Grunde des Evangeliums aufbaut.

76. Kultur und Sitte.

Mit dem Zusammenbruche des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, mit den napoleonischen Kriegen, mit der nationalen Erhebung von 1813 bis 1815 war auch für Sachsen in kultureller Hinsicht eine neue Zeit gekommen. Diese neue Zeit bekundete sich zunächst darin, daß das Volk auf politischem Gebiete handelnd mit eingriff, während es bis dahin passiv hatte bleiben müssen. Die Julirevolution von 1830, der Sturz des Ministers v. Einsiedel, die Staatsverfassung von 1831, die Landtagsverhandlungen, die rege Thätigkeit der Presse, das alles bezeugt, wie das Volk denken und handeln gelernt hatte und nunmehr seine Geschicke selber mit bestimmte. Nach einer Periode ruhiger Entwickelung in den dreißiger Jahren, welche durch planvolle und zielbewußte gesetzgeberische Thätigkeit ausgezeichnet sind, kamen wieder stürmische Zeiten. Nach dem blutigen Vorspiel von 1845 trat in den Jahren 1848 und 1849 auch in Sachsen das Verlangen nach größerer Freiheit im Staatsleben sowie nach festerer Einheit des deutschen Staatenverbandes mit elementarer Wucht in die Erscheinung. Nachdem die Herstellung einer deutschen Reichsverfassung auf demokratischer Grundlage und die überstürzten Freiheitsbestrebungen des Liberalismus gescheitert waren, brach die Zeit der Reaktion an, die für Sachsen vor allem an den Namen Beust sich knüpft. Der feudale Herr legte seine Hand auf alle freiheitlichen Regungen, wachte eifrig über die Presse und richtete selbst gegen den Gustav-Adolf-Verein einen scharfen Erlaß, in dem er ihm „Überschreitung des ihm angewiesenen Wirkungskreises und eine anmaßliche Einmischung in öffentliche Anstalten und Verhältnisse“ schuld gab, „die ihm unter allen Umständen nicht gestattet werden könne“. Das Metternichsche System war in Sachsen eingeführt worden. Aber schon bereitete sich für Deutschland und auch für Sachsen die große Zeit vor, wie sie herrlicher kaum je ein Volk erlebt hat. Brachte das Jahr 1866 Sachsen

noch einmal trübe Tage, so ward doch nun seine unnatürliche Verbindung mit Österreich endgiltig gelöst, und Sachsen durfte an der Herstellung des neuen deutschen Reiches den ruhmvollsten Anteil nehmen.

Längst hatte sich Sachsen nach den Zeiten der schweren Not am Anfange des Jahrhunderts wirtschaftlich wieder emporgearbeitet. Eine weise Gesetzgebung hatte alle Verhältnisse neu geregelt. Die Lasten der Bauern wurden abgelöst. Schul- und Steuerwesen, Rechtsprechung und Verwaltung wurden reorganisiert. Die Errungenschaften der modernen Technik hatte Sachsen in vorbildlicher Weise sich zu nutze gemacht. Auch unter veränderten Verhältnissen hatte Sachsen den alten Ruhm bewahrt, wirtschaftlich als Musterland zu gelten. Als die sächsischen Abgeordneten 1867 in den norddeutschen Reichstag eintraten, da hörten sie aus hohem Munde das Lob ihres Vaterlandes: „In Sachsen herrscht Fleiß und Ordnung, worüber sich der Fremde wie der Einheimische freuen kann; ja Sachsen ist ein glückliches Land!“

Dazu stand Sachsen in Kunst und Wissenschaft auf der Höhe der Zeit. Es hat einen Rietschel und Schnorr v. Carolsfeld, einen Hähnel und Ludwig Richter hervorgebracht; Richard Wagner ist ein Sohn der sächsischen Erde; Karl Maria v. Weber und Gottfried Semper nannte es die Seinen. Auf dem Gebiete der Dichtung glänzen Theodor Körner und Julius Mosen, und selbst im Königsschlosse hatten die Musen ihre Lieblinge. Unzählig aber sind die Gelehrten, die auf allen Gebieten der Wissenschaft den guten Klang des sächsischen Namens bewahrt haben, die Philologen Gottfried Herrmann und Haupt, die Theologen Tzschirner, Winer, Hase, der Pädagog Dinter, der Mineralog Werner, der Philosoph Lotze und tausend andre. Die Universität Leipzig, die ihre veraltete Verfassung gegen eine zeitgemäßere eintauschte, blieb und ward immer mehr einer der bedeutendsten Brennpunkte wissenschaftlichen Lebens in Deutschland. Ihr zur Seite trat 1846 eine Gesellschaft der Wissenschaften. Sachsens Lehranstalten vom Gymnasium bis zur ländlichen Volksschule stehen hinter den Schulen andrer deutschen Lande in keiner Weise zurück.

Die geistige Regsamkeit seines Volksstammes hat Sachsen in erster Linie dem Protestantismus zu verdanken, dem Lebensnerv im sächsischen Volksorganismus. Der Geist des Evangeliums ist es, der die sächsischen Lande durchweht und alle Anlagen und Kräfte des Volks zu glücklichster Entfaltung gebracht hat. Es ist erklärlich, daß in Zeiten allgemeiner Gärung dieser Geist mitunter Mühe hatte, sich durchzusetzen und ihm zeitweilig vom Liberalismns und Naturalismus die Herrschaft streitig gemacht worden ist; aber der aufmerksame Beobachter erkennt, daß das religiöse Interesse und die religiöse Vertiefung vom Anfange des Jahrhunderts und zumal seit den Befreiungskriegen in Sachsen stetig gewachsen ist, bis die großen politischen Erfolge von 1870/71, welche Deutschland zum Lande der Mitte machten und Reichtum und Wohlstand mächtig vermehrten, in manchen Kreisen den Ab-

fall begünstigten. Auch auf dem Gebiete der Sitte und Sittlichkeit ist seit Beginn des Jahrhunderts kein Rückgang eingetreten. Schamlosigkeiten, wie sie der Hof Augusts des Starken aufwies, sind im 19. Jahrhundert den höheren und höchsten Ständen fremd, wenn auch manch moderner Pöllnitz und Casanova in den Kreisen des Hofes und der Aristokratie noch immer Stoff zur Schilderung häßlicher Dinge gefunden hätte. Adel, Bürger- und Bauernstand bewahren noch immer einen guten Fonds von Strebsamkeit und Sitte. Wohl fehlt es nicht an traurigen Zeichen der Zeit, in allen Ständen, in allen Lebenskreisen; aber wer behaupten wollte, die Gesamtlage der Religiosität und Sittlichkeit des Sachsenvolkes um die Mitte des Jahrhunderts stehe unter dem Stande früherer Jahrhunderte, der würde nur beweisen, daß er die Geschichte nicht kennt. In Kultur und Sitte vermag sich Sachsen mit jedem deutschen Volksstamme zu messen, auf alle Fälle steht es hoch über Völkern, denen die Herrlichkeit des Evangeliums noch nicht aufgegangen ist.

X. Die Neuzeit.

77. Die Wissenschaft.

Die jüngste Vergangenheit und die Gegenwart zu schildern ist mißlich und schwierig, da der Beobachter ihr selber angehört und die Strebungen und Ziele einer Entwicklung noch nicht absehen kann, in der er selber mitten inne steht. Aber es ist unerläßlich, auf Grund von Thatsachen das Bild der Neuzeit, welche den Gang der kirchengeschichtlichen Entwickelung abschließt, wenigstens in den Umrissen zu zeichnen.

„Mit Ausnahme der Reformationszeit, wo der thüringische Bauernsohn eine der großartigsten Initiativen durchführte, welche die Weltgeschichte überhaupt kennt," bemerkt ein feinsinniger Beobachter der Zeit, „ist eine Initiative im Sinne der Aggression von Sachsen kaum in irgendwelchem Bezuge ausgegangen. Unser Charakter ist der des produktiven Gleichgewichts, des bedachten Bauens und Gestaltens, mit allen seinen Vorzügen und Mängeln. Bei aller Nüchternheit und Selbständigkeit des Urteils oder gerade infolge derselben sind schroffe Gegensätze oder leidenschaftlich zugespitzte Parteiexklusivität im ganzen und großen dem Charakter des Landes fremd. Wo sie dennoch sich finden, und sie fehlen nicht, sind sie meist, persönlich oder sachlich, von außen importiert." Trifft dies auf das gesamte Leben des sächsischen Volkes, auch auf das kirchliche Leben zu, so insbesondere auch auf die theologische Wissenschaft. Nicht ganz ohne Kämpfe hat sich die sächsische Theologie der neuesten Zeit entwickelt, aber sie hat ihre Freude doch zumeist an friedlicher Arbeit gefunden. Bahnbrechende Geister hat sie kaum erzeugt und nur selten von außen her in ihre Mitte gezogen. Aber es pulsiert gerade in der Gegenwart ein frisches und warmes wissenschaftliches Leben in Sachsen, zumal im Herzen der wissenschaftlichen Bestrebungen Sachsens, der Universität Leipzig.

Hatte die theologische Fakultät in Harleß einen tonangebenden Vertreter des neueren Luthertums als Mitglied erhalten, so machte mit den Jahren der lutherische Geist immer mehr Fortschritte. Sie knüpfen sich an bedeutsame Namen. Im Jahre 1851 ward Liebner nach Leipzig berufen, ein Mann, der tiefe Wissenschaftlichkeit mit praktischem Sinne vereinte und, ohne orthodoxer Lutheraner

zu sein, durch seine fromme, geistvolle Persönlichkeit wie durch sein Wirken auf Kanzel und Katheder dem lutherischen Bekenntnis in Sachsen erfolgreich Bahn machte. Ihm gesellte sich Brückner zu, der Meister biblisch-gläubiger, psychologisch-tiefer und ästhetisch-schöner Kanzelrede, der ein neues Geschlecht praktischer Geistlicher für Sachsen gebildet hat, welches die Gemeinde wieder auf dem Grunde der Schrift erbaute. Eine wertvolle Erwerbung machte die Fakultät in Kahnis, einem Manne originellen Gepräges von ausgebreiteter Bildung und kindlichem Glauben, sowie von hervorragender Begabung für das akademische Lehramt. In Halle an den ihm geistesverwandten Leo angeschlossen, hat er sich im Kampfe gegen Ruge und Strauß die litterarischen Sporen verdient, war in Breslau Altlutheraner geworden und kämpfte mit Schneidigkeit gegen die preußische Union. Sein historischer Sinn und sein Formtalent fanden in seiner „Deutschen Reformation" und seinem „Innern Gang des deutschen Protestantismus" klassischen Ausdruck. Sein unbestechlicher Wahrheitssinn trieb ihn in seiner Dogmatik zu manchen Zugeständnissen an die moderne Wissenschaft. Eine ganze Litteratur für und wider Kahnis entspann sich, am schärfsten erklärte sich Hengstenberg gegen den Abtrünnigen. Aber Kahnis ließ die Theologie nicht als Pudel gelten, der nur apportiere, was man ihm hinwirft, sondern zeugte in schneidiger Polemik gegen Hengstenberg „von den Grundwahrheiten des Protestantismus" und betonte, wie Luthertum und freie wissenschaftliche Forschung sich nicht aus-, sondern einschließen müssen. Ihm zur Seite trat 1856 der Bayer Luthardt. In Hofmanns Schule gebildet, hat er mit gleichem Erfolge wie Kahnis zur Heranbildung einer bekenntnistreuen Geistlichkeit gewirkt. Eine scharfkantige, an die alten Dogmatiker der Kirche, an Deyling und Löscher erinnernde Persönlichkeit, hat er es doch verstanden, die Anschauungen der Väter des 16. und 17. Jahrhunderts in glänzender Darstellung dem Geschlechte des 19. Jahrhunderts verständlich zu machen und nahe zu bringen. Auf Katheder und Kanzel, in Vorträgen und durch seine Zeitschriften hat er wie kaum je ein Theolog die sächsische Landeskirche beeinflußt und ihr in vielen Stücken das Gepräge seines Geistes aufgedrückt. Eine ganz andre Natur war der gelehrte Hebraist und Freund des Volkes Israel, Franz Delitzsch. Er verfügte über eine Gelehrsamkeit von staunenswertem Umfang und lebte so im Hebraismus, daß ihn viele für einen Sohn des jüdischen Volkes hielten. Seine Kommentare und sonstigen gelehrten und erbaulichen Schriften enthalten ein Arsenal der feinsten exegetischen, biblisch-theologischen und theosophischen Gedanken und legen Zeugnis ab von der religiösen Tiefe seiner geweihten Persönlichkeit. Er war kein Orthodoxer nach der Schablone, es widerstrebte ihm, „die Theologie mit dem Buchstaben der Konkordienformel zu umgittern", aber er hat die gesamte biblische Wissenschaft in konservativ-gläubigem Sinne beeinflußt, eine Zierde der Leipziger Fakultät, wie wenige vor und nach

ihm. Ihm geistesverwandt war der ehrwürdige Hölemann; er trat mit anbetendem Sinn an die Schrift heran, deren Worte, Buchstaben und Lesezeichen ihm Heiligtümer waren. Er war ein feiner Gelehrter, aber es fehlte ihm der große Zug des Mannes der Wissenschaft. Eine einzigartige Stellung in der Gelehrtenrepublik Deutschlands und der Welt nahm der große Textkritiker Tischendorf ein, dem es gegeben war, mit unvergleichlicher Genialität und riesenhaftem Fleiße der neutestamentlichen Textkritik völlig neue Grundlagen zu schaffen. Eine kurze Zeit wirkte auch der Meister der Katechetik, Zezschwitz, selbst ein Kind des Sachsenlandes, in Leipzig.

Neben der streng konfessionellen Richtung, welche die meisten der Genannten vertraten, ging in Leipzig eine Richtung her, die mit Treue gegen Schrift und Bekenntnis doch eine größere wissenschaftliche Unbefangenheit verband. Sie ist würdig vertreten durch die Exegeten Tuch und Anger, durch den gelehrten Kenner Wiclifs, Gotthard Lechler, durch die auf dem Felde der praktischen Theologie und Pädagogik wohlerfahrenen Theologen Baur und Hofmann, durch den Exegeten Woldemar Schmidt, sowie vor allem durch den philosophisch tiefgegründeten, geistesfrischen und dialektisch gewandten Fricke, der in seinen exegetischen, dogmatischen und ethischen Kollegien eine an Schleiermacher und Rothe orientierte Theologie vertrat und daneben als Kanzelredner und Seelsorger, wie als Leiter des Gustav-Adolf-Vereins eine weitreichende Thätigkeit entfaltete. In neuerer Zeit hat sich auch in der Fakultät Leipzig der Geist der modernen Theologie maßvoll geltend gemacht. An Stelle Buhls, des Schülers und Nachfolgers von Delitzsch, trat der Exeget Kittel. Neben dem Meister der deutschen Kirchengeschichte und gelehrten Herausgeber von Herzogs Realencyklopädie, Hauck, wirkte der von Ritschl berührte Reformationshistoriker Brieger. Zahns Nachfolger ward Heinrici, Luthardt ward durch Kirn ersetzt, und wie einst Harnack eine kurze Zeit lang die moderne Dogmengeschichte vorgetragen hatte, so lehrte Guthe das alte Testament nach der Auffassung der neueren Wissenschaft verstehen. Die Wissenschaft des Protestantenvereins hat in Leipzig und in Sachsen niemals dauernde Vertretung gefunden, aber die liberale Theologie fand in dem Dresdner Pfarrer Sulze, der sich durch seine Bestrebungen auf dem Gebiete des kirchlichen Gemeindelebens rühmlich bekannt gemacht hat, einen geistvollen und begeisterten Herold. Wie einst die Anschauungen der freien Gemeinden in Sachsen nur wenig Anklang gefunden hatten, so konnten auch an den „Ernsten Gedanken“ des Herrn v. Egidy, die sich als seichte Gedanken erwiesen, nur diejenigen Geschmack gewinnen, denen wenig Verständnis für Christentum und Kirche eigen war.

Von jeher spiegelte sich bei dem innigen Bunde von Wissenschaft und Praxis in der evangelischen Kirche der Stand des wissenschaftlichen Lebens in der Kirche und Geistlichkeit wieder. Ganz im Gegen-

satze zur römischen Kirche und zu den Sekten, wo wissenschaftlicher Sinn kaum jemals hervortrat, ist das wissenschaftliche Interesse unter Geistlichen und gebildeten Laien der Landeskirche gerade in neuerer Zeit ein großes gewesen. Vertrat die Muldenthaler, Dresdner, Leipziger und Chemnitzer Konferenz mit Ernst und Eifer die konfessionelle Theologie, so versammelten sich in der Meißner Konferenz seit 1863 die Vertreter eines Protestantismus, der mit der Treue gegen Schrift und Bekenntnis doch eine größere theologische Weitherzigkeit vereinte, während die Sächsische Kirchenkonferenz seit 1898 allen denen Raum bot, denen kirchliches und wissenschaftliches Interesse ohne Unterschied der Parteifarbe innewohnt. Mehr als hundert kleinere Spezialkonferenzen sind ebensowohl Pflegestätten geselligen amtsbrüderlichen Verkehrs wie wissenschaftlichen Gedankenaustausches. Viele tüchtige praktische Geistliche haben sich zugleich auf dem Gebiete der Wissenschaft einen Namen erworben, wie Otto in der Exegese, Dibelius und Buchwald in der Kirchengeschichte, Löber, Winter und Katzer in der systematischen Theologie. Allen voran leuchtete der Oberhofprediger Meier. Wenn die theologisch wohlgegründete Geistlichkeit der Landeskirche jetzt weniger mit wissenschaftlichen Leistungen hervortritt als früher, so beruht das auf dem Umstande, daß die gesteigerten Anforderungen an das geistliche Amt ihre Kräfte fast völlig in Anspruch nehmen.

78. Kirchliches Leben.

Auch das kirchliche Leben hat sich im letzten Drittel des Jahrhunderts in aufsteigender Linie entwickelt. Die christliche Liebe hat sich in einer Weise entfaltet, welche die kühnsten Hoffnungen übertraf. Seitdem sich die innere Mission 1867 im Landesverein und in den Kreisvereinen organisiert hatte, ging es mächtig vorwärts im ganzen Lande. Insbesondere wirkten die Stadtvereine zu Leipzig und Dresden in reichem Segen. Vereinshäuser und Herbergen zur Heimat wuchsen empor, Männer-, Jünglings-, Jungfrauen- und Arbeitervereine wurden selbst in Landgemeinden gegründet, in Leipzig entstand durch Panks Bemühungen eine zweite sächsische Diakonissenanstalt, während Zwickau auf Meyers Betrieb eine Filiale des Dresdner Mutterhauses errichtete, ein immer enger werdendes Netz von Diakonissenstationen breitete sich über das ganze Land aus, 1872 entstand in Obergorbitz eine Brüderanstalt, für welche in Pastor Höhne der rechte Vater gefunden ward; Dibelius führte die Kindergottesdienste in Sachsen ein. Dazu wurden fortgesetzt neue Rettungshäuser, Krankenanstalten, Asyle erbaut, und es giebt wohl kaum eine Not des Leibes und der Seele, deren Abhilfe die innere Mission nicht in Angriff genommen hätte. Gleichen Schritt aber mit der kirchlichen ging die humanitäre Liebesübung, welche in staatlichen, gemeindlichen und genossenschaftlichen Unternehmungen Musteranstalten geschaffen hat. Über das aber, was die

christliche Liebe will und leistet, berichtet das sächsische Organ für innere Mission, die „Bausteine", die seit 1868 nacheinander von Hickmann, Seidel und Weidauer herausgegeben wurden. Gegen die Losung „Christlich-Sozial", wie sie von Stöcker und Naumann ausgegeben ward, verhielt sich Sachsen meist abwartend und ablehnend.

In alter Treue hielt Sachsen an dem Werke der Heidenmission. Das „Leipziger Missionsblatt", die „Werdauer Blätter", die sächsische Missionskonferenz mit ihren Predigtreisen und ihrem Jahrbuch, die im Lande üblichen Missionsstunden und Missionsfeste — das alles hat dem Werke immer mehr Boden gewonnen und es aus einer Sache kleiner Kreise zur Sache der Gemeinde und der Landeskirche gemacht. Eine Folge der kolonisatorischen Bestrebungen und Erfolge des Deutschen Reiches war es, daß der Hauptmissionsverein seine Missionare fortan nicht mehr bloß nach Indien, sondern auch nach Afrika entsendete. In aller Stille, aber nicht ohne Erfolg, wirkt neben der Heidenmission ihre bescheidenere Schwester, die Judenmission, auch nachdem ihr glühender Anwalt, Franz Delitzsch, gestorben ist.

Glänzenden Aufschwung nahm der Liebling des Sachsenvolkes, der Gustav-Adolf-Verein. Im Centralvorstande von Hoffmann und Fricke, in den Hauptvereinen von Schmidt und Pank, sowie von Kohlschütter, Franz und Dibelius geleitet, hat er mit jedem Jahre an Ausdehnung und Bedeutung gewonnen. Reiche Spenden und Vermächtnisse, wie ansehnliche Kollekten füllten seine Kassen; seine Feste, zumal die großen Versammlungen in Dresden 1865 und in Leipzig 1882, aber auch die Versammlungen der Haupt- und Zweigvereine, gestalteten sich zu evangelischen Volksfesten. Seit 1890 wirkt ein eigenes Blatt, der „Gustav-Adolf-Bote", für die Vereinszwecke in Sachsen. Flugschriften und Gustav-Adolf-Vorträge vermitteln die Kenntnis der Sache den weitesten Kreisen. Für die Diaspora des eigenen Landes wirkte insbesondere Pastor Scheuffler mit ebensoviel Eifer als Erfolg. Im Anschluß, mitunter auch im Gegensatze zum Gustav-Adolf-Verein, arbeitete seit 1854 der Lutherische Gotteskasten, dessen Vertreter nur lutherische Gemeinden unterstützen. Dagegen fand unter den Freunden des Gustav-Adolf-Vereins der Evangelische Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen zahlreiche begeisterte Anhänger. Aus der Not der Zeit entstanden, hat der Evangelische Bund, an dessen Spitze Meyer in Zwickau steht, seit 1887 oft Gelegenheit gehabt, den Anmaßungen und Übergriffen Roms im engeren Vaterlande entgegenzutreten, und ist allezeit getreu mit eingestanden, wenn es galt, das evangelische Bewußtsein gegen den Ultramontanismus zu wecken und zu stärken. Im Jahre 1895 hat der Gesamtverein in Zwickau eine erhebende Tagung gehalten.

Auf mehr denn achtzigjährige Wirksamkeit blickt die Hauptbibelgesellschaft zurück. Neben dem überlieferten Texte hat sie auch den

revidierten Text auf eigene Kosten drucken lassen. Vereine für kirchliche Kunst, Kirchenmusik, Kirchengeschichte u. a. m. haben, wie sie dem Aufschwunge des kirchlichen Lebens ihr Dasein verdanken, auch ihrerseits wieder fördernd auf das kirchliche Leben zurückgewirkt.

An den geistlichen Stand stellte die Zeit immer höhere Anforderungen. Das Amt des Wortes war längst ein ander Ding geworden, als es in der Zeit der Aufklärung gewesen war. Aber der sächsische Pfarrerstand zeigte sich den Aufgaben gewachsen. Gymnasium und Universität, Predigerkollegium und Kandidatenverein, sowie die Wirksamkeit als Lehrkandidat rüsten den Geistlichen für das geistliche Amt, wissenschaftliche Bestrebungen, Konferenzen und Zeitschriften vertiefen und fördern ihn. Wohl ist der Geistliche nicht mehr wie früher der einzige Mann in der Gemeinde, der die Redekunst zu üben weiß, aber die geistliche Rede ist noch immer in Sachsen die Blüte der Beredsamkeit. Schwungvoll und gedankentief verkündeten Fricke und Meier, Luthardt und Rüling, Pank und Dibelius, Meyer, Harig und Rietschel das Evangelium. Mit einer an Ahlfeld erinnernden Schlichtheit wußten Siedel und Kaiser auf Volk und Jugend zu wirken. Die sächsische Predigt hat nicht nur einen schriftgemäßeren, sondern auch einen frischeren und lebensvolleren Charakter angenommen als früher und weiß in gewinnender Sprache den Herzen das Evangelium von Christo nahe zu bringen. Auch die Kasualrede fand in Sachsen liebevolle Pflege. Ein Blick in die sächsische Zeitschrift für Homiletik, die „Pastoralblätter“, bezeugt auf jedem Blatt den hohen Stand der geistlichen Beredsamkeit in Sachsen.

Zur Förderung des gottesdienstlichen Lebens ist in den letzten Jahren mehr geschehen als früher in Jahrzehnten. Die neue Agende von 1880 beseitigte die verwässerten Formulare des rationalistischen Zeitalters und griff zurück auf die klassischen Muster der Reformationszeit, ohne indes an archaistischen Äußerlichkeiten festzuhalten. Das Landesgesangbuch von 1883 setzte an Stelle der zahlreichen vom Geiste der Aufklärung durchwehten Gesangbücher ein Musterbuch mit den Kernliedern der evangelischen Kirche, deren Form nur in Fällen zwingendster Not mit zarter Hand geändert war. Das revidierte Perikopenbuch von 1892 brachte alte, früher beseitigte Bibelstellen wieder, bestimmte neue, den Zeitumständen angemessene zu Predigttexten und rückte andere an geeignetere Stellen. Besondere Pflege ward vielfach den Nebengottesdiensten gewidmet. Wochengottesdienste, wie sie in alter Zeit im Schwange waren, kamen wieder auf und wurden meist in Form von Bibelstunden gehalten. Die Nachmittagsgottesdienste am Sonntag wurden auf den Abend verlegt, an Stelle der Predigt trat mitunter die Missionsstunde und der Gustav-Adolf-Vortrag, oder man gestaltete den ganzen Gottesdienst zu einem liturgischen. Rasch bürgerten sich die Kindergottesdienste ein, der Konfirmandenunterricht ward verlängert, Unterredungen mit Konfirmierten wurden eingerichtet. Um die Seelsorge besser zu organisieren.

wurden die Riesenkirchspiele der Großstädte zerschlagen, neue Parochien gebildet, mehr geistliche Kräfte angestellt und die Parochien selbst in Seelsorgerbezirke eingeteilt. Auch der Militärseelsorge, für welche auffallend wenig geschehen war, ward endlich die gebührende Pflege gewidmet. Eine Fülle neuer Kirchen wuchs empor, und die alten Gotteshäuser wurden stilgerecht erneuert, so daß man die Gegenwart geradezu als die Zeit der Kirchenbauten und der Kirchenrenovierung bezeichnen kann. Der 1876 gestiftete Allgemeine Kirchenfonds unterstützt die Gemeinden in diesen Bestrebungen. Während früher die Leitung und Pflege des kirchlichen Lebens so gut wie allein auf den Schultern der Geistlichen lag, entfalteten, insbesondere infolge der Kirchenvorstands- und Synodalordnung vom 30. März 1868, auch Nichtgeistliche regen Eifer im Dienste der Kirche und ihrer Liebesarbeit. Die Wiedereinführung der Visitationen that das Ihre dazu, in Stadt- und Landgemeinden den kirchlichen Eifer zu spornen. Die kirchliche Presse errang die ihr gebührende Stellung. Neben die älteren Blätter traten neue Zeitschriften, seit 1868 die von Luthardt begründete „Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung“ und seit 1894 das „Neue sächsische Kirchenblatt“ des Pastors Kröber. Einzelne politische Zeitungen, wie die Leipziger Zeitung und das Leipziger Tageblatt, öffneten hervorragenden geistlichen Federn ihre Spalten, und selbst Lokalblätter dienen den kirchlichen Interessen. Dem Lesebedürfnis des Volkes kamen christliche Schriftenvereine mit Volksbüchern, Volkskalendern, Traktaten und Predigten entgegen. So ist die Kirche, die noch um die Mitte des Jahrhunderts für viele eine abgethane Größe war, am Ausgange desselben kraft des Lebens, das sie entfaltete, wieder in den Vordergrund des öffentlichen Interesses getreten.

79. Die Verfassung der Kirche.

Wie das kirchliche Leben, so machte auch die Verfassung der Kirche in den letzten Jahrzehnten merkliche Fortschritte. Hatte bereits die Konstitution von 1831 allen Sachsen völlige Gewissensfreiheit und gleiche bürgerliche und politische Rechte zugesichert, so bestimmte ein Gesetz von 1868, daß die bürgerlichen und politischen Rechte vom religiösen Glaubensbekenntnisse überhaupt unabhängig sein sollten. Das Verhältnis der Kirche zum Staate blieb das alte. Die Staatsgewalt über die Kirchen übte der König in Bezug auf alle Konfessionen durch das Kultusministerium aus, die landesherrliche Kirchengewalt über die evangelisch-lutherische Landeskirche durch die drei in Evangelicis beauftragten Staatsminister. Unter deren Aufsicht steht das Landeskonsistorium. Das Landeskonsistorium von 1835 hatte nur 38 Jahre lang bestanden und ward durch das Kirchengesetz vom 15. April 1873 durch das „evangelisch-lutherische Landeskonsistorium“ ersetzt. Die wesentlichste Bestimmung für diese reorganisierte Behörde lautete:

„Alle Geschäfte und Befugnisse des evangelisch-lutherischen Kirchenregiments, welche bisher dem Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts zustanden, gehen auf das Landeskonsistorium über." Es erhellt hieraus, daß dem neuen Konsistorium, mit welchem die verfassungsgeschichtliche Entwickelung der sächsischen Landeskirche gewiß auf lange hinaus ihren Abschluß gefunden hat, eine weit größere Selbständigkeit als früher eingeräumt ward. Es setzt sich zusammen aus einem rechtsgelehrten Präsidenten, sowie der gleichen Anzahl geistlicher und weltlicher Räte. Außerdem ist Mitglied der Oberhofprediger, der den anderen Räten im Range vorausgeht. Namentlich zu Prüfungszwecken werden den genannten noch außerordentliche theologische Beisitzer zugeordnet. Der Geschäftskreis der Behörde umfaßt im wesentlichen folgendes: Aufrechterhaltung der Kirchenverfassung, Veranstaltungen zur Landessynode, Form und Feier des Gottesdienstes, Aufsicht über den evangelisch-lutherischen Religionsunterricht, sowie über die Kirchenvorstände, Anordnung von Fest- und Bußtagen, Agenden, Gesangbücher, Katechismen, Sorge für die Bildung von Geistlichen, Besetzung geistlicher Stellen, Emeritierungen, Anstellung von Vikaren und Hilfsgeistlichen, Disziplinarsachen über Geistliche, Aufsicht über kirchliche Behörden und Beamte, Urlaubserteilungen für Superintendenten, Oberaufsicht über kirchliche Stiftungen und Kassen, Anordnung von Kirchenkollekten u. a. m. Doch hat das Landeskonsistorium Dinge wie Kollekten, Kirchenvisitationen, Abweichungen von Kirchengesetzen und ähnliches erst den in Evangelicis beauftragten Staatsministern zur Beschlußfassung vorzutragen, ehe sie rechtskräftig werden. Blieben die beiden Unterkonsistorien, die Kreishauptmannschaft zu Bautzen als Konsistorialbehörde für die Oberlausitz und das Konsistorium zu Glauchau nach seinen in den Rezessen vom 4. Mai 1740 und vom 9. Oktober 1835 ihm gewährleisteten Rechten, 1873 noch bestehen, so trat doch letzteres nach einer am 29. Oktober 1878 mit dem Gesamthause Schönburg geschlossenen Übereinkunft am 15. November genannten Jahres dergestalt außer Wirksamkeit, daß alle Geschäfte an das Landeskonsistorium übergingen.

In jeder Kirchgemeinde besteht seit 1868 zu deren Vertretung, zur Förderung ihrer Zwecke, zur Ausübung ihrer Rechte, zur Verwaltung ihres Kirchenvermögens, Erhaltung von Zucht und Sitte, sowie Belebung des christlichen Sinnes in der Gemeinde ein Kirchenvorstand. Er setzt sich zusammen aus dem Pfarrer als Vorsitzendem und einer Anzahl weltlicher Vertreter der Kirchengemeinde, zu denen noch andere der etwa vorhandenen Parochialgeistlichen hinzutreten können. Die weltlichen Kirchenvorsteher werden gewählt. Stimmberechtigt sind alle selbständigen Hausväter, die das 25. Lebensjahr erfüllt haben, wählbar alle Stimmberechtigten nach vollendetem 30. Lebensjahre. Ausgeschlossen vom Stimmrecht und der Wählbarkeit sind alle die, denen die bürgerliche Unbescholtenheit fehlt, die durch Verachtung des Wortes Gottes

oder unehrbaren Lebenswandel öffentliches, durch nachhaltige Besserung nicht wieder gehobenes Ärgernis gegeben haben, sowie die, welche trotz der Mahnung des Kirchenvorstandes die Trauung oder die Taufe und Konfirmation ihrer Kinder unterlassen oder verweigern. Die Instanz über dem Kirchenvorstand ist die Kircheninspektion, welche aus Ephorus und Stadtrat, oder aus Ephorus und Amtshauptmannschaft besteht. Die Zahl der Ephorien ist seit 1898 26; in der Oberlausitz, welche die Superintendenturen nicht kennt, werden die Ephoralgeschäfte von dem der Kreishauptmannschaft zugeordnetem Kirchenrate ausgeübt. Alljährlich hat der Ephorus eine Versammlung der Kirchenvorstände seiner Ephorie, die Diöcesanversammlung, zur gemeinsamen Besprechung über die Thätigkeit der Kirchenvorstände und über die kirchlichen Verhältnisse der Ephorie zu berufen. Das Patronatsrecht steht in den meisten geistlichen Stellen dem Landesherrn zu, der es durch das Landeskonsistorium ausübt, sonst befinden sich Stadträte und Rittergüter im Besitze desselben. Die Geistlichen haben eine Prüfung vor der theologischen Fakultät in Leipzig, sowie eine Wahlfähigkeitsprüfung vor dem Landeskonsistorium abzulegen. Ihr Einkommen ist nach Ablösung der Naturalgefälle und der Stolgebühren meist in feste Gehaltsbezüge umgewandelt worden, welche neuerdings fast bei allen eine zeitgemäße Erhöhung erfahren haben dergestalt, daß die sächsischen Geistlichen durchgehends als wohlbesoldet bezeichnet werden dürfen. Die Pensionen der Geistlichen, die meist mit 65 Jahren in Ruhestand gehen, werden aus dem Emeritierungsfonds, die Pensionen ihrer Hinterbliebenen aus der Prediger-Witwen- und Waisenkasse bestritten. Die Oschatzer Feuerversicherung und die Versorgung alleinstehender Predigertöchter sind Privatunternehmungen, die gleichwohl von der Unterstützung aller Geistlichen getragen sind.

Die Vertretung der Gesamtheit der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinden sind die Landessynoden, in welchen die synodale und presbyteriale Verfassung ihre Spitze findet. Die Synode ist auf kirchlichem Gebiete dasselbe, was auf politischem die beiden Kammern des Landtags sind. Zum Erlasse aller den Kultus, die Kirchenverfassung und die Abänderung allgemeiner kirchlicher Einrichtung betreffenden Gesetze bedarf es ihrer Zustimmung. Die Synode wird mindestens aller fünf Jahre einmal berufen. Sie besteht aus einem Professor der Theologie und des Kirchenrechts, welche von den betreffenden Fakultäten zu wählen sind, aus vier geistlichen und vier weltlichen Mitgliedern, welche die in Evangelicis beauftragten Staatsminister ernennen, sowie aus 24 geistlichen und 31 weltlichen Mitgliedern, welche in 55 Wahlbezirken durch Wahlmänner der Kirchenvorstände gewählt werden. Die erste Landessynode trat zusammen 1871; ihr folgten die Tagungen von 1874, 1876, 1881, 1886, 1891, 1892 und 1895. Die wichtigsten Gegenstände der Beratung waren in der ersten Synode: die Errichtung des Landeskonsistoriums, die Abänderung des Gelöbnisses der Geistlichen,

in den folgenden: die Herstellung des neuen Gesangbuches, der neuen Agende und der neuen Perikopenordnung, das Emeritierungsgesetz, die Trauordnung, die Kandidatenordnung, die gemeinsame Bußtagsfeier u. a. m. Die auserlesensten Männer, die Blüte des Geistes, wirkten innerhalb der Landessynoden mit zur Förderung des kirchlichen Lebens, Männer wie die Minister v. Falkenstein, v. Gerber, v. Seydewitz, die Theologen Ahlfeld, Baur, Dibelius, Fricke, Immisch, Kohlschütter, Lechler, Luthardt, Meyer, Pank, Rüling, Sulze, die weltlichen Mitglieder Ackermann, Eckstein, Friedberg, v. Friesen, Haberkorn, Heubner, Ilberg, Graf Könneritz, Kuntze, Meinhold, Pfotenhauer, Streit, Stübel, Graf Vitzthum, Wach, Weidauer, Zarncke, v. Zehmen. Nur selten haben tiefgehende Meinungsverschiedenheiten die Synodalen in zwei Heerlager gespalten, der Geist des Friedens und der Mäßigung waltete über jeder Synode, und der Segen, den Synoden und Kirchenvorstände der Landeskirche brachten, ist unermeßlich.

Das Recht freier Religionsübung steht zunächst nur den in Sachsen aufgenommenen Konfessionen zu, den beiden evangelischen, den beiden katholischen und der deutsch-katholischen Religionsgemeinschaft. Religiöse Genossenschaften, die einen besonderen Kultus ausüben wollen, bedürfen hierzu zunächst der Bestätigung ihrer Statuten durch das Kultusministerium. Den Israeliten ist bereits 1837 gestattet worden, in Leipzig und Dresden sich zu Religionsgemeinschaften zu vereinen und dort Synagogen und Schulen zu errichten. Der Austritt aus einer staatlich anerkannten Religionsgemeinschaft und der Übertritt in eine andre steht jedem frei, der das 21. Lebensjahr vollendet hat. Die Verleitung zum Übertritte durch Versprechungen oder Drohungen ist mit Strafe bedroht. Die Kinder aus gemischter Ehe folgen, wenn nicht durch gerichtlichen Vertrag bis zur Vollendung des sechsten Lebensjahres etwas anderes bestimmt wird, dem Bekenntnisse des Vaters. Die 2972805 Einwohner Sachsens verteilten sich 1880 auf die einzelnen Bekenntnisse so: 2876138 Lutheraner, 9162 Reformierte, 72946 Römisch-Katholische, 1467 Deutsch-Katholische, 6516 Israeliten; der Rest begriff andre in sich. Im Jahre 1895 waren es 3787688 Einwohner, darunter 3611670 Lutheraner, 10538 Reformierte, 140285 Römisch-Katholische, 1428 Deutsch-Katholische, 9902 Israeliten, während der Rest sich auf andre verteilte.

80. Separationen und Sekten.

Es lag in der Natur der Sache, daß mit der Neubelebung des religiösen Sinnes auch vielfach Regungen sich geltend machten, die eine frühere Zeit nicht kannte. Religiös empfänglichere und erregtere Geister schüttelten das Joch der Landeskirche ab, bildeten neue Gemeinschaften oder schlossen sich den Sekten an, die aus England und Amerika ihre Boten sandten.

Auf Grund des Gesetzes vom 26. Juni 1870 traten eine Anzahl strenger Lutheraner, die von ähnlichem Geiste erfüllt waren wie die Stephanisten am Anfange des Jahrhunders, aus dem „Babel der Landeskirche“ aus und schlossen sich zu separierten lutherischen Gemeinden zusammen, die nach amerikanischem Muster mit anderen Gemeinden Deutschlands die „Synode der evangelisch-lutherischen Freikirche in Sachsen und anderen Staaten“ bilden. Sie haben kleine Gemeinden in Dresden, Planitz, Chemnitz, Crimmitschau, Frankenberg und Grün bei Lengefeld. Von 1870 bis 1895 sind 1546 Personen zu ihnen ausgetreten. Ihre Seelenzahl betrug 1895: 1913. Es sind bekenntnistreue, bibelfeste Leute, die sich im Besitze des echten, unverfälschten Luthertumes wähnen und in der Landeskirche einen Acker voll Unkraut sehen, während ihnen ihre eigne Gemeinschaft als tadellos bestelltes Weizenfeld erscheint. So setzten denn ihre streitbaren Führer Stöckhardt, Ruhland, Willkomm ihre Kraft daran, in Wort und Schrift die Landeskirche mit Schärfe zu bekämpfen.

An dreizehn Orten haben sich seit 1870 die apostolischen Gemeinden festgesetzt, zu denen bis 1895 3928 Lutheraner übergetreten sind. Sie legen auf die prophetischen und apokalyptischen Stücke der Bibel Wert, pflegen innige gottesdienstliche Gemeinschaft und lehren, daß die Wiederkunft des Heilands nahe sei und man durch Eintritt in ihre Gemeinde der letzten Trübsal entgehe. Neuerdings haben sie sich in alte und neue Apostoliker gespalten, und jede Gemeinschaft glaubt allein im Besitze der Wahrheit zu sein. Wie bei allen Sekten, so ist auch bei dieser der religiöse Ernst und der fromme Fanatismus größer als die religiöse Einsicht.

Erfolgreiche Konkurrenz machen den Apostolikern die Methodisten, die unter dem Namen Evangelische Gemeinschaft viel Propaganda treiben und in Dresden, Zwickau und Chemnitz Gemeinden, in anderen Orten der Zwickauer Gegend Kapellen haben. Sie vertreten ein pietistisch gefärbtes Christentum, haben ihre „Diakonissen“ und ziehen das Volk durch Gesangs- und Missionsfeste an, bei denen weit hergeholte Redner das Wort ergreifen.

Außer den genannten werfen noch eine ganze Anzahl andre Sekten in Sachsen ihre Netze aus, die Baptisten, die sich „Gemeinde gläubig getaufter Christen“ nennen, die Tempelgemeinde, die Darbysten oder Plymouth-Brüder, denen auch die Vielauer Sekte, die „Freien in Christo“, wie die „Brüder und Schwestern in Christo“ in der Ölsnitzer Gegend und die „Gläubigen Kinder Gottes“ in Treuen zuzurechnen sind. In Lichtenstein finden sich vereinzelt Nazarener wie in anderen Gegenden Mormonen. Auch an Spiritisten und Theosophen fehlt es nicht. In Thiendorf besteht seit 1885 ein „theographischer Bruderbund“, in Dresden und Leipzig hat 1894 die Heilsarmee Fuß zu fassen gesucht, aber ohne Erfolg. Auf landeskirchlichem Boden steht der Verein für evangelische Gemeinschaftspflege, die Philadelphia. Sie

sowohl wie die Brüdergemeinde hat sich der Angriffe auf die Landeskirche enthalten und allezeit das Band des Friedens bewahrt. Ist die Bildung von Sekten und Gemeinschaften auch nicht notwendig ein Beweis von Krankheit landeskirchlicher Zustände, so hat die Landeskirche sich doch die Lehre daraus zu nehmen, in ihren Formen nicht bureaukratisch zu verzopfen und sich in ihrem Geiste nicht aristokratisch zu versteifen, sondern dem religiösen Geiste des Individuums gewisse Freiheiten zu verstatten, insbesondere aber für kräftige, volksmäßige Wortverkündigung zu sorgen und dem Bedürfnisse solcher, die mit Ernst Christen sein wollen, nach engerer religiöser Gemeinschaft Rechnung zu tragen; und die Landeskirche hat es nach Kräften gethan.

81. Die römische Kirche.

Etwa seit dem Jahre 1870 nahm die römische Kirche auch in Sachsen den Anlauf zu größeren Erfolgen. Sie hat sie zum Teil auch erreicht, aber zugleich auch den Widerstand und die Erbitterung des evangelischen Volkes in hohem Grade wachgerufen.

Das vatikanische Konzil von 1870 hatte den Lehrsatz von der Unfehlbarkeit des Papstes festgesetzt. Am 26. April 1871 richtete Bischof Forwerk an das Kultusministerium das Gesuch um Erteilung des Placet für die Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit; dies Gesuch wurde durch Verordnung vom 26. Juni abschläglich beschieden. Inzwischen hatte er am 30. Mai um die Erlaubnis zur Verlesung des Fuldaer Hirtenbriefes gebeten; diese Erlaubnis wurde sofort am 1. Juni gegeben. In diesem Schreiben der deutschen Bischöfe, in dem zu Geldsammlungen für das Papstjubiläum aufgefordert ward, heißt es nach einer Polemik gegen die einer falschen Freiheit dienende Bildung und Wissenschaft unter Beziehung auf den Beschluß des vatikanischen Konzils über „das unfehlbare Lehramt des obersten Hirten“ folgendermaßen: „Der ganze Episkopat, alle Nachfolger der Apostel sind einig, nachdem Petrus gesprochen hat. Sie alle stehen auf diesem Felsengrunde der Kirche, von welchem sich niemand trennen kann, wer immer zu der Herde Jesu Christi gehören will. Indem wir unsere volle Zustimmung und Unterwerfung unter alle und jede Beschlüsse des vatikanischen Konzils hierdurch einstimmig erklären, protestieren wir zugleich gegen die Behauptung, als sei dadurch eine neue, in der uralten Überlieferung der Kirche nicht enthaltene Lehre verkündigt worden. Wir warnen alle Glieder der von Gott uns anvertrauten Herde vor den Gefahren der bezeichneten Irrwege, welche von der Gemeinschaft der heiligen Kirche trennen. Wir ermahnen alle Gläubigen auf das eindringlichste zum treuen und standhaften Festhalten an dem Glauben unserer Mutter, der heiligen katholischen Kirche.“

Dieser Hirtenbrief, der den Katholiken die Annahme der Unfehlbarkeit zur Pflicht machte, ist am 16. Juni 1871 von den katholischen

Kanzeln Sachsens verlesen worden, mit Genehmigung desselben Kultusministeriums, das zehn Tage später das Placet für die offizielle Verkündigung des „unfehlbaren Lehramtes des obersten Hirten“ versagte. Dieser befremdende Vorgang wäre kaum zu öffentlicher Beachtung gekommen, wenn nicht ein Aufsatz des katholischen Kirchenblattes für Sachsen vom Jahre 1873 unter der Redaktion des Hofpredigers Wahl stolz triumphiert hätte: „Wir wollen die Mitteilung nicht vorenthalten, daß in dem gemeinsamen Hirtenschreiben sämtlicher deutschen Bischöfe, das dieselben von Fulda aus erlassen haben, die Lehre von der Unfehlbarkeit des päpstlichen Lehramtes enthalten und verkündigt worden ist, und dieses gemeinsame Schreiben ist auch von allen katholischen Kanzeln Sachsens verlesen worden.“ In der folgenden Nummer des Blattes legte er diesen Punkt noch deutlicher dar: „In dem gemeinsamen Hirtenschreiben der deutschen Bischöfe von Fulda aus wurde das vom vatikanischen Konzil beschlossene und rechtskräftig verkündete Dogma von der Unfehlbarkeit den Katholiken deutscher Zunge verkündet, erklärt und zur gläubigen Annahme vorgelegt. Durch die Verlesung dieses Schreibens, die auch auf allen katholischen Kanzeln Sachsens stattfand, ist die Lehre von der Unfehlbarkeit des päpstlichen Lehramtes auch in Sachsen verkündet oder promulgiert worden. Das Dogma ist in Achtung der entgegenstehenden Verfassungsbedenken nicht amtlich und formell verkündet worden, es ist in Achtung des katholischen Gewissens hirtenamtlich verkündet worden.“

Diese Artikel des Hofpredigers Wahl erregten in dem Landtage, der im Herbste 1873 zusammentrat, einen heftigen Sturm wider das Kultusministerium. Man war empört, daß ein „katholischer Geistlicher es wagen durfte, die Autorität der Gesetze und der Obrigkeit öffentlich zu verhöhnen“; man erklärte auch von konservativer Seite, daß kein „sächsisches Kultusministerium Boden habe im sächsischen Volke, dessen Träger das sächsische Volk nicht mit Vertrauen betrachten kann als einen starken Hort und Schirmherrn seines protestantischen Bekenntnisses“; man sprach es aus, daß man sich gegen die ultramontane „Partei, die so wenig von dem Geiste christlicher Liebe beseelt und von den echten Lehren des Christentums wie die Mitternacht vom Mittag entfernt sei, die den Kampf, wie das katholische Kirchenblatt beweise, auch nach Sachsen trage, auf das ernsteste zu waffnen habe“. Und als schneidiges Schwert gegen diese jesuitische Richtung bot der Vizepräsident der zweiten Kammer, Oberbürgermeister Streit aus Zwickau, den Antrag, „die Staatsregierung zu ersuchen, einen Gesetzentwurf für die Ausübung des staatlichen Hoheitsrecht über die katholische Kirche im Königreiche Sachsen spätestens dem nächsten Landtage vorzulegen.“ Dieser Antrag wurde in der zweiten Kammer einstimmig, in der ersten Kammer gegen eine Stimme angenommen. Die Staatsregierung ging darauf ein und legte der nächsten Ständeversammlung einen dementsprechenden Entwurf vor, aus dem das Gesetz vom

23. August 1876, die Oberaufsicht des Staates über die römisch-katholische Kirche im Königreich Sachsen betreffend, geboren wurde.

Bei der Beratung über das Gesetz kam es nur in der ersten Kammer zu ernsten Debatten. Prinz Georg erklärte: „Ich werde gegen die Vorlage stimmen. Vor allen Dingen vermag ich von meinem Standpunkt aus dem Staate nicht das Recht zuzuerkennen, einseitig sein Verhältnis zur Kirche gesetzlich zu regeln.“ Aber der Kultusminister v. Gerber wahrte mit voller Entschiedenheit den gegenseitigen Standpunkt der Staatsregierung mit den Worten: „Daß ein Staat nicht den Weg der Konvention mit der Obergewalt der römischen Kirche, sondern den Weg der Gesetzgebung zu betreten hat, dies zu begründen, meine Herren, erlassen Sie mir. Ich glaube, es ist jetzt bei denjenigen, welche die Wirkungen solcher Konkordate zu beobachten Gelegenheit gehabt haben, kaum mehr ein Zweifel, daß der Weg der Gesetzgebung der einzige und auch der vollkommen berechtigte ist; und daß man auch in Sachsen, nicht etwa erst seit gestern, das Bedürfnis einer solchen Regelung empfindet, das beweist unsere Geschichte. Nicht nur hat unsere Verfassung bereits die wichtigsten Grundlagen der Regulierung der Verhältnisse zwischen Staat und römisch-katholischer Kirche gelegt, sondern es ist im Jahre 1837 schon ein Regulativ beraten worden und wiederum im Jahre 1845, und es sind nur äußere zufällige Umstände gewesen, welche die Vollendung dieser Gesetzgebung damals verhindert haben.“

Das Gesetz kam zu stande. Es regelt die Oberaufsicht des Staates über die katholische Kirche im Königreiche Sachsen in vollem Umfange; es wahrt das Placet der Regierung für bischöfliche Verkündigungen, die das politische Gebiet mittelbar oder unmittelbar streifen; es sorgt dafür, daß zum Amt eines katholischen Priesters in Sachsen nur Angehörige des deutschen Reiches Zutritt haben, die ihre Vorbildung auf einem Gymnasium und auf einer deutschen Universität und keinesfalls an einer Anstalt empfingen, die unter der Leitung der Jesuiten oder einer diesen verwandten Genossenschaft steht; es wehrt alle Thätigkeit von geistlichen Orden von Sachsen ab und läßt bis auf weiteres und unter Genehmigung der Staatsregierung nur solche einzelne Mitglieder von Frauenkongregationen wirken, die sich mit Kranken- und Kinderpflege beschäftigen.

Auf lange hinaus schien der konfessionelle Friede gesichert. Aber Rom ward nicht müde, immer wieder mit neuen Ansprüchen aufzutreten. Die Freizügigkeit, welche immer größere Scharen von Katholiken aus Schlesien, Böhmen, Polen und Italien nach Sachsen führte, das Scheitern des Kulturkampfes in Preußen, das freundliche Entgegenkommen der preußischen Regierung gegen die Wünsche Roms, die matte Haltung der sächsischen Regierung, die Gleichgiltigkeit protestantischer Kreise — das alles stärkte die Position des Katholizismus in Sachsen.

Überall im Lande, wo es möglich war, wurden katholische Kirchen, Schulen, Pfarrämter oder „Missionsstationen“ errichtet, in Ölsnitz i. E., Leipzig-Reudnitz, Plauen, Löbau, Glauchau, Penig, Crimmitschau, Ölsnitz i. V., Deuben u. s. w., von der Erlaubnis, Mitglieder von Frauenkongregationen zur Kranken- und Kinderpflege zu verwenden, wurde der ausgiebigste Gebrauch gemacht, die Zahl solcher Schwestern wuchs bis auf 106, sie wurden auch nicht mehr bloß zu dem im Gesetz bezeichneten Zwecke angestellt und durften bald auch in geschlossenen Gruppen sich niederlassen. Dazu verführte das Bennoblatt eine immer herausforderndere Sprache, zahlreiche Vereine, Vincentius-, Elisabeth-, Bennovereine, Kasinos und Gesellenvereine, wuchsen empor, ultramontane Reiseberichte schrieben über Sachsen: „Wir dürfen uns jedesmal freuen, wenn die Protestanten eine Kirche bauen, weil wir überzeugt sind, sie werde doch einmal an den katholischen Kultus zurückfallen. Gebe Gott, daß es dem Bischof gelinge, die katholische Religion in Sachsen immer mehr zu verbreiten.“ Schon plante man 1892, in Leipzig einen sächsischen Katholikentag abzuhalten.

Die Seele der römischen Propaganda in Sachsen ist der apostolische Vikar D. Wahl, der einst den Anlaß zum Gesetze von 1876 gegeben hatte, ein Mann, den die Natur wohl mit einem hohen Maße von Selbstgefühl und Kampflust, weniger aber mit Takt und Einsicht begabt hatte. Gleich bei seinem Amtsantritte hielt er eine Lobrede auf die Jesuiten. Er nahm in einer Predigt vom 18. Januar 1891 Gelegenheit, „des überaus segensreichen Wirkens der Väter der Gesellschaft Jesu ehrend zu gedenken, welches dieselben im vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts in Sachsen entwickelt haben, und dessen Spuren noch vielfach, und nicht zum mindesten in der tiefwurzelnden Frömmigkeit unsers Königshauses, deutlich erkennbar seien, indem er bemerkte, daß wer, wie er, die von den in Sachsen thätig gewesenen Jesuiten während ihrer hierländischen Wirksamkeit sorgfältig geführten Tagebücher einzusehen Gelegenheit gehabt habe, es unbegreiflich finden müsse, wie gerade in Sachsen, wo die Jesuiten so lange gewirkt haben, ohne daß von ihnen je eine Störung des konfessionellen Friedens hervorgerufen worden sei, mit den gegen die Gesellschaft Jesu verbreiteten Verleumdungen und Vorurteilen ein so großes Wesen habe getrieben und gegen ihre Rückkehr nach Deutschland geschürt werden können.“ Dieses Lob der Thätigkeit der Jesuiten, die gerade in Sachsen eine so traurige gewesen war, erregte im Lande das peinlichste Aufsehen. Der Bischof mußte sich sagen lassen: „Das überaus segensreiche Wirken der Väter der Gesellschaft Jesu, die in Sachsen den konfessionellen Frieden nie gestört haben, läßt sich in folgende Punkte zusammenfassen: Die Jesuiten haben bei dem Übertritte Augusts des Starken und dessen Bemühungen um die polnische Königskrone ganz hervorragend mitgewirkt und den Ausschlag gegeben. Die Jesuiten haben die Zwangsbekehrung des Kurprinzen im Plane entworfen und vollzogen und dadurch die katholische Erbfolge

in Sachsen begründet. Durch dies und ihre geheime Propaganda haben sie in Sachsen eine überaus beklagenswerte Wirksamkeit entfaltet, den Herzen der treu protestantischen und ihren Fürsten treu ergebenen Sachsen tiefe Wunden geschlagen, viele Mißerfolge der sächsischen Politik verschuldet, die Staatskasse des fast rein evangelischen Landes nicht unerheblich belastet und seit ihrem Einzug in Sachsen ein berechtigtes Mißbehagen erregt, das bis heute andauert und das durch Äußerungen, wie sie der Bischof in seiner „Predigt" vom 18. Januar that, nur noch gemehrt wird. Der geistliche Herr in Dresden kennt die Geschichte Sachsens nicht oder will sie nicht kennen; er überschätzt die Gutmütigkeit des protestantischen Sachsenvolkes, das wohl in bekannter Toleranz seine Worte ruhig hinnehmen soll; er hat, sehr unbedacht, an eine Sache gerührt, in der Rom klüger thäte zu schweigen; er hat das evangelische Volk, das mit seinen römischen Mitbürgern in Frieden leben möchte, zur Notwehr herausgefordert."

Bischof Wahl schwieg nicht, ward auch nicht von der Regierung zurechtgewiesen. Er holte vielmehr im folgenden Jahre zu einem neuen Schlage aus. Am 21. März 1892 brach er in der ersten sächsischen Kammer, deren Mitglied er ist, die Gelegenheit vom Zaune, der Regierung zur Erwägung anheimzugeben, ob sie nicht das Gesetz, das Oberaufsichtsrecht über die römische Kirche betreffend, abschaffen möchte. Schon früher habe er das für seine Glaubensgenossen erwirken wollen, der verstorbene Minister v. Fabrice habe es aber widerraten. Jetzt sei die rechte Zeit, „gewisse Beschränkungen" aufzuheben und der römischen Kirche zu „den ihr gebührenden und einfach zustehenden Rechten" zu verhelfen. Ohnehin werde der Papst demnächst eine „Aktion" zu Gunsten der katholischen Kirche in Sachsen in Szene setzen, wozu er, der Bischof, die einschlagenden Gesetze von 1827, 1831 und 1876 nach Rom habe senden müssen. Der Sinn dieser dunkeln Worte war der: die sächsische Verfassung sollte zu Gunsten der Katholiken durchlöchert, das Oberaufsichtsrecht über die katholische Kirche, und über sie allein, dem Staate entwunden, die Jesuiten sollten zurückgerufen, neue Klöster sollten erbaut werden dürfen und dergleichen mehr, kurz der Staat sollte der römischen Kirche jene „Rechte" geben, die Rom braucht, um das Land mit ungehinderter Propaganda zu beglücken. Würde der römischen Kirche alles dies gewährt, dann werde, wie der Bischof sich ausdrückte, „Friede und Freude im Lande sein".

Der Unwille über diesen neuen Vorstoß des Ultramontanismus in Sachsen war groß, zumal die Regierung auch dazu geschwiegen hatte. Die Presse verurteilte das Vorgehen des Bischofs und schrieb: „Jeder Kundige weiß, daß die römische Kirche in Sachsen einer sehr günstigen Lage sich erfreut und auf Grund der Verfassung bis heute ohne Ordensmänner, ohne Jesuiten und ohne neue Klöster vortrefflich gediehen ist. Jeder Verständige wird sagen müssen, von einer Oberaufsicht des Staates über alle Religionsgemeinschaften kann unmöglich

die römische Kirche ausgenommen werden; was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Und so dürfte jedermann überzeugt sein, daß die Rede des Bischofs Wahl mindestens sehr überflüssig war und die Sympathien für diesen Herrn nicht gesteigert hat. Wollen die Katholiken Sachsens im Bunde mit der Berliner Germania einen kleinen Kulturkampf ins Werk setzen — gut, sie sollen ihn haben. In diesem Kampfe werden alle Klingen aus der Scheide fliegen, und es wird ein Sturm durchs Land gehen, von welchem sich die Katholiken nichts träumen lassen. Bisher hat das protestantische Land geschwiegen und, gestehen wir's nur, geschlafen. Die Kriegstrompete Roms mag nur noch etwas lauter tönen, und die Sachsen werden aufstehen zur Notwehr und Abwehr; denn das Evangelium ist eine Macht im Lande, wir sind protestantisch bis auf die Knochen und werden nicht dulden, daß man unsre Staatsgesetze durchlöchert, um dem Romanismus und Ultramontanismus neue Kanäle nach Sachsen zu bahnen. Ob solch ein Kampf, bei dem, wie 1830 und 1848 die Volksleidenschaften aufgeregt werden, und bei dem der Ultramontanismus ganz sicher den Kürzeren zieht, für Sachsen heilsam und wünschenswert ist, das mögen sich die Gelehrten der Germania und des Bennoblattes selbst beantworten." Der Evangelische Bund erklärte: „Wir dürfen nicht, wie es so leicht bei unserm so berechtigten Vertrauen zur Regierung geschieht, die Hände in den Schoß legen in der guten Zuversicht, das Ministerium des Kultus werde schon sein Wächteramt getreulich üben. Gewiß wird es das; aber es ist nötig, daß wir das Ministerium in der Vollziehung seiner Pflicht stützen; wir müssen die Bevölkerung über den Inhalt des 1876er Gesetzes und über die Tragweite, die eine etwaige Abänderung desselben haben könnte, aufklären, wir müssen die „diplomatische Aktion" der Kurie an den Thatsachen unserer Gesetze beleuchten und in ihr den ersten schüchternen Schritt zum Konkordatsweg aufzeigen; wir müssen in festen Erklärungen dem Willen unsers Volkes, daß es bei der bisherigen Regelung der staatlichen Rechte gegenüber der katholischen Kirche zu verbleiben hat, entschiedenen Ausdruck geben und unsrer Regierung diese Erklärungen übermitteln: wir müssen vor allem dafür sorgen, daß der sächsische Landtag, der bisher immer energisch die staatliche Hoheit gegen römisches Wesen gesichert hat, in seiner nächsten Sitzungsperiode die Angaben und die Wünsche des Bischofs vor sein Forum ziehe und vor allem über die „diplomatische Aktion" der Kurie Auskunft verlange."

Die Aktion des Bischofs verlief im Sande, aber bald sollte Rom auf einem anderen Gebiete Lorbeeren pflücken. In steigendem Maße ward der Dresdner Hof spezifisch römischen Bestrebungen zugänglich. Waren die Könige von Sachsen seit Friedrich August II., sämtlich treue Katholiken, wenig geneigt, sich ins Schlepptau der Priester nehmen zu lassen, so blieb es dem Volke unverborgen, daß der Bruder König Alberts und die Damen des Hofes, die ehedem protestantische, später

katholisch gewordene Königin Carola aus dem glorreichen Hause, dem Gustav Adolf entstammte, ihre Nichte, Prinzessin Mathilde, und andre, einem Katholizismus huldigten, der mit der Geistlichkeit wieder engere Fühlung hielt. Diese Wahrnehmung erhielt eine Bestätigung durch die Kunde, die im Sommer 1893 durchs Land ging: Prinz Max, der Bruder des einstigen Thronfolgers, hat die militärische Laufbahn verlassen und bereitet sich in Eichstädt zum Eintritt in den Priesterstand vor. Solche Botschaft erregte berechtigtes Aufsehen, manche schrieben den Entschluß des Prinzen den direkten Einflüssen des Bischofs Wahl zu, manche vermuteten, fehlgeschlagene Hoffnungen hätten den jungen Reiteroffizier zu dem Schritte veranlaßt; das Volk hatte Stoff zu einem Roman. Bewußt evangelische Kreise ahnten die möglichen Folgen der Sache, und der Evangelische Bund erließ eine Erklärung, in der er das protestantische Volk mit dem Hinweis auf das Wirken des Kardinals von Sachsen zur Wachsamkeit aufrief. Inzwischen hatte Prinz Max rasch seine Studien vollendet, war in Eichstädt unter dem Jubel der sächsischen Katholiken zum Priester geweiht worden, hatte in Dresden die erste Messe gelesen und hielt in der katholischen Hofkirche vor einer starken, mehr neugierigen als andächtigen, meist aus Protestanten bestehenden Menschenmenge seine erste Predigt im Heimatlande, in welcher er wenig taktvoll mit dem Blick auf die Protestanten folgendes sagte: „Möge Gott abermals das Hephatah über uns aussprechen, damit die Wahrheit überall verkündet und vernommen werde, die eine und einzige Wahrheit, welche die katholische Kirche besitzt. Die Arme der Kirche sind weit geöffnet, die Rückkehrenden liebend zu umfassen, sie wird gern für jede rückkehrende Seele den letzten Blutstropfen vergießen, vor dem Heimgekehrten mit Freuden niedersinken und ihm die Füße küssen.“ Bischof Wahl hatte einen großen Triumph erlebt. Ein Prinz des königlichen Hauses durfte in des Landes Hauptstadt von der Kanzel der katholischen Hofkirche die sächsischen Ketzer feierlich einladen, in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren. Schon fühlten sich die Römlinge als Herren im Lande und schrieben im Bennoblatt: „So wollen wir denn am kommenden 16. Juni von neuem recht innig zu unserm Schutzpatron flehen, daß er bei Gott sich für uns verwende, damit die sächsischen Lande unter dem segensreichen Szepter des Hauses Wettin recht bald wieder zur Glaubenseinheit gelangen möchten und daß in zehn Jahren, am 16. Juni 1906, das 800jährige Jubiläum des Hinscheidens des heiligen Benno von dem im Glauben wieder geeinten ganzen Sachsenvolke mit dankbarem Jubel begangen werden könne.“

Die maßgebenden Kreise ließen das alles geschehen und schwiegen. Aber der Unwille des protestantischen Volks, das die Empfindung hatte, seine Heiligtümer an den berufenen Stellen nicht mehr kräftig geschützt zu wissen, fand in Versammlungen und in der Presse seinen

Ausdruck. „Das Königreich Sachsen," so schrieb ein namhaftes Blatt, „ist von jeher auf sein evangelisches Bekenntnis stolz gewesen; seit einigen Jahrzehnten aber entfaltet Rom immer eifriger seine Macht in dem evangelischen Lande. Jetzt tritt nun selbst ein Glied der Königsfamilie, das geistig begabteste, wie man hört, in den Dienst der allzeit streitenden Kirche, stellt sich dem Papste zur Verfügung, predigt in dem dichtgefüllten Hause, daß Rom allein, ganz allein im Besitze der Wahrheit sei, und läd mit innigen Worten die Irrenden ein, in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zu kommen. Wenn das nicht für die evangelische Kirche gefahrdrohend ist, so müßte nicht das Wasser des Feuers Feind sein. In demselben Maße, wie das Gestirn der katholischen Kirche steigt, sinkt das der evangelischen Kirche, und daß letzteres in Sachsen bereits nicht mehr auf früherer Höhe steht, ist bekannt. Einer der mächtigsten Männer in Sachsen ist Bischof Wahl, der evangelische Adel Sachsens geht an Rom verloren oder lehnt sich doch an Rom recht innig an, die Mischehen mit katholischer Kindererziehung mehren sich, allenthalben wachsen katholische Kirchen aus der Erde, in zehn Jahren, so hat das Bennoblatt prophezeit, sei die evangelisch-lutherische Kirche aufgesogen und Sachsen katholisch. Was endlich die politische Seite der Sache betrifft — so schloß der Artikel — so sind alle patriotisch gesinnten Kreise darüber einig, daß der Eintritt des sächsischen Prinzen in den Verband des Klerus ein politischer Fehler war. Es ist bekannt, daß der König den Schritt des Prinzen nicht billigte. König Albert hat stets einen weiten Blick und ein scharfes politisches Auge gehabt. Gewiß ist ihm auch nicht unbekannt, daß das sächsische Volk von 1697 her es schmerzlich empfindet, seine Fürsten in Hinsicht des Glaubens auf anderen Bahnen wandeln zu sehen. Diese Empfindung aber sollte nicht verschärft werden."

Der ehrwürdige König, der mit Scharfblick die Folgen der Ereignisse von 1893 und 1896 vorausgesehen hatte, trug Sorge dafür, daß Prinz Max nicht, wie es vorher vom Bischof Wahl beabsichtigt war, als katholischer Priester in Sachsen angestellt wurde. Auf seine Frage in Pillnitz an die Synodalen der Landeskirche: „Habt Ihr denn noch ein bischen Vertrauen zu mir?" konnte rückhaltlos mit Ja geantwortet werden. So viel Vertrauen aber das Sachsenvolk zu seinem Könige hat, so wenig Vertrauen hat es zur römischen Kirche, geschweige zum Ultramontanismus, in welchem es nicht nur den Feind des Staates, sondern auch des Christentums erblickt.

82. Die Gegenwart.

Überschaut man den Stand der Kultur des sächsischen Volkes, wie er am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts dem Auge sich darstellt, so darf gesagt werden, daß sich dank der vereinten Arbeit

von Kirche und Schule, Staat und Gesellschaft ein erfreuliches Bild ergiebt. Es wohnt im Sachsenland ein Volk, das an Fleiß und Betriebsamkeit seinesgleichen sucht und in Ackerbau und Gewerbe, in Handel, Kunst und Wissenschaft manch anderm deutschen Volksstamme zum Muster dienen kann, das in rührender Treue der Heimat, dem Vaterlande zugethan ist und die Anhänglichkeit an sein Fürstenhaus in guten und bösen Tagen bewährt hat, das bei stark ausgeprägtem Sinn für Recht und Wahrheit, für Gesetz und Ordnung und mit einem Zuge zum Verstandesmäßigen und Nüchternen doch ein Volk von seltener Weichheit und Tiefe des Gemütes ist. Der Stern des sächsischen Volkslebens ist das Christentum in seiner protestantischen Ausprägung. Die sächsische Volksart und das Evangelium sind innerlich wahlverwandt. Der Charakter eines Volkes, das einen Leibnitz und Lessing, einen Löscher und Zinzendorf, einen Gellert und Tzschirner sein eigen nannte, weist den Katholizismus mit seinen hohlen Formen, seinem dem Worte Gottes hohnsprechenden Lehrsystem, seiner Bildungsfeindlichkeit und Bigotterie entschieden ab. Der Katholizismus wäre ein fremder Tropfen im sächsischen Blute, der Ruin eines Volkes, das wesentlich durch das Evangelium leistungsfähig geworden und geblieben ist. Ebenso abhold ist das Sachsenvolk einem weltflüchtigen, pietistischen Sektentume, das mit dem Papsttum die unevangelische Wurzel gemein hat.

Noch hat das Evangelium seine Arbeit am Sachsenvolke nicht vollendet. Üble Einflüsse aller Art haben in einer Periode reichen Kulturlebens und hohen politischen Aufschwungs vielfach beeinträchtigt oder wieder vernichtet, was die Kirche gebaut hatte, oder aber ihre Arbeit sich nicht auswirken lassen. Kunst und Wissenschaft, Erwerb und Gewinn, Politik und öffentliches Leben, Sport und geselliges Treiben nimmt die höheren Kreise nur zu oft derart in Anspruch, daß ihnen für die höchsten Interessen des Lebens, die religiösen, wenig mehr übrig bleibt, während die niederen Stände harte Arbeit und Sorge ums tägliche Brot nur zu oft zu Boden drückt und einem Sozialismus in die Arme treibt, der der Kirche nicht nur kühl, sondern feindlich gegenübertritt. Die Ehescheidungen zählen nach Hunderten, die unehelichen Geburten erreichen noch immer zwölf Prozent aller Geburtsfälle, die Prostitution macht sich in großen Städten breit und liefert die Töchter des Volks in die Hände einer entarteten Männerwelt; dazu hat Sachsen den traurigen Ruhm, in der Selbstmordziffer fast an der Spitze aller Länder zu schreiten.

Noch aber ist der bessere Teil des Sachsenvolkes der Hort christlichen Glaubens und christlicher Gesittung, noch erblickt die Mehrzahl der Bevölkerung im Evangelium ihr Kleinod. Wir haben noch ein strebsames, gebildetes, allem Edlen zugängliches Bürgertum, einen wackern Adelstand, ein unverdorbenes Bauerntum und eine Arbeiterschaft, die vielfach wieder anfängt, sich auf Gott und Vaterland zu

besinnen. Das Sachsenvolk hält noch fest an den Idealen des Deutschtums und des Christentums, die Grundlagen des sächsischen Volkstums sind noch gesund und probehaltig. Das Hauptverdienst daran gebührt der Kirche. Hat der Landesvater an seinem Jubeltage zu den evangelisch-lutherischen Geistlichen gesagt: „Wenn ich auf eine fünfundzwanzigjährige glückliche und auch friedfertige Regierungszeit zurückblicken darf, so verdanke ich das insonderheit auch der evangelischen Geistlichkeit des Landes“ — so gilt dies Ehrenzeugnis der Landeskirche überhaupt. Das Evangelium von Christo, dem gekreuzigten und auferstandenen Gottessohne, dem alleinigen Heiland der Sünder, ist das Salz und Licht auch unsers Volkes. Daß das Sachsenvolk nach langer Wartezeit zum lautern Evangelium gekommen und trotz mancher Trübungen im Laufe der Jahrhunderte im lebendigen Besitze der Wahrheit geblieben ist, das ist die größte Gnade, die Gott der Herr diesem Volke erwiesen hat, und das Geheimnis seiner inneren und äußeren Blüte. Daher kann die Lehre der Kirchengeschichte und der Geschichte überhaupt für das Sachsenvolk nur diese sein: Wache über dem teuern Erbe deiner Väter; verteidige dein Heiligtum gegen jeden Widersacher, mag er unter schwarzer oder roter Fahne kämpfen; halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme! —

Quellen
zur sächsischen Kirchengeschichte.

Die Anordnung entspricht genau dem Texte des Buches.

Allgemeines. Hauptstaatsarchiv Dresden. Ratsarchive. Archive d. Superintendenturen u. Pfarrämter. Handschriftliches im Besitz von Bibliotheken, Museen und Privaten. Gedrucktes in Vereinsmitteilungen, kirchl. und and. Zeitschriften, Zeitungen, Jahresberichten, Schulprogrammen u. s. w. Corpus iuris ecclesiae Sax. Dresden 1708. Codex Augusteus. Leipzig 1772 ff. Codex diplomaticus. Dresd. 1864 ff. Kodex des sächs. K.- u. Schulrechts. Leipzig 1840 u. neue Auflagen. Chroniken der Städte u. Dörfer Sachsens. Wachsmuth, Sachsens vaterländische Geschichtsschreibung seit dem Anfange des 16. Jahrh., in: Webers Archiv. Bd. 1. S. 1 ff. Fabricius, Saxonia illustrata. Albinus, Meißnische Land- und Bergchronika. Wittenberg 1589. Müller, Annalen des sächsischen Hauses. Weimar 1701. Glafey, Kern der Gesch. d. kur- u. fürstl. Hauses Sachsen. Frankf. 1721. Mencken, Scriptores. 1728 ff. Engelhardt, Gesch. d. kur- u. herzogl. sächs. Lande. Dresd. 1802-3. Weiße, Geschichte der kurs. Staaten. Leipzig 1802. Limmer, Bibliothek der sächs. Geschichte. Ronneburg 1825-39. Günther, Geschichte Sachsens. Leipz. 1842-45. Mohr, Die Geschichte von Sachsen. Leipzig 1843, neue Aufl. von Flathe. Limmer, Geschichte der neu-sächs. Lande. Grimma 1845-47. Petermann, Geschichte des Kgr. Sachsen. Leipzig 1868. Richter, Sächs. Geschichte. Dresd. 1874. Sommer, Saxonia, Museum f. sächs. Vaterlandskunde. Dresd. 1835-40. Sachsens Kirchengalerie. 12 Bde. Dresd. 1837-40. Machatschek, Geschichte des Königr. Sachsen (für Katholiken). Leipzig 1862. Engelhardt, Vaterlandskunde im Königr. Sachsen. 10. Aufl. Leipzig 1869. Flathe, Die Vorzeit des sächs. Volkes in Schilderungen aus den Quellenschriftstellern. Leipz. 1860. Wachsmuth u. Weber, Archiv für sächs. Geschichte. Leipzig 1863 ff. Ermisch, Neues Archiv f. sächs. Geschichte u. Altertumskunde. Dresd. 1880 ff. (Stichart-) Köhler, Das Königr. Sachsen und seine Fürsten. Leipzig 1886. Stichart, Galerie der sächs. Fürstinnen. Leipz. 1857. v. Zobel u. Lübicke, (Kirchlicher) Atlas des Kgr. Sachsen in 26 Karten (mit alphabet. Verzeichnis d. Ortschaften). Leipz. 1829-31. Haan, Kirchl.-statist. Handbuch für das Königr. Sachsen. Dresd. 1838. Hasse, Abriß d. meißn.-albert.-sächs. Kirchengeschichte. Leipz. 1846 f. Dibelius [u. Lechler, später] Brieger, Beiträge, z. sächs. Kirchengeschichte. Leipz. 1882 ff. Kahnis, Die geschichtl. Wendepunkte d. evang.-luth. Landeskirche d. Kgr. Sachsen, in: Beitr. z. sächs. KG. 2. Heft. 1883. Gretschel-Bülau, Geschichte des sächs. Volkes u. Staates. Leipzig 1841 ff. Böttiger, Geschichte des Kurstaates u. d. Königreiches Sachsen. Hamburg 1830, 2. Aufl. v. Flathe. Gotha 1867-73. Kämmel und Donadini, Ein Gang durch die Geschichte Sachsens u. seiner Fürsten. Dresden 1889. Kämmel, Grundzüge der sächs. Geschichte. Dresden 1892.

I. Die Christianisierung. 1. Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands. Göttingen 1845 ff. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands. Leipzig 1886 ff. Preusker, Blicke in d. vaterländische Vorzeit im heidnisch. Altertume u. christl. Mittelalter. Leipz. 1841-44. Wietersheim, Die Urbewohner des heutigen Sachsen, in: Webers Archiv Bd. 3. S. 51 ff. Hey, Die slav. Ortsnamen d. Kgr. Sachsen. Döbeln 1883. Hey, Die slav. Siedelungen d. Kgr. Sachsen. Dresd. 1893. Frauſtadt, Die Suevenſtämme des mittleren Deutſchlands, in: Webers Archiv Bd. 2. S. 21 ff. Reichardt, Verſuch einer Geſch. der meißn. Lande in d. älteſten Zeiten. Annaberg 1898. Schmidt, Zur Geſchichte der Beſiedelung des ſächſ. Vogtlandes. Dresden 1897. Knothe, Zur Geſchichte der Germaniſation in d. Oberlauſitz, in: Webers Arch. n. F. Bd. 2. S. 237 ff. — 2. Hauck, a. a. O. Köpke u. Dümmler, Otto I. Berlin 1876. Hiller, De Saxonibus Christo subiectis. Vitembergae 1741. Nottrott, Aus der Wendenmiſſion. Beitrag zur kirchl. Heimatk. Halle 1897. Roch, Von der Bekehrung d. Sorbenwenden in Oberſachſen, in: Kreyßig, Beiträge, 6. Teil. Paul, Die Chriſtianiſierung d. alten meißniſchen Landes, in: Wiſſ. Beilage d. Leipz. Zeitg. 1886. N. 51—53. Frauſtadt, Die Auflöſung des Bistums Merſeburg 981 und deſſen Wiederherſtellung 1004, in: Webers Arch. n. F. Bd. 4. S. 133 ff. Knauthe, Der oberlauſitzer Sorbenwenden umſtändliche Kirchengeſchichte. Görlitz 1767. — 3. Poſſe, Die Markgrafen von Meißen bis Konrad d. Großen. Leipz. 1881. Gretſchel-Bülau, a. a. O. Böttiger-Flathe, a. a. O. — 4. Pinder, Über die evang. Dom- u. Kollegiatſtifter in Sachſen. Weimar 1820. Hauck, a. a. O. Thietmars Chronicon bei Pertz, Monumenta III, 733 ff. Schmeckel, Beſchreib. des Hochſtifts Merſeburg. 1858. Philipp, Geſchichte des Stifts Naumburg u. Zeitz. 1800. Lepſius, Geſchichte der Biſchöfe des Hochſtifts Naumburg vor d. Reformat. Naumburg 1846. — 5. Calles, Series Misnensium episcoporum. Ratisbonae 1752. Urſinus, Die Geſch. d. Domkirche zu Meißen. Leipz. 1782. Winter, Das Bistum Meißen u. ſeine Grenzregulierungen mit Magdeburg u. Merſeburg, in: Webers Arch. n. F. Bd. 2. S. 143 ff. Ebert, Der Dom zu Meißen; mit 24 lithogr. Blättern. Meißen 1835. Welte, Gau und Archidiakonat Niſan in d. Markgrafſch. Meißen. Dresd 1876. Codex diplomaticus Saxoniae Regiae. Urkundenbuch des Hochſtifts Meißen. Leipz. 1864 ff. Machatſchek, Geſchichte der Biſchöfe des Hochſtifts Meißen. Dresden 1884. — 6. Langer, Kritik der Quellen z. Geſch. Bennos u. Biſchof Benno von Meißen, in: Mitteil. d. V. f. Geſch. Meißens. 1884 ff. Hauck in ſ. Realencykl. Bd. II. 3. Aufl. S. 601 ff. Emser, Divi Bennonis, Misnensis episcopi, vita. Lips. 1512, deutſch 1517. Umſtändig und wahrhafter Bericht, was ſich 1602 bei S. Benno in München für Wunderwerk begeben. München 1604. Gewiß und approbierte Hiſtoria von S. Bennonis Leben. München 1604. Mamphrasius, De miraculis Bennonis episcopi. Lipsiae 1606. Heidenreich, Benno redivivus s. vita Bennonis. Dresd. 1694. Seyffarth, Ossilegium S. Bennonis. Monachii 1765. Leben und Wunderwerk des heiligen Biſchofs Benno. München 1697. Crammer, Apologia Bennonis. Monachii 1773. Will, St. Benno, Biſchof v. Meißen. Dresden 1887. — 7. Hauck, a. a. O. Haſſe, Geſchichte der ſächſ. Klöſter. Gotha 1888. Schöttgen, Hiſtoria Wiprechts zu Groitzſch u. d. Kloſters Pegau. Regensb. 1749. Flathe, Wiprecht v. Groitzſch, in: Webers Arch. Bd. 3. S. 82 ff. Schöttgen, Konrad d. Gr. Dresd. 1745. Lobeck, Konrad d. Große. Leipzig 1878. Opel, Chronicon montis sereni. Halle 1859. — 8. Hauck, a. a. O. Flathe, Die Vorzeit d. ſächſ. Volkes Leipz. 1860. Machatſchek, a. a. O. Mitteilungen des ſächſ. Altertumsvereins. Dresden 1853-1880. Albert, Geſch. d. Predigt in Deutſchland. Gütersloh 1891 ff. Puttrich, Denkmale d. Baukunſt d. Mittelalters in Sachſen. Leipz. 1836-50. Götz, De cultu Annae in Misniam invecto. Lips. 1702. — 9. Hauck, a. a. O. Flathe, Die Vorzeit des ſächſ. Volkes. Leipzig 1860. Machatſchek, a. a. O. Wittich, Geſchichte des ſächſiſchen Schulweſens im Mittelalter. Neuſt.-Dresden 1857. Köhler, Sagenbuch d. Erzgebirges. Schnee-

berg 1889. Spieß, Aberglaube, Sitten u. Gebräuche d. sächs. Obererzgebirges. Dresden 1862.

II. Das Zeitalter gesicherten Kirchentumes. 10. Posse, Die Markgrafen v. Meißen u. das Haus Wettin. Leipzig 1881. Stichart-Köhler, Das Kgr. Sachsen u. s. Fürsten. Leipz. 1886. Stichart, Galerie d. sächs. Fürstinnen. Leipzig 1857. Schöttgen, Konrad der Große. Dresden 1745. Lobeck, Konrad der Große. Leipz. 1878. v. Martius, Kloster Altenzelle. Freiberg 1821 ff. Knauth, Das altberühmte Stiftskloster Alten-Zelle. Dresd. 1721 f. Beyer, Das Cistercienser-Stift u. Kloster Alt-Zelle. Dresd. 1855. Siegismund, Dietrich d. Bedrängte. Dresd. 1877. Horn, Heinrich der Erlauchte. 1726. Tittmann, Heinrich der Erlauchte u. s. Zeit. Dresd. u. Leipz. 1845. Wegele, Friedrich d. Freidige. Nördlingen 1870. Horn, Friedrich d. Streitbare. 1733. — **11.** Machatschek, a. a. O. Schmeckel, a. a. O. Lepsius, a. a. O. Hauck, a. a. O. Hasse, Meißn.-albert. Kirchengesch. Leipz. 1846. — **12.** Calles, Series Misnensium episcoporum. Ratisbonae 1752. Machatschek, a. a. O. Hasse, Geschichte d. sächsischen Klöster. Gotha 1888. v. Weber, Über die Einkünfte der Klöster in Sachsen, in: Webers Archiv n. F. Bd. 1. S. 76 ff. Posse u. Ermisch, Codex diplom, Sax. Regiae. (Die Klöster Meißen, Chemnitz u. a.). Müller, Das Franziskanerkloster in Dresden, in: Beitr. z. sächs. KG. 5. Heft. 1889. Evers, Das Franziskaner-Barfüßerkloster in Leipzig. Leipz. 1880. Ermisch, Gesch. d. Benediktinerklosters zu Chemnitz, in: Webers Archiv u. F. Bd. 4. S. 265 ff. u. 5. S. 193 ff. Eckardt, Zur Gesch. des Klosters Remse, in: Webers Arch. Bd. 3. S. 203 ff. Herzog, Geschichte d. Klosters Grünhain, in: Webers Arch. Bd. 7. S. 60 ff. Schmidt, Originalurkunden d. Klosters Grünhain, in: Ermisch, Neues Arch. Bd. 15. S. 27. Hingst, Das Kloster Buch. Dresd. 1865. Ursinns, Hist. Untersuchung d. Urspr. d. Kirche u. d. Klosters St. Afra in Meißen. Leipz. 1780. Flathe, Das Kloster der Augustiner-Chorherren zu St. Afra in Meißen, in: Webers Arch. n. F. Bd. 3. S. 61 ff. Knothe, Die Pröpste des Kollegiatstifts St. Petri zu Bautzen 1221—1562, in: Ermisch, Neues Arch. Bd. 11. S. 17 ff. Knothe, Urkundl. Gesch. des Jungfrauenklosters Marienstern. Dresden 1871. Notizen des Cistercienserinnen-Klosters Marienstern. Marienstern 1878. Knothe, Die Laienbrüder oder Konversen d. Klöster Marienstern u. Marienthal, in: Ermisch, Neues Arch. Bd. 9. S. 29. ff. Peschecк, Geschichte der Cölestiner des Oybins. Zittau 1840. Knothe, Die Franziskanerklöster zu Löbau u. Kamenz, in: Beitr. z. sächs. KG. 1. Heft 1882 u. 4. Heft 1888. Völkel, Gesch. d. deutsch. Ritterord. im Vogtland. Plauen 1888. — **13.** v. Posern-Klett, Kreuzfahrer a. d. Meißnerlande, in: Webers Arch. Bd. 4. S. 45 ff. Schöttgen, De secta Flagellantium commentatio. Lipsiae 1711. Herzog-Hauck, Realencykl. 2. Aufl. 4. Bd. S. 798 ff. — **14.** Calles, a. a. O. Hasse, Meißn.-albert. Kirchengesch. 1846. I. S. 49 ff. — **15.** Flathe, Vorzeit d. sächs. Volks. Leipz. 1860. Machatschek, a. a. O. Richter, Verfassungsgesch. v. Dresden. Dresden 1891. **II.** Sidori, Geschichte d. Juden in Sachsen, Leipzig 1840. Knothe, Zur Gesch. der Juden in der Oberlausitz während d. Mittelalters, in: Ermisch, Neues Arch. f. s. G. Bd. 2. S. 50 ff. — **16.** Hauck, a. a. O. Machatschek, a. a. O. Flathe, a. a. O. Codex dipl. Sax. Stichart-Köhler, Das Kgr. Sachsen. Leipz. 1886. Stichart, Galerie der sächs. Fürstinnen. Leipz. 1857. Albert, a. a. O. Richter, Verfassungsgeschichte d. Stadt Dresden. Dresd. 1884 ff. Schmidt, Blicke in die Kirchengesch. d. Stadt Meißen. Leipz. 1879. Thorschmidt, Des sächs. Kurkreises Kirchen-Altertümer. Leipz. 1732. Richter, Der Frauenkirchhof, Dresdens älteste Begräbnißstätte, in: Dresdner Geschichtsblätter 1894. Nr. 2. Knothe, Die Erzpriester in der Oberl., in: Beiträge z. sächs. KG. 2. Heft 1883. — **17.** Albinus, Meißner Berg- und Land-Chronika. Dresd. 1589. Hauck, a. a. O. Machatschek, a. a. O. Flathe, Die Vorzeit des sächs. Volkes. Leipz. 1860. Stichart-Köhler, Das Königr. Sachsen. Leipz. 1886. Stichart, Galerie d. sächs. Fürstinnen. Leipz. 1857. Wittich,

a. a. O. Puttrich, a. a. O. Prill, Die Schloßkirche zu Wechselburg. Leipz. 1884. Falke, Herzog Wilhelms III. Reise in d. h. Land 1461, in: Webers Archiv Bd. 4. S. 283 ff.

III. Kirchliche Gärungen. 18. Höfler, Hus u. der Abzug d. deutschen Professoren u. Studenten. Prag 1864. Gretschel, Die Universität Leipzig in Vergangenheit und Gegenwart. Dresden 1830. Codex diplomat. II. 11. Leipz. 1879. Zarncke, Die urkundl. Quellen, in: Abh. d. kgl. s. Ges. d. W. II. S. 511 ff. Kreußler, Gesch. d. Univ. Leipzig. Dessau 1810. Stübel, Aus d. Vergangenheit d. Universität Leipzig, in: Neues Archiv f. s. G. Bd. 14. S. 1 ff. Blanckmeister. Die theol. Fakultät der Universität Leipzig. Leipz. 1894. Stübel, Zur Sittengesch. d. Univers. Leipzig im 15. Jahrh., in: Webers Arch. n. F. Bd. 4. S. 12 ff. Geß, Leipzig u. Wittenberg, in: Neues Archiv f. s. G. Bd. 16. S. 43 ff. — 19. Blanckmeister, Dresdens kirchengeschichtl. Bedeutung, in: Beitr. z. sächs. KG. 5. Heft 1889. Blanckmeister, Dresd. Reformationsbüchlein. Halle 1891. Allgemeine deutsche Biographie. 25. Bd. S. 474. Neubert, Aus der Gesch. d. Kreuzschule in Dresden. Dresd. 1893. Haupt, Dründorf, in: Hauck, Realencykl. 3. Aufl. V. S. 17 f. — 20. Gretschel-Bülau, a. a. O. Böttiger-Flathe a. a. O. Flathe, Die Vorzeit d. sächs. Volkes. Leipz. 1860. Cochlaeus, Historia Hussitarum. Mogunt. 1549. Theobald, Hussitenkrieg. Nürnberg 1621. Breslau 1750. — 21. Blanckmeister, Dresdner Reformationsbüchlein. Halle 1891. Schöttgen, Lebensbeschreibung Proles'. Dresd. 1734. Kolde, Die deutsche Augustin.-Kongregation. Gotha 1879. Richter, Johannes v. Capistrano. Dresd. 1883. Brockhaus, Gregor v. Heimburg. Leipz. 1861. — 22. Machatschek, a. a. O. Becker, Johann Hofmann, der nachmalige Bischof Johann IV. v. Meißen. Großenhain 1891. Pasig, Johann VI. Bischof v. Meißen. Leipz. 1867. — 23. Horn, Friedrich d. Streitbare. 1733. v. Weber, Instruktion Friedrichs d. Sanftmütigen für s. Gesandten z. Tag v. Mantua 1459, in: Webers Arch. Bd. 5. S. 113 ff. v. Langenn, Albrecht d. Beherzte. Leipz. 1838. Tutzschmann, Friedrich d. Weise. Grimma 1848. Köstlin, Friedrich d. Weise. Wittenb. 1892. — 24. Gretschel-Bülau, a. a. O. Böttiger-Flathe, a. a. O. Machatschek, a. a. O. Uhlhorn, Kämpfe u. Siege d. Christentums in der german. Welt. Stuttg. 1898. Fix, Der sächsische Kirchenstaat vor der Reformation. Freib. 1806-7. Missale Misnense s. l. 1483. 1500. Statuta synodalia episcopatus Misnensis. Lipsiae 1504. Benedictionale sive Agenda Misnensis. Lipsiae 1512. Vesperae et vigiliae defunctorum Misnensis ecclesiae. Misnae 1520. Wolfram, Von dem großen Heiligtum der St. Annenkirche, in Annaberg, in: Webers Arch. Bd. 1. S. 229 ff. Meurer, Mykonius. Leipz. 1864. Hofmann, Reformationshistorie v. Leipzig. Leipz. 1739. Hofmann, Die kirchl. Zustände Pirnas vor der Einführung der Reformation. Pirna 1887. — 25. Gretschel-Bülau, a. a. O. Böttiger-Flathe, a. a. O. Machatschek, a. a. O. Flathe, Die Vorzeit d. sächsischen Volkes. Leipz. 1860. Wittich, a. a. O. Menzer, Die Landgrafschaft Thüringen zur Zeit des Anfalles an Sachsen 1440-43, in: Webers Arch. 8. S. 337 ff. Gurlitt, Kunst und Künstler am Vorabende der Reformation. Halle 1890. Richter, Die Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte von Dresden. Dresd. 1884 ff. Bartsch, Sächsische Kleiderordnungen 1450-1750. Annaberg 1882. Posern-Klett, Frauenhäuser und freie Frauen in Sachsen, in: Webers Arch. f. sächs. Geschichte Bd. 12. S. 63 ff. Meißner, Zur Geschichte d. Frauenhauses Altenburg, in: Neues Arch. f. s. Gesch. Bd. 2. S. 68 ff.

IV. Die Reformation. 26. Brieger, Über d. Aufgabe einer sächsischen Reformationsgesch., in: Beitr. z. s. KG. 5. Heft 1889. Seckendorf, Historie d. Luthertums u. d. heilsamen Reformation. Leipz. 1714. Dibelius, Luther in Dresden, in: Beitr. z. s. KG. 2. Heft. 1883. Seifert: Hat Luther 1517 oder 1518 in Dresden gepredigt? in: Beitr. z. s. KG. 3. Heft 1885. Seidemann, Die Reformationszeit in Sachsen v. 1517-39. Dresd. 1846. Gret-

schel-Bülau, a. a. O. Böttiger-Flathe, a. a. O. Machatschek, a. a. O. Meurer, Leben Luthers. Dresden 1846. Köstlin, Luther. Leipzig 1875. Kolde, Luther. 1884 ff. Kahnis, Die deutsche Reformation I. Leipz. 1872. Foerstemann, Liber decanorum facultatis theol. Vitebergensis. Lipsiae 1838. Dümmler u. Muther, Die Wittenberger Universitäts- und Fakultätsstatuten. Halle 1867. Hofmann, Tetzel. 1844. Körner, Tetzel. 1880. Seidemann, Die Leipziger Disputation. Dresd. 1843. Köstlin, Friedrich d. Weise. Wittenb. 1892. — 27. Spalatin, Friedrich d. Weise. Jena 1851. Köstlin, Friedrich der Weise. Wittenberg 1892. Buchwald, Die Lehre des Joh. Sylvius Wildnauer Egranus in ihrer Beziehung zur Reformat., in: Beitr. zur sächs. KG. 4. Heft. 1888. Bachmann, Niclas Storch. Zwickau 1880. Zimmermann, Geschichte d. Bauernkriegs. Stuttg. 1856. Handlung des Bischofs v. Merseburg m. d. zweien Pfarrherren von Schönbach u. Buch. 1523. Unterricht der Visitatoren. Wittenberg 1528. Rudelbach, Histor.-kritische Einleitung in d. Augsburg. Konfession. Dresd. 1841. Ausschreiben d. Kurfürsten zu Sachsen, etliche nötige Stück zu Erhaltung christlicher Zucht belangend. Wittenb. 1531. Meurer, Der Tag zu Schmalkalden u. die Schmalk. Artikel. Leipzig 1837. Burkhardt, Geschichte d. sächs. Kirchen- und Schulvisitationen 1524 bis 1545. Leipzig 1879. Großmann, Die Visitationsakten der Diöces Grimma. Leipz. 1873. Hering, Geschichte der 1539 erfolgten Einführung d. Reformation. Großenhain 1839. Becker, Johann Friedrich der Großmütige und seine Beziehungen zu Luther. Leipz. 1890. Burkhardt, Die Schlacht b. Mühlberg, in: Webers Arch. Bd. 8. S. 49 ff. — 28. Dibelius, Einführung d. Reformation in Dresden. Dresd. 1839. Blanckmeister, Dresd. Reformationsbüchlein. Halle 1891. Schulze, Georg u. Luther. Leipz. 1834. Friedensburg, Georgs v. Sachsen Briefwechsel mit Philipp v. Hessen. Dresd. 1885. Lehmann, Georg v. Sachsen im Briefwechsel m. Erasmus u. Sadolet. Neustadt 1889. Seidemann, Die Leipziger Disputation. Dresd. 1843. Geß, Die Klostervisitationen Georgs v. Sachsen. Leipz. 1888. Kawerau, Witzel, in: Herzogs RE. 2. Aufl. Bd. 17. S. 241 ff. Bulla Adriani VI. pontif. maximi super canonisatione S. Bennonis. 1523. Lechler, Die Vorgeschichte d. Reformat. Leipzigs, in: Beitr. z. sächs. KG. 3. Heft 1885. Fischer, Herzog Georg, Luther u. d. verjagten Leipziger. Leipz. 1839. Auerbach, Die Blutzeugen d. Protestantismus, Johann Herrgott zu Leipzig u. s. w. Grimma 1839. Seifert, Die Reformation in Leipzig. Leipz. 1883. — 29. Nobbe, Heinrich der Fromme. Leipz. 1839. Sello, Katharina, Herzogin v. Sachsen. Dresden 1885. v. Weber, Znr Lebensgeschichte der Herzogin Katharina von Sachsen, Gemahlin Heinrichs, in: Webers Arch. f. s. G. Bd. 6. S. 1 ff. Seidemann, D. Jakob Schenk. Leipz. 1875. Ermisch, Die Briefe Valentin Elners. Beitrag z. Reformationsgesch. Freibergs. Dresden 1884. Moller, Theatrum Freibergense. Freiberg 1653. Wilisch, Kirchenhistorie der Stadt Freiberg. Leipz. 1734. Ulbricht, Geschichte der Reformation in Leipzig. Leipz. 1837. Ermisch, Archivalische Beiträge z. Reformationsgeschichte v. Freiberg, in: Neues Archiv f. s. G. Bd. 9. S. 129 ff. Hering, Gesch. d. im Jahre 1539 im Markgrafentum Meißen u. s. w. erfolgten Einführung der Reformation. Großenhain 1839. Denkwürdigkeiten aus d. Reformationsgesch. d. Residenzst. Dresden. Meißen 1826. Dibelius, Einführung der Reformation in Dresden. Dresd. 1889. Blanckmeister, Dresdn. Reformationsbüchlein. Halle 1891. Richter, Zeitgenössische Aufzeichnungen über die Einführung der Reformation in Dresden, in: Dresdn. Geschichtsblätter 1892. Nr. 3. Richter, Die ersten Anzeichen der lutherischen Bewegung in Dresden, in: Dresdner Geschichtsblätter 1893. Nr. 3. Seidemann, Peter Eisenberg, in: Archiv f. sächs. Gesch. 1878. Richter, Der Abschiedsbrief des letzten mittelalterl. Pfarrers v. Dresden, in: Beitr. z. sächs. KG. 7. Heft. 1892. Müller, Ein Brief D. Peter Eisenbergs an Bischof Johann VIII. v. Meißen, in: Dresdner Geschichtsblätter 1895. Nr. 2. Hohlfeld, Die Einführung der Reformation in Dresden. Dresden u. Leipzig 1839.

Leo, Geschichte der Reformat. in Dresden u. Leipzig. Leipzig 1939. Weber, Evang. Leipzig oder Bericht von der Stadt Leipzig Reformation. Leipzig 1698. Hofmann, Reformationshistorie d. Stadt u. Universität Leipzig. Leipzig 1739. Seifert, Wo hat Luther am Pfingstsonntage 1539 in Leipzig gepredigt? in: Beitr. z. s. KG. 2. Heft 1883. Seifert, Die Durchführung der Reformation in Leipzig 1539 bis 1545, in: Beitr. z. sächs. KG. 1. Heft 1882. Hofmann, Reformationsgeschichte der Stadt Pirna, in: Beitr. z. sächs. KG. 8. Heft 1893. Rüling, Geschichte der Reformation zu Meißen im Jahre 1539 u. f. Meißen 1839. Manitius, Einführung d. Reformat. in Annaberg. Annaberg 1839. Hering, Gesch. der Einführung der Reformation. Großenhain 1839. Wetzel, Die Einführung der Reformation in Bischofswerda im Jahre 1559, in: Beitr. z. sächs. KG. 5. Heft 1889. Senff, Kirchenreformations- u. Jubelgesch. d. Amtes Stolpen. Bautzen 1719. Lempe, M. Wolfgang Fues. Beitrag z. Geschichte d. Einführ. d. Reformat. in Sachsen. Chemnitz 1877. — 30. Camerarius, Oratio in memor. Mauritii, bei Mencken. Script. II. Brandt, Vindiciae Mauritianae. Jenae 1617. v. Langenn, Moritz, Kurfürst v. Sachsen. Dresd. 1841. Voigt, Moritz von Sachsen. Leipz. 1876. Brandenburg, Moritz v. Sachsen. Leipz. 1898. Brandes, Zur Charakteristik d. Kurfürsten Moritz. Leipz. 1853. Jahn, Gesch. d. Schmalk. Krieges. Leipz. 1837. Ißleib, Moritz von Sachsen 1547-48, in: Neues Arch. f. s.. G. Bd. 13. S. 188 ff. Ißleib, Das Interim in Sachsen, in: Neues Arch. f. s. G. Bd. 15. S. 193 ff. Bieck, Das dreifache Interim. Leipz. 1721. Rossel, Melanchthon u. das Interim. Berlin 1847. Opel, Eine polit. Denkschrift des Bischofs Jul. v. Pflug von Naumburg für Kurfürst Moritz, in: Webers Arch. n. F. Bd. 4. S. 1 ff. Ißleib, Moritz v. Sachsen gegen Karl V. 1552, in: Neues Archiv f. s. G. Bd. 7. S. 1 ff. Wolf, Der Passauer Vertrag, in: Neues Archiv f. sächs. G. Bd. 15. S. 257 ff. Ißleib, Von Passau bis Sievershausen, in: Neues Arch. f. s. G. Bd. 8. S. 41 ff. Cornelius, Zur Politik d. Kurfürsten Moritz, in: Münch. histor. Jahrb. 1866. Großmann, Die Verdienste des Kurfürsten v. Sachsen um den Abschluß des Augsburger Religionsfriedens. Leipz. 1855. v. Langenn, Melchior v. Ossa. Leipzig 1858. — 31. Dietmann, Die gesamte d. Augsb. Konfession zugethane Priesterschaft in d. Kurfürstent. Sachsen. Dresden u. Leipzig 1753-60. Markgrafent. Oberl. Lauban 1777 f. Schönburg. Graf- u. Herrschaften. Berl. 1787. Kreyssig, Album d. evang.-luth. Geistlichkeit im Kgr. Sachsen. Dresd. 1883. Luthers Briefe in seinen Werken. Corpus reformatorum. Halae 1834 ff. Müller, Paul Lindenau. Leipz. 1880. Neubert, Melanchthon u. d. Stadt Dresden. Dresden u. Leipzig 1860. Fabian, Die Beziehungen Melanchthons zu Zwickau, in: Neues Archiv Bd. 11. S. 47 ff. Greser, Historie des Lebens Daniel Gresers. Dresd. 1587. Müller, Daniel Greser, in Luthardts Ztschr. f. k. W. 1887. Schmidt, Cruciger. Leipz. 1862. Pressel, Cruciger. Elberf. 1862. Seifert, Joh. Pfeffinger, der 1. luth. Sup. in Leipzig, in: Beitr. z. s. KG. 4. Heft 1888. Dibelius, Zur Gesch. u. Charakteristik Nik. Selneckers, in: Beitr. z. sächs. KG. 4. Heft 1888. Seidemann, D. Jakob Schenk. Leipzig 1875. Vetter, Jakob Schenk u. die Prediger zu Leipzig 1541-43, in: Neues Archiv f. s. G. Bd. 12. S. 247. Schmidt, Hausmann. Leipz. 1860. Frank, Hausmann, in: Herzogs Realencykl. 2. Aufl. 5. Bd. S. 652. Meier, Lauterbach. Pirna 1879. — 32. Benno, siehe die Litteratur unter I. 6. Burkhardt, Kirchen- u. Schulvisitationen a. a. O. Machatschek a. a. O. Gercken, Etwas Altes von dem Hofstaat d. Meißnischen Bischöfe zu Stolpen. Friedrichstadt 1764. v. Langenn, Herzog und Kurf. Moritz v. Sachsen. Leipz. 1841. Denkwürdigkeiten aus d. Reformationsgesch. d. Residenzst. Dresden. Meißen 1826. Hofmann, Reformationshistorie d. Stadt u. Universität Leipzig. Leipz. 1739. Blanckmeister, Dresd. Reformationsbüchlein. Halle 1891. Müller, Versuch einer Oberlausitzer Reformationsgesch. Görl. 1801. Köhler, Gesch. d. Oberlausitz. Görlitz 1865. Katzer, Kirchenwesen d. sächs. Oberlausitz. Leipzig 1896. — 33. Hauptstaatsarchiv Dresden. Göbel, Ursprung, Geschichte u.

Verfassung der Konsistorien in den kursächs. Landen. Freib. 1794. Fix, Abriß d. kursächs. Kirchen- und Konsistorienverfassung. Schneeberg u. Chemnitz 1795. Meier, Zum Kirchenrechte des Reformationsjahrhunderts. Hannover 1891. Weber, Kirchenrecht. Leipz. 1819 ff. Blanckmeister, Die sächs. Konsistorien. Leipz. 1893. Müller, Verfassungsgesch., in: Dibelius-Brieger, Beitr. z. sächs. KG. Heft 9 u. 10. Blanckmeister, Das Superintendentenamt in Sachsen, in: Neues s. Kirchenblatt 1896. — 34. Hauptstaatsarchiv Dresden. Müller, Verfassungsgeschichte, in: Dibelius u. Brieger, Beitr. z. s. KG. Heft 9 u. 10. Burkhardt, Kirchen- und Schulvisitationen a. a. O. Richard, Licht und Schatten. Leipzig 1861. Winer, De facultatis theol. ev. in universitate Lipsiensi originibus. Lipsiae 1839. Buchwald, Wittenberger Ordiniertenbuch. Leipz. 1894 ff. Bülau, Die sächs. Geistlichkeit. Leipz. 1874. Richter, Evangelische Kirchenordnungen. Weim. 1846. Kirchenordnung (Sakramente, Ceremonien u. s. w. in kurf. Landen). Wittenb. 1559 u. ö. Kirchenordnung zum Anfang für die Pfarrherren in Herzog Heinrichs Fürstentum. Wittenberg 1539. Agenda oder Kirchenordnung für die Diener der Kirchen in Herzog Heinrichen Fürstentum. Frankfurt a. O. 1548. Leipzig 1555. Dresden 1558. Leipzig 1564 ö. u. Gretschel, Kirchl. Zustände Leipzigs vor u. nach der Reformation im Jahre 1539. Leipzig 1839. Blanckmeister, Die sächsischen Kirchenbücher. Leipz. 1893. Franke, Die alten Zwickauer Kirchenbücher, in: Neues sächsisches KBlatt 1895 Nr. 1 und 2. — 35. Hauptstaatsarchiv Dresden. Richard, Licht und Schatten. Leipzig 1861. Gretschel-Bülau, a. a. O. Böttiger-Flathe, a. a. O. Moritz' Landordnung 1543. Wittich, a. a. O. Förster, Sächsische Verordnungen früherer Zeit gegen den Kleiderluxus, in: Beiträge zur sächsischen KG. 3. Heft 1885. Richter, Verfassungsgeschichte der Stadt Dresden. Dresd. 1884 ff. Herzog, Stephan Roth, in: Webers Arch. u. F. Bd. 3. S. 267 ff. Müller, M. Stephan Roth, Ratsherr zu Zwickau, in: Beitr. z. sächsischen KG. 1. Heft 1882.

V. Das Zeitalter der lutherischen Rechtgläubigkeit. 36. Hauptstaatsarchiv Dresden. Vehse, Geschichte d. sächsisch. Höfe. Hamb. 1854. 2. Bd. Tholuck, Lebenszeugen, Berlin 1859. Wenck, Kurfürst Moritz und Herzog August, in: Webers Arch. Bd. 9. S. 381 ff. Ebeling, August v. Sachsen. Charakterstudie. Berlin 1886. Schwabe, Kursachsen und die Verhandlungen über d. Augsb. Religionsfrieden, in: Neues Arch. f. s. G. Bd. 10. S. 216 ff. Kahnis, Vindiciae pacis religionis. Lipsiae 1855. Richter, Die Punktierbücher des Kurfürsten August v. Sachsen, in: Forschungen zur deutschen Geschichte. 20. Bd. Göttingen 1880. Augusten, Herzogen zu Sachsen, (Kirchen-)Ordnung. Leipzig 1580 u. ö. v. Weber, Anna, Kurfürstin zu Sachsen. Leipz. 1865. Böttger, Geschichte d. Annenkirche. Dresden 1860. Dibelius, Die Dresdner Annengemeinde. Dresd. 1878. v. Weber, Des Kurfürsten August „letzter Wille u. väterliche Ermahnung" an s. Sohn Christian, in: Webers Arch. Bd. 4. S. 396. — 37. Hauptstaatsarchiv Dresden. Kahnis, Der innere Gang des deutschen Protestantismus. Leipzig 1874. Frank, Gesch. der protest. Theologie. Leipz. 1862. Dorner, Gesch. d. prot. Theologie. München 1867. Calinich, Der Naumburger Fürstentag. Gotha 1870. Osiander, Bericht, was von der kurzen Wiederholung der Lehre vom heil. Nachtmahl, welche in der Versammlung der Theologen zu Dresden 10. Okt. 1571 gestellet u. s. w. 1572. Ein Lied von den alten und neuen Calvinisten und treue Mahnung, sich für ihrem Gift zu hüten. Dresden 1576. Distel, Der Flacianismus u. die Schönburgsche Landesschule zu Geringswalde. Leipz. 1879. Calinich, Wie Sachsen orthodox-luther. wurde. Chemn. 1866. Calinich, Kampf u. Untergang d. Melanchthonismus in Sachsen. Leipzig 1866. Peuceri, Historia carcerum. Tig. 1605. Johannsen, Unterschriften der Konkordienformel in Sachsen, in: Zeitschr. f. hist. Th. 1847. Heft 1. Göschel, Die Konkordienformel. Leipz. 1858. Frank, Die Theologie der Konkordienformel. Erlangen 1859. — 38. Hauptstaatsarchiv Dresden. Beschreibung der calvinischen Rotte, in Sachsen eingeschlichen. Jena 1591.

Gundermanns zu Leipzig Klage, Pein und Bekenntnis (satir. Gedicht), 1592. Blume, Leichpredigt über den kustodierten D. Krell. Leipz. 1602. Samml. verm. Nachr. z. sächs. Gesch. Chemn. 1767 ff. 4. u. 5. Bd. Hasse, Bedeut. d. Krellschen Prozesses, in: Ztschr. f. hist. Th. 1848. 2. Heft. Richard, Nikolaus Krell. Dresd. 1859. Henke, Peucer u. Krell. Marburg 1865. Brandes, Krell, Ein Opfer des Orthodoxismus. Leipz. 1873. Hase, Rosenvorlesungen. Leipz. 1880. Nr. 5: Der Kanzler Krell. Schmidt in: Herzog-Plitt RE. 2. Aufl. 8. Bd. S. 263 ff. — 39. Hauptstaatsarchiv Dresden. Gretschel-Bülau, a. a. O. Böttiger-Flathe, a. a. O. Gindely, Geschichte d. dreißigjährigen Krieges. Prag 1869. Schwabe, Kursächs. Kirchenpolitik im dreißigj. Kriege 1619-22, in: Neues Archiv Bd. 11. S. 282. ff. Helbig, Gustav Adolf u. d. Kurfürsten von Sachsen u. Brandenburg 1630-32. Leipzig 1854. Gaedeke, Zur Politik Wallensteins u. Kursachsens 1630-34, in: Neues Arch. f. s. G. Bd. 10. S. 32 ff. Droysen, Gustav Adolf. Leipz. 1867. Opitz, Die Schlacht bei Breitenfeld. Leipz. 1892. Droysen, Die ersten Berichte über die Schlacht b. Breitenfeld in: Webers Archiv. Bd. 7. S. 337 ff. Droysen, Holcks Einfall in Sachsen 1633, in: Neues Archiv f. s. G. Bd. 1. S. 14 ff. Günther, Die Politik d. Kurfürsten v. Sachsen u. Brandenburg n. dem Tode Gustav Adolfs. Dresd. 1877. Helbig, Der Prager Friede, in: Raumers historisch. Taschenb. 1858. Königsdörffer, Memorabilia d. Kirchfahrt Langhennersdorf a. d. 16. u. 17. Jahrh., in: Beitr. z. sächs. KG. 2. Heft 1883. Peschek, Die böhm. Exulanten in Sachsen. Leipzig 1857. — 40. Hauptstaatsarchiv Dresden. Schmertosch, Vertriebene u. bedrängte Protestanten unt. d. Schutze Johann Georgs I., in: Neues Arch. f. s. G. Bd. 16. S. 269 ff. Drews, Böhm. Brüderexulanten im Meißnischen, in der Oberlausitz u. s. w., in: Beitr. z. sächs. KG. 5. Heft 1889. Wolf, Einwanderung böhm. Protestanten in d. obere Erzgebirge zur Zeit der Gegenreformation, in: Mitt. d. Vereins f. Gesch. v. Annaberg. Annab. 1893. Peschek, Gesch. d. Gegenreformation in Böhmen. Dresd. 1844. Peschek, Die Auswanderung glaubenstreuer Protestanten aus Böhmen nach Sachsen. Löbau 1858. Peschek, Die böhm. Exulanten in Sachsen. Leipz. 1857. Aster, Die Aufnahme d. böhm. Exulanten in Dresden, in: Dresd. Geschichtsbl. 1895. Nr. 3. Francke, Zur Gründungsgeschichte v. Johanngeorgenstadt. Schneeb. 1854. Blanckmeister, Ungarische Exulanten in Dresden in: Sächs. Gust.-Ad.-Bote. VI. Nr. 6. Girardet, Geschichte d. evang.-ref. Gemeinde zu Dresden. Dresd. 1839. Hasse, Albertin. Kirchengeschichte. Leipz. 1847. II. S. 125 f. 165 ff. 41. Frank, Gesch. d. protest. Theologie. Leipz. 1862 ff. Dorner, Gesch. d. prot. Theologie. München 1867. Ranfft, Leben u. Schriften aller kursächs. Gottesgelehrten, die mit der Doktor-Würde gepranget. Leipzig 1742. Tholuck, Der Geist der luth. Theologen Wittenbergs. Berlin 1852. Blanckmeister, Die theologische Fakultät d. Universität Wittenberg. Leipz. 1894. — 42. Hauptstaatsarchiv Dresden. Tholuck, Der Geist der luth. Theologen Wittenbergs. Berlin 1852. Gleich, Annales. Dresd. 1730. Dietmann, Kurs. Priesterschaft a. a. O. Zeißler, Gesch. d. sächs. Oberhofprediger. Dresd. 1856. Wagenmann, Leyser, in: Herzogs Realencykl. 2. Aufl. 9. Bd. S. 635 ff. Tholuck, Höe v. Hohenegg, in: Herzogs Realencykl. 2. Aufl. 6. Bd. S. 175 ff. Otto, Die Schriften Höes v. H. Dresd. 1898. Tholuck-Müller, Carpzov, in: Haucks Realencykl. 3. Aufl. 3. Bd. S. 725 ff. — 43. Hauptstaatsarchiv Dresden. Fix, a. a. O. Göbel, a. a. O. Weber, Kirchenrecht. Dresden 1819 ff. Blanckmeister, Gesch. d. sächs. Konsistorien. Leipz. 1893. Müller, Verfassungsgesch., in: Dibelius u. Brieger, Beitr. z. s. KG. Heft 9 u. 10. Blanckmeister, Das Superintendentenamt in Sachsen, in: Neues sächs. KB. 1896. — 44. Hauptstaatsarchiv Dresden. Buchwald, Altes u. Neues. Zwickau 1886. Müller, Verfassungs- u. Verwaltungsgeschichte d. s. Landeskirche, in: Beitr. z. sächs. KG. 9. u. 10. Heft. 1894 u. 1895. Tholuck, Das kirchliche Leben des siebz. Jahrh. Berlin 1861 f. Dietmann, Die d. Augsb. Konfession zugethane Priesterschaft in d. Kurf. Sachsen. Dresden u. Leipzig 1752-1787. Hering,

Aus dem Protokoll der Kirchenvisitation im sächs. Kreise 1555. Wittenb. 1889. Fischer, M. Georg Placius, Pfarrer zu Frohburg, Schattenriß eines geistlichen Hauses a. d. 2. Hälfte d. 16. Jahrhunderts. Dresd. 1863. Israel, Valentin Weigel. Zschop. 1886. Schmidt, Weigel, in: Herzogs RE. Bd. 16. S. 677 ff. Gleich, Annales ecclesiastici (m. Lebensbeschreib. d. Ober- u. übrigen Hofprediger). Dresden 1730. Gerber, Historie derer Wiedergeborenen in Sachsen. Dresd. 1726 ff. Albrecht, Sächs. evang. Kirchen- u. Predigergeschichte. Leipz. 1799 ff. Bülau, Die luth. Geistlichkeit Sachsens v. 16. bis 18. Jahrhundert, in: Mitt. d. deutsch. Ges. in Leipzig. Leipzig 1874. Käuffer, Reihenfolge d. evang. Hofprediger in Dresden. Dresd. u. Leipz. 1842. Zeißler, Die sächs. Oberhofprediger. Dresden 1856. Klotz, D. Veit Wolfrum, Sup. zu Zwickau 1593-1626. Zwickau 1892. Blanckmeister, Ein Blick in das Pfarrhaus d. evang. Sachsenlandes, in: N. sächs. KBlatt 1894. Nr. 9. Buchwald, Selbstbiographie eines erzgebirg. Pfarrers aus d. 17. Jahrh., in: Beitr. z. sächs. KG. 4. Heft 1888. Johann Georgen (I.) Eheordnung. Dresd. 1650. Allgemeines Gebet (Kirchengebet). Dresd. 1662. Agenda, d. i. Kirchenordnung, itzo aufs Neu aus Kurfürst Augusti Kirchenordnung gebessert. Leipz. 1672 u. ö. Vollständiges Kirchenbuch (Perikopenbuch). Leipz. 1681 u. ö. Dibelius, Zur Gesch. d. luther. Gesangbücher Sachsens s. d. Reformat., in: Beitr z. sächs. KG. 1. Heft 1882. Blanckmeister, Die sächs. Bußtage. Leipz. 1893. Blanckmeister, Zur Geschichte d. Reformationsfestes in Sachsen in: Neues s. KBlatt 1896. Held, Das Kreuzkantorat zu Dresden. Leipz. 1894. Carpzovii Definitiones ecclesiasticae. Lipsiae 1708. Wilisch, Kirchenhistorie d. Stadt Freiberg. Leipz. 1737. Hofmann, Geschichte d. Kirche St. Marien in Pirna. Pirna 1890. Hausmann, Historia ecclesiastica Zittaviensis. Budissin 1732. Eckhardt, Wendische Kirchenhistorie. Wittenberg u. Jüterbock 1739. Loose, Beiträge zur kirchl. Zucht u. Sitte in d. Stadt Meißen in: Beitr. z. sächs. KG. 6. Heft 1891. — 45. Hauptstaatsarchiv Dresden. v. Weber, Aus vier Jahrhunderten. Leipz. 1857-61. Richard, Licht u. Schatten Leipz. 1861. Müller, Johann Georg I., seine Familie u. s. Hof. Dresden 1838. Vehse, Geschichte d. sächs. Höfe. Hamb. 1854 ff. Bd. 2-4. Stichart-Köhler, Das Königreich Sachsen. Leipz. 1887. Roscher, Zwei sächs. Staatswirte im 16. u 17. Jahrh., in: Webers Arch. Bd. 1. S. 361 ff. Müller, Die Anfänge des sächsischen Schulwesens. Dresd. 1886. Müller, Das kurfürstlichen Schulwesen 1580. Dresden 1888. Möller, Geschichte der Fürsten- und Landesschule zu Meißen. Leipzig 1787-89. Rößler, Geschichte der Fürsten- und Landesschule Grimma. Leipzig 1891. Katzer, Das evangelisch-lutherische Kirchenwesen der sächsischen Oberlausitz. Leipzig 1896. Blanckmeister, Geschichte des Stadtkrankenhauses in Dresden 1558-1896. Dresd. 1896. Blanckmeister, Die Dresdner Kirchenbücher, in: Dresdner Geschichtsblätter 1893. Nr. 2. Müller, Zaubersprüche u. Sagen aus sächsischen Visitationsakten, in: Neues Archiv f. s. G. Bd. 9. S. 334 ff. Blanckmeister, Weihnachten in Sachsen, in: N. sächs. KBlatt 1894 Nr. 12 u. 13.

VI. Der Pietismus. 46. Hauptstaatsarchiv Dresden. Spener, Pia desideria. Frankfurt 1675. Hennicke, Speners theol. Bedenken. Halle 1838. Gleich, Annales, Leben der sächs. Oberhofprediger. Dresden 1730. 2. Band. Zeißler, Geschichte der sächsischen Oberhofprediger. Leipzig 1856. Hoßbach, Spener und seine Zeit. Berlin. 1. Aufl. 1828. 2. Aufl. 1853. 3. Aufl. 1861. Riggenbach, Pietismus, in: Herzog-Plitt RE. 2. Aufl. 11. Bd. Dorner, Gesch. d. prot. Theologie. München 1867. Frank, Gesch. d. prot. Theologie. Leipzig 1879. 2. Band. Schmid, Geschichte des Pietismus. Nördlingen 1863. Ritschl, Gesch. des Pietismus. 1880 ff. 2. Bd. Hagenbach, Kirchengeschichte. 5. Bd. 3. Aufl. Leipzig 1871. S. 189 ff. Tholuck-Wagenmann, Spener, in: Herzog-Plitt RE. 2. Aufl. 14. Bd. Tholuck, Spener, in: Piper, Zeugen der Wahrheit. Leipzig 1875. 4. Bd. Grünberg, Spener. Göttingen 1893. I. S. 207 ff. Kölbsch, Der Reformator der Zukunft, Beitrag zur Biographie

Speners. Dresden 1893. — 47. Hauptstaatsarchiv Dresden. Illgen, Historia collegii philob. Lips. 1836 ff. Illgen, Ex collegio philobibl. Lips. 1837. Grünberg, Spener I. Göttingen 1893. S. 230 ff. Kahnis, Innerer Gang. 3. Aufl. Leipzig 1874. 1. Bd. S. 204 ff. Hagenbach, Kirchengeschichte. 5. Bd. 3. Aufl. Leipzig 1871. S. 209 ff. Blanckmeister, Die theol. Fakultät Leipzig. Leipzig 1894. S. 17 ff. — 48. Hauptstaatsarchiv Dresden. Walch, Religionsstreitigkeiten der luth. Kirche. Jena 1730 ff. Grünberg, Spener. Göttingen 1893. 1. Bd. S. 276 ff. Riggenbach, Pietismus, in: Herzog-Plitt RE. 2. Aufl. S. 581 ff. Tholuck, Geist der luth. Theologen Wittenbergs. Berlin 1852, S. 221 ff. Löscher, Timotheus Verinus. Wittenberg, 1718 ff. v. Engelhardt, Löscher in: Herzogs RE. 2. Aufl. Bd. 8. S. 729 ff. v. Engelhardt, Löscher nach seinem Leben und Wirken. 2. Aufl. Stuttgart 1856. S. 128 ff. 169 ff. Blanckmeister, Löscher, in: Beitr. z. sächs. KG. 6. Heft. Blanckmeister, Die erste theologische Zeitschrift. Leipzig 1893. — 49. Hauptstaatsarchiv Dresden. Ephoralarchiv Dresden I. Löschers handschr. Briefwechsel auf d. Hamburg. Stadtbibliothek. Meusel, Die Einwanderung böhm. Brüder in Großhennersdorf bei Herrnhut, in: Beiträge z. sächs. KG. 3. Heft 1885. Spangenberg, Leben des Grafen Zinzendorf. Barby 1772. Schrautenbach, Gr. Zinzendorf. Gnadau 1852. Varnhagen v. Ense, Zinzendorf. Berlin 1830. Blanckmeister, Zinzendorf in Dresden, in: Dresdner Geschichtsblätter 1892 Nr. 2. Becker, Zinzendorf und die Brüdergemeinde, in: Herzog-Plitt RE. 2. Aufl. 17. Band. S. 513 ff. Körner, Die kurs. Staatsregierung dem Grafen Zinzendorf gegenüber, in: Webers Arch. n. F. Bd. 5. S. 1 ff. Hark, Der Konflikt d. kurs. Regier. mit Herrnhut 1733-38. Dresden 1882. Zinzendorfs Rückkehr nach Sachsen u. d. Hennersdorfer Kommission 1747/48. Dresd. 1885, in: Webers Arch. n. F. — 50. Hauptstaatsarchiv Dresden. Dibelius, Gottfried Arnold, Berlin 1873 u. in: Haucks RE. 3. Aufl. 2. Bd. Röselmüller, Gottfr. Arnold. Annab. 1888. Steinmeyer, Arnold, in: Piper, Zeugen der Wahrheit. Leipzig 1875. 4. Bd. Blanckmeister, Aus d. Briefwechsel Gottfried Arnolds, in: Mitt. d. V. für Geschichte Annabergs. 1894. IV. Dietmann, Priesterschaft. 2. Band. S. 376 ff. Hoffmann, Töllner, in: Sächsischen Kirchen- und Schulblatt 1889. Ratsarchiv Dresden. Geier, Gottlieb Cober. Altenburg 1885. Blanckmeister, Neues vom alten Gottlieb Cober, in: Pfarr-Haus 1895. Nr. 12. Bernds und Deylings Briefwechsel mit Löscher auf der Stadtbibliothek in Hamburg. Dietmann, Priesterschaft. 2. Bd. S. 277 ff. Bernd, Eigene Lebensbeschreibung. Leipzig 1738. — 51. Kawerau, Warum fehlte der deutschen evangelischen Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts das volle Verständnis für die Missionsgedanken der heil. Schrift? Bresl. 1896. Warneck, Protestantische Missionen, in: Herzog-Plitt RE. 2. Aufl. 10. Bd. S. 33 ff. Heman, Missionen unter den Juden, ebenda S. 102. Grössel, Der Missionsweckruf J. v. Welz. Leipzig 1890. Grössel, J. v. Welz. Leipzig 1891. Plitt-Hardeland, Geschichte d. lutherischen Mission. Leipzig 1894. Nitzsch, Ziegenbalg, in: Piper, Zeugen der Wahrheit. Leipzig 1875. 4. Bd. S. 610 ff. (Alex), Fünfzig Jahre d. Missionsthätigkeit in Sachsen. Dresden 1869. Blanckmeister, Der Pfarrer von Lockwitz (Gerber). Leipzig 1893. Blanckmeister, Eine altsächs. Stimme über Heiden- u. Judenmission (Gerber). Leipzig 1893. — 52. Löschers handschr. Briefwechsel auf d. Hamburg. Stadtbibliothek. Eucken, Leibnitz, in: Herzog-Plitt RE. 2. Aufl. 8. Bd. S. 537 ff. Tholuck-Wagenmann, Thomasius, in: Herzog-Plitt RE. 2. Aufl. 15 Bd. S. 613 ff. Frank, Wolff, in: Herzog-Plitt RE. 2. Aufl. 17. Bd. S. 275 ff. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrh. Leipzig 1858. 2. Bd. Nicoladoni, Thomasius. Berlin 1888. v. Engelhardt, Löscher. 2. Aufl. Stuttgart 1856. S. 275 ff. Blanckmeister, Die theologische Fakultät Leipzig. Leipzig 1894 S. 17 ff. — 53. Tholuck, Das kirchliche Leben des siebz. Jahrhunderts. Berlin 1861 f. Tholuck, Geschichte des Rationalismus. Berlin 1865. Barthold, Die Er-

weckten im prot. Deutschland, in: Raumers hist. Taschenbuch 1852 f. Kahnis, Innerer Gang. Leipzig 1874 I. S. 168 ff. Gerber, Historie derer Wiedergeborenen in Sachsen. Dresden 1726 ff. und sonstige Schriften. Ackermann, Systematische Zusammenstellung der im Königreiche Sachsen bestehenden frommen und milden Stiftungen. Leipzig 1846-51. Blanckmeister, Joh. Burch. Freystein, in: Beiträge zur sächsischen KG. 1892. VII. Neubert, Johann Georg Ehrlich, in: Bausteine 1892. Nr. 294. Schubert, Ehrlichsche Stiftung. Festschrift, Dresden 1893. Schwabe, Geschichte der Lausitzer Predigergesellschaft zu Leipzig. Leipzig 1854.

VII. Die römische Propaganda. 54. Hauptstaatsarchiv Dresden. Herzogs Realencyklopädie. 2. Aufl. Leipzig 1883. 12. Bd.: Propaganda. Baur, Die Propaganda d. r. Kirche. Leipzig 1877. Katzer, Das Kirchenwesen der Oberlausitz. Leipzig 1896. Scheuffler, Bilder aus der oberlausitzer Reformationsgeschichte. 3 Hefte. Barmen. Darin: Hans Fabian v. Ponickau, der Defensor d. oberl. Glaubensfreiheit i. 30jähr. Kr. Cutsemius, Saxonia catholica. Coloniae Agr. 1621, edit. sec. 1744, ed. tert. 1750. Müller, Spes vana papistica (gegen Cutsemius), accessit epicripis Matthiae Hoë. Lipsiae 1623. Cutsemii apologia pro suo libello: Saxonia catholica. Coloniae Agr. 1623. Müller, Cutsemius secundo ablegatus. Lipsiae 1624. Drews, Petrus Canisius. Halle 1893. Müller, Bericht des Nuntius Minuzzi 1585, in: Beitr. zur s. KG. Heft 10. S. 295 ff. Hering, Geschichte der kirchl. Unionsversuche. 1836. Vehse, Geschichte der Höfe d. Hauses Sachsen. Hamburg 1854. 2. bis 5. Bd. Lindau, Geschichte Dresdens. Dresden 1885. S. 492 ff. Theiner, Geschichte der Zurückkehr u. s. w. Einsiedeln 1843. Soldan, Dreißig Jahre des Proselytismus. Leipzig 1845. — 55. Hauptstaatsarchiv Dresden. Ranft, Geschichte der Kardinäle. 1768. Theiner, Geschichte der Zurückkehr des Hauses Braunschweig und Sachsen in den Schoß der kath. Kirche. Einsiedeln 1843. Soldan, Dreißig Jahre des Proselytismus in Sachsen. Leipzig 1845. Blanckmeister, Dresdens kirchengesch. Bedeutung, in: Beitr. z. sächs. KG. 1890. V. Blanckmeister, Christiane Eberhardine und die konfessionellen Kämpfe ihrer Tage, in: Beitr. z. sächs. KG. VI. S. 1 ff. Forwerk, Geschichte und Beschreibung der katholischen Hof- und Pfarrkirche zu Dresden. Dresden 1851. — 56. Hauptstaatsarchiv Dresden. Handschriftliches aus der Bibliothek der Kreuzkirche Dresden. Vehse, Geschichte der Höfe des Hauses Sachsen. Hamburg 1854. Bd. 4 ff. Grabowski, Geschichte der sächsischen Höfe und Staaten seit Beendigung des 30jährigen Krieges. Berlin 1861. Faßmann, Friedrich Augusti, des Großen, Leben und Heldenthaten. Frankf. 1734. ô Byrn, Ein sächs. Prinz (August der Starke) auf Reisen, in: Webers Archiv n. F. Bd. 6. S. 289 ff. Stichart, Galerie der sächs. Fürstinnen. Leipzig 1857. v. Weber, Anna Constance Gräfin v. Kosel, in: Webers Arch. Bd. 9. S. 1 ff. Pöllnitz, Das galante Sachsen. Offenbach 1735. (Hat nicht urkundlichen, nur kulturgeschichtl. Wert.) Förster, Friedrich August (der Starke). Potsdam 1839. Theiner, Geschichte d. Zurückkehr u. s. w. Einsiedeln 1843. Soldan, Dreißig Jahre des Proselytismus. Leipzig 1845. Blanckmeister, Kurfürstin Anna Sophie von Sachsen. Barmen (1890). Blanckmeister, Christiane Eberhardine und die konfess. Kämpfe ihrer Tage, in: Beitr. z. sächsischen KG. 6. Heft 1891. Blanckmeister, Kurfürstin Christiane Eberhardine von Sachsen. Barmen (1891). Müller, Augusts des Starken Übertritt zur römischen Kirche. Leipzig 1897. Blanckmeister, Die Haltung der sächs. Stände beim Übertritt Augusts d. St. Leipzig 1897. — 57. Hauptstaatsarchiv Dresden. Theiner, Geschichte der Zurückkehr. Einsiedeln 1843. Soldan, Dreißig Jahre des Proselytismus. Leipzig 1845. Vehse, Geschichte der Höfe des Hauses Sachsen. Hamburg 1854 ff. 6. u. 7. Bd. Blanckmeister, Kurfürstin Anna Sophie von Sachsen. Barmen (1890). Blanckmeister, Christiane Eberhardine, in: Beitr. z. sächs. KG. VI. Leipzig 1890. Müller, Augusts d. Starken Übertritt zur röm. Kirche. Leipzig 1897. Blanckmeister,

Die Haltung der sächsischen Stände. Leipzig 1897. — 58. Hauptstaatsarchiv Dresden. Ratsarchiv Plauen i. V. Motiven Herzog Moritz Wilhelms. 1718. Jüngling, Untersuchung des Glaubensbekenntnisses. Frankfurt und Leipzig 1718. Petersen, Kurze Erzählung, was er mit Moritz Wilhelm geredet. 1719. (Buder), Merkwürdiges Leben Moritz Wilhelms von Sachsen-Zeitz. Frankf. 1720. Gerber, Historie derer Wiedergeborenen in Sachsen. 1725. Theiner, Zurückkehr der Häuser Braunschweig und Sachsen. Einsiedeln 1843. Soldan, Dreißig Jahre des Proselytismus. Leipzig 1845. Blanckmeister, Alte Geschichten aus dem Sachsenlande. III. Barmen 1887. Walther, Der zweimalige Konfessionswechsel Moritz Wilhelms (Zeulenroda 1896.) Nottrot, Wie Moritz Wilhelm katholisch u. s. w. wurde. Leipzig 1898. — 59. Löschers handschriftl. Briefwechsel in Hamburg. Hauptstaatsarchiv Dresden. Ratsarchiv Dresden. Ephoralarchiv Dresden I. Theiner, Geschichte der Zurückkehr. Einsiedeln 1843. Soldan, Dreißig Jahre des Proselytismus. Leipzig 1845. Forwerk, Geschichte und Beschreibung der katholischen Hof- und Pfarrkirche zu Dresden Dresden 1851. Parochiale Misnense seu ordo administrandi sacramenta etc. 1716. Rüger, Geschichte und Beschreibung des Soldatenknabeninstituts. 1788. Bulla Apostolica sedes, in: Acta hist.-eccl. I. S. 113 ff. Clemens XII. u. d. protestant. Sachsen 1732. Leipz. 1831. — 60. Hauptstaatsarchiv Dresden. Ratsarchiv Dresden. Ephoralarchiv Dresden I. Löschers handschriftl. Briefwechsel a. a. O. Handschriftliches a. d. Bibliothek der Kreuzkirche Dresden. Blanckmeister, Zur Geschichte des protestantischen Bewußtseins in Sachsen, in: N. sächs. KBlatt 1895. Nr. 10 u. 11. Engelhardt, V. E. Löscher. Leipzig 1856. 2. Aufl. Stuttgart 1856. Blanckmeister, Aus dem Leben D. Valent. Ernst Löschers, in: Beitr. z. s. KG. 8. Heft 1893. Dibelius, Aktenstücke üb. d. evang.-luth. Landeskirche Sachsens Freude u. Leid i. Jahre 1717, in: Beitr. z. s. KG. 7. Heft 1892. Blanckmeister, Die Haltung d. sächs. Stände. Leipzig 1897. — 61. Hauptstaatsarchiv Dresden. Ratsarchiv Dresden. Konvolut von Flugschriften über die Salzburger. 1732 ff. Dibelius, Die Salzburger Emigranten in Sachsen 1732, in: Beitr. zur sächs. KG. 6. Heft 1891. Blanckmeister, Eine Landeskollekte und ihr Schicksal. Leipzig 1893. — 62. Vehse, Geschichte d. Höfe d. Hauses Sachsen. Hamburg 1854. Bd. 4 ff. (Adelung), Leben u. Charakter Brühls. 1760 f. Kirchhoff, Die Anfänge kirchlicher Toleranz in Sachsen u. August dem Starken und die Reformierten. Leipzig 1872. Girardet, Geschichte der evang.-ref. Gemeinde zu Dresden. Dresden 1839. — 63. Moser, Patriot. Archiv 1786. 5. Bd. S. 518 ff. Förster, die Höfe und Kabinette Europas. Potsdam 1839. 3. Bd. S. 476 ff. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. 3. Aufl. Leipzig 1889. 3. Bd. S. 492 ff. Am Ende, Christliches Denkmal des über Dresden gebrachten schrecklichen Feuers. Dresden 1760. Dibelius, Unsre Kreuzkirche. Dresden 1892.

VIII. Die Aufklärung. 64. Tholuck, Geschichte des Rationalismus. Berlin 1865. Kahnis, Der innere Gang. II. Leipzig 1874. Hagenbach, Kirchengeschichte. Leipzig 1871. 6. u. 7. Bd. Hase, Jenaisches Fichtebüchlein. Leipzig 1856. Dinters Leben von ihm selbst. Neustadt a. O. 1829. Bahrdt, Geschichte seines Lebens von ihm selbst. Berlin 1790. Tzschackert, Bahrdt, in: Herzogs RE. 2. Aufl. Bd. 2. S. 64 ff. Gretschel-Bülau, Geschichte des sächs. Volkes. Leipzig 1853. 3. Bd. S. 168 ff 308 ff. Vehse, Geschichte der Höfe des Hauses Sachsen. Hamburg 1854. 7. Bd. S. 217 ff. — 65. Hauptstaatsarchiv Dresden. Leipzig und seine Universität vor 100 Jahren. Leipzig 1879. Blanckmeister, Die theol. Fakultät Leipzig. Leipzig 1894. S. 23 ff. Teller, Ernestis Verdienste. Leipzig 1783. Hagenbach, Ernesti, in: Herzogs RE. 2. Aufl. Bd. 4. S. 309 ff. Delitzsch, Die bibl.-proph. Theologie und ihre Fortbildung durch Crusius. Leipzig 1895. Hase, Kirchengeschichte auf Grundlage akad. Vorlesungen. Leipzig 1892. III. Hagenbach, Kirchengeschichte a. a. O. — 66. Gellerts Werke, Berlin und Leipzig. 1867.

Naumann, Gellertbuch. Leipzig 1854. Gellerts Briefwechsel mit Demoiselle Lucius. Leipzig 1823. Ermisch, Aus Gellerts akademischem Leben, in: Webers Archiven. F. Bd. 3. S. 276 ff. Nitzsch, Lavater u. Gellert. Berl. 1857. Luthardt, Gellert. Leipz. 1870. Frenzel, Gellerts religiöses Wirken. Bautz. 1893. Blanckmeister, Demoiselle Lucius, Gellerts Freundin, in: Dresdner Geschichtsblätter 1896. Nr. 2. — **67.** Hauptstaatsarchiv Dresden. Dibelius und Brieger, Beitr. z sächs. KG. Leipzig 1882 ff. Biedermanu, Deutschland im 18. Jahrhundert. Leipzig 1854 ff. Frank, Geschichte der protest. Theologie. Leipz. 1862 ff. Hagenbach, Kirchengesch. a. a. O. Böhme-Hofmann, Bildn. der Superintendenten. Leipzig 1840. Bülau, Die luth. Geistlichkeit Sachsens. Leipzig 1874. Albrecht, Sächsische evang.-luth. Kirchen- u. Predigergeschichte. Leipzig 1799-1802. Dinters Leben von ihm selbst beschrieben. Neustadt 1829. Blanckmeister, Ein sächs. Dorfprediger vor 100 Jahren, in: Halte was du hast. 1889. Floß, Ein sächs. Dorfprediger vor 100 Jahren (gegen Bl.), in: Ehlers Zeitschr. 1890. Fix, Spezial-Tabellen von der jetzigen Einteilung der kurfürstl. Konsistorien. Chemnitz 1800. Brückner, Betrachtungen über die Agende der evang.-luth. Kirche im Königr. Sachsen I. Leipzig 1864. Blanckmeister, Die sächsischen Feldprediger. Leipzig 1893. — **68.** Hauptstaatsarchiv Dresden. Vehse, Geschichte der Höfe des Hauses Sachsen. 7 Bd. Hamburg 1854. Forwerk, Gesch. d. kath. Hofkirche in Dresden. Dresd 1851. Die Hof- und Staatskalender von Sachsen. Stichart, Galerie d. sächsischen Fürstinnen. Leipzig 1857. Theiner, Clemens XIV. 1853. Hermann, S. J., Leben und Tugenden der Maria Josefa. Leipzig 1766. v. Weber, Maria Antonia Walpurgis, Kurfürstin zu Sachsen. Dresd. 1857. Scheuffler, Der Besitzstand des römischen Katholizismus in Sachsen. Neusalza 1889. — **69.** Hauptstaatsarchiv Dresden. Archenholz, Geschichte des siebenjährigen Krieges. Berlin 1867. Vehse, Geschichte der Höfe des Hauses Sachsen. Hamburg 1854 ff. 6. u. 7. Bd. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert. Leipzig 1854 ff. Urbach, Das geistige Leben Dresdens am Ausgange des 18. Jahrhunderts, in: Dresdner Geschichtsblätter 1893. Nr. 1. Pohle, der Seminargedanke in Kursachsen. Dresden 1887. Däbritz, Ein Blick in die sächsischen Stadtschulen vor 100 Jahren, in: Deutsche Blätter für erziehenden Unterricht. XII. Nr. 40 f. Langensalza 1885. Goldberg, Das Landschulwesen auf den Zittauer Dörfern. Leipzig 1894.

IX. Kirchlicher Umschwung. **70.** Reinhard, Predigt am Gedächtnistage der Kirchenverbesserung den 31. Okt. 1800. Dresd. 1800. Reinhard, Geständnisse. Sulzbach 1810. Böttiger, Reinhard. Dresden 1813. Pölitz, Reinhards Leben. Leipz. 1813-15. Erdmann, Reinhard, in: Herzogs RE 2. Aufl. Bd. 12. S. 608 ff. — **71.** Reinhard, Geständnisse. Sulzb. 1810. Tzschirner, Briefe veranl. durch Reinhards Geständnisse. Leipz. 1811. Rühle, Roller. Leipz. 1878. Pölitz, Tzschirner. Leipz. 1828. Tzschirner, Tzschirner, in: Herzogs RE. 2. Aufl. Bd. 18. S. 393 ff. Goldhorn, Mitteilungen aus Tzschirners letzten Amts- u. Leidensjahren. Leipz. 1828. Hahn, De rationalismi vera indole. Lipsiae 1827. Hahn, An die evang. Kirche zunächst in Preußen u. Sachsen. Leipz. 1827. Hase, Die Leipz. Disputation. Leipz. 1827. Krug, Gutachten in Sachen d. Rationalismus u. Supranaturalismus. Leipzig 1827. Blanckmeister, Geschichte der theologischen Fakultät Leipzig. Leipzig 1894. Schmidt, Zum Gedächtnis D. Winers, in: Beiträge zur sächsischen KG. 3. Heft 1885. Dorner, Geschichte der protestant. Theologie. Münch. 1867. Frank, Geschichte d. protestantischen Theologie. Leipz. 1862 ff. Hase, Kirchengeschichte auf Grundlage akademischer Vorlesungen. Leipzig 1892. III. — **72.** Fix, Spezialtabellen von der jetzigen Einteilung d. kursächs. Konsistorien. Gießen 1800. Schlegel, Anleitung z. prot. Kirchenrechte im Kgr. Sachsen. Leipz. 1812. Weber, Kirchenrecht. Dresden 1819 ff. 2. Aufl. 1843. Schreyer, Codex d. im Königr. Sachsen geltenden K.- u. Schulrechts. Leipz. 1840. 1852. mit Supplementen 1864. 1879. v. Zobel, Kirchenatlas. Leipz.

1830. v. Zobel, Kirchengeographie u. Statistik d. Kgr. Sachsen. Leipz. 1831. Müller, Verfassungsgesch., in: Dibelius und Brieger, Beitr. z. s. KG. 9 u. 10. Blanckmeister, Die sächs. Konsistorien. Leipz. 1893. Bräunig, Über konstitutionelles Leben in d. Kirche. 1832. Rudelbach, 13 Thesen üb. Errichtung von Presbyterien u. Synoden im Kgr. Sachsen. Leipz. 1832. Hildebrand, Die (Verfassungs-) Reform des evang. Kirchenwesens in Sachsen. Zwick. 1832. Krehl, Über Presbyterien u. Ephoralsynoden. Dresd. u. Leipz. 1832. Großmann, Über eine Reformation der protest. Kirchenverfassung im Kgr. Sachsen. Leipz. 1833. v. Weber, Die bevorstehende Umgestaltung d. Kirchenverfassung d. Kgr. Sachsen. Leipz. 1833. Wagner, Gedanken über Reform der protest. Kirchenverfassung in Sachsen. 1834. Gesuch evang.-luther. Glaubensgenossen um Verleihung einer freiern Verfass. für die evang.-luth. K. Sachsens. Leipzig 1845. Francke, Reform d. Verfassung der evang. Kirche im Königr. Sachsen. Leipz. 1848. Scheuffler, Die evang.-luther. Landessynode. Dresden 1897. Girardet, Gesch. d. reformiert. Gemeinde in Dresden. Dresd. 1839. Kirchhoff, Gesch. d. reform. Gemeinde in Leipz. Leipz. 1874. — 73. Hase, Kirchengeschichte a. Grundlage akad. Vorlesungen. Leipz 1892. III. Rühle, Roller, Leipz. 1878. Schmidt, Rudelbach, in: Herzog-Plitt RE. 2. Aufl. 13. Bd. S. 82 ff. Kaiser, Rudelbach. Leipzig 1892. Stählin, Harleß, in: Luthardts Ztschr. f. kirch. Wiss. 1880. S. 88 ff. 145 ff. Stählin, Harleß, in: Herzog-Plitt RE. 2. Aufl. 18. Bd. S. 1 ff. v. Langsdorff, Harleß. Leipz. 1898. Blanckmeister, Zur Gesch. d. kirchl. Presse in Sachsen in: N. sächs. KBlatt 1894 Nr. 2. Der Pilger aus Sachsen. Dresd. 1835 ff. Sächs. Kirchen- u. Schulblatt. Leipz. 1851 ff. Die Leipziger Konfessionsfrage nebst Aktenstücken. Leipz. 1844. Schubert, Erwerb a. ein. vergangenen Leben. Erlang. 1854 ff. v. Weber, Detlev Graf v. Einsiedel, in: Webers Archiv Bd. 1. S. 58 ff. Pleißner, Die kirchl. Fanatiker im Muldenthale. Altenb. 1839. (Pöschel), Glaubensbekenntnis d. Gemeinde zu St. Johannis in Dresden. 1833. Authentische Nachricht über Bischof Stephans Amtsentsetzung, in: Anzeiger d. Westens 1839. Epistel an die sogenannten Stephanisten. Dresden 1838. Schicksale u. Abenteuer der ausgewanderten Stephanianer. Dresd. 1839. Behse, Die Stephansche Auswanderung nach Amerika. Dresd. 1840. Fischer, Das falsche Märtyrertum der Stephanianer. 1839. (v. Polenz,) Die öffentliche Meinung u. d. Pastor Stephan 1840. Freimund (Gottwald), Die Stephaniade. Ein Gedicht. Dresden u. Leipzig 1841. Offener Brief an alle bekenntnistreuen Wächter u. s. w. des luther. Zions in Sachsen. Dresden 1849. Köstering, Auswanderung d. sächs. Lutheraner 1838. St. Louis 1867. — 74. Blanckmeister, Die theol. Fakultät Leipzig. Leipzig 1894. Jahresberichte des sächs. Hauptmissionsvereins. Verein z. Verbreitung wahrer biblisch. Erkenntnis unter dem Volke Israel. Dresd. 1822. (Alex), Fünfzig Jahre d. Missionsthätigkeit in Sachsen. Dresden 1869. Blanckmeister, Vater Großmann. Barmen 1887. v. Criegern, Der Gust.-Ad.-Verein. Leipz. 1882. Blanckmeister, Der Dresdner Hauptverein d. G.-A.-Stiftung. Dresd. 1894. v. Beust, Aus dreiviertel Jahrhunderten. Stuttgart 1887. C. A. M. Über Beruf u. Wirksamkeit der Diakonissen. Leipz. 1844. Graf v. Giech, Die Diakonissen zu Wechselburg. Hamb. 1845. Siebenhaar, Das Diakonissenstift in Wechselburg, in: Sächs. KZ. 1845. Nr. 9. Pfeilschmidt, Warum gedeiht d. innere Mission in Sachsen nicht? in: Allg. Ztg. f. Chr. u. K. 1846 Nr. 55 u. Beil. Nr. 9. Molwitz, Jubiläumsbericht d. ev.-luth. Diakonissenanstalt zu Dresden. Dresd. 1894. Jahresberichte d. sächs. Hauptbibelgesellschaft. Dresd. 1814 ff. Wauer, Gesch. d. sächs. Hauptbibelgesellschaft. Dresd. 1889. Kirchenbuch für den evang. Gottesdienst der kgl. sächs. Lande. Dresd. 1812. Dibelius, Die Perikopenordnung d. evang.-luther. Kirche im Königr. Sachsen, in: Beitr. z. sächs. KG. 7. Heft 1892. Gesetz- u. Verordnungsblätter f. Sachsen. Dresd. 1818 ff. v. Zobel, Kirchengeographie u. Statistik d. Königr. Sachsen. Leipzig 1831. Rammings Statist. Handbücher seit 1818. Anordnung des Gottes-

dienstes an dem Reformat.-Jubel- u. Gedenkfest. Dresd. 1817. Anordnung der dreitägigen kirchl. Feier des 3. Jubiläums d. Augsburg. Konfession. Dresd. 1830. Lehmann, Neustädtler Jubiläum nebst Abriß d. Reformationsgeschichte in der Ephorie Neustädtel (Schneeberg). Schneeb. 1839. Stichart, Jubelchronik d. 3. Säkularfeier d. Einführung d Reformation in Sachsen. Grimma 1841. Pilger aus Sachsen. Dresden 1835 ff. Sächsische Kirchenzeitung. Grimma 1839-48. Sächs. Kirch.- u. Schulblatt. Leipz. 1851 ff. — 75. Böttiger-Flathe, a. a. O 3. Bd. Mandat, Fr. Augusts, die Gleichstellung d. röm.-kath. Gottesdienstes mit dem der Augsb. Konfessionsverwandten. Dresd. 1807. 16. Febr. Scheuffler, Der Besitzstand d. römischen Katholizismus in Sachsen 1815 u. 1888. Neusalza 1889. Krug, Die geistlichen Umtriebe u. Umgriffe im Kgr. Sachsen. Jena 1826. Wormser, Die reine kathol. Lehre vor den Augen s. prot. Glaubensgenossen beleuchtet. Leipz. 1826. Tzschirner, Zwei Briefe, durch die Schrift „die reine kath. Lehre" veranlaßt. Leipz. 1826. Die apostolische Warnung d. Pastors Schmaltz am Reformationsfeste 1825. 1826. Beiträge z. Verteidigung d. Lehre d. kath. Kirche, veranlaßt durch d. Predigt des Pastors Schmaltz von 1825. Leitmeritz (1826). Krug, Neueste Geschichte d. Proselytenmacherei in Deutschland. Jena 1827. Gründe zur Befürchtung über d. Dasein der Jesuiten in Sachsen. Dresd. 1830. Über die Furcht vor Jesuiten im Kgr. Sachsen. Dresden 1830. Wünsche für eine zeitgemäße Reformierung d. kath. Kirche in Sachsen. Altenburg 1830. Freimütige Beleuchtung der Parität zwischen der protestantischen u. d. kath. Kirche in Sachsen, bes. in Dresden. Dresd. 1830. Freimütige Beleuchtung der „Freimütigen Beleuchtung". Dresd. 1831. Aktenstücke u. Verordnungen über die kathol. Glaubensgenossen in Sachsen seit dem Posener Frieden. Dresd. 1831. Das Testament Leos XII. u. s. w. zur Beleuchtung d. Kosten d. kath Kultus in Sachsen. Halle 1831. Grundzüge der rein katholisch-christlichen Kirche in Sachsen u. Schlesien. Dresd. u. Leipz. 1831. Sixtus, Sendschreiben an die 127 abfälligen Katholiken in Dresden. Dresd. u. Leipz. 1831. Die große Einheit der 127 antirömischen Katholiken in Dresden. Leipz. 1831. Kirpal, Aufschlüsse betr. die kathol. Geistlichkeit Dresdens. Dresd. 1830. Girardet, Gewissensfragen an u. über die kathol. Geistlichkeit Dresdens. Dresden 1831. Tzscheile, Aufschlüsse über das Verhältnis d. evang. u. röm.-kathol. Geistlichkeit in Dresden. Dresd. 1831. Mauermann, Die Rechte der kathol. Kirche in Beziehung a. d. Kgr. Sachsen. Altenb. 1833. Kathol. Zustände im Königr. Sachsen. Von einem Katholiken. Dresd. 1840. (Großmann), Die wahren Verhältnisse d. kath. Kirche in Sachsen. Dresd. 1840. Großmann, Petition an die sächs. Ständeversammlung betr. d. Übergriffe der röm.-kath. Priesterschaft. Dresd. 1843. Götz, Der Lehrbegriff d. römisch-kath. Kirche u. s. Widerspruch m. d. Konstitution des Königreichs Sachsen. Annab. 1845. Haustein, Die Umtriebe d. Jesuiten in Sachsen. Leipz. 1844. Habt Acht! oder die kathol. Kirche zu Annaberg und die Gefahren des Protestantismus. Altenburg 1845. Haustein, Zweiter Bericht in Betr. der Beziehungen der röm.-kath. Kirche zu Annaberg zum Jesuitenorden. Annab. 1845. Blum u. Wigard, Die 1. allg. Kirchenversammlung d. deutsch-kathol. Kirche zu Leipzig. Leipz. 1845. Bauer, Gesch. d. Gründ. u. Fortbild. d. deutsch-kath. Kirche. Meiß. 1845. Müller, Der sächs. Landtag u. d. Deutschkatholiken. Berl. 1845. Die Sprecher für die Deutschkatholiken in d. sächsischen Ständeversammlung. Leipz. 1845. Lampadius, Die deutsch-kath. Bewegung. Leipz. 1846. Denkschrift d. Deutsch-Kath oliken im Kgr. Sachsen. Leipz. 1861. Findel, Der deutsche Katholizismus in Sachsen. Leipz. 1895. Baltzer u. Wislicenus, Reden b. Gründung der freien Gemeinde zu Leipzig. Leipz. 1850. — 76. Gretschel-Bülau, a. a. O. Böttiger-Flathe, a. a. O. Behse, Geschichte der Höfe d. Hauses Sachsen. Hamb. 1854 ff. 6. u. 7. Bd. v. Weber, Zur Gesch. d. sächs. Hofes u. Landes unt. Friedr. Aug. III., in: Webers Arch. Bd 8.. S. 1 ff. Weiße, Gesch. Friedrich Augusts von Sachsen. Leipzig 1811. v. Ammon, Predigten in den Jahren

1813 u. 1814. Nürnb. 1814. Herrmann, Friedrich August. Dresd. 1827. Pölitz, Die Regier. Friedrich Augusts v. Sachsen. Leipz. 1830. v. Weber, Detlev Graf v. Einsiedel, in: Webers Arch. Bd. 1. S. 58 ff. v. Steinbach (Hase), Sachsen u. sein Hoffnungen. Leipz. 1830. Schäfer, Anton d. Gütige u. s. Zeit. Dresden 1836. Meynert, Anton, König von Sachsen. Leipzig 1836. Schladebach, Friedrich August II. Dresd. 1854. v. Beust, a. a. O. Klemm, Vor 50 Jahren. Dresden 1865. Regulativ für die Gelehrtenschulen im Königreich Sachsen. Leipzig 1847. Elterich, Die geschichtliche Entwickelung der sächsischen Seminare. Leipzig 1887. Dinters Leben, von ihm selbst beschrieben Neustadt 1829. Börner, Die Entwickelung des sächsischen Volksschulwesens im 18. Jahrhundert. Schönfeld (1888). Pinner, Was haben die Israeliten in Sachsen zu hoffen? Leipz. 1833.

X. Die Neuzeit. 77. Fricke, Die kirchliche und theol. Entwicklung in den letzt. 25 Jahren, in: Predigt u. Vorträge d. Meißner Konferenz. Leipz. 1884. Blanckmeister, Die theol. Fakult. d. Univ. Leipzig. Leipz. 1894. Dibelius, Ammon, in: Haucks RE. 3. Aufl. Bd. 1. S. 452 ff. Lechler, Winer, in: Herzogs RE. 2. Aufl. Bd. 17. S. 207 ff. Brückner, Das Prediger-Kollegium zu St. Pauli. Leipzig 1863. Nyssel, Tuch, in: Herzogs RE. 2. Aufl. Bd. 18. S. 391 ff. Michael, Liebner, in: Herzogs RE. 2. Aufl. Bd. 8. S. 667 ff. Volbeding, Konstantin Tischendorf. Leipzig 1862. Bertheau, Tischendorf, in: Herzogs RE. 2. Aufl. Bd. 15. S. 672 ff. Kahnis, Die lutherische Dogmatik. Leipz. 1861 ff. Hengstenberg, Ev. Kirchenzeitung, Vorwort 1862. Dieckhoff, in: Kirchl. Zeitschr. 1862. Heft 1. Meditationen eines luth. Pastors. Dorpat 1863. Delitzsch, Für und wider Kahnis. Leipzig 1863. Kahnis, Zeugnis von den Grundwahrheiten des Protestantismus. Leipzig 1862. Winter, Kahnis. Leipzig 1896. Worte der Erinnerung an Kahnis. Leipzig 1888. Tranzschel, Erinnerungen an F. Delitzsch, in: Pfarr-Haus 1890. S. 98 ff. Köhler, Delitzsch in: Haucks RE. 3. Aufl. 4. Bd. S. 565 ff. Luthardt, Erinnerungen aus vergangenen Tagen. 2. Aufl. Leipzig 1891. Luthardt, Apologetische Vorträge. Leipz. 1864 ff. Trauerfeier Gotthard Viktor Lechlers. Leipz. 1889. Trauerfeier für G. A. L. Baur. Leipzig 1889. Reden beim Begräbnisse von Woldemar Schmidt. Leipzig 1888 Kittan, Ist D. Sulze ein Irrlehrer? Leipzig 1881. Egidy, Ernste Gedanken. 1894. — 78. Dibelius, Sachsen, kirchlich-statistisch, in: Herzogs RE. 2. Aufl. 13. Bd. S. 200 ff. Kodex des K. u. Schulwesens a. a. O. Müller, Verfassungsgeschichte a. a. O. Kunze, Die Leitung der sächsischen Landeskirche in der jüngsten Epoche. Leipzig 1870. Schmidt, Die Meißner Konferenz in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens. 1883. Fricke, Die kirchliche und theologische Entwickelung a. a. O. Verordnungsblatt des evang.-luth. Landeskonsistoriums. Dresden 1875 ff. Generalberichte des Landeskonsist. über die Zustände der evang.-luth. Kirche d. Königr. Sachsens. Dresd. 1871 ff. Pohle, Regelmäßige Besprechungen in den Kirchenvorstandssitzungen über Erhaltung von Zucht und Sitte. Dresden 1892. Bericht über die Feier des 50jährigen Jubiläums der Diakonissenanstalt in Dresden, in: Kleine Chronik der Diakonissenanstalt. Dresden 1894. Jahresberichte des Landesvereins für innere Mission im Königr. Sachsen. Dresden 1867 ff. Misericordias Domini. Der Landesverein für innere Mission in Sachsen in seinem ersten Vierteljahrh. Dresden 1893. Seidel, die evang. Männer- u. Jünglingsvereine Sachsens. Dresden 1885. v. Naundorf, Unter dem roten Kreuz. Leipzig 1867. Jahrbücher der sächs. Missionskonferenz. s. 1888. Delitzsch u. Becker, Saat auf Hoffnung. Leipzig 1864 ff. Jahresberichte der Gustav-Adolf-Hauptvereine Leipzig und Dresden. 1844 ff. Blanckmeister, Der Dresdner Hauptverein d. Gust.-Ad.-Stiftung. Dresd. 1894. Flugschriften des sächs. Landesvereines des Ev. Bundes. 1887 ff. Agende für die evang.-luth. Landeskirche Sachsens. Leipzig 1880. Gesangbuch für die evang.-luth. Landeskirche Sachsens. Leipzig u. Dresden 1883. Perikopen für die evang.-luth. Landeskirche Sachsens. Leipzig 1892. Blanckmeister,

Die kirchliche Presse in Sachsen in: N. s. KBlatt 1894. Nr. 2. Leipziger Missionsblatt. Leipzig 1850 ff. Sächs. Kirchen- und Schulblatt, Leipzig, hsg. von Hölemann 1851-52, von Kahnis 53-56, von Luthardt 57-60, von Meurer 61-72, von Anacker 73-76, von Schenkel 77 ff. Pastoralblätter von Zimmermann und Leonhardi. Leipzig 1859 ff. Allgemeine evang.-luth. Kirchenzeitung begr. v. Luthardt. Leipzig 1868 ff. Sächs. Gustav-Adolf-Bote v. Blanckmeister. Dresden 1890 ff. Neues sächsisches Kirchenblatt v. Kröber. Leipzig 1894 ff. Buchwald, Würdigung der evangelischen Interessen in der Tagespresse. Leipzig 1893. Jahresberichte des Vereins für kirchliche Kunst. Dresden 1861 ff. Der Kirchenchor. Rötha 1890 ff. Röthig, Der evang. Kirchengesang und dessen Pflege. Meißen 1890. Lehmann, Die musikalische Vorbildung der evang. Geistlichen in der sächsischen Landeskirche. Leipzig 1892. Kretzschmar, Über den musikalischen Teil unsrer Agende. Leipzig 1894. — **79.** Fischer, Verfassungsrecht des deutschen Reiches und des Königr. Sachsens. Leipzig 1892. Müller, Verfassungsgeschichte, in: Dibelius und Brieger Beitr. z. sächs. KG. 9 u. 10. Blanckmeister, Die sächs. Konsistorien. Leipzig 1893. Haan, Die Episkopal- u. s. w. Verfassung des ehemaligen Kurfürstentums und jetzigen Königr. Sachsen. Dresden 1880. Beyer, Die Ablösung der geistlichen Gefälle im Königr. Sachsen. Plauen 1855. Kunze, Die Leitung der sächsischen evang.-luth. Landeskirche. Leipzig 1870. Petzoldt, Freiherr von Falkenstein. Dresden 1882. Entwurf einer Kirchenvorstands- und Synodalordnung für die evang.-luth. Kirche Sachsens. Dresden 1865. Scheuffler, Die evang.-luth. Landessynode. Dresden 1896. Katzer, Das Kirchenwesen a. a. O. Liebner, Die Kirchenvorstands- und Synodalordnung für die evang.-luth. Kirche Sachsens. Dresden (1867). Feller, Die Kirchenvorstands- und Synodalordnung für die evang.-luth. Kirche Sachsens. Leipzig 1868. Verordnungsblatt des evang.-luth. Landeskonsistoriums für Sachsen. Dresden 1874 ff. Verhandlungen der Landessynoden. Dresden 1871 ff. v. Seydewitz, Kodex des im Königr. Sachsen geltenden Kirchen- und Schulrechts. Leipzig 1890. Sulze, Die finanzielle Unselbständigk. d. sächs. Landeskirche. Dresden 1884. — **80.** Dibelius, Sachsen, in: Herzogs RE. 2. Aufl. 13. Bd. S. 200 ff. Generalberichte des Landeskonsistor. über den Zustand d. evang.-luth. Landeskirche. Dresd. 1871 ff. Notizen in den Kirchen- und Tageszeitungen. Ruhland, Der getroste Pilger aus d. Babel d. sächs. Landeskirche in die luth. Freikirche. Dresd. 1875. Stöckhardt, Zustand und Zukunft der sächs. Landeskirche. Zwickau 1876. Buchwald, Landeskirche u. Freikirche. Zwickau 1886. Lenk, Hin zur wahren lutherischen Kirche! Zwickau 1890. Die deutsch-katholische Kirchengesellschaft im Königreiche Sachsen. Dresden (1880). — **81.** Landtagsverhandlungen. Leipziger Tageblatt. Neues sächsisches KBlatt. Kirchliche Korrespondenz. St. Bennokalender. Dresden 1851 ff. Katholisches Kirchenblatt f. Sachs. Dresd. 1858 ff. Zustände in Sachsen u. dem Minister v. Beust. Leipz. 1862. Beust, a. a. O. Ebeling, Graf v. Beust. Leipz. 1870. Catalogus totius cleri Lusatiae et Saxoniae. Budissae 1877. Petzoldt, König Johann von Sachsen. Dresden 1879. Hassel, König Albert. Dresden 1898. Sturmhöfel, König Albert. Leipzig 1898. Schimpff, Königin Carola. Leipz. 1898. Scheuffler, Der Besitzstand a. a. O. Krenkel, Wider den Ultramontanismus in Sachsen. Leipzig 1866. Katholischer Katechismus für das apost. Vikariat in Sachsen. Aachen (1887). Zwei ultramontane Reiseberichte über d. Königr. Sachsen (Neusalza 1889). Baur, Die Propaganda der römischen Kirche. Leipzig 1877. Flugschriften des sächsischen Landesvereins des Ev. Bundes. 1887 ff. — **82.** Staatshandbuch des Königr. Sachsen. Dresden. Zeitschrift des kgl. statist. Bureaus. Dresden. Schreyer, Landeskunde des Königreichs Sachsen. Meiß. 1888. Kämmel-Donadini a. a. O. v. Criegern, Der Leumund der Sachsen. Leipzig 1889. Blanckmeister, Einst und Jetzt. Stuttgart 1889. Oertel, Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Königr. Sachsen. Leipzig 1890. Blanckmeister, Der sächs. Volkscharakter und das

Evangelium. Leipzig 1893. Bunte Bilder aus dem Sachsenlande. Dresden 1894 ff. Blanckmeister, Sachsenspiegel. Dresden 1897. Sigismund, Lebensbilder vom sächs. Erzgebirge. Sigismund, Land und Leute der sächs. Lausitz. Leipzig 1859. Blanckmeister, Das Vogtland und die Vogtländer, in: Das Land 1896. Glückauf! Zeitschrift. Unser Vogtland. Zeitschrift. Mosen, Die Weihnachtsspiele im sächs. Erzgebirge. Zwickau 1861. Dresdner Journal. Dresdner Anzeiger. Leipziger Zeitung. Leipziger Tageblatt. Chemnitzer Tageblatt. Vogtländischer Anzeiger. Fricke, Aus dem Feldzuge 1866. Leipzig 1891. v. Beust, Aus drei Vierteljahrhunderten. Stuttgart 1887. Wächter, Die soziale Gefahr in Sachsen. Glauchau 1887. Wunder, Die Fürstenschulen neben den Gymnasien. Grimma 1850. Peschel, Trennung der Schule von der Kirche. Dresden 1869. Zabel, Merkbüchlein für Formen und Bräuche in der evang.-luth. Landeskirche. Zöblitz 1887.

Alphabetisches Register.

Die Ziffern bedeuten die Seitenzahlen.

Abendmahl 198.
Aberglaube 27, 58, 150, 336 f.
Ablaß 49, 71, 76, 80, 87 ff.
Ackermann 410.
Adalbert v. Magdeburg 14.
Adam v. Bremen 27.
Adela 31.
Adelung 361.
Adiaphoristischer Streit 156.
Adolf v. Merseburg 91.
Adolf v. Nassau 32.
Adorf 37, 73, 168.
Agende 144, 347.
Agnes 113.
Agricola 92, 133, 156.
Ahlfeld 385, 410.
Aico s. Eido.
Albani 281.
Albert, König 417, 419, 421.
Alberti 217, 220, 222.
Albinus 118, 119, 120.
Albrecht der Beherzte 69, 71, 73, 75.
Albrecht der Stolze 30 f.
Albrecht I., Bischof 33.
Albrecht II., Bischof 34, 41.
Albrecht I., Kaiser 32.
Albrecht II., Markgraf 31, 57.
Albrecht III. 34.
Albrecht v. Bayern 261 f.
Albrecht v. Mainz 87, 111 f.
Albrecht v. Sachsen-Weißenfels 265.
Aldenberg 20, 21.
Alesius 123, 134, 141.
Alexander IV. 32.
Alexander V. 61.
Alexander VI. 124.
Alkuin 21.
Altenberg 98.
Altenburg 8, 66, 73, 82, 90, 98, 239 ff.
Altenkirchen 9.
v. Altenstein 95.
Altzelle 30, 33, 34, 36, 37, 38, 43, 48, 52, 54, 56, 64, 76, 82, 128, 136, 141.
Alveld 93, 103, 125.
Am Ende 337.
Ammon 369 ff., 387.
Amsdorf 92, 126, 148.
Andreae 160.
Anger 403.
Anna 155, 159 f.
Anna Sophie 216, 271 ff., 279 ff., 309.
Annaberg 37, 70, 77, 88, 97, 98, 104, 124, 128, 171 f., 188, 236, 321, 395 f., 398.
Anno 17.
Antinomistischer Streit 156.
Anton 217 ff., 257.
Anton, König 395.
Antoniter 37, 43.
Apel 91.
Apostolische Gemeinden 411.

Armenpflege 43 ff.
Arno 8.
Arnold 21.
Arnold, Gottfried 236 f., 257, 290.
Arnold, Prediger 129.
Auerbach 66.
Aufklärung 332 ff.
Auftrag in Evangelicis 309 f., 375.
Augsburg 100.
Augsburger Religionsfriede 116. 153.
August 119, 121, 152 ff., 157 ff., 186, 208, 261 ff.
August der Starke 177, 271 ff., 279 ff., 290 ff., 298 ff., 308 ff., 317 ff., 324 ff., 326 ff
August III. 279 ff., 298 ff., 308 ff., 317 ff., 324 ff., 326 ff.
August, Herzog 203.
Auguſtiner 36 f., 84 ff.
Avenarius 195.

Bach 199.
Bachmann 103, 125.
Bähr 326.
Bahrdt, K. F. 335.
Bahrdt, Superintendent 338 f.
Balduin 197.
Bamberg 41.
Baner 169.
Bann 50, 93.
Baptiſten 411.
Barbara 101.
Bauer 386.
Bauernkrieg 96.
Baur 403, 410.
Bauſe 361.
Bautzen 37, 42, 44, 46, 75, 122, 129, 260 f., 359, 408.
Beghinen 44.
Beichling 177.
Beierfeld 49.
Bekenntnisverpflichtung 142, 346.
Benedikt VII. 24.
Benediktiner 10, 15, 16, 20, 21, 36 f.
Benno 17 ff., 24, 34, 76, 77, 103, 104, 110, 124 ff.
Berlepſch 95.
Bernd 242 f., 254 f.
Bernhard 34, 44.
Bernhard v. Weimar 204.
Bernhardi 97.
Bernſtadt 129, 261.
Bero 21.
Berthelsdorf 232 ff., 257.
v. Beuſt, 379, 398.
Bibel 77, 102, 103, 145, 201, 386.
Bibelgeſellſchaft 386, 405.
Bielbog 5.
Bieleboh 6.
Bilderſturm 95.
Biſchofswerda 42, 76, 188, 335.
Bleſanus 136.
Bluhme 164 ff.
Blum 397.
Bog 5.
Böhme 197.
Böhmiſch-mähriſche Brüder 232.
Boldenhagen 60.
Boleslaw Chrabry 12, 16.
Bonifatius 4, 7, 10.
Bonifaz VIII. 55, 74.
Bonifaz IX. 41, 52.
v. Bora, Katharina 98.
Boritz 9.
Borna 14, 95.
Borner 134, 141, 148.
Börner 221.
Borromäerinnen 414.
Boſau 10, 15, 21, 33, 54.
Boſe 71.
Boſel 6.
Boſo 10, 13 ff.
Boſſeck 340.
Böttger 326.
Böttger, Pfarrer 385.
Brandenburg 41.
Brandis 14.
Breitenfeld 168, 169.
Brieger 403.
Brießnitz 8, 9.
Brück 100, 133.
Brückner 386, 402.
Brüdergemeinde ſ. Zinzendorf.
Bruderſchaften 44, 47.
v. Brühl 308, 323, 325, 326 ff, 356.
v. Brühl, Moritz 344.
Bruno I. 16.
Bruno II. 34, 46.
Brunonen 13.
Buchdrucker 82, 86, 149.
Buchholz 98, 125.
Buchwald 404.
Bugenhagen 126, 132, 143.
Buhl 403.
Burchard 15.
Burchard v. Halberſtadt 18.
Bürgel 21.
Burgſcheidungen 4.
v. Burgsdorff 357, 365, 368, 379.
Burgwarten 9.
Burſcher 340 f., 372.

v. d. Busche 69.
Bußtage 199 f., 348 f.
Butini 177.
Butterbriefe 48.

Cabrit 177.
Calov 178.
Camerarius 63, 123, 134, 148, 179.
Canaletto 326.
Canisius 261 f.
Capistrano 69.
v. Carlowitz 63.
v. Carlowitz, Georg Christoph 108, 119. 149.
Carola 417 f.
Carpzov, Theologenfamilie 180, 183 f., 185, 195, 197, 198, 202, 217, 219 f., 222 ff., 274, 279.
Cellarius 92, 109, 122.
Celtes 63, 82.
Cistercienser 30, 36.
Ciza 5.
Chemnitz 21, 36, 37, 42, 47, 55, 64, 69, 76, 82, 88, 104, 128, 141, 169, 171, 188, 196, 319, 395, 398, 411.
Chemnitz, Martin 160.
Chiaveri 302, 326.
Christian I. 162 f. 201. 202 ff.
Christian II. 163 f., 181, 202 f.
Christian, Herzog 203.
Christian August 265 ff., 271 ff., 279 ff., 290 ff., 298 ff.
Christiane Eberhardine 216, 271 ff., 279 ff., 309.
Christianisierung 4 ff., 7 ff.,
Chrosner 102, 103.
Chyträus 160.
Clausnitzer 199.
Clemens III. 18.
Clemens VI. 41.
Clemens XI. 269, 277 f., 279.
Clemens XII. 303.
Clemens XIV, 358.
Clemens Wenceslaus 357.
Cober 239 ff.
Cochläus 103, 136, 140.
Cölestiner 37.
Cölibat 95, 138 f.
Colmnitz 26.
Corpus evangelicorum 185, 309, 357.
Cosel 129.
Cossebaude 9.
Courteil 177.
Crakau 158 f.
Cramer, Andr. 350.
Cramer, Prof. 374.
Crasselius 199.
v. Creutz 110, 140.
Crimmitschau 37, 66, 411, 415.
Cruciger 63, 92, 108, 122, 126, 140 f., 144, 148.
Cruciger d. j. 158 f.
Crusius 339 f., 361.
Cuno 70.
Czernebog 5.
Czersky 397.
Czorneboh 6.

Dahlen 66, 398.
Daleminzier 5, 8, 12.
Darbysten 411.
Davia 370.
David 232.
Dedi 29.
Dedo 29.
Dedo, Konrads Bruder 22, 30.
Dedo der Feiste 27.
Delitzsch, Franz 381, 383, 387, 402.
Deuben 415.
Deutschherren 37, 38, 82.
Deutschkatholizismus 397 f.
Deutschmann 178, 223.
Deutschneudorf 176.
Deyling 180, 243, 255.
Diakonissenhaus 390 f.
Dibelius 404, 405, 406, 410.
Didymus 97, 98.
Dietmann 194 f.
Dietrich 71.
Dietrich I. v. Meißen 16, 17.
Dietrich II. v. Meißen 34.
Dietrich IV. Bischof 79.
Dietrich I. v. Naumburg 31, 35.
Dietrich II. v. Naumburg 35, 41.
Dietrich I. v. Wettin 29.
Dietrich II. v. Wettin 13, 28.
Dietrich der Bedrängte 31, 44, 57.
Diezmann 32.
Dinglinger 326.
Dinter 334, 361.
Diöcesanversammlungen 379, 409.
Dippoldiswalde 42, 66.
Disputation 91, 371 f.
Döbeln 37, 42, 44, 47, 66, 71, 169, 320.
Dobrilugk 36, 188.
Dohna 164 ff.
Dominikaner 36 f., 62, 87 u. ö.
Domkapitel 16, 42, 46.
Donatus 12, 15, 17, 34.

Dornburg 7.
Dörschnitz 37.
Doxan 292.
Dränsdorf 64.
Dräseke 389.
v. Drazov 171.
Dreißigjähriger Krieg 166 ff.
Dresde 337.
Dresden 9, 31, 37, 42, 44, 45, 48. 51, 53, 54, 59, 66, 68, 69, 71, 78, 82, 83, 84 ff., 88, 102 ff., 109 ff., 120, 121, 122, 128, 159, 171, 176, 181 ff., 186 ff., 188, 198, 214 ff., 229 ff., 240 ff., 261 ff., 265 ff., 271 ff., 279 ff., 298 ff., 308 ff., 320 ff., 327 ff., 335 ff., 355 ff., 359 ff., 363 ff., 379 ff., 384 ff., 392 ff., 404 ff., 407 ff., 410 ff.
Düben 42.
Dunkelmänner 90.
Dungersheim 63, 91, 140.
Dürrweitzschen 17.

Eber 141, 157 f., 178.
Eberhard 109.
Ebersdorf 42, 49.
Eberstein 9.
Eck 90 ff.
Eckard I. 12.
Eckard II. 12, 13.
Eckardinger 12.
Eckart 22.
Eckbert I. 13.
Eckbert II. 13.
Eckstein 410.
Edelmann 334.
v. Egidy 403.
Ehrlich 258.
Eibenstock 175.
Eicha 37, 44, 49, 104.
Eido I. 10, 16, 23, 27.
Eido II. 16.
Eilenburg 26, 97, 199.
Eilward 16.
v. Einsiedel 104, 379.
v. Einsiedel, Hildebrand 120.
v. Einsiedel, Detlev 369 f., 371, 379, 380, 382, 386, 390, 398.
Eisenberg 104 f., 109, 128.
Elisabeth Charlotte 286 f., 289.
Elisabeth v. Arnshaugk 32.
Elisabeth v. Thüringen 43.
Elisabethinerinnen 414 f.
Elstra 129.
Emmeram 10.
Emser 63, 86, 93, 103, 125.
Engelhardt 35.
Engelhaus 82.
Engelschall 283, 314.
Elterlein 66.
Episkopalsystem 185.
Eppo 18, 35.
Erfurt 7, 32, 58, 101.
Ernesti 338 ff., 361.
Ernst 71, 73, 75.
Ernst der Fromme 204.
Evangelischer Bund 405.
Exkommunikation s. Bann.
Exorcismus 163, 258, 348.
Exulanten 170 ff., 319 ff.

v. Fabrice 416.
Fachs 134, 136.
v. Falkenstein 410.
v. Feilitzsch 90.
Felix 18.
Felix V. 75.
Feller 219.
Ferdinand II. 167.
Ferdinand III. 172 ff., 263.
Feustking 281 f., 313.
Fichte 333, 361.
Flacius 148, 157.
Flagellanten 39.
Fleck 374, 385.
Fleming 199.
Flemming 272 f.
Fluchformular 294 ff.
Francke, A. G. 228 f.
Francke, A. H., 217 ff., 227 ff., 296.
Francke, Hofpr. 385.
Frank 381.
Frankenberg 47, 320, 411.
Frankenhausen 37, 96.
Franz 405.
Franziskaner 36 u. ö.
Freiberg 37, 42, 44, 49, 54, 55, 56, 69, 71, 73, 74, 77, 78, 82, 83, 88, 106 ff, 111, 120, 123, 131, 153, 169, 171, 188, 190, 319, 321, 395.
Freikirche 411.
Freimaurer 335 f.
Friedberg 410.
v. Friesen 248, 256, 410.
Frenzel 202.
Freystein, 248, 257.
Fricke 403, 405, 406, 410.
Friedrich 64.
Friedrich, der dumme Prinz 105.
Friedrich II. von Gotha 310.

Friedrich III., Kaiser 73.
Friedrich V. 167.
Friedrich August der Gerechte 357 ff., 359 ff., 392 ff.
Friedrich August II. 394 ff., 417.
Friedrich Barbarossa 30, 34.
Friedrich der Große 337.
Friedrich der Ernsthafte 32.
Friedrich der Freidige 32.
Friedrich der Sanftmütige 66, 72, 75.
Friedrich der Streitbare 33, 41, 60, 63, 65, 72, 81.
Friedrich der Strenge 33, 59.
Friedrich der Weise 74, 77, 87 ff., 93 ff.
Friedrich Christian 356.
Friedrich Heinrich 266, 297.
Friedrich Wilhelm von Weimar 163 f.
Friedrich Wilhelm III. 333.
Friesner 83.
Fröhlich 390 ff.
Frommel 381.
Fueß 110.
Fürstenberg 299.

Gallas 168.
Gallus 7.
Garth 203.
Gautzsch 14.
Gegenreformation 260 ff.
Geier 180, 184.
Geistliche Spiele 32. 78, 146.
Geistlicher Stand 23 ff., 46 ff., 76 ff.
Geißler 39.
Geithain 47.
Gebauer 398.
Gellert 342 ff., 348, 361.
Gelöbnisformel 142.
Generalartikel 154.
Gerber 224, 248 ff., 257 ff., 387.
v. Gerber 410, 414.
Georg, Prinz 414, 417.
Georg der Bärtige 63, 68, 74, 75 f., 81, 85 ff., 98, 101 ff., 106 ff., 112, 124 f.
Georg von Anhalt 92, 126, 135.
Gerhard 197.
Gerhardt 199.
Geringswalde 37, 55, 71.
Gera 10.
Gero II. 16.
v. Gersdorf 130.
v. Gersdorf, Katharina 229, 257.
Gerung 33.
Geßler 362.
Gichtelianer 231.
Girardet 396.
Gisiler 14.
Glashütte 95.
v. Glaubitz 129.
Glauchau 47, 66, 189, 380 f., 408, 415.
Gleich 313.
Glockengießer 82.
Glomaci 5, 6.
Gnandstein 37, 120.
Göda 9, 51.
Godebold 21, 33.
Goethe 339, 343 f., 349, 361.
Goldhorn 339, 385.
Goldne Rose 73, 90.
Goldstein 133.
Görlitz 17, 42, 75, 129.
Goseck 7, 54.
Götterfelsen 6.
Gotteskasten 405.
Gottsched 256, 361.
Götze 304.
Graue Schwestern 414, 415.
Gregor VII. 13, 18, 24.
Greser 111, 118, 122, 155.
Griechisch-Katholische 393.
Grimma 14, 36, 37, 66, 69, 88, 93, 98, 113, 120, 128, 320 f., 395.
Grohmann 195.
Groitzsch 20, 21.
Großenhain 37, 42, 128, 170, 188.
Großjena 7.
Großmann 374, 378, 385, 388 ff.
Gruber 305.
Grün 411.
Grünberg 37.
Grünhain 36, 37, 49, 66, 96, 104, 128.
Guarini 302, 327.
Guericke 381.
Gundermann 162 f.
Gundorf 14.
Günther 12.
Günther, Bischof 35.
Gustav Adolf 118, 167 f.
Gustav-Adolf-Verein 388 ff, 398, 404.
Guthe 403.
v. Gutschmid 357.

Haberkorn 410.
Habermann 195.
Hadrian VI. 125.
Hahn 306 f.
Hahn, August 371 f., 374.
Hähnel 399.
Hänel 378.
Hainichen 342.

Hallard 230, 257.
Halle 226 ff.
Hamneken 223.
Harig 406.
Harleß 381 f., 386.
Harms 370.
Harnack 403.
Hauck 403.
Haupt 399.
Harder 162.
Hartenstein 199.
Hartwig 21.
Hase 195.
Hase, K. 272, 374, 399.
Hasse 326.
v. Haugwitz 129.
Hausmann 97, 123.
Havelberg 41.
Hedwig von Brandenburg 30.
Heidenreich s. Heydenreich.
Heidentum 1 ff., 23, 46, 79 ff.
Heiligenkultus 23, 24, 48, 50, 71, 77, 80, 124.
Heiligenkreuz 71.
Heilsarmee 411.
Heimburg 69.
Heinicke 362.
Heinrich I., Markgraf 20, 29.
Heinrich II, Markgraf 29.
Heinrich I. 8, 10, 13, 15.
Heinrich II. 12, 15, 24, 27.
Heinrich IV. 13, 17, 18, 23, 27.
Heinrich VI. 38.
Heinrich, Bischof 34.
Heinrich der Erlauchte 31, 43, 45, 55, 57, 58, 59.
Heinrich der Fromme 74, 106 ff, 140 f., 144.
Heinrich von Freiberg 56.
Heinrich von Meißen 56.
Heinrich von Mügeln 82.
Heinrich Raspe 31.
Heinrich von Schleinitz 47.
Helding 126,
Hennig 91.
Heinrich, Vogt 73.
Heinrici 403.
Hengstenberg 380, 402.
Hermann, Landgraf 31.
Hermann, Markgraf 12.
Hermann, Oberhofprediger 337.
Herminold 22.
Hermunduren 4.
Herrgott 103.
Herrnhut 232 ff.
Herrmann 399.
Herrnschmidt 227.
Hertwicius 171.
Hertz, 357 ff.
Herwich 21.
Herzberg 97.
Heubner 373 f.
Heubner, Stadtrat 410.
Heveller 8.
Heydenreich 92, 129.
Heymann 390.
Heyne 361.
v. Heynitz 379.
Hickmann 405.
Hilarius 128.
Hildeward 15.
Hilscher 230 f.
Hirt 377.
Höe von Hohenegg 170, 182 f., 197.
Hoffmann 405.
Hofmann s. Johann IV.
Hofmann, Prof. 403.
Hohenburg 18.
Hohenstein 42.
Hohenthal 379, 386.
Hölemann 403.
Holk 168.
Höhne 404.
Holzhausen 104.
Honorius II. 22.
Höpfner 374.
Hospize 43.
Hubertusburg 358, 360.
Hugbert 16.
Hugenotten 176 f.
Hugo 15.
Hülsemann 180.
v. Hund 336.
Hunfried 15.
Hunnius 178.
Hus 63 ff., 65 ff., 77.
Hussiten 65 ff.
Hutten 178.

Jahna 8, 9, 10.
Jakobus 20, 105.
Jaspis 380.
Jean Paul 362.
Jena 295.
Jesuiten 260 ff.; 265 ff., 271 ff., 279 ff., 290 ff., 298 ff., 315, 327 f., 356 ff., 396, 415 f.
Ilberg 410.
Illgen 374.
Immisch 410.
Infirmarie 43.

Innocenz III. 74.
Innocenz IV. 32, 56.
Innocenz XII. 268.
Institutum Judaicum 388.
Interdikt 50 f.
Interim 115, 156 f.
Investitur 23 f.
Johann, König 395, 417.
Johann XIII. 15.
Johann I., Bischof 34, 46, 47.
Johann II., Bischof 34.
Johann III., Bischof 35.
Johann IV., Bischof 60, 71, 78.
Johann V., Bischof 79.
Johann VI., Bischof 44, 70, 79.
Johann VII., Bischof 127.
Johann VIII., Bischof 108, 127.
Johann IX., Bischof 127.
Johann III. v. Naumburg 79.
Johann v. Miltitz 57.
Johann d. Beständige 93 ff., 98 ff., 120.
Johann Friedrich 100 ff., 108, 109, 113 ff., 120, 126, 131 ff.
Johann Georg I. 126, 167 ff., 171 ff., 182, 196, 200, 203, 261 f.
Johann Georg II., 176, 183, 200, 201, 203 f., 263 f.
Johann Georg III. 204 f., 210, ff, 264, 268 f., 272.
Johann Georg. IV. 204 f., 224, 272.
Johann Georg v. Weißenfels 310.
Johanngeorgenstadt 172 ff.
Johanniter 37.
Jonas 108, 110, 123, 126, 133, 138, 140, 144.
Josef II. 357.
Josef Friedrich 265.
Juden 45, 54, 319, 487 f., 410.
Judenmission 387 f., 405.
Judith v. Groitzsch 26.
Jüngling 295, 297.
Jüterbogk 89.
Jutrebog 5.

Kademann 163.
Kajetan 90.
Kahla 7.
Kähler 371.
Kahnis 402.
Kaiser 406.
Kaland 47.
Kalbe 70.
Kalender 205.
Kamburg 8.
Kamenz 9, 37, 42, 129, 354, 396.
Karl d. Große 7, 10.
Karl v. Kurland 337.
Karl V. 100, 114 ff., 118, 135.
Karl VI. 269.
Karl XII. 300, 310, 327.
Karl August 360.
Karl Ernst 265.
Karlstadt 90 ff., 95, 148.
Karthäuser 37.
Kaspar v. Schönberg 71, 79.
Katechismus 145, 199, 212 f.
Katharina v. Mecklenburg 107, 154.
Katzer 404.
Käuffer 388 ff.
v. Kauffungen, Kunz 73.
Keil 373.
Kemberg 97.
Kemnitz 257.
Keymann 199.
Khattmann 260.
Khogler 285.
Kilian 7, 10.
Kindervater 350.
Kinsky 171.
Kirchenbücher 146.
Kircheninspektion 137, 409.
Kirchenlied 52, 64, 146, 199, 347 f., 406.
Kirchenordnung 154.
Kirchenrat 187.
Kirchenstrafen 50.
Kirchenvisitationen 71, 99, 102, 109 ff., 130 ff., 138 f., 154, 392.
Kirchenvorstand 379, 408.
Kirn 403.
v. Kitscher 110.
Kittel 403.
Kitzscher 334.
Klaffenbach 8.
Klarissinnen 37.
Klausing 180, 221, 255.
Klesel 262.
Klöden 42.
Klöster 20, 25, 35 ff., 47, 71, 102, 111, 127.
Kloster Buch 36, 76.
Klösterlein-Zelle 36, 96.
v. Köckeritz 66, 123.
Kohlschütter 385, 405, 410.
Kohren 14.
Kolditz 16, 47, 66, 124, 169, 188.
Kollegialsystem 185.
Kollegiatstifter 21, 42.
Kollegium philobiblikum 217.
Kolloquium 192.
Kolumba 8.
Kommerstedt 108, 113, 121.

Konferenzen 403 f.
Konfirmation 258.
Königsbrück 129.
Königstein 37, 103.
Konkordienformel 160 f.
v. Könneritz 410.
Konrad I., Bischof 34.
Konrad II., Bischof 34, 49. 76.
Konrad II., Kaiser 11, 12.
Konrad III., Kaiser 30.
Konrad v. Wettin 22, 29 f.
Konsistorien 132 ff., 185 ff., 375 ff., 407 ff.
Konstantia 58.
Körner 160.
Körner, Christ. Gottfr. 361.
Körner, Sup. 339, 340 f., 348.
Körner, Theodor 399.
Kos 283, 286.
Kötzschenbroda 47, 66, 170.
Krafto 16, 17.
Kranach 93, 149.
Krankenpflege 43 ff.
Krell 162 ff.
Kreuzzüge 30, 34, 39.
Kröber 407.
Krubsacius 361.
Krug 334, 371, 386, 394.
Küchler 129.
Küchler, Professor 385.
Kühnöl 341.
Kühren 34.
Kultusministerium 376.
Kummer 385.
Kuntze 410.

Lambert 17, 27.
Lange, Mönch 21.
Lange 226.
Lauban 51.
Lausigk 36.
Lausitz 5, 37, 41, 66, 167 ff., 260, 395.
Lauterbach 123.
Lauterberg 22, 36, 54.
Lebus 41.
Lechler 403, 410.
Leibnitz 205, 246, 251.
Leipzig 9, 14, 26, 36, 37, 39, 44, 54, 55, 60, 66, 68, 69, 70, 71, 75, 82, 83, 87, 88 ff., 91 ff., 102, 103 ff., 108 ff.. 113, 120, 122 f., 128, 134, 140 f., 146, 167 f., 176 ff., 179 ff., 182, 189, 199, 217 ff., 222 ff., 240, 251 ff., 293, 301, 320 f., 333 ff., 338 ff., 342 ff., 358, 369 ff., 376 ff., 381, 385 ff., 404 ff., 415.
v. Leipziger 390.
Leisentritt 129, 260.
Leisnig 9, 20, 42, 47, 98, 120, 169, 188.
Leo X. 87.
Leo XII. 394.
Leo XIII. 416.
Leonhardi 387.
Leopold I. 269.
Lessing 333, 337, 345, 361.
Lessing, Pfarrer 354.
Leuben 17.
Leuchtenburg 8.
Leyser I. 162, 181 f., 190.
Leyser II. 180, 197.
Leyser III. 224.
Lichtenburg 44, 279, 281 f.
Liebesthätigkeit 43 ff.
Liebner 386, 401 f.
Linck 88, 98, 124.
Lindenau 108, 109, 122.
v. Lindenau 376, 378.
Lindner 149.
Liscovius 199.
Liturgie 24, 144.
Löbau 7, 42, 129, 415.
Lobdaburg 8.
Löber 381, 404.
Löber, Anhänger Stephans 383 f.
Löbtau 17.
Lockwitz 248.
Löffler 351.
Lommatzsch 6, 8, 26, 42.
Löscher, Kaspar 179.
Löscher, V. E. 193, 195, 221, 224 ff., 230 ff., 243 f., 245, 253 f., 281, 285, 304 ff., 313 ff., 320 ff., 329 ff.
Lößnitz 47.
Lothar 30.
Lotze 399.
Lucius 198.
Lucius, Demoiselle 344.
Lucius, Oberhofprediger 211.
Ludger 54.
Ludwig der Deutsche 8.
Ludwig XIV. 271 f., 286.
Ludwig, Erzbischof 57.
Ludwig Anton, Pfalzgraf 267.
Ludwig, Johann, 129.
Luitgard 22, 27.
Luthardt 402, 406, 407, 410.
Luther 67, 68, 70, 83, 84 ff., 94 ff., 101 ff., 106 ff., 111 ff., 120 f., 122., 125, 126, 131 ff., 141 ff., 150, 155, 156 ff.
Lützen 168.

Magdalenerinnen 37, 71.
Magdalene Sibylle 168.
Magdeborn 14.
Magdeburg 13, 14, 15, 41, 68, 113, 168.
Mainz 41.
Major 148, 158f., 178.
Majoristischer Streit 157.
Malteser 37
Manitius 195.
Margarete v. Hohenstaufen 31f.
Maria Amalie 290ff.
Maria Amalie Auguste 357.
Maria Antonie 356.
Maria Josefa 289, 301ff., 356f.
Marie Eleonore 168.
Marienberg 395, 398.
Marienei 49.
Marienknechte 37.
Marienthal 37, 129, 260f.
Marienstern 37, 129, 260f.
Markgrafen 9f., 11ff., 26, 29ff.
Marperger 254, 257.
Martin 34.
Martin V. 75.
Masius 337.
Matheſius 124, 149
Mathilde 22.
Mathilde, Prinzeß 418.
Matthias 167.
Mattielli 326
Mauermann 394ff.
Max 418f.
Mayer 184.
Meier 404, 406.
Meinher 22, 27.
Meinhold 410.
Meisner 197.
Meißen 8, 9, 10, 11, 12. 13ff., 15f., 17f., 26, 31, 32, 33ff., 36, 37, 40, 41, 42, 44, 48, 52, 54, 55, 56, 70, 71, 73ff., 76f., 78, 83, 88, 93, 108, 113, 124, 127, 128, 136, 150, 167, 188, 198, 208, 319ff., 359. 376, 395.
Meißner 380.
Melanchthon 91, 99, 100, 108, 109, 111, 120, 122f., 126, 131ff., 142, 148, 156ff.
Melodius ſ. Bernd.
Melzer 70, 79.
Mengs 326.
Menius 123, 144.
Mentzer 257.
Merſeburg 8, 9, 10, 11, 13ff., 21, 26, 35, 41, 43, 71, 91, 93, 126, 135, 167, 227.
Methodiſten 411.
v. Metzſch 120.
Meurer 380, 386.
Meyer 404, 405, 406, 410.
Miesco 12.
v. Miltitz 279, 282f.
v. Miltitz, Karl 89ff.
Milzener 5, 8, 9, 12.
Minneſang 55.
Minuzzi 261.
Mirabeau 360.
Mirus 162f.
Miſeco 16.
Miſſion, äußere 244ff., 386f., 405.
Miſſion, innere 390f., 404.
Miſſionsverfahren 11.
Mittweida 44, 47, 104.
Mochau 9, 17.
Monner 133.
Morana 6.
Moritz 107, 111ff., 121, 122, 126ff., 133ff., 147ff.
Moritz v. Sachſen-Zeitz 203, 265f.
Moritz Adolf 297f.
Moritz Wilhelm 265ff., 272, 290ff.
Moritzburg 290.
Mormonen 411.
Morus 339f.
Moſellanus 92.
Moſen 399.
Mügeln 127, 169.
Mühlberg 71, 113.
Mühlmann 199.
Muldenthaler Konferenz 381, 386.
Müller 376.
Münſterberg 60f.
Münſterberg, Karl 129.
Münzer 95ff.
Muſa 141.
Muskulus 63, 124, 160.
Mutzſchen 37.
Mykonius 79, 98, 108, 122, 124, 140, 144.
Myriſch 84.

Napoleon I. 362, 375, 393.
Naumann 136.
Naumann, Fr. 405.
Naumann, Komponiſt 361.
Naumburg 8, 15, 18, 21, 26, 36, 41, 43, 66, 73, 126, 167, 267f., 290ff.
Nazarener 411.
Neitzſchütz 204.
Nerchau 14.
Netzſchkau 188.

Neusalza 176.
Neustadt 79, 190, 291.
Neustädtel 98.
Neuwernsdorf 176.
Neuzelle 36.
Neumann 179.
Niavis 82, 148.
Nicolai 361.
Niederlausitz 12, 42, 75.
Niederlößnitz 391.
Niederneuschönberg 176.
Niedner 195.
Niedner, Prof. 374, 386.
Nikolaus I., Bischof 35.
Nikolaus II. Bischof 127.
Nikolaus V., Papst 69.
Nikolaus v. Lübeck 63.
Nimbschen 37, 98.
Nisan 5. 12.
Nitzsch 337.
Nonnen 37 f.
Nordmark 9.
Nossen 37, 128.

Obergorbitz 404.
Oberlausitz 5, 8, 9, 12, 23, 30, 42, 129, 137, 189 f, 260 ff.
Oberneuschönberg 176.
Oberstrahwalde 359.
Oelsnitz i. E. 415.
Oelsnitz i. V. 37, 66, 73, 120, 146, 190, 192, 321, 415.
Oeser 361.
Olearius, Theologenfamilie 195, 219 ff.
Ordination 142.
Orlamünde 7.
Oschatz 37, 42, 47, 66, 69, 83, 120, 188, 398.
Osiandrischer Streit 156.
v. Ossa 149.
Ostritz 261.
Ostmark 9.
Otterwisch 199.
Otto 404.
Otto der Erlauchte 8.
Otto I. 8, 10, 13, 15.
Otto II. 15, 16.
Otto III. 12, 15, 27.
Otto, Markgraf 13.
Otto der Reiche 30.
Oybin 37.

v. Pack 100, 140.
Panitzsch 237 ff.
Pank 404, 405, 406, 410.
Passauer Vertrag 116.
Pegau 10, 14, 20 f., 25, 26, 36, 38, 48, 52, 54, 57, 64, 110, 127, 141, 296 f.
Pegauer Mönch 27, 47.
Penig 14, 49, 110, 398, 415.
Perikopenbuch 347, 406.
Perun 6.
Pesterwitz 9.
Peter v. Dresden 64 f.
Petersberg 21, 25, 30, 56, 71, 141.
Petersen 296.
Peucer 158 ff.
Pezel 158 f.
Pfaff 185.
Pfaffendorf 177.
Pfeffinger 108, 122 f., 134, 141, 157, 158, 179.
Pfeiffer 221, 255.
Pfennig 70.
Pfotenhauer 410.
Pforta 21, 30, 36, 54, 113.
v. Pflug 66.
v. Pflug, Julius 126.
Philadelphia 411.
Philipp v. Hessen 113.
Philipp v. Naumburg 126.
Philippisten 157 ff., 162 ff.
Pierius 162 ff.
Pietismus 209 ff.
Pillnitz 359.
Pipping 224, 257, 282, 313, 315.
Pirna 37, 40, 42, 44, 66, 83, 88, 120, 123, 128, 141, 149, 169, 171, 188, 192, 395.
Pistorius v. Westerburg 140.
Planitz 411.
Platner 334.
Platten 172 ff.
Plauen 9, 10, 37, 44, 47, 66, 73, 82, 98, 120, 149, 182, 190, 192, 267, 291, 295, 321, 415.
v. Plettenberg 266.
Plutschau 247.
Plymouth-Brüder 411.
Pödelwitz 350.
Pöhlda 14.
Polen 12, 271 ff.
Poliander 92.
Pollich 93.
v. Ponickau 261.
Pöppelmann 326.
Poppo 8.
Portitz 49.
Pöschel 383.
Posener Friede 375, 392.

Pötzscha 14.
Prag 41, 60, 65.
Prager Friede 169.
Predigt 24, 85, 143, 197 f., 212, 257, 350 ff., 363 ff., 406.
Predigerkollegien 217.
Prettin 43.
Pretzsch 279 ff.
Preuß 110.
Prierias 90.
Pripegala 5.
Prinzenraub 73.
Proles 63, 68, 71.
Propaganda 260 ff.
Protestantenverein 403.
Protestation 100.
Pufendorf 185, 205.
Pulsnitz 129, 247.

Quenstedt 178 f.
Quirsfeld 257.

Radeberg 42.
Radeburg 37.
Radegast 5, 6.
Rationalismus 332 ff.
Rauch 128, 134.
Rauh, Georg 92.
Raute 98.
Rebentrost 172.
Rebhun 146, 149, 195.
v. Rechenberg 110.
Rechenberg 214, 220.
Reformierte 153, 170, 319, 379.
Reformationsfest 200 f., 363 ff., 391 f.
Reformkonzilien 70.
Regensburg 41.
Reichenau 396.
Reichenbach 9, 10, 37, 66.
Reiner 16.
Reinhard 341, 347, 361, 363 ff., 368 f., 380.
Religionseid 187 f., 346.
Religionsjubiläen 318.
Religionsversicherungen 309 f, 318.
Reliquien 48, 73, 77, 110, 125.
Rembert 33.
Remse 37.
Restitutionsedikt 167.
Reuß, Gräfin 229.
Richter 399.
Richwin 21, 35.
Riddag 12.
Riesa 21, 36, 37, 42, 71, 128.
Rietschel 399.
Rietschel, Prof. 406.
Rinkart 199.
Ritterorden 37.
Rivius 113, 136, 146, 148, 153.
Rochlitz 9, 14, 26, 77, 124, 159.
v. Rödern 292 ff.
Roger 21.
Röhr 371.
Roller 369 f., 380, 386.
Ronge 397.
Rosenmüller 339, 348, 350, 372, 385.
Roßwein 37, 42, 47.
Roth, Stephan 149.
Roth 106.
Rothe 82.
Rothe, Pfarrer 257.
Rothiborisdorf 17.
Roy 177.
Rüdel 140.
Rudelbach 380 f.
Rudelsburg 8.
Rudolf II. 181, 205.
Rudolf von Planitz 51, 78.
Rudolf von Schwaben 18.
Rudolf Maximilian 265.
Rudolstadt 7.
Rühel 90.
Ruhland 411.
Rüling 406, 410.
Ruprecht 7.

Saaleck 8.
Saalfeld 7, 10, 25.
Sachsen 7 u. ö., 72.
Salerno 281, 285 f., 289.
Salmuth 163 f.
v. Salza 176.
Salzburger Emigranten 319 ff.
Samuel 141.
Sarcerius 63, 124, 146.
Sauer 134, 141.
Sayda 42.
Schade 218.
Scharfenberg 66.
Scheffel 134, 136.
Schein 199.
Schellenberg 104.
Schenk 107, 123, 141.
Scherzer 180.
Scheuffler 405.
Schiller 361, 362.
Schirgiswalde 396.
Schirmeister 141.
Schirmer 199.
Schkölen 26.

Schlegel 195.
Schlegel, J. A. 348.
Schleiermacher 367, 371.
Schlettau 37, 66, 128.
Schmalkaldischer Bund 100, 107, 113.
Schmaltz 394.
Schmeltz 283 f.
Schmeltzer 292 ff.
Schmidt, Pastor 405.
Schmidt, W. 403.
Schmiedewald 128.
Schmölln 21.
Schneeberg 47, 77, 98, 123, 124, 149, 172, 198, 355, 398.
Schneider 395.
Schnorr v. Carolsfeld 399.
Scholastik 63.
v. Schönberg 9, 66, 71, 104, 379.
v. Schönberg, Anton 108
v. Schönberg, Erdmute 344.
v. Schönberg, Kaspar 110.
v. Schönberg, Wolfgang 108.
v. Schönburg 9, 379.
Schönburg, Herrschaft s. Glauchau.
Schrepfer 336 f.
Schröder 136.
Schröckh 337.
Schuhknechte 44.
Schulen 55, 82, 111, 128, 148, 361 f.
Schulze 385.
Schumann 385.
Schuster 361.
Schütz 158 f., 164.
Schütz, Hermann 199, 205.
Schwarzer Tod 40.
Scriver 246.
Sebnitz 42
v. Seckendorf 222, 246, 266.
Seelbäder, -geräte, -messen 44.
Seidel 405.
Seidemann 386.
Seidler 95.
Seitschen 9.
Sekten 410 ff.
Seligmann 220.
Selnecker 123, 159, 160, 162, 179, 199.
Seltenreich 387.
Semper 399.
Separationen 410 ff.
Serviten 37.
Seußlitz 37, 57.
Seydel 224.
v. Seydewitz 410.
Siber 148.
Siebenlehn 37.
Siedel 406.
Siegfried 38 f.
Siegismund, Bischof 57.
Siegismund, Kaiser 65.
Sievershausen 119.
Sifried 54.
Sittlichkeit 28, 57, 138, 150, 206, 324 ff., 400, 420.
Sitzerode 37, 71.
Siva 6.
Sixtus IV. 68, 73, 75.
Sobieski 272.
Sonntag 207.
Sorben 4 ff.
Sornzig 37, 71.
Spalatin 97, 98, 110, 120, 132, 140, 144.
Spangenberg 234 f.
Spener 209 ff., 217 ff., 222 ff., 229 ff., 235 ff., 246, 291.
Speier 99, 100.
Spengler 63.
Spinola 263.
Spiritisten 411.
Staël 362.
St. Afra 188.
Stauchau 37.
Staupitz 85 ff., 94.
Steinbach 163.
Stephan 382 ff.
Stiefel 150.
Stöckhardt 411.
Stollberg 42.
Stößel 158 f.
Stolpen 34, 42, 70, 76, 126, 127.
Storch 95
Streit 410.
Strehla 37, 169.
Strigel 157, 179.
Strigenitz 198, 208.
Stübel 410.
Stübner 95.
Sulze 403, 410.
Superintendenten 137, 191 ff. 377 f.
Supranaturalismus 368.
Swantewit 5.
Synergistischer Streit 157.
Synodalverfassung 378 f., 409 f.

Tautenburg 8.
Teller, Theologenfamilie 195, 257, 333, 338, 350.
Tempelgemeinde 411.
Tempelherren 37.
Territorialsystem 185.
Tetzel 63 ff.

Thalemann 339, 348.
Thamerus 380.
Thamm 97.
Theile 374, 386.
Theiner 277, 299.
Thenius 385.
Theodorich 4.
Theographischer Bruderbund 411.
Thiendorf 411.
Thietmar 6, 13. 15, 23, 24, 27, 35.
Thilo v. Trotha 83.
Thimo 35, 50, 56, 76.
Tholuck 374.
Thomas 10.
Thomasius 185, 205, 251 f., 338.
Thum 199.
Thüringen 4, 21, 31, 37, 40, 41, 73 f., 76, 96, 131.
Tilly 168.
Tischendorf 403.
Tittmann 334, 341, 347, 348, 370, 385.
Tittmann, Prof., 339, 348, 372, 386.
Töllner 237 ff.
Tönnisherren 43.
Tönnisschwein 43.
Torgau 93. 97, 99, 113.
Triglaf 6.
Trotzendorf 92, 148.
Tuch 403.
Tylich 82.
Tzschirner 339, 348, 369 f., 372, 385, 393 f., 399.

Udo I. 35.
Unfehlbarkeitsdogma 412.
Ungarische Exulanten 176.
Ungarn 13.
Universitäten 61 ff., 140, 147 f., 177 ff., 213, 312 f., 337 ff., 385 ff.
Unschuldige Nachrichten 225.
Ureinwohner 4 f.

Vehse 383 f.
Vielau 411.
Vimielle 177.
Visitationen s. Kirchenvisitationen.
v. Vitzthum 410.
Vogel 390.
Vogtland 9, 10, 15, 33, 41. 66, 73, 96, 131, 168, 190.
Volkmarsdorf 177.
Volkold 16.
Vota 299.

Wach 410.
Wagner, Rich. 399.
Wahl 413 f., 415 ff.
Waldenburg 42, 66.
Waldheim 37, 188.
Wallenstein 168.
Walther 150.
Walther, Missionar 248.
Walther, Pfarrer 383.
Waltram 21, 27, 35.
Wantewitz 6.
Wartburg 95.
Watteville 229.
Weber 144.
Weber, Pastor 388.
Weber, Wittenb. Theolog 337.
v. Weber 377, 378.
v. Weber, Karl Maria 399.
Weesenstein 188.
Weida 9, 56, 190, 291 ff.
Weidauer 405.
Weidauer, Synodale 410.
Weigel 196.
Weihbischöfe 46.
Weihnachten 207 f.
Weimar-Orlamünde, Grafen v. 13.
Weinende Rahel 288 f.
Weise 205.
Weißbrodt 103.
Weiße 348.
Weißenberg 129.
Weißenfels 8.
Weißtropp 9.
Weitzschenhain 17.
Weller, Hieronymus 123, 142 f., 146.
Weller, Jakob 175, 183, 197.
v. Weltz, 245 ff.
Wenden 5 u. ö., 129, 202.
Wenigel 98.
Werdau 66.
Wermsdorf 301.
Wernher v. Magdeburg 20.
Wernher v. Merseburg 54.
Wernsdorf 179, 227.
Wernsdorf d. j. 337.
Wernsdorf, Ort 199.
Westfälischer Friede 170.
Wichmann 22, 50.
Widukind 7.
Widukind v. Corvey 27.
Wigand 157.
Wigbert 10, 15.
Wildenauer 97.
Wilhelm, Markgraf 13.
Wilhelm III. 72, 75.
Wilhelm IV. 60.

Willibrord 7, 10.
Willkomm 411.
Wilsdruff 42, 198.
Wimpina 63, 89.
Windolf 21, 26.
Winer 373f., 385, 386 399.
Winfried f. Bonifatius.
Winter 386, 391.
Winter, Lic. 404.
Winzer 207.
Wiprecht v. Groitzsch 20, 26, 27.
v. Wirsing 379.
Wit 6.
Witigo I. 34, 56.
Witigo II. 34, 56.
Wittenberg 72, 77, 84ff., 94ff., 97, 113, 133ff., 150, 177ff, 189, 223ff., 337f., 372ff.
Witzel 103, 140.
Wolf 372, 385, 386.
Wolff 253, 256.
Wolfgang 98.
Wolfram 190.
Wolkenstein 42, 49, 74, 207.
Wöllner 368.
v. Wolzogen 362.
Worms 95, 102.
Wormser Konkordat 24.
Wötzel 337.
Wratislaw 13.
v. Wurmb 341.
Würzburg 41.
Wurzen 9, 14, 21, 26, 42, 70, 126, 169, 189, 376.

Xaver 356f.
Xaverius 356.

Zabel 9, 17.
Zahn 403.
Zarncke 410.
Zehista 188.
v. Zehmen 410.
Zeitz 9, 10, 11, 13ff., 21, 54, 290ff.
Zeuner 110.
v. Zezschwitz 381, 386, 403.
Ziegenbalg 246ff.
Ziegenrück 8.
Ziegler 134, 141.
Zimmermann 389f.
Zinzendorf 227, 229ff., 257, 412.
Zittau 37, 129, 171, 199, 396.
Zollikofer 350.
Zscheila 42, 75.
Zscheile 396.
Zschillen 37, 38, 42, 56.
Zschopau 398.
Zschorna 6.
Zuckelhausen 104.
Zwenkau 14.
Zwickau 9, 15, 21, 26, 37, 47, 55, 73, 77, 95, 97, 120, 123, 146, 148, 149, 169, 190f., 192, 320, 404, 405, 411, 413.

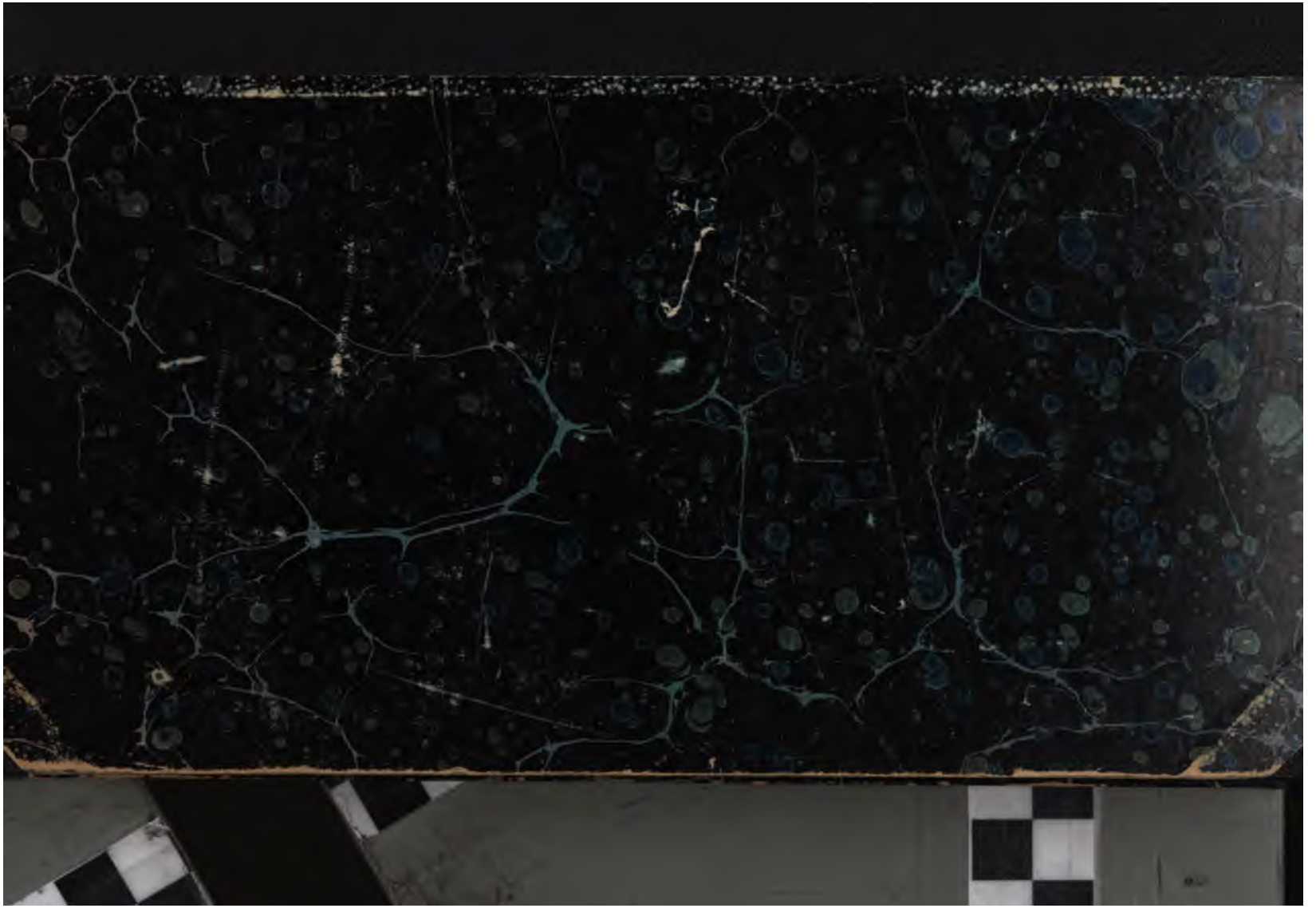
Druck von O. & R. Becker, Dresden.

BR
857
B5

BR 857 .B5
Sachsische Kirchengeschichte.
Stanford University Libraries

3 6105 041 242 921

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

NOV 2 9 1976